Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band L.

(Januar — Februar — März 1887.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, A. Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Jaghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfzigsten Bande (Januar — März 1887).

Seite

(Fortsetzung umstehend.)

Die Unterschrift des Königs.

Genrebild in einem Act

von

Gustav zu Putlitz.

(Aufgeführt zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Königlichen Theaters zu Berlin in der Festvorstellung am 5. December 1886.)

Personen:

Carl Theophilus Döbbelin, Principal des Theaters in der Behrenstraße in Berlin.
Mlle. **Caroline Döbbelin,** seine Tochter.
Fleck, | **Rüthling,** | **Müller,** | **Diestel,** — Schauspieler.
Mad. **Brückner,** | „ **Diestel,** | „ **Baranius,** | Mlle. **Kneisel,** — Schauspielerinnen.
Gaillard, Theaterdiener.
Andere Schauspieler und Schauspielerinnen.
Der Geheime Finanzrath **v. Beyer.**

Ort: Berlin. — Zeit: Der 3. December 1786.

Das Theater stellt vor: Die Bühne des Theaters in der Behrenstraße von der Rückseite. Hintergrund der Vorhang von der Rückseite mit dem leeren Souffleurkasten in der Mitte; die Coulissen von der Rückseite mit dem Beleuchtungsapparat (Oellampen); auf der rechten Seite (immer vom Zuschauer angenommen) mehrere Tische mit Requisiten; auf der linken Seite Kleiderrechen mit Costümen, Waffen u. s. w. in malerischer Unordnung. Auftritte und Abgänge durch die Coulissen. Tagesbeleuchtung, die von oben durch die Soufiten und von beiden Seiten aus den Coulissen fällt.

I. Scene.

Gaillard, der Theaterdiener, beschäftigt, Stühle im Halbkreis zu ordnen. In der Mitte ist, mehrere Stufen hoch, ein kleines Podium aufgeschlagen, wie eine Rednerbühne. Darauf Sessel, über den ein verschossener rother Teppich drapirt ist. Im Verlauf der Scene treten die Schauspieler zu Mehreren oder Einzelnen auf.

Gaillard. Voilà! Die Stühle sind geordnet; der fürstliche Purpurteppich schmückt den Platz des Herrn Principals. Die Löcher, die die Mäuse hinein nagten, habe ich in die Falten geschlagen. Die Herren und die Damen vom Theater sind nach dem Circulare bestellt. Grande émotion! Das war des Fragens und Schönthuns kein Ende. Musjö Gaillard hier und da! Je n'ai fait que hausser les épaules. Das verrathen nix, und lassen Alles fürchten. Sont-ils curieux ces acteurs, et surtout ces charmantes actrices.

Müller (von rechts, wie überhaupt die Schauspieler). Der Erste! Ah, ungerechnet den Musjö Gaillard. Darf ich den Geheimen Rath, Horcher und Zuträger Seiner olympischen Majestät des Herrn Principals fragen, was hier vorgehen soll?

Gaillard (zuckt die Achsel). Der Herr Müller thun mir zu viel Ehre an. Was hilft's, in zwei Sprachen wiedererzählen zu können, wenn man in keiner etwas hört? Ich bin nicht le confident du principal — rien que son serviteur.

Müller. Deutsch, wenn ich bitten darf.

Gaillard. Pardon, Monsieur Mullère! Ich bin von der colonie française und war 21 Jahre lang wegen meiner Fertigkeit in zwei Sprachen Theaterdiener bei dem Königlichen französischen Theater am Gensd'armes-Markt. L'habitude m'est restée. Ich sprechen französisch Alles, ce qui regarde le théâtre und deutsch — wo es sein muß — vous me comprenez — nichts für ungut, Herr Müller. (Herr und Madame Diestel sind inzwischen eingetreten.) Ah, qu'ils étaient polis, ces acteurs français —

Diestel. Weshalb ist Er denn nicht verblieben am Gensd'armes-Markt bei den höflichen comédiens de Sa Majesté le roi und ist zum Theater-Merkur der groben deutschen Schauspieler herabgestiegen?

Gaillard. Ah, der Herr Diestel belieben grausam zu spotten mit einem alten Mann. Sage ich, die Deutschen sind grob, wenn ich erkenne an, daß die Franzosen sind höflich? — Weshalb ich herkam? Der Herr Diestel wissen so gut als ich, daß das französische Comödienhaus seit länger als zwei Jahren leer steht, daß die Truppe mehr und mehr heruntergekommen war und daß unser großer König, S. M. Frédéric II. die Vorstellungen längst nicht mehr der Ehre Seines Besuches würdigten. Ich war nahe daran, de mourir de faim — avec toute la famille.

Mad. Diestel. Deutsch, Mosjö Gaillard.

Gaillard. Madame, la famine gehören zum théâtre, uns was dazu gehören, nenne ich französisch, aus Gewohnheit.

(Die Bühne hat sich gefüllt. Es sind aufgetreten: Mad. Baranius und Mlle. Kneifel. Herr Fleck und Herr Rüthling Arm in Arm.)

Rüthling. Da hat er Recht. Der Hunger nimmt überhand. Seit dem

Todestage unseres großen Königs, seit dem 17. August, hat die Landestrauer unser Comödienhaus geschlossen —

Mlle. **Kneisel.** Und die halben Wochengagen fingen an —

Mad. **Baranius.** Das kann so nicht weiter gehen.

Mlle. **Kneisel.** Wer kann mit 4½ Thaler wöchentlich leben?

Herr **Diestel.** Man behauptet auch, daß die Mamsell Kneiseln nicht damit lebt.

Mlle. **Kneisel** (lachend). Ich habe meine Diamanten ins Leihhaus schicken müssen. (Zu Madame Reinwald, der Darstellerin alter Rollen) Weshalb lacht Sie? Sie muß es ja aus der Minna von Barnhelm wissen, Reinwald: „Wenn wir schön sind, sind wir ungeschmückt am schönsten."

Alle (lachen).

Müller. Hamlet würde sagen: Liebe Kneiseln, sei Sie rein wie frisch gefallener Schnee, die Verleumdung wird Sie doch treffen.

(Andere Schauspieler sind eingetreten.)

Fleck (sieht sich um). Wozu diese Herrichtung? Eine Rednerbühne im Fürstenmantel?

Gaillard (geheimnißvoll). Für den Herrn Principal.

Mad. **Baranius.** Ich sehe ihn schon hinaufsteigen mit seiner Grandezza.

Mad. **Diestel.** Soll endlich ein Stück ausgetheilt werden? Es wäre an der Zeit. Wozu aber diese Stühle?

Rüthling. Vermuthlich für uns arme Acteurs. Um sie uns eventuell vor die Thür zu setzen.

Fleck. Ihr könnt's getroffen haben, Rüthling. Ich habe längst so etwas gefürchtet. Vielleicht will er uns die Entlassung nur in Aussicht stellen, um uns desto billiger wiederzugewinnen. Wären wir nicht in seiner Hand? Wohin sollten wir uns jetzt wenden? Alle halbwegs noblen Truppen sind vollzählig!

Alle (durcheinander). Aus Berlin? Das wäre entsetzlich!

Mad. **Baranius.** Ich gehe nicht aus Berlin, um keinen Preis.

Diestel. Sie wird Ihre Gründe dazu haben, schöne Madame. Meine Frau und mich kümmert Berlin nicht. Wir haben bewiesen, daß unsere Erfolge nicht an den Ort geknüpft sind.

Mad. **Baranius** } (zugleich). Wollte Er damit sagen —
Müller } Soll das etwa heißen —

Fleck (tritt dazwischen). Ruhig, meine werthen Collegen. Eine große Noth droht uns Allen. Wenn sich unsere Gesellschaft auflösen muß, sind die meisten von uns brotlos.

Müller. Das Publicum wird das nicht dulden —

Mlle. **Kneisel.** Die Herren Officiere werden für uns eintreten.

Diestel. Das muß die Mlle. Kneiseln freilich am besten wissen.

Fleck. Ruhe, meine Freunde. Wenn wir zusammenhalten, Einer für Alle — Alle für Einen, sind wir eine Macht. Hören müssen wir den Herrn Principal.

Diestel. Aber auf unserer Hut sein.

Mlle. **Kneisel.** Gaillard spitzt schon die Ohren; der trägt Döbbelin Alles zu.

Mad. **Diestel.** Und da kommt auch die alte Brückner, die geheuchelte Sanft-

muth und die pathetische Mlle. Döbbelin in eigner Person. Alle besten Rollen reißt sie an sich. Wie ich die hasse!

(Mlle. Döbbelin tritt mit Mad. Brückner aus der Couliſſe links. — Mad. Brückner in tiefer Trauer.)

Mad. Diestel (plötzlich umschlagend). Ah, Mama Brücknerin, endlich sieht man Sie wieder, Sie, die wir Alle verehren.

(Die Anderen begrüßen Mad. Brückner.)

Mad. **Brückner.** Schonen Sie meinen Schmerz, mein Wittwenkleid. Noch ist die Wunde zu frisch. (Thränen unterbrechen ihre Stimme.)

Mlle. **Döbbelin.** Fassen Sie sich, theure Freundin!

Mad. **Brückner.** Ich hatte mir zu viel Kraft zugetraut.

(Sinkt in einen Stuhl.)

Mlle. **Kneisel** (bei Seite zu Rüthling). Sie weint immer noch, und ihr Mann ist doch schon sechs Wochen todt.

Mad. **Diestel.** Und unser Liebling, unser Stolz, unsere unvergleichliche Döbbelin. Sie wird uns endlich sagen, was hier vorgehen soll. Wir sind in höchster Spannung. Soll ein neues Stück ausgetheilt werden? Oder was hat der Herr Principal uns zu eröffnen?

Mlle. **Döbbelin.** Mein Vater ist noch nicht aus seinem Zimmer getreten. Ich hörte ihn laut reden.

Diestel. Vielleicht memorirt er eine neue Rolle.

Mlle. **Döbbelin.** Ich fürchte — (sie stockt.)

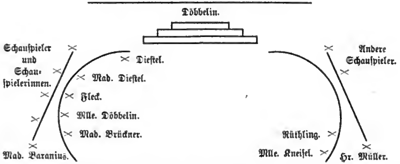
Mad. **Diestel.** Nun, die Mamsell hätte wohl nichts zu fürchten. Die beste Rolle ist ihr ja doch sicher.

Fleck. Der Herr Principal!

(Alle gehen dem aus der Couliſſe links auftretenden Döbbelin entgegen und begrüßen ihn ehrerbietigst und förmlich. Er dankt herablassend.)

Döbbelin (reicht der Mad. Brückner, die sich erheben wollte, die Hand). Bleibe Sie nur sitzen, Brücknerin, und nehmen Sie Alle Platz.

(Während sich die Schauspieler setzen):



Mad. **Baranius** (indem sie sich setzt). Müller, zu unseren Füßen ist noch Platz.

Müller. Verzeihung, schöne Frau. Hier ist ein stärkerer Magnet.
(Setzt sich rechts zu Mamsell Kneisel.)

(Indessen hat sich Mad. Diestel an Döbbelin's Arm gehängt und flüstert ihm kokett zu.)

Mad. Diestel. Mir wird's der Herr Principal verrathen. Bitte, bitte, wie heißt das neue Stück?

Döbbelin (mit abweisender Geberde, macht sich los).

Diestel. Hamlet hat bereits Platz genommen. Ich denke, das neueste Stück heißt die „Mausefalle" — und wir haben schon unsere Rollen.

(Die Schauspieler machen sich aufmerksam mit Verständniß der Anspielung.)

(Döbbelin besteigt die Tribüne, als ob er es überhört hätte.)

(Diestel flüstert es nach allen Seiten weiter.)

Rüthling. Die Mausefalle? Seid auf Eurer Hut.

Döbbelin (auf der Tribüne, nimmt etwas affectirte Stellung an. Mit übertriebenem Pathos): Meine werthen Freunde und theuren Kunstgenossen.

Diestel. Er redet uns Freunde an (leise zu seinem Nachbar). Seid doppelt auf der Hut.

Döbbelin. Unterbrecht mich nicht. Schenkt einem schwer geprüften Mann Gehör. Kummer und Ungemach haben mich gebeugt, aber nicht gebrochen. Ich stehe ein Fels in der Sturmfluth der Leiden. Seid mir gütig in dieser Stunde.

(Er hält ein, wie von Thränen überwältigt.)

Mlle. Kneisel (das Tuch vor den Augen). Er rührt mich. Was ist ihm denn zugestoßen?

Mad. Baranius. Der gute Mann, ich glaube, er weint wirklich.

Rüthling. Begraben laßt uns Cäsar'n, nicht ihn preisen.

Döbbelin (hat sich gefaßt und richtet sich auf). Feuchte Blicke sind auf mich gerichtet. Ich sehe Thränen in schönen Augen, lese Mitgefühl aus allen Mienen.

(Heiterkeit unter den Schauspielern.)

Döbbelin (fährt fort). Aber nicht von mir wollte ich reden. Was ist Carl Theophilus Döbbelin? Ein welkes Blatt am Baum der Schauspielkunst.

Alle (abweisend). Oh! zu viel Bescheidenheit!

Döbbelin. Was ich zu sagen habe, betrifft Euch Alle, Alle, Alle! Aber ich muß zurückgreifen in die Uranfänge deutscher Schauspielkunst, gleichsam in ihre Kinderjahre, ihre Wandergeschicke, ihren Kampf um das Dasein. (Zeichen der Ungeduld unter den Zuhörern.) Es mögen ungefähr zwei Jahrhunderte verrauscht sein im Zeitenstrom deutscher Historie. Lassen Sie uns die ins Auge fassen.

(Größere Unruhe.)

(Die Nachbarn sprechen auf Fleck ein.)

Fleck (steht auf). Geehrter Herr Principal, lasse Er, so ist die allgemeine Meinung, die Historie der Vergangenheit fallen, und fange Er gleich mit der Gegenwart an, die uns Alle beunruhigt.

Die Anderen (zustimmend). Ganz recht! Was hat Er uns zu sagen?

Döbbelin. So zwingt Ihr mich, den Schleier zu reißen von dem Kummer, der Sorge, die seit Wochen meine Seele bedrückt — ein Bild zu zeigen meiner schlaflosen Nächte.

Mad. Diestel (zu Fleck). Sein Kummer langweilt mich.

Mlle. Kneisel (gähnend). Seine Schlaflosigkeit schläfert mich ein. Wecke Er mich, Rüthling, wenn das Lamento vorüber ist.

(Thut, als schliefe sie.)

Fleck. Zur Sache, Herr Principal.

Döbbelin. Ich bin dabei. Ich wollte von der Bedeutung der Schauspielkunst für den Staat reden —

Diestel. Wissen wir Alle.

Mad. Diestel. Oder ist uns ganz einerlei.

Döbbelin. Aber die Landestrauer —

Mad. Diestel. Und die halbe Wochengage. Die Landestrauer ist vorbei — die halbe Wochengage dauert fort.

Döbbelin. Damit hätte ich meine Rede geendet.

Mad. Baranius. Nein! damit muß Er anfangen!

Mehrere Schauspieler. Erst von der Gage — natürlich — das interessirt Alle.

Döbbelin (will von der Estrade steigen, faßt sich aber. Mit erhobener Stimme): Durch sechs Wochen war das Theater geschlossen. Seit vier Wochen spielen wir wieder; aber trotz meiner Bemühungen, trotz Eures Fleißes bleibt das Theater leer. Womit soll ich die Gagen bezahlen?

Diestel. Seine Sache.

Döbbelin. Ich bin ein ruinirter Mann. (Die Schauspieler zeigen ihre Zweifel.) An Eure Einsicht, Eure Anhänglichkeit wende ich mich. Begnügt Euch, mit mir zu theilen, was der Tag bringt.

Diestel. Also da hinaus? Das Theater sind wir!

Döbbelin (wirft sich in die Brust). Das Theater bin ich! Ich löse die Gesellschaft auf! (Große Bewegung.) Ich gehe aus derselben ärmer als Ihr. Da ist meine Garderobe, meine Bibliothek, meine Waffen und Geräthe. Nehmt Alles, verkauft, theilt es. Von Carl Theophilus Döbbelin wird einst die Nachwelt sagen: „Er stand wie Hannibal auf den Trümmern Carthago's — besiegt, aber nicht gebrochen. Sonder Glück, aber nicht sonder Ruhm. Kampf ist Ruhm; Sieg ist Glück."

Mlle. Kneisel. Und Gage ist nothwendig. Was kümmert mich Hekuba?

(Die Schauspieler sind in großer Aufregung aufgestanden, und verhandeln untereinander heftig.)

Diestel. Und damit kommt der Herr uns jetzt? Mitten im Winter, da alle noblen Gesellschaften complett sind?

Rüthling. Deshalb benamst sich das Stück „die Mausefalle"?

Müller. Wir Alle sind Bettler.

Alle (durcheinander). Und durch seine Schuld.

Döbbelin (der die Stufen herunterkommt, aber überschrieen wird, steigt wieder hinauf; mit schauspielerischer Würde): Hört mich! Noch bin ich Euer Principal. Hier stehe ich. Ich bin bereit wie Cäsar, der 23fachen Wunde die Brust zu bieten, aber hört mich erst. Nicht für mich, für Euch durchwachte ich schlaflose Nächte, und Ihr Alle wollt den Brutus an mir spielen?

(Verhüllt das Gesicht.)

Mad. **Baranius.** Mich dauert der Mann. Ich glaube, er weint.

Mlle. **Kneisel.** Ja wahrhaftig, er weint.

Döbbelin. Ihr verzweifelt — ich hoffe noch. Noch denke ich, uns Alle zu retten.

Einige. Jetzt ist's zu spät. Nieder mit Döbbelin!

Andere. Hört ihn wenigstens.

Döbbelin. Eins könnte uns noch helfen. Wir könnten hier in Berlin zusammenbleiben, wir, die wir uns kennen, die wir uns lieben — denn ich liebe Euch — ich gäbe mein Herzblut für Euch hin —

Mad. **Diestel.** Freilich, wenn ich alle meine Rollen wiederbekäme, nicht immer nachstehen müßte hinter Mamsell Döbbelinin —

Döbbelin. Wir könnten unserer theuren Stadt Berlin ein vortreffliches Theater erhalten, denn ich darf es sagen, es ist vortrefflich durch Euch, durch Euch Alle und nicht ich beanspruche den Ruhm —

Alle. Da hat er Recht — aber die Hilfe — woher?

Döbbelin. Ein wohlwollender Fürst, ein kunstliebender König bestieg den Thron seines großen Oheims. Wenn Seine erhabene Majestät den Gnadenblick über uns aufgehen lassen wollte — das Theater wäre gerettet für Berlin — und wir Alle! —

Fleck. Ich habe selbst daran gedacht. Ja, wenn wir einen Fürsprecher hätten —

Diestel. Ja, wer kümmert sich um die Noth armer Künstler?

Döbbelin. Ich! Euer verkannter, Euer gekränkter Principal. Ich habe Schritte gethan. Der Name Döbbelin hat keinen schlechten Klang. Ich habe Connectionen in der Umgebung Seiner Majestät.

Diestel (halb leise zu seinen Nachbarn). Er?

Rüthling. Vielleicht lernte der Leibschneider bei ihm die Flöte.

Döbbelin. Ich habe meine Supplic und Promemoria submissest abgefaßt und allerdevotest eingereicht. Seine Majestät sind nicht abgeneigt —

Müller. Das weiß Er sicher? Hurrah, dann sind wir gerettet.

Mad. **Diestel.** Habe ich es nicht immer gesagt: Unser goldener Principal!

Mad. **Baranius** (zugleich mit Mad. Diestel). Unser bester Freund!

Müller (geht zu Döbbelin, reicht ihm die Hand). Das wird Gott dem Herrn Principal lohnen. (Zu den Anderen.) Hoch unser Retter! Hoch der große Döbbelin!

Alle (sich um Döbbelin drängend). Hoch! hoch!

Döbbelin. Ich danke Euch. Nicht mit Worten, mit Thränen. Das ist zuviel der Ehre! Aber wir sind noch nicht am Ziel —

Einige. Wie?

Rüthling. Ich dachte es wohl, der hinkende Bote würde nachkommen.

Döbbelin. Wir haben noch einen gefährlichen Widersacher im Cabinet Seiner Majestät. Wenn es nicht gelingt, den für unsere Sache zu gewinnen — den Geheimrath von Beyer —

Fleck. Der hat den Knopf auf dem Beutel.

Döbbelin. Aber ich habe meine Wege und gehe jetzt in die Antichambre, wo ich meine Freunde habe. Und wenn Ihr mir vertraut —

Alle. Wir bauen Alle auf unsern Principal.

Döbbelin. In einer Stunde treffen wir uns wieder hier.

(Grüßt herablassend nach allen Seiten und geht ab. Mlle. Döbbelin und Mde. Brückner folgen ihm bis hinter die Coulisse. Die Andern treten vor.)

Diestel. Traut Ihr ihm wirklich?

Fleck. Es wäre nicht klug, ihm jetzt Mißtrauen zu zeigen. Er hat uns in der Hand. Laßt uns berathen, aber nicht hier. Meine Wohnung ist in der Französischen Straße. Da wären wir unbelauscht. Wer mir Vertrauen schenkt, ist eingeladen.

(Ab.)

Mehrere. Fleck soll unser Sprecher sein.

(Folgen.)

Gaillard (tritt vor). Mein Vetter, der Kammerdiener des Herrn von Beyer, hat es mir gesagt: Der Geheime Finanzrath giebt es nie zu, daß auch nur ein Groschen aus dem Trésor für die Comödianten gegeben wird. Wandern müssen sie, wandern zum Thore hinaus von Berlin. Und das geschieht ihnen recht.

(Die Schauspieler sind indessen nach rechts abgegangen. Gaillard folgt.)

II. Scene.

Mlle. Döbbelin und Mad. Brückner (kommen aus der Coulisse links zurück).

Mad. Brückner. Nein, nein, geschätzte Mamsell Döbbelin, verliere Sie kein Wort mehr, es hilft partout nicht. Beschlossene Sache ist's. Selbst, wenn wir Alle hier zusammen bleiben könnten, wie der Herr Papa es in Aussicht stellen, ich betrete die Bühne nicht wieder. Ich kann's nicht. Im ersten Kummer, als unser Herrgott mir meinen alten Brückner genommen hatte, meinte ich, es wäre möglich. Seine stummen Lippen schienen mir zuzuflüstern: Fasse Muth, Trinchen. Bleib bei Deinem Beruf! Das war so im ersten Schmerz, und als ich mir's klar machte, ging's doch nicht. — Vollends heute, was ich eben hörte — Nein! nein!

Mlle. Döbbelin. Ich kann mir keine Vorstellung denken ohne Euch, theure Madame.

Mad. Brückner. Ohne ihn, sollte Sie sagen, Linchen, ohne meinen Brückner.

Mlle. Döbbelin. Freilich. Aber sein Beispiel wird fortleben. Sie soll es uns bewahren. Wenn uns Papa und Mama Brückner verlassen wollten, wäre es, als fehle das Herz unter uns, und die Wahrheit ginge verloren, durch die allein unsere Kunst wahre Erfolge erringt. Um der Kunst willen bitte ich Euch.

Mad. Brückner. Sie weint, Linchen. Gelten die Thränen der Freundin oder der Kunst?

Mlle. Döbbelin. Beiden, theure Frau. Ich nenne Ihnen nur Ihre prächtige Oberförsterin in Herrn Iffland's Jägern. Wie viel Thränen haben Sie in der Rolle dem Auditorio entlockt und wieder getrocknet. Wie haben wir Alle mit Ihnen getrauert und gelacht? Ist das nicht ein Großes?

Mad. Brückner. Meine Oberförsterin! Sie zeigt mir gleich die Unmöglichkeit. Die Oberförsterin — ohne den Oberförster! Ich könnte die Rolle nicht

spielen als mit ihm. In die Rolle, neben ihm, legte ich mein ganzes Leben, meine glückliche Ehe. Die kleinen Wolken, die üble Laune, Mißverständnisse, Neckerei heraufziehen ließen an dem Himmel unserer Ehe, sie durchbrach immer wieder der Sonnenstrahl der Liebe. „Trinchen“, hat er oft gesagt, „du bist einmal wieder ganz die einfältige Oberförsterin!“ Aber dann habe ich erwidert: „Ja, Herr Johann Gottfried Brückner, aber die aus dem fünften Act, und das dank' ich seinen vier ersten.“ Dann nahm er mich in seine Arme, und Alles war Frohsinn und Seligkeit. Und nun —

Mlle. **Döbbelin.** Ich kann Ihr nichts erwidern, aber nehme Sie das nicht als Zustimmung. Ich fürchte, das rechte Wort nicht finden zu können und dadurch meiner Bitte zu schaden. Aber übereile Sie keinen Entschluß. (Hinter der Scene Geräusch.) Wer kommt da? Jetzt könnte ich Niemand sehen.

(Sie führt Mad. Brückner in den Hintergrund. Beim Auftreten Beyer's bleiben die beiden Damen hinter den Garderobe-Ständern stehen.)

III. Scene.

Mlle. Döbbelin. Mad. Brückner. Geheimer Finanzrath v. Beyer.

v. Beyer (im Hofanzug, Acten unter dem Arm, pedantisch fast zur Uebertreibung, sehr grade und mit gemachter Repräsentation; für sich): Endlich kann man doch wieder Hand vor Augen sehen. Seine Majestät haben mich da mit einem kuriosen Auftrag zu beehren die Gnade gehabt. Ich soll mündlich mit dem Comödianten-Principal dessen unverschämtes Bittgesuch besprechen. Nun, ich werde kurz sein. Eine Subvention in diesen knappen Zeiten für solche Possen! Lächerlich! Wohin bin ich hier nur gerathen auf den finstern Irrwegen Trepp' auf, Trepp' ab!? —

Mlle. **Döbbelin** (tritt vor, hinter ihr) Mad. **Brückner.**

Mlle. **Döbbelin** (mit Verbeugung, aber mit Anstand). Ihre Dienerin, gnädiger Herr. Womit kann ich aufwarten?

v. Beyer. Darf ich fragen, Mamsell, wo ich mich hier befinde?

Mlle. **Döbbelin.** Auf der Bühne des Döbbelin'schen Theaters.

v. Beyer (für sich). Auf der Bühne, ein Geheimer Finanzrath, von Adel! (Laut.) Ich wäre der Mamsell obligirt, wollte Sie mir sagen, wo ich den Comödiendirector Döbbelin antreffen könnte?

Mlle. **Döbbelin.** Mein Vater ist in Geschäften ausgegangen. Wenn ich einen Auftrag ausrichten kann —

v. Beyer. Danke — geht direct an den Vater. Die Mamsell gehört wohl gar selbst zu den Comödianten?

Mlle. **Döbbelin** (mit Würde, aber bescheiden). Ich bin Schauspielerin, seit meiner Kindheit und liebe meinen Beruf.

v. Beyer. Ei, ei, ei! Das hätte ich Ihr kaum angesehen, daß Sie sich mit solchem Hanswursten-Kram abgeben möchte.

(Mlle. Döbbelin will sich zurückziehen; Mad. Brückner hält sie bei der Hand fest.)

Mad. **Brückner** (lächelnd). Bleibe Sie nur. (Zu Beyer.) Mlle. Döbbelin ist der Liebling des Berliner Publicums.

v. Beyer. So, so!

Mlle. **Döbbelin** (einen Stuhl heranschiebend). Wollen der gnädige Herr die Gewogenheit haben, Platz zu nehmen. Mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben.

v. Beyer. Sehr obligirt. Mache Sie sich keine Ungelegenheiten, Mamsell. Sie drückt sich ganz artig aus —

Mad. **Brückner.** Hätten der gnädige Herr Caroline Döbbelin wirklich noch nicht auf der Bühne gesehen?

v. Beyer. Wo denkt Sie hin, gute Madame? Für solche Possen habe ich keine Zeit. Ein Königlicher Beamter in so verantwortlicher Stellung. Zum ersten Mal in meinem Leben betrete ich ein Comödienhaus, und wenn es nicht der aparte Befehl Seiner Majestät des Königs gewesen wäre —

Mlle. **Döbbelin** und Mad. **Brückner** (zugleich). Des Königs!

v. Beyer (zu Mlle. Döbbelin, etwas höflicher). Die Frau Mutter vielleicht?

Mlle. **Döbbelin.** Die Freundin unseres Hauses, mir eine zweite Mutter, (mit Thränen) die eigne habe ich längst verloren.

v. Beyer. Ah, meine werthe Mamsell, ich wollte nicht einen Schmerz erneuern, der gewiß sehr gerechtfertigt ist, bei Ihrer Hantirung. ohne Mutter — und da ist gewiß die Madame —

Mlle. **Döbbelin.** Wenn mein Name auch an Ew. Gnaden Ohr unbemerkt vorübergegangen sein mag, von unserer Frau Oberförsterin, die ganz Berlin kennt, werden der gnädige Herr ja wohl schon gehört haben.

v. Beyer (verbeugt sich). Ah, Oberförsterin sind die Madame (verbeugt sich) Vielleicht gar Königliche Oberförsterin. Habe die Ehre. (Für sich:) Dachte ich es doch! Die Frau hat etwas sehr Reputirliches, und wenn die Freundin der Theater-Mamsell ist, gibt das ein gutes Präjudiz für diese.

Mad. **Brückner** (zieht Mlle. Döbbelin bei Seite). Linchen, ich glaube wirklich, der Herr hält mich für eine Oberförsterin.

v. Beyer. Ich erlaube mir mich selbst vorzustellen. Wirklicher Geheimer Finanzrath von Beyer.

Mlle. **Döbbelin.** Von Beyer? Ah, dann weiß ich aus Mittheilungen meines Vaters, gnädiger Herr, in Eurer Hand liegt unser Geschick, vielleicht die ganze Zukunft des deutschen Theaters. Und Sie bemühen sich zu uns, persönlich, in besonderem Auftrag Seiner Majestät. (Immer wärmer.) Ich will nicht unbescheiden fragen, aber was der gnädige Herr sich herabläßt, uns persönlich zu bringen, kann nur Gutes sein. Die Abweisung hätte uns ein kaltes, geschriebenes Wort mitgetheilt. (Mit Empfindung.) Nicht wahr, wir dürfen hoffen?

v. Beyer (verlegen). Fasse Sie sich, liebe Mamsell. — Man kann nicht immer, wie man möchte. Es sind so viel Dinge von importance zu unterstützen, da müssen denn die unnützen zurückstehen.

Mlle. **Döbbelin.** Unnütz! Ist denn die Bildung der Nation unnütz? Wenn Seine Majestät einen Theil seiner Gnade uns zuwenden wollte, was könnten, was würden wir nicht schaffen? Der Anfang ist gemacht. Unsere Gesellschaft zählt gute, theils bedeutende Talente, die wuchsen im Zusammenarbeiten. Die edelsten Geister unserer Nation wenden uns ihre Theilnahme zu: Professor Rammler, Herr Engel sind unsere Freunde. Schröder erschließt uns die Meister-

werke des großen Briten Shakespeare. Herr Geheimrath von Goethe schuf uns seinen Götz, seinen Clavigo. Lessing, der weise Denker, arbeitet für die Bühne; Iffland, Jünger, ein geachteter Name reiht sich zu dem andern — und vor Allen der leuchtende Stern Friedrich Schiller ging auf an dem Horizont des deutschen Theaters. Und wenn wir armen Schauspieler auch nur die Dolmetscher sind unserer Dichter, so geben wir doch ihren Gestalten Leben, Wahrheit und Empfindung. — und weil die Menge höher, edler, wärmer fühlt, wenn wir ihre Herzen bewegen, erfüllen wir die schönste Aufgabe der Kunst, und deshalb lasse ich sie mir nicht als nutzlos schelten.

Mad. **Brückner** (hat sie mehrmals vergebens zurückhalten wollen).

v. **Beyer** (nicht ohne Verlegenheit). Meine werthe Mamsell, — ich habe Sie nicht verletzen wollen — Von dem Standpunkt habe ich die Comödie ja niemals betrachtet.

Mlle. **Döbbelin** (wendet sich ab).

v. **Beyer** (zu Mad. Brückner gewendet, fortfahrend): Wenn die Frau Oberförsterin mir zu Hülfe kommen wollte, die Mamsell zu überzeugen, daß ich gewiß nicht in unfreundlicher Absicht hierher kam —

Mad. **Brückner**. Der gnädige Herr haben uns jedenfalls eine Ehre erwiesen —

v. **Beyer**. Geehrte Frau Oberförsterin, Sie möchte ich fragen. Sie sind gewiß bekannter mit dem Werth der Schaubühne als ich. Theilen Sie, die, wie ich sehe, so schlichte, so würdige Gattin eines höheren Beamten, die Begeisterung ihrer Freundin für eine Kunst, die so viele Gefahren bietet —?

Mad. **Brückner**. Und vor noch mehr warnt und zurückhält. Ah, der hat sein Geld weggeworfen, der nicht, nach irgend einer Richtung, erhobener, gebesserter aus der Comödie heimkehrte.

v. **Beyer**. Das sagen Sie, werthe Frau Oberförsterin, und so zuversichtlich, so überzeugt, und sehen mir dabei mit so offenem, klugem Blick ins Auge. Sie lächeln —

Mad. **Brückner**. Weil der gnädige Herr mich aus Mißverständniß für eine Dame hält, und ich bin doch nur die einfältige, trauernde Wittwe eines armen Schauspielers und selbst auf dem Theater seit Kindesbeinen. — Madame Brückner (mit Knix) geborene Kleefelderin, Ew. Gnaden zu dienen. Ich hätte dem gnädigen Herrn das von der Comödie, wie sie ist und was sie werden muß, nicht so schön sagen können, wie meine Freundin; aber Recht hat sie, und wenn noch manches fehlt, so sind die dran Schuld, die uns die Hand nicht bieten und so denken wie der gnädige Herr. (Mlle. Döbbelin will ihr ins Wort fallen.) Ach was, Linchen! Lasse Sie mich ausreden, der gnädige Herr mögen es übel deuten oder nicht. Mein seliger Brückner hat immer gesagt: „Trinchen, wenn du einmal das Maul aufgethan hast, ist keines Haltens mehr, und wärst du auch auf dem Wege, die größte Dummheit ans Licht zu fördern. Aber schadet nichts: deine Dummheiten sind immer noch klüger als was du bedenkst — im Leben wie auf dem Theater." Das muß mein Seeliger verantworten. Der war der bravste und beste Mann, als je einen die Erde getragen hat. So will ich es denn auch aussprechen, und wenn es auch eine Dummheit ist: Wenn das Theater

nichts taugt, so ist das Publicum daran Schuld — nicht die Comödie. Euer Gnaden können mir das nicht übel deuten. Euer Gnaden haben es ja selbst gesagt, daß Sie sich nie um den Schauspielerkram informirt haben. Nun hat der gnädige Herr Finanzrath doch wenigstens die alte Brücknerin kennen gelernt. (Knixt.)

v. Beyer. Und ist mir eine sehr angenehme Bekanntschaft gewesen, die ich mir mit Nächstem als Zuschauer fortzusetzen vornehmen werde. Auf Wiedersehen also, meine Damen! (Zieht die Uhr.) In einer Stunde, Mlle. Döbbelin, soll der Herr Vater Bescheid haben! (Zu Mlle. Döbbelin, die ihn begleiten will.) Ah, incommodire sich die Mamsell nicht. Ich kenne jetzt meinen Weg. (Ab.)

Mad. **Brückner** (zu Mlle. Döbbelin, die umkehrt). Linchen, ich habe wohl wieder einmal etwas recht Dummes geschwatzt?

Mlle. **Döbbelin.** Aber besser hätte es der Klügste nicht sagen können. Ich glaube, Sie hat's getroffen, und der gnädige Herr kommt ins Theater. Da müssen wir ihm unser Bestes vorführen.

Mad. **Brückner.** Linchen, was meint Sie — wenn ich ihm — lache Sie mich nicht aus — wenn ich ihm — die Oberförsterin vorspielte.

Mlle. **Döbbelin** (fällt ihr um den Hals). Sie sagt es zu? — O, gesegnet sei die Stunde, die uns unsere Madame Brückner wiederschenkt. Ach, Herr Fleck, was bringen Sie?

IV. Scene.

Mlle. **Döbbelin.** Mad. **Brückner.** Herr **Fleck** (in großer Aufregung von rechts).

Fleck. Wenn der Herr Vater nicht bald kommt, wenn er keine erwünschte Nachricht mitbringt, stehe ich für nichts. Ich hatte die Gemüther nothdürftig beruhigt; die einflußreichsten Mitglieder waren bereit, mit dem Herrn Principal wieder abzuschließen, da stürzt der boshafte Gaillard herein und meldet: Ein hoher Herr vom Hofe sei heimlich hier gewesen. Der Herr Principal verhandle hinter dem Rücken des Personals. Was ich auch sagte — die ganze Stimmung war fort. Die Noth ist wirklich groß, und sie muß das Mißtrauen, so ungerechtfertigt es sein mag, erklären und zum Theil entschuldigen. Die Meisten wollen fort, anderswo ihr Glück versuchen — und gleich. — Das deutsche Theater in Berlin existirt nicht mehr.

Mlle. **Döbbelin.** Wie? meinen Vater beschuldigt man! Er hat nie für sich gesorgt. Er ist ein Bettler. Alles (zeigt auf Garderobe und Requisiten) hat er geopfert; Alles gibt er hin. Nicht an der Ungunst der Verhältnisse geht er zu Grunde, sondern an dem Mißtrauen, der Undankbarkeit der Menschen, die ihm noch vor einer Stunde zujauchzten.

Fleck. Die Jünger der Kunst, die dem Augenblick ihre Erfolge verdanken, wechseln leicht mit Verzweifeln und Hoffen, der Neigung und dem Mißtrauen, dem Zürnen und dem Jubeln. Vielleicht ist in der nächsten Stunde Alles anders. Jetzt aber ziehe Sie sich zurück, meine verehrte Mamsell. Ich höre Stimmen. Es könnten Worte fallen, die Sie kränkten. Ich bitte Sie!

Mlle. **Döbbelin.** Ich bleibe! — Ein Mund soll da sein, der für ihn

eintritt, und das, nicht weil er mein Vater, sondern weil er ein redlicher Mann ist.

Fleck. Man wird nur die Tochter hören.

Mad. Brückner. Gleichviel, Linchen! — Sie hat Recht! — Bleibe Sie! — Die alte Brückner ist an Ihrer Seite.

Fleck. Muthiges Mädchen! Was in meinen Kräften steht, werde ich thun.

V. Scene.

Vorige. Müller. Rüthling. Diestel. Mad. Diestel. Mad. Baranius. Mlle. Kneisel. Schauspieler. Schauspielerinnen (drängen in Gruppen durch die Coulissen rechts herein. Die ersten um Müller, die zweiten um Diestel, die dritten um Rüthling).

Müller. Wir Alle sind entschlossen, Döbbelin aufzusagen. Wir gehen aus Berlin.

Diestel. Das Künstlerpaar Diestel findet überall seinen Platz.

Rüthling. Ja! Hinaus in die weite Welt. Unsere Heimath ist überall, wo immer sich ein paar Dutzend Bretter zur Schaubühne zusammenfügen.

Mlle. Kneisel. Ich bin dabei. Das wird lustig! Gute Laune und leichter Sinn überwinden Alles.

Rüthling. Und Fleck soll unser Principal sein.

Diestel. Oder ein anderer.

Fleck. Ruhe, meine Freunde! — Ich verlasse Berlin nicht.

Verschiedene Stimmen. Er hat es uns versprochen! — Auf die Wanderschaft!

Fleck (nimmt die Mitte). Wollt Ihr mich hören?

Rüthling. Fleck soll reden.

Andere (durcheinander). Ja! — Nein!

Mad. Brückner. Gönnt mir das Wort als der Aeltesten. Aber still müßt Ihr sein, sonst bringt meine Stimme nicht durch, — (es wird still) ob das Herz auch laut schlägt.

Alle. Hört Mama Brückner.

Mad. Brückner. Kinder! Bleibt zusammen! Das ist nicht mein alter Verstand, der Euch das sagt; das ist ein Anderer, der durch mich spricht, das ist der Rath meines alten Brückner. Nicht ein Einzelner schafft ein Theater, sondern das Zusammengehen unter einem Haupt. Wir haben hier redlich zusammen gearbeitet, haben schon vieles erreicht, mehr noch aber zu erstreben. Soll die Arbeit von Jahren in der Aufwallung von Stunden zusammenbrechen? Hört auf Fleck — meine Stimme ist zu schwach.

Fleck. Ich weiß nichts hinzuzufügen. Laßt uns zusammenbleiben — und in Berlin. Die Residenz des großen Königs, des Philosophen von Sanssouci, versammelte die ersten Denker, die größten Geister der Nation. Der Samen der Wissenschaft ist ausgestreut, und unter ihrer Ernte sprießt glänzend auf die farbenlichte Blüthe der Kunst. Wir wollen sie pflegen mit Fleiß und Hingabe. Alle Kraft des Geistes, jeden Herzschlag für die Kunst! Ihr Dienst sei unsere Heimath, sie wollen wir veredeln zum Ruhm des Ortes, der uns aufnahm, der uns die Arme öffnete, der unser Streben unterstützte durch seine Gunst.

Alle (drängen sich um Fleck). Wir bleiben zusammen — wir bleiben in Berlin.

Diestel. Unüberlegte Kunstgenossen! Schwankendes Rohr! Von einer Aufwallung zur andern. Thut Ihr doch, als läge es in Eurer Macht, zu beschließen, was Ihr wollt — und Ihr müßt thun, wozu die Noth Euch zwingt. Wollt Ihr kleben bleiben in dieser morschen Bretterbude, die Eurer Kunst, Eurer Talente unwürdig ist? Wollt Ihr Euch hüllen in jene verschlissenen Lumpen, die so ärmlich sind wie der Lohn Eurer Mühen; und haltet Ihr Euch an den Strohhalm der Hoffnung, den der Mann Euch hinwarf, der bisher Euer Principal war? Glaubt mir, vom König kommt uns keine Hülfe. Helft Euch selbst.

Döbbelin (der während der letzten Rede eintrat, tritt vor). Wenn ich Euch sagen könnte, er hätte Unrecht! Zwar Seine Majestät der König waren meinem Bittgesuch geneigt; schon sollte den höchsten Händen die Gnädigste Genehmigung zur Unterschrift vorgelegt werden, als der einflußreichste Widersacher des Theaters die Entscheidung erst hinausschob, dann ganz verhinderte. Ich habs aus sicherster Quelle, und sah eben noch den Geheimen Finanzrath von Beyer, unseren Feind, aus dem Arbeitszimmer Seiner Majestät treten. Aber ich entzog mich seinem triumphirenden Blick, schlug die Augen nieder und eilte hierher. Alles ist für uns verloren! Ein Bettler scheide ich von Euch.

Diestel. Nachdem Er uns zu Bettlern gemacht hat.

Fleck. Nehme Er das Wort zurück, Herr Diestel. Es ist unwürdig in dem Augenblick, der uns Alle vernichtet! Den Kummer tragen helfen, ist die Aufgabe des edlen Mannes, nicht ihn verhöhnen.

Gaillard (kommt eiligst). Ein Hofdiener bringt dieses Schreiben in blauem Umschlag für den Herrn Principal.

Döbbelin. Eine Cabinets-Ordre!

(Er greift nach dem Brief, zaudert aber, ihn zu erbrechen.)

Rüthling. Wir kennen ihren Inhalt.

(Zustimmung von allen Seiten).

Döbbelin (halb für sich). Es ist doch wenigstens eine Antwort.

(Reißt den Brief auf, getraut sich aber nicht hineinzusehen.)

Mad. **Brückner** (zu Mlle. Döbbelin). Linchen, ich weiß nicht — ich hoffe noch immer.

Mlle. **Döbbelin** (schüttelt traurig den Kopf).

Diestel. Nun, so lese Er doch, Herr Principal, aber laut, daß wir Alle es hören.

Döbbelin (hebt den Brief hoch). Respect, was er auch enthält, der Brief trägt die Unterschrift des Königs.

(Er liest, zittert und kann nicht reden.)

Fleck und **Rüthling** (springen ihm bei).

Diestel. Lesen! Lesen! Der Brief ist an uns, wie an ihn!

Döbbelin (liest). Wir Friedrich Wilhelm II. König —

(Er bricht in Thränen aus und kann nicht weiter.)

Mlle. **Döbbelin** (entreißt ihm den Brief, stürzt auf die Tribüne und liest mit

fester, lauter Stimme): Wir Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, fühlen uns in Gnaden bewogen, dem bis Dato Theater-Principal Carl Teophilus Döbbelin auf dessen submisses Gesuch in Gnaden zu bewilligen: 1) Einen jährlichen Zuschuß von 5000 Thalern. (Aufregung.) Zum Zweiten: Einen Zuschuß von jährlich 1000 Thalern für die Beleuchtung.

Rüthling. Hurrah — nun wird's Licht.

Mlle. Döbbelin. Die Mitbenutzung der Costüme des Opernhauses und der früheren, jetzt aufgelösten französischen Schauspieler-Truppe und aller Decorationen.

Die Damen. Die Costüme! Das ist die Hauptsache! Es sind prächtige Stoffe.

Mlle. Döbbelin. Ferner wird dem p. Döbbelin das bisherige französische Schauspielhaus am Gensd'armen-Markt unter dem Namen eines Königlichen National-Theaters für seine Vorstellungen überlassen.

Döbbelin (hat sich gefaßt, entreißt seiner Tochter den Brief). Hier — die Unterschrift des Königs!

Mad. Brückner (die die ganze Zeit nach ihrer Brille suchte, setzt diese auf und tritt neben Döbbelin; in den Brief sehend): Contrasignirt „von Beyer". Ich wußte es!

Döbbelin. Eigenhändig — die Unterschrift unseres gnädigen Königs.

Fleck. Die für Berlin das deutsche Theater und uns Alle rettet.

Döbbelin. Gaillard! Sage Er an: Heute am 3. December 1786 wird das Theater in der Behrenstraße für immer geschlossen mit „Henriette", Schauspiel von Herrn Großmann.

Verschiedene Stimmen (jubelnd einfallend). Für immer geschlossen!

Döbbelin. Unterschrieben: Der Principal Döbbelin. — Uebermorgen wird gegeben: „Verstand und Leichtsinn", Lustspiel in fünf Acten von Herrn J. F. Jünger, zur Eröffnung des Königlichen National-Theaters am Gensd'armen-Markt. Unterzeichnet: C. T. Döbbelin. Auf Befehl des Königs!

(Hält die Cabinetsordre hoch.)

Alle (drängen sich um Döbbelin, in bewegter Gruppe, theils sich neigend, theils knieend).

Alle: Es lebe der König! Hoch der König!

(Der Vorhang fällt schnell. Die National-Hymne ist eingefallen und spielt weiter.)

Ende.

Die Doctrinäre.

Bei Gelegenheit der „Denkwürdigkeiten" des verstorbenen Herzogs von Broglie[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Wie über so Manches in dieser Welt ist auch über Ursprung und Bedeutung des Ausdrucks „doctrinär" viel hin und her geredet worden. Nach den Einen ist er darauf zurückzuführen, daß der eigentliche Begründer und das Haupt der Schule, Paul Royer-Collard, von einer religiösen Genossenschaft, den Brüdern der christlichen Lehre, nicht nur erzogen, sondern als mittelloser junger Mensch eine Zeit lang aufgenommen und versorgt wurde. Dieser Genossenschaft, gewöhnlich les doctrinaires genannt, gehörte als Mitglied auch sein Vorgänger auf dem philosophischen Lehrstuhl, La Romiguière, an, der, wie so viele derjenigen, die während der Revolution eine Rolle gespielt haben, wie Talleyrand und Fouché, Daunou und Baron Louis, Priester gewesen war.

„Voilà bien les doctrinaires," rief ein schöngeistiger Ultra bei Gelegenheit einer parlamentarischen Rede Royer-Collard's von 1816, deren Spitze sich gegen seine Partei richtete. Andere dagegen leiten mit dem großen Wörterbuch von Littré die Bezeichnung von einem ungefähr um dieselbe Zeit zu Brüssel erschienenen Spottgedicht von Béranger im „Nain jaune" ab, einem politischen Witzblatt, das, in Frankreich verboten, von der Grenze aus die Opposition in Couplets und Epigrammen ausgoß[2]). Allein selbst Littré ist nicht unfehlbar und der politischen Terminologie war der Ausdruck schon von früher her bekannt. Am frühesten vielleicht gebrauchte ihn Necker, selbst ein directer Vorgänger der Doctrinäre, als er die französischen Gesetzgeber der Constituante mit ihren Vorgängern, den Physiokraten, verglich. „Les législateurs de 1791," schreibt er in der im gleichen Jahr erschienenen Apologie seines zweiten Ministeriums, „ont

[1]) Feu Duc de Broglie de l'Académie française: „Souvenirs". Paris, Calmann Lévy. 1886. Vol. I, II, III.

[2]) E. Littré: „Dictionnaire", II, 1205 und Feu Duc de Broglie: „Souvenirs", I, 298.

beaucoup de rapports avec les doctrinaires économistes. Ils veulent, comme eux, gouverner le monde par l'évidence"[1]).

Wie dem auch sei, die praktische Politik kennt die Doctrinäre, die immer erklärt haben, keine besondere Schule sein zu wollen oder zu bilden, erst seit den parlamentarischen Kämpfen der zweiten Restauration. Historisch sind sie sinnesverwandt mit jener zweiten, constitutionellen Partei von 1791, die im Vergleich mit der ersten, nach dem 6. October 1789 vom Schauplatz gewichenen, schon mehr links stehend, unter Ludwig XVI., wie später unter seinem Bruder, zwischen den Parteien zu vermitteln suchte, stets gleich weit von den royalistischen reactionären Leidenschaften, wie von den egalitären Doctrinen entfernt blieb, ihre Theorie der constitutionellen Gewalten von Montesquieu entlehnte, sich aber stets dagegen verwahrte, als ob sie an festgestellte Formen gebunden sei und von abstrakten Begriffen ausgehe[2]). Die Doctrinäre waren Franzosen und als solche des Ausspruchs von Voltaire eingedenk, „qu'il n'y a que Dieu et les imbéciles qui ne changent jamais." Sie legten allen Nachdruck darauf, daß die Regierungsform an sich ihnen gleichgültig sei, und ihre Staatslehre sich biegsam den Verhältnissen anpasse, in Frankreich der Monarchie wie in Genf der Republik, vorausgesetzt, daß hier wie dort gewisse Principien nicht verletzt wurden; von welchen ihnen als das erste und heiligste galt, die Vorschriften der Moral und Gerechtigkeit, die im Privatleben als bindend betrachtet werden, auch im öffentlichen Leben zu beobachten und zur Geltung zu bringen. Innerhalb dieser Grenzen gestatteten sie nicht nur die freie Bewegung, sondern sie wollten den Verhältnissen, so viel als nur immer möglich, Rechnung getragen wissen. Wurden dagegen diese Grenzen überschritten, so versuchten sie weder die Macht in Händen zu behalten, noch sich über die Tragweite der eigenen Niederlage zu täuschen. Ein Staatsmann aus ihrer Schule hätte es weder für würdig, noch für möglich gehalten, der öffentlichen Meinung in allen ihren Wandlungen zu folgen und dabei die Welt und sich selbst von der Aufrichtigkeit seines Gesinnungswechsels überzeugen zu können. Er würde zugestanden haben, daß in allen einzelnen Fällen die Ansicht sich ändern und der Standpunkt den Bedürfnissen angepaßt werden könne, aber er hielt an den allgemeinen Principien fest, die mit seinen Begriffen von Recht und Unrecht, von Gesetz und Ordnung zusammenhingen, und überließ es Anderen, sein System aufzugeben und das mühsam aufgebaute Werk seines Lebens zu vernichten.

Ihre Ideen entlehnten die Doctrinäre, als eigentliche Eklektiker, verschiedenen nationalen und intellectuellen Strömungen. Royer-Collard selbst war nicht nur im Gedankenkreis, sondern auch in der strengen Praxis des ersten Jansenismus aufgewachsen; die Gemeinde, welcher er angehörte, befolgte unter Leitung eines ihm verwandten Seelsorgers die fast bis zur Gütergemeinschaft gesteigerten Vorschriften evangelischer Armuth, und aus dieser Quelle ist dem unbeugsamen alten Parlamentarier die stolze Verachtung weltlicher Güter und Ehren zugeflossen, die ihm und seinen politischen Freunden das Gepräge persönlicher Würde und

[1]) S. „De l'administration de M. Necker, par lui-même". Œuvres comp. VI, 260.
[2]) S. Barante: „Vie politique de Royer-Collard", I, 234 u. 422.

Unabhängigkeit aufgedrückt hat. Später legte sein zufälliges Bekanntwerden mit den Schriften des Schotten Reid den Grund zu seiner Reaction gegen Condillac, die epochemachend in der Geschichte der französischen philosophischen Entwicklung wurde. Der Einfluß der Genfer Schule, wo Frau von Staël und Benjamin Constant Schlegel's ästhetische und Kant's Rechts- und Sittenlehre verkündeten und Sismondi's Schriften das Programm der liberalen Partei mit vorbereiten halfen, machte sich zuerst durch den Protestanten François Guizot in Frankreich geltend und erschien als eine Combination deutscher Spekulation und englischer Erfahrungslehre. In religiöser Beziehung legte die doctrinäre Gesinnung den Accent auf die Moral, trat für Gleichberechtigung der Confessionen und religiöse Freiheit ein, unterschied sich aber von den liberalen Doctrinen durch das bestimmte Bekenntniß christlicher Ueberzeugungen und einen großen aristokratischen Zug, der durchaus nichts mit Standesvorurtheilen zu thun hatte, wohl aber mit sichtbarer Vorliebe den Glanz großer Namen, persönlicher Bedeutung und Integrität, intellectueller Ueberlegenheit und Berühmtheit für sich gewann und sich später zu ausschließlich auf den bürgerlichen Mittelstand stützte, ohne doch die Nothwendigkeit eines aristokratischen Elementes in der constitutionellen Monarchie zu verkennen.

In das bei Beginn der zweiten Restauration bereitliegende Material dieser politischen Theorien fiel der zündende Funke mit den 1817, nach dem Tode der Verfasserin veröffentlichten „Betrachtungen über die französische Revolution", gleichsam wie das Testament, das Frau von Staël der doctrinären Schule hinterließ, um den Friedensschluß zwischen der Nation und der Dynastie zu ermöglichen. Der Erfolg der Schrift, die weise Mäßigung mit männlicher Entschlossenheit, Begeisterung mit kühler Ueberlegung verband, war ein so durchschlagender, daß die Vorurtheile von Royer-Collard gegen Frau von Staël nicht länger Stand hielten und seine bedingungslose Anerkennung sich mit der enthusiastischen Bewunderung der zweiten doctrinären Generation begegnete, deren talentvollster, wenn auch nicht immer consequenter Repräsentant, der junge Charles de Rémusat, ausdrücklich durch das posthume Werk von Frau von Staël ihrem Ideenkreis gewonnen worden zu sein erklärte[1]). Erst von diesem Zeitpunkte an beanspruchte die Doctrin noch etwas Anderes als der bloße Meinungsaustausch einer Gruppe von bedeutenden Männern zu sein. „Was reden die Leute von Doctrinären," pflegte Royer-Collard in späteren Jahren zu sagen, als die Bezeichnung eine allgemeine und sehr oft am unrechten Platz angewendete geworden war, „ich weiß nur, daß wir zuerst zu Dritt waren: Monsieur de Serre, Camille Jordan und ich." An diese drei Namen knüpft sich denn auch wirklich eine ebenso ehrenvolle, als für die Entwicklung der Schule bezeichnende Tradition. Der Zeitfolge nach war es Camille Jordan, der zuerst auf den Plan trat. Aus Lyon gebürtig, gehörte er zu den Bürgern dieser Stadt, die, unter dem Druck der revolutionären Tyrannei, sich zu einem Sicherheitsausschuß constituirten, der zum kurzen Sieg vom 29. Mai 1793 und nach dem Sturz der Gironde zu den

[1]) S. Thureau-Dangin: „Le parti libéral sous la Restauration", 225, Note, und Charles de Rémusat: „De l'Influence du dernier ouvrage de Madame de Staël sur la jeune opinion publique", précédé de quelques lignes de Guizot. Abgedruckt in den „Archives philosophiques, politiques et littéraires", t. V, 1818.

Repressalien des Bergs führten. Nach mehrjähriger, meist in England verlebter Emigration berief die Stadt ihren muthigen Bürger 1797 in den Rath der Fünfhundert; dort begegnete er sich mit Royer-Collard und trat mit ihm, aber mit größerer Wärme als er, und sich auf die Verfassung vom Jahr III berufend, für die Cultusfreiheit ein. Nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor traf ihn eine neue Proscription, die ihn nach Deutschland, zunächst nach Weimar führte, wo sein Landsmann und Gesinnungsgenosse von 1789, Mounier, sich einen Wirkungskreis geschaffen hatte. Goethe gedenkt in warmen Worten des feinen, liebenswürdigen jungen Franzosen, der Uebersetzer von Klopstock's Oden wurde[1]). Nach dem Brumaire in sein Vaterland zurückgekehrt und Mitglied des Tribunats unter der Consularregierung, veröffentlichte er nach Uebertragung des Consulats auf Lebenszeit an Bonaparte eine Broschüre, worin er ihn zur Gründung der constitutionellen Monarchie aufforderte[2]). Der neue Gebieter ließ die Schrift verfolgen und strich den Verfasser, zugleich mit Benjamin Constant und anderen mißliebigen Persönlichkeiten von der Mitgliederliste der ganz bedeutungslos gewordenen Versammlung. Sie galten ihm als das, was er Ideologen nannte. Jakobiner und Royalisten konnten sich ihm unterwerfen und seine Beamten und Diener werden, die Politiker, die nur Klugheitsmaximen kannten, sich mit ihm verständigen. Die Ideologen allein stellten ihm, als Anhänger verfassungsmäßiger Gewalten, eine feststehende Doctrin entgegen, die ihm keine Concessionen zu machen hatte. So lange er Herr von Frankreich blieb, war auch Camille Jordan's öffentliche Thätigkeit zu Ende.[3])

Royer-Collard hatte die seinige 1791 als Abgeordneter der Gemeinde-Vertretung eines Pariser Districts begonnen. Diese erste kurze, durch einen Act des Muthes bezeichnete Betheiligung am öffentlichen Leben endigte mit dem Sturz der Gironde. Royer-Collard zog sich nach Sompuis, seinem heimathlichen Dorf in der Champagne zurück, wo es ihm gelang, der Verfolgung zu entgehen. Von dort bot er sich seinen Mitbürgern zur Wahl in den Rath der Fünfhundert. Seinen Brief unterzeichnete er als „Landmann in Sompuis", wurde gewählt, befreundete sich mit Camille Jordan, lieferte mit ihm die Schlacht zu Gunsten der Cultusfreiheit, hielt seine erste parlamentarische Rede in dieser Frage und verlor am 18. Fructidor darüber sein Mandat. Nach dieser Erfahrung kam er zum Schluß, daß die Freiheit nichts mehr von den revolutionären Gewalten zu erwarten habe und wandte sich, in einem Augenblick, wo die Dinge hoffnungslos für dieselbe standen, der monarchischen Sache zu. „Wie viele Leute," meinte er mit Recht, „sind für Meinungen verurtheilt worden, die sie nicht hatten und die ihnen erst die Verfolgung gegeben hat." Er wurde an die Spitze eines royalistischen Comité's berufen, dem die undankbare Aufgabe zufiel, dem verbannten Fürsten unliebsame Wahrheiten über den Stand der Dinge in Frankreich zu sagen, über welchen die royalistischen Agenten ihn so lange getäuscht hatten.

Nach der Weigerung von Bonaparte, zu Gunsten der Bourbons die Rolle von Monk zu spielen, gab Royer-Collard, der auch diese Täuschung nicht getheilt

[1]) S. Goethe: „Campagne in Frankreich 1792".

[2]) S. Camille Jordan: „Vrai sens du vote national sur le Consulat à Vie".

[3]) S. Dr. Carl Mayer: „Geschichte der französischen Nationalliteratur. 1789—1837."

hatte, seine Entlassung als Rathgeber von Monsieur, der nach wie vor den trügerischen Illusionen der Emigrirten Gehör lieh. Der Landmann von Sompuis trieb jetzt Philosophie und lehrte sie an der Pariser Facultät, bis die Ereignisse von 1814 ihn als Staatsrath und Director der Bibliothek wieder auf das politische Feld beriefen. Allein erst unter der zweiten Restauration begann seine eigentliche Rolle als Deputirter der Marne. Gleich die erste große Rede, die er in der Frage über das sogenannte Amnestie-Gesetz hielt, begründete seinen Ruf und bezeichnete ihn den unversöhnlichen Rancünen der Rechten, welche die Majorität in der Kammer von 1815 besaß und den König für ihre Vergeltungspolitik gewinnen wollte. Von diesem Moment an war die Haltung von Royer-Collard entschieden: er war entschlossen, die royalistischen Ultras vor Allem deswegen zu bekämpfen, weil er von der Ueberzeugung ausging, daß ihr Sieg die revolutionäre Reaktion herbeiführen mußte. Die Geschichte seiner parlamentarischen Kämpfe ist ein Theil der Geschichte der Restauration. Was ihm ganz eigenthümlich zugehörte, war der Ton seiner Polemik, die stolze, ablehnende Haltung, die er nicht nur den Gegnern, sondern auch den Freunden zeigte. Als einer dieser letzteren, der Minister des Innern, Abbé de Montesquiou, ihm 1815, unmittelbar nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. aus Gent, den Grafentitel anbot, erhielt er zur Antwort: „Ich besitze genug Hingebung, um diese Impertinenz zu vergessen." „Je ne lis pas, Monsieur, je relis," sagte er zu Alfred de Vigny, als dieser, dem Herkommen gemäß mit einem Exemplar seiner Werke in der Hand sich bei Royer-Collard um dessen Stimme für die Akademie bewarb [1]). Es war derselbe Ton, der, wenn auch gemäßigt und je nach Eigenart der Personen modificirt, sich später bei Guizot und dem Herzog von Broglie wiederfand.

Dem Alter nach der jüngste und geistig sehr verschieden veranlagt, war der als dritter im Bunde genannte Hercule Graf de Serre, 1776 in Lothringen geboren. Seine Geschichte begann wie die so vieler seiner Standesgenossen. Er diente anfänglich als Officier in der Armee von Condé, erlitt nach dem 18. Fructidor eine zweite Verbannung, lernte dadurch Deutschland kennen wie Camille Jordan, und, wie der Herzog von Orléans in der Schweiz, verdiente er sein Brot als Lehrer in Reutlingen, wo die Kinder sich um ihn scharten und schlichte Bürgersleute ihn wie einen der Ihrigen aufnahmen. Mit dem angehenden Jahrhundert in seine Heimath zurückgekehrt, wurde er Advocat in Metz, erwarb den Unterhalt für seine verarmte Familie und offenbarte ein so außergewöhnliches Rednertalent und so gründliches Wissen, daß er nach einigen Jahren unter sehr günstigen Bedingungen in den Staatsdienst berufen wurde. Wenige Monate später betraute ihn Napoleon mit einer der schwierigsten Aufgaben seiner Verwaltung, indem er ihn zum Präsidenten seines obersten Gerichtshofes in dem seit December 1810 mit dem Reich vereinigten Hamburg ernannte. Der neue Würdenträger begrüßte seine Collegen in einer deutschen Ansprache und errang, wenn auch nicht die Sympathien, so doch die Achtung Aller, die amtlich mit

---

[1]) S. Barante: „Vie politique de Royer-Collard". Duvergier de Hauranne: „Histoire de Gouvernement parlementaire en France". Nettement: „Histoire de la Restauration" etc.

ihm verkehrten, während Diejenigen, die ihn persönlich kannten, ihn auch lieben mußten[1]). Im September 1813 kam dieser Abschnitt seines Lebens zu Ende. Von der ersten Restauration zum Präsidenten des königlichen Gerichtshofes zu Colmar ernannt, blieb er der Monarchie während der hundert Tage mit dem durch die Erfahrung gereiften Entschlusse treu, sie bei ihre Wiederkehr den constitutionellen Grundsätzen und einer versöhnlichen Politik zu verpflichten. Zum Deputirten des Oberrheins bei den Wahlen von 1815 vorgeschlagen, nahm er das Mandat an und seine öffentliche Thätigkeit begann. Es war der Zeitpunkt, wo Ludwig XVIII. die Fehler der ersten Restauration erkennend, zur Mäßigung und Versöhnung neigte, die royalistische Kammermehrheit dagegen zu blutigen Vergeltungsmaßregeln gegen ihre Feinde aus allen Lagern drängte und Fouché mit derselben Leichtfertigkeit wie die Todesurtheile von 1793, nun die Proscriptionslisten der Gegenpartei entwarf. Die Kammer hatte das Amnestie-Gesetz zu berathen; da berief der neue Minister, Herzog von Richelieu, unter allen Dienern Ludwig's XVIII., die sich für seine Monarchie zu opfern bereit waren einer der edelsten, einen außerordentlichen Rath von einflußreichen und verdienten Männern, unter ihnen die Deputirten Royer-Collard und de Serre, um jetzt, nachdem durch Execution des Marschalls Ney der strafenden Gerechtigkeit genügt war, ihre Unterstützung im Sinne seiner Versöhnungspolitik zu erhalten.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß der Herzog von Richelieu zu einem Intransigenten von der Rechten die Worte sprach, die allein genügen würden, ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte seines Volkes zu sichern: „Wahrlich", sprach er, „ich verstehe Euch nicht, mit Euren Leidenschaften, Eurem Haß, Eurer nur neue Calamitäten vorbereitenden Erbitterung. Tagtäglich gehe ich am Hause vorüber, welches das meiner Väter gewesen ist. Der ungeheure Besitz meiner Familie ist in andere Hände übergegangen. In den Museen hängen Bilder, die einst ihr gehörten. Das Alles ist traurig, ich gebe es zu. Allein es treibt mich weder zur Verzweiflung noch zur Rache. Ihr erscheint mir zuweilen wie Wahnsinnige, Ihr Alle, die Ihr in Frankreich geblieben seid[2]).

Die Partei, an welche diese denkwürdigen Worte gerichtet wurden, wollte sie nicht hören, und richtete damit sich selbst und den Thron zu Grunde, den sie zu vertheidigen vorgab. Während inzwischen kleine Tageshelden ihre kleinen Biographen fanden, wartet der Gründer von Odessa noch heute auf den seinigen[3]).

Allein ganz ohne Widerhall blieb seine Stimme doch nicht. „Ich will nicht der König zweier Völker sein," sagte Ludwig XVIII. seinem Minister zustimmend. „Gerade, weil die Revolutionäre gemordet, confiscirt und verbrannt haben, sollen Sie nichts Aehnliches thun", rief de Serre der Rechten zu. Das autoritative, schneidige Wort von Royer-Collard, die mehr pathetische, hinreißende Beredsamkeit von de Serre, die klare, überzeugende, immer edle Sprache von

[1]) S. Deutsche Zeugnisse bei Ch. de Lacombe: „Le Comte de Serre", I, 71 u. ff. Marquise de Blocqueville: „Le Maréchal Davout". Comte de Serre: „Correspondance", vor Allem Viel-Castel: „Histoire de la Restauration."

[2]) S. Alfred Nettement: „Histoire de la Restauration", III, 432.

[3]) Herzog Audiffret-Pasquier, gewesener Minister und Mitglied der Akademie, verspricht, die lange Schuld endlich abzutragen.

Camille Jordan ermöglichten das vorläufige Gelingen einer Politik, die sich als nächstes Ziel gesetzt hatte, „die Royalisten gegen ihren eigenen Willen zu retten“[1]). So standen die Dinge nach den Wahlen von 1817. Die doctrinäre Gruppe hatte, nach der Bemerkung eines der Ihrigen, „Platz auf einem Canapé“ und weit entfernt, darüber zu klagen, fand sie sich origineller Weise zu zahlreich: „Keiner Partei angehören, ist recht eigentlich mein Standpunkt,“ schrieb de Serre. „Ich liebe meinen König und mein Land mit selbstverleugnender Liebe und derjenigen, die so denken wie ich, sind zu wenige, als daß sie eine Partei zu bilden vermöchten[2]).“

Was diese Wenigen zusammenhielt, waren gemeinsame Antipathien vielmehr noch als getheilte Ansichten, Abneigung gegen extreme Gesinnung, populäre Schlagworte, den Applaus der Straße, die Zustimmung der Menge; um es kurz zu sagen, etwas von der Denkart Sapieha's im „Demetrius“:

„Die Mehrheit!
Was ist die Mehrheit! Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.
. . . Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.“

Im Uebrigen waren selbst auf dem bewußten Canapé die Meinungen getheilt. In Bezug auf das neue Wahlgesetz wollte de Serre die Organisation des Wahlrechts auf der Basis der socialen Interessen; die Uebrigen, mit ihnen Guizot im Moniteur, entschieden einfach zu Gunsten eines Census von 300 Franken, der somit den Schwerpunkt auf die Mittelklassen legte und für die nächsten dreißig Jahre ihr politisches Uebergewicht sicherte. Als aber 1818 die Deputirtenkammer dem König eine Liste von fünf Namen für die Präsidentschaft vorzulegen hatte, waren die vier einzigen Doctrinäre, die überhaupt existirten und zu ihren Mitgliedern zählten, Royer-Collard, Camille Jordan, de Serre und ein Neophyt, nämlich Beugnot darunter; de Serre wurde gewählt und war am Schluß des Jahres Justizminister im Ministerium Decazes. Zu den vier genannten Doctrinären waren unterdessen noch drei andere hinzugekommen: Guizot, Barante und der Herzog von Broglie.

II.

Viktor, Herzog von Broglie, am 28. November 1785 zu Paris geboren, lernte in frühester Jugend die Gegensätze kennen, zwischen welchen er als gereifter Mann zu vermitteln suchte. Sein Großonkel, Graf von Broglie, leitete die geheime Diplomatie Ludwig's XV., deren Geschichte uns jüngst von seinem Großneffen erzählt wurde[3]). Der Großvater, Marschall von Frankreich und seit Ausgang des siebenjährigen Krieges in Ungnade, erhielt nichtsdestoweniger den Befehl, einige Tage vor dem 14. Juli das Obercommando über die zu Versailles und um Paris gesammelten Regimenter zu übernehmen, die nach Necker's Ent-

[1]) Der Herzog von Richelieu bei Duvergier de Hauranne: „Histoire du gouvernement parlementaire etc.“ und Viel-Castel: „Histoire de la Restauration.“

[2]) De Serre: „Correspondance“ II, 140: à sa Mère.

[3]) Duc de Broglie: „Le Secret du Roi“, Paris 1878, und Mezières: „La diplomatie occulte de Louis XV“, Revue des deux-Mondes 1879.

lassung die Contre-Revolution machen oder unterstützen sollten. Die Truppen hielten bekanntlich nicht Stand, die Urheber des geplanten Staatsstreiches wußten nicht, was sie wollten, und der Fall der Bastille zog die Verbannung des Herzogs von Broglie nach sich. Sein Sohn, Prinz Viktor, saß indessen als einer der Siebenundvierzig, die sich am 25. Juni mit dem Tiers vereinigt hatten, auf der Linken der Constituante und der Vater wollte ihn nicht mehr nennen hören. Er überlebte ihn volle zehn Jahre, denn Viktor von Broglie endigte im Juni 1794 auf dem Schaffot. Seine Wittwe entzog sich dem gleichen Loos durch die Flucht und dem allein zurückgebliebenen Sohn gewährte die Großmuth des jüngeren Robespierre Holzschuhe und die Jakobinermütze, aber freilich auch die Schule des Unglücks.

Die zweite Ehe der Mutter gab ihm den Marquis de Voyer d'Argenson zum Stiefvater, den er „aus Neigung, wie aus Ueberzeugung einen aufrichtigen Socialisten", in allen anderen Dingen einen ebenso verständigen, wie scharfblickenden Mann nennt, der, wie so viele Andere mit ihm, charakteristischer Weise die Individuen mehr als nöthig verachtete, während er die Masse überschätzte[1]). Die Erziehung des jungen Mannes leitete ein Hofmeister; er nennt sie, mit dem Wort spielend, in jedem Sinn „privée".

In einem kleinen Miethfuhrwerk hielten die Beiden ihren Einzug ins verwüstete Schloß, wo drei Marschälle von Broglie residirt hatten und auch dort wurde der 18. Brumaire von ihrem Enkel mit dem Bekenntniß begrüßt: „Dieser Tag war eine Befreiung, und die vier Jahre, die nun folgten, eine Serie von Triumphen über den äußeren Feind und die innere Anarchie. Sie sind, mit den zehn Jahren der Regierungszeit Heinrich's IV., der beste und edelste Abschnitt französischer Geschichte"[2]).

Für den nunmehrigen Herzog von Broglie war diese Zeit den verschiedensten und anstrengendsten Studien geweiht, wie er denn zeitlebens ein hartnäckiger Arbeiter geblieben ist. Sein Interesse für die Literatur hielt mit der wissenschaftlichen Bildung Schritt. Das achtzehnte Jahrhundert war noch nicht ausgestorben; er begegnete den Ueberlebenden desselben in seinem nächsten Familienkreis. Chateaubriand, „der Heide mit der christlichen Phantasie" leitete in die Romantik hinüber. Im „Publiciste" von Suard schrieben bereits Fräulein von Meulan, die spätere Madame Guizot, und Barante, der künftige Doctrinär. Der Herzog von Enghien war erschossen, der Consul Kaiser geworden, als der Bischof Graf von Broglie, Almosenier Napoleon's, um Verwendung für seinen Neffen bat. Sie erfolgte erst 1809 und inzwischen war der Ton des jungen Herzogs gegen den Kaiser sehr bitter geworden. Er sah ihn 1808 auf dem Wege nach Bayonne, „schon stark beleibt, bleifarben im Gesicht, kahl, das Profil einer römischen Medaille, beständig an den Kaiser, aber an den Kaiser der schlimmsten Tage erinnernd . . . Josephine, wo das Kleid sie verhüllte, zum Malen, wo sie nicht verhüllt war, gemalt." Er sah auch das spanische Königspaar, das bei seinen Eltern mit Godoy Nachtlager hielt, den König, „à l'état de distraction criarde", „ein unzurechnungsfähiger, aber physisch frischer alter Mann, die Königin, eine kleine, ältliche Fee, säuberlich, würdig, gemessen".

[1]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", I, 100.
[2]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", I, 33.

Als Auditor im Staatsrath hatte Broglie bald Gelegenheit, Napoleon in der Nähe zu beobachten. Es stimmte ihn nicht milder: er fragte sich, wie der Mann, der am grünen Tisch so nachlässig, abgebrochen, oft grob verletzend und sich wiederholend sprach, doch so vortrefflich schrieb. Die Sache wird einige Seiten später dadurch den Lesern verständlicher, daß das unvergleichliche Conversationstalent des Kaisers hervorgehoben wird. Er sandte seinen Auditor nach Wien, nach Ungarn, nach Dalmatien zur Organisation der Verwaltung, dann nach Holland und zurück nach Paris. Dort erhielt Broglie nach längerem Warten den Befehl, mit einer größeren Anzahl von Beamten sich nach Spanien zu begeben. Er empfand ihn als die härteste Form der Ungnade, die ihn treffen konnte, und beklagte es später wie ein Unrecht, ihm Folge geleistet zu haben. Das erste Schauspiel, das sich ihm dort bot, war der Tod von acht Geistlichen, die unter den Fenstern seiner Wohnung gehenkt wurden. Die ebenso traurige als fruchtlose Aufgabe ging im März 1812 zu Ende. Broglie kam an die Gesandtschaft nach Warschau, dann nach Wien, wo er Metternich näher kennen lernte, nach Prag zum Congreß. Ende 1813 wieder nach Paris zurückgekehrt, fand er die Gemüthsruhe, bei La Romiguière Philosophie zu hören. Während der ersten Restauration blieb er passiv. Er sah den Einzug Ludwig's XVIII. „mit Neugierde, Trauer und Ergebung“ [1]). Er behauptet, vergessen zu haben, daß das Königthum nach der Charte für ihn, den Neunundzwanzigjährigen, die Pairie bereit hielt. Nun prüfte er sich und fand, daß er „gesunde Anschauungen, reine Absichten und vernünftige Grundsätze“ besaß, die Rückkehr des Alten für unmöglich, die Revolution für ein heilsames Uebel und die Regierung der Vereinigten Staaten für das Ziel und Ideal der Zukunft, die englischen Verhältnisse für das Auskunftsmittel der Gegenwart hielt [2]). Das stimmte mit der kühlen Lebensklugheit, die den kaiserlichen Dienst zwei Jahre nach dem Mord von Vincennes angetreten, mit einer Weltanschauung, die sich trotz alles zur Schau getragenen Ernstes niemals ganz von der Bewunderung für den hohlsten Kopf der Revolution, den General La Fayette, loszumachen wußte [3]). Da war nichts vom selbstvergessenen Patriotismus des Herzogs von Richelieu, nichts von den ritterlich hohen Gesinnungen von de Serre, selbst nichts von der geräuschvollen, unbequemen, aber doch immer glänzenden Heerfolge von Châteaubriand. Das Gebot einer höheren Sittlichkeit, die kühlen Erwägungen der Vernunft, die staatsmännische Pflicht, den wechselnden Bedürfnissen des nationalen Lebens Rechnung zu tragen und vor Allem praktische Politik, nicht politische Theorie zu treiben, sollten allein maßgebend sein. Das Programm war tadellos, die Ausführung menschlich. Was den doctrinären Anschauungen überhaupt, da wo sie nicht durch Anlage der einzelnen Persönlichkeiten corrigirt wurden, das fehlte auch dem Herzog von Broglie: warme, verständnißvolle Sympathie mit den Menschen, mit der Welt, die sie umgab.

---

[1]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs“, I, 256.

[2]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs“, I, 262.

[3]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs“, I, 280. Porträt von La Fayette.

Sie waren von der politischen Leidenschaft deswegen noch nicht befreit, weil sie das zuweilen ganz heilsame Sicherheitsventil des Zornes nach Außen wenigstens geschlossen hatten. Neben der Mäßigung in den Reden bestanden die unversöhnlichen Abneigungen in den Herzen fort. Man untersagte sich die Begeisterung, aber man behielt die Vorurtheile. Man entlehnte dem täglichen Leben seinen Begriff der Moralität, nicht aber das heilige Feuer ausdauernder Treue und Liebe, ohne welches es in privaten wie in öffentlichen Dingen keine Moralität gibt. Dieser Mangel macht sich gleichs anfangs bei dem Herzog von Broglie in der Art und Weise fühlbar, wie er 1815 die monarchische Frage auffaßte. Ob die Rückkehr der Bourbons ein für Frankreich glückliches Ereigniß war oder nicht, darüber ließ sich um so eher streiten, als es ja durchaus nur Opportunitätsgründe gewesen waren, welche die Mächte veranlaßten, Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter zurückzugeben. Von der Theorie eines Königthums von Gottes Gnaden war dabei so wenig die Rede, als bei dem neuen Legitimitätsbegriff, den Talleyrand für den Bedarf der zweiten Restauration erfand. Er wußte am besten, welche Bewandtniß es damit hatte, denn vornehmlich sein Einfluß hatte in der Nacht vom 4. — 5. April 1814 die Entscheidung des lange schwankenden Kaisers Alexander zu Gunsten der Bourbons veranlaßt. Im Gegensatz zum theokratisch-royalistischen Ideal der Anhänger des Absolutismus stützte er seine Definition der Legitimität in einem Schriftstück von wunderbarer Geschicklichkeit ausdrücklich auf die nunmehr herrschend gewordene Theorie, daß die Regierungen der Völker wegen da seien. Seine Denkschrift an Ludwig XVIII. eröffnet der echt doctrinäre Satz, der König habe die Grundbegriffe einer durchaus moralischen Politik zur Richtschnur seiner Regierung gewollt. Ihr ganzer Inhalt bezweckt die Begründung der Ansicht, daß nur der legitime Souverän stark genug sei, um seine Autorität nicht anders als unter Mitwirkung der Nation auszuüben. Vom Augenblick an, wo diese Garantien fehlten, wo die Mißbräuche der Macht sich stärker als ihre Vortheile erwiesen, werde die Legitimität zur bloßen Chimäre[1]). Das aber war es ja eben, was die Reaction und die Emigranten gethan und womit sie die Katastrophe vom 20. März heraufbeschworen hatten. Nun galt es, den persönlich klugen, gemäßigten König aus den Händen seiner Freunde zu befreien und einer Versöhnungspolitik zu gewinnen. So dachten nicht nur die gemäßigten Royalisten de Serre, Camille Jordan, Royer-Collard, sondern überhaupt Alle, denen das Wohl des Landes über den Parteien stand. Guizot ging nach Gent zu Ludwig XVIII., um ihn in diesem Sinne zu beeinflussen. Nur der Herzog von Broglie schlug andere Wege ein und empfahl bereits 1815 das Experiment von 1830: "J'indiquai," sagt er, „le branche cadette comme l'unique espoir des gens de bien et de bon sens.“ [2])

Es handelte sich durchaus nicht um ein Complot, noch weniger um eine persönliche Vorliebe, denn er kannte den Herzog von Orléans nur oberflächlich. Auch hielt die Ansicht, daß seine Lösung die „einzig richtige“ sei, ihn nicht ab, sich

---

[1]) S. Talleyrand: „Mémoire à Louis XVIII“, Juni 1815. Abgedruckt in der „Correspondance inédite du Prince de Talleyrand et du roi Louis XVIII pendant le Congrès de Vienne“.

[2]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs“, I, 299.

zum Deputirten wählen zu lassen, als solcher dem Kaiser zum zweiten Mal den Eid zu leisten und, wie bei Gelegenheit der Mission in Spanien, sich dessen später als eines schweren Unrechts anzuklagen[1]). Er war, wie gesagt, nicht dreißig Jahre alt und hatte sich dreimal, und davon wenigstens zweimal ohne Nothwendigkeit, zwei Herrschern eidlich verpflichtet, von denen er den einen haßte[2]), den andern verachtete. Und das ohne selbstsüchtige Berechnung, einfach nach dem Grundsatz, daß man das Bestehende ausnützen, und zwar diesmal die constitutionelle Phase der Hundert Tage zur Organisation einer Regierung ausnützen müsse, stark genug um Frankreich des Kaisers zu entledigen[3]). Wenn das am grünen Holz geschah, was war vom dürren Holz, von Fouché, Barrère, Talleyrand zu erwarten und verdiente die Monarchie, die sich und das Land unter solchen Umständen wieder aufbaute, nicht denn doch einige Nachsicht?

Indessen wurde, wie Ludwig XVIII. wieder König, so der Herzog von Broglie wieder Pair. Als solcher war er der Einzige, der die Frage, ob Marschall Ney des Landesverraths sich schuldig gemacht habe, verneinte.

Dann fiel ein Sonnenstrahl in dieses ernste, frühreife Leben. Seit den Tagen der Kindheit war seine Mutter mit der Familie Necker und mit Frau von Staël aufs Innigste verbunden. In Coppet hatte sie 1793 Schutz gesucht und gefunden; August von Staël war sein Freund. Im Jahre 1816, nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten, welche die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses und einige Vorurtheile der Familie Broglie veranlaßten, wurde Albertine, die einzige Tochter von Frau von Staël, seine Gattin. Die Mutter hatte in ihrer Erziehung den Vorsatz durchgeführt, dieser Tochter die äußeren und inneren Stürme zu ersparen, die ihre eigene Seele erschüttert hatten. Die junge Herzogin von Broglie war schön, fromm, ernst, etwas zurückhaltend und galt Fernstehenden leicht als streng. Wer sie kannte, dachte das nicht; sie hatte viel vom Geist ihrer Mutter geerbt, schrieb vortrefflich ohne je etwas zu veröffentlichen und verdiente das bewundernde Lob, das unter Anderen Guizot ihr gespendet hat"[4]). Ihr Mann war stets nachläßig gekleidet, pflegte einen verknitterten Hut tief in den Kopf zu drücken, war zerstreut, scheu, und stellte, wie er es selbst bekennt, die Geduld seiner liebenswürdigen, geselligen, immer für die Andern bedachten, aber von Natur aus durchaus nicht geduldigen Schwiegermutter auf unglaubliche Proben. Den Entwurf zu seiner ersten Rede strich sie mit dem Bemerken durch, sie verstehe nicht, was er sagen wolle und in Paris erzählte man sich, wie er einst als Bräutigam, durch einen Zufall belauscht, seiner Braut statt der Dinge, die man vermuthete, eine Abhandlung über die Salzsteuer ins Ohr geflüstert habe. Frau von Staël aber irrte sich doch nicht, als sie das Glück ihres Kindes in seine Hände legte. Nach zweiundzwanzig Jahren bestand es noch ungetrübt. Dann starb die Herzogin von Broglie. Ihr Mann hat nie den Schleier gelüftet, der die Geschichte seines häuslichen Lebens uneingeweihten

[1]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", I, 306.

[2]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 210.

[3]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", I, 299.

[4]) S. Guizot: „Le Duc de Broglie" und „Lettres à sa famille" und Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 9.

Augen barg. Aber als es zu Ende und er Wittwer war, schrieb er dem alten Freunde seines Hauses, A. W. Schlegel: „Sie beklagen mich und Sie haben Recht. Niemand ist mehr zu beklagen. . . . Was von meinem Leben bleibt, ist entfärbt und feierlich. Ich hoffe, der Augenblick wird bald kommen, wo ich der Welt entsagen, mich von allen Geschäften zurückziehen kann. Dann werden wir Ruhe und Zeit finden, dem Andenken vergangener Tage zu leben"[1]).

Solche Wünsche sind oft ausgesprochen, selten durchgeführt worden. Der Herzog von Broglie starb hoch betagt 1870, aber seine öffentliche Laufbahn schloß thatsächlich mit dem Tode seiner Frau.

III.

Die zwölf Jahre zwischen 1818 und 1830 theilte Broglie für sich und seine Freunde in drei Abschnitte. Von 1818 bis 1822 Versöhnungs-Versuch zwischen der alten und der neuen Zeit. Von 1822 bis 1827, Widerstand gegen die wachsende Gegenrevolution. Von 1827 bis 1830 Versuch, die gegnerische Strömung ihrerseits in Schranken zu halten und zu mäßigen. Die persönliche Begegnung zwischen dem Herzog von Broglie und den Doctrinären fand nur mit zwei derselben, Camille Jordan und Barante, im Salon der Frau von Staël statt. Royer-Collard kannte sie nur flüchtig. Sie war bereits todt, als ihr Schwiegersohn von der ihm zu weit fortgeschrittenen liberalen Partei zur kleineren doctrinären Gruppe übertrat, die ihre politische Fahne während der Diskussion über das Preßgesetz von 1818 aufpflanzte und seiner Absicht, in einem linken Centrum Opposition nach den Grundsätzen der englischen Whigs zu machen, am besten zu entsprechen schien. Ihr erster Erfolg bestand darin, daß sie durch die Art ihres Angriffs gegen das Wahlgesetz von 1817 den Sturz des Ministeriums Richelieu herbeiführte. Es war ein Pyrrhussieg und sie sah niemals seines Gleichen wieder. Denn Richelieu war Emigrirter, Patriot, über die Popularität erhaben, ein Mann von Kopf und ein Mann von Geist, dem Souverän ebenso unverdächtig als unabhängig vom Hof und muthig gegen die Factionen. Es ist der Herzog von Broglie, der dieses Zeugniß ablegt und für seinen Antheil an dessen Rücktritt Reue und Leid erweckt[2]). Vorausgesetzt, daß Niemand anders ihn anklagt, thut er es überhaupt mit rückhaltlosem Freimuth. Es folgte das Ministerium Decazes — de Serre. Das Cabinet und die Doctrinäre geriethen abermals über die Frage der Wahlreform in Uneinigkeit. Royer-Collard war gegen Decazes, Broglie für ihn. Ein Portefeuille im reconstruirten Ministerium Decazes schlug er, auf vortreffliche, in seinen „Denkwürdigkeiten" wiederholte Gründe gestützt, aus; nur einer derselben ist den Kennern der Restaurationsgeschichte neu: er mußte nämlich fürchten, als verantwortlicher Berather der Krone seinen Stiefvater d'Argenson und seinen Freund Lafayette unter den Verschwörern gegen sie zu finden[3]).

Es folgte die Ermordung des Herzogs von Berry und das zweite Ministerium Richelieu. Camille Jordan, schon zu Tode getroffen, vertheidigte sterbend

[1]) S. A. W. v. Schlegel: „Briefwechsel, Bibliothek Dresden". Herzog von Broglie an A. W. Schlegel. Paris, 31. December 1838 und 9. Januar 1841.

[2]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 28—30 u. 64.

[3]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 87, 195, 226, 248. Lacombe: „Le Comte de Serre", II, 182.

das Wahlgesetz gegen seine Umgestaltung durch die Reaktion; de Serre kehrte aus dem Süden zurück, um sich für das Ministerium in die Bresche zu werfen. Er schleuderte gegen Lafayette und die Linke eine ebenso berühmte als vernichtende Apostrophe, fand aber auch die Unterstützung der Doctrinäre nicht für eine durch die Umstände gebotene Politik der Transaction. Nur der Herzog von Broglie gab eine bedingte Zustimmung. Wenige Wochen später und auch er hatte sich mit dem Staatsmann überworfen, dessen Widerstand gegen die Mächte der Zerstörung er einen homerischen nennt[1]). Er kostete dem brustschwachen, erschöpften de Serre das Leben. Im Jahr 1824 folgte er dem ihm bereits 1821 vorangegangenen Camille Jordan. Man weiß, wie Niebuhr von diesem großen Minister der Restauration, „dem reinsten Charakter seiner Zeit," dachte. Der doctrinären Gruppe waren die Flügel beschnitten, dahin der hohe, begeisterte Schwung. Es blieb die zähe Kraft des Widerstandes, die rednerische Begabung, die große Autorität einzelner Persönlichkeiten, die Unantastbarkeit der Charaktere und das zersetzende Salz der Polemik. Es erprobte seine Schärfe gegen das Ministerium Villèle. Von 1823 an begannen die Linke und mit ihr die Doctrinäre den fünfjährigen Kampf, der, mit dem Wahlsieg von 1827 abschließend, den Herzog von Broglie zu dem in seinem Munde nicht mehr ungewöhnlichen Geständniß veranlaßt: „Wollte Gott, daß dieser Sieg, die Frucht fünf mühevoller und ehrenvoller Jahre, weniger vollständig gewesen wäre! Wir befänden uns wahrlich besser. Ich kann nicht an dieselben zurückdenken, ohne mit Fräulein Guimard[2]) zu sagen: „C'était le bon temps; nous étions bien malheureux." Noch weiter geht in seinen Memoiren Guizot, dem sein Freund vorwirft, wenn man ihn lese, möchte man glauben, Herr von Villèle habe fast immer Recht gehabt[3]). Gegen diesen Minister und seine Collegen, vor Allem gegen Peyronnet, dann gegen Chateaubriand vor und nach seinem Bruch mit der Regierung bleibt der Ton des Herzogs von Broglie eben so bitter sarkastisch, als er es in seinen, während dieser Jahre in der Pairskammer gehaltenen Reden war. Sie bezeugen jedenfalls, daß im Frankreich von 1824 die Redefreiheit sich wenig behindert fand. „Der Restauration konnte ich nie ernstlich böse sein", sagt der doctrinäre Freischärler Ch. de Rémusat: „ich dankte ihr ja fast alle Ideen, die ich gegen sie in Bewegung setzte[4]). Es war der Zeitpunkt, wo die Opposition literarisch wurde und die Presse beherrschte, Thiers und Mignet im „Constitutionnel" die revolutionäre Tradition wieder aufnahmen, die liberale Jugend seit 1824 im „Globe" unter zustimmendem Beifall der Doctrinäre — (und bekanntlich Goethe's) — wie diese eine zwischen Revolution und Monarchie vermittelnde, an die Grundzüge des Programms von Frau von Staël sich anlehnende Haltung behauptete, während die Doctrinäre selbst erst 1828 in der mehr wissenschaftlich als politisch gehaltenen „Revue française" auftraten.

[1]) De Serre: „Correspondance", IV. Lacombe: „Le Comte de Serre", II, 117, 200 ff. Guizot: „Mémoires" 1, 227. Duc de Broglie: „Souvenirs", 134—144. Viel-Castel: „Histoire de la Restauration."

[2]) Einer bekannten Schauspielerin.

[3]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", II. 279.

[4]) S. Thureau-Dangin: „Le parti libéral sous la Restauration", 201 und Broglie selbst: „Souvenirs", II, 149.

Diese Strömung macht sich auch in den vorliegenden Denkwürdigkeiten fühlbar. Sie beschäftigen sich für eine Zeit nicht mehr ausschließlich mit den öffentlichen Angelegenheiten und selbst wo das der Fall ist, findet sich Raum zur Anekdote, zum Porträt, zur Charakterstudie, zu Allem mit einem Wort, was der biographischen Aufzeichnung ihren eigenthümlichen Reiz und Werth verleiht. Mit den Memoiren von Guizot verglichen, der sich nie von dem losmachen konnte, was man in Frankreich, von den Genfern sprechend, „le style réfugié“ nannte, erscheint die Sprache des Herzogs von Broglie in ihrer vornehmen Ueberlegenheit correct, gefällig, ungezwungen, wenn auch niemals ganz unbefangen, welch letzteres am meisten da zu Tage tritt, wo er zu spaßen versucht. Man fühlt, gewisse Rücksichten, die den calvinistischen Gelehrten zur Vorsicht verpflichten, bestehen für den großen Herrn nicht, der überall berücksichtigt wird, und persönlich ist er auch gerade kein nachsichtiger Beurtheiler von Menschen und Dingen. Was übrigens das Interesse erhöht, ist, daß neben der seinigen noch eine andere Feder in Betracht kommt, nämlich die seiner Frau. Es ist ein charakteristisches Merkmal des doctrinären Geschlechtes, daß nach den Eltern die Kinder zum Tintenfaß eilen, wie die junge Entenbrut ins Wasser. Royer-Collard und Camille Jordan hinterließen keine männliche Nachkommenschaft, aber nach Guizot und seinen beiden Frauen folgten diesem seine drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, im schriftstellerischen Beruf. Die Mutter von Charles de Rémusat hat erst in unseren Tagen durch Briefe und Memoiren über den Hof Napoleon's einen späten Ruf sich erworben. Nach Necker und seiner berühmten Tochter setzten der Herzog von Broglie, der uns hier beschäftigt, und seine beiden Söhne, der jetzige Herzog und sein Bruder, der als katholischer Priester streng seinem Beruf lebt, die literarische Tradition des Hauses fort. Schriftsteller von ganz hervorragender Bedeutung ist allerdings nur der ältere der beiden, der Staatsmann und Historiker geworden; aber auch die Schwester, Gräfin d'Haussonville, hat Einiges veröffentlicht, und sowohl ihr Mann als ihr Sohn haben gute Bücher, der ältere sogar ein unentbehrliches Buch geschrieben. Und schon versucht sich eine fünfte Generation, wenn auch bisher nicht gerade mit Glück, in der Kunst, die bis auf sie fast wie ein Familien-Erbe betrachtet werden mochte. Nur von der Tochter der Frau von Staël war nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, bis ihr Gatte einen Trost darin fand, zahlreiche Auszüge aus ihrem Tagebuche seinen Denkwürdigkeiten einzureihen. Der Act liebevoller Pietät hat auch literarisch sich gelohnt. Jedesmal, wo seine Frau das Wort ergreift, gewinnt die Darstellung an frischer Unmittelbarkeit und es fügen sich kleine Züge ein, wie sie eben nur der scharfen Beobachtungsgabe einer Frau eigen sind. So heißt es unter Anderen von Royer-Collard: „Il a le doute le plus dogmatique et l'incertitude la plus tranchante qu'on puisse voir“ oder von Rémusat, der in den doctrinären Patriarchen verliebt ist: „il aime la pédanterie comme d'autres aiment la grâce.“ Mathieu de Montmorency, der Minister der Restauration und treueste Freund ihrer Mutter, erfährt das Urtheil: „Le mélange de la légèreté et de la dévotion fait que ses résolutions sont à la fois étourdies et inébranlables.“[1])

[1]) S. de Broglie: „Souvenirs“, II, 108; II, 136; II, 270.

Während der Debatte über die Intervention in Spanien hörte sie Chateaubriand in der Pairskammer sprechen und beschreibt ihn also:

„Er war erregt und blaß. Seine Züge sind angenehm, seine Augen herrlich; er hat einen mächtigen Kopf auf einem kleinen Körper; die Tribüne half dem Uebelstand ab, indem sie ihn größer erscheinen ließ. Seine Haltung ging an, obwohl sie nicht ungezwungen war und er sich sichtlich bemühte, im Gegensatz zu seinem Ruf einfach und unparteiisch zu erscheinen. Er begann nicht ohne Großartigkeit, aber je länger er sprach, desto einseitiger wurde seine Argumentation. Er legte Nachdruck auf einige nichtssagende handelspolitische Details, als wolle er Erstaunen damit zu erwecken suchen, daß ein Dichter sich auf den Handel mit Maulеseln verstehe. Als er die Anwendung daraus auf den Krieg versuchte, entstand allgemeines Gelächter." [1])

Den Löwenantheil der Charakterbilder in der Galerie der Herzogin von Broglie aber erhält Talleyrand.

„Er spricht nach Art der Fürsten, schreibt sie nach einem Diner, bei welchem er ihr Gast war: d. h. Alles was er sagt, zählt, gleichviel was es an sich werth ist. Ich suchte während der ganzen Zeit zu entdecken, worin der Zauber bestanden haben mag, von dem meine Mutter mir so oft gesprochen hatte, und ich hatte Mühe, diese heitere Liebenswürdigkeit mit den müden, ernsten Zügen vor mir zu verbinden . . . Er hört nie auf das, was man ihm sagt und spricht die verbindlichsten Dinge, ohne den verächtlichen Gesichtsausdruck zu wechseln, den er sich für alle Fälle gegeben hat. Eigenthümlich aber ist sein Lächeln; es erhellt sein altes zerfallenes Gesicht mit unerwarteten Erinnerungen von Jugendlichkeit und Anziehungskraft, so daß man erräth, was ihn einst so gewinnend erscheinen lassen mochte. Seine Nichte, die Herzogin von Dino, war auch da. Er rühmt ihre geistige Ueberlegenheit. Ihre Züge sind merkwürdig und schön, nur von Sorge abgemagert, ihr Blick durchdringend feurig und doch ist etwas in ihrem Gesichtsausdruck älter als ihre Jahre; ihre Leidenschaften gehören einem anderen Lebensalter an; ihre Conversation ist ernst, überlegt, vortrefflich redigirt, man fühlt darin wie eine dumpfe, zurückgedämmte Heftigkeit; man sieht, sie ist zugleich mit fortgerissen und voll Selbstbeherrschung; sie verräth ihren Zorn und unterdrückt ihn." Und wieder: „Im ernsten Gespräch finde ich Talleyrand gewöhnlich. Er hat einen richtigen Blick, gesunde Vernunft, Festigkeit, das Alles getragen von seinen Manieren, seiner Stellung, seinem sententiösen Ton; allein seine Phrasen enthalten immer weniger als es scheinen möchte. Er ist ein Beispiel der Wirkung, die man hervorbringt, wenn man selbst das gehörige Gewicht auf Alles legt, was man sagt. Seine eigentliche Originalität beruht in seiner Art des Witzes, in der Mischung von Impertinenz und Sanftmuth, von Ruhe und Heiterkeit, die so mächtig bei ihm anzog." [2])

Man sieht, die Herzogin von Broglie war die echte Tochter der Mutter, die von sich sagte: „Was thun? auf dem Weg zum Schaffot müßte ich noch über die mein Schicksal theilenden Freunde aburtheilen." Allein sie hatte dabei, was ihre Tochter nicht besaß: die weite, intellectuelle Sympathie, die vergebende Nachsicht, die nur um den Preis gewisser Erfahrungen zu haben sind. Und daher kommt es, daß Frau von Staël bis zum Ende Illusionen rettete und Freunde behielt, die ein Federstrich ihrer Tochter, ein Wort ihres Schwiegersohnes für immer preisgab[3]).

Noch einige frohe Zeiten in der Schweiz, in England, im wiedereingerichteten Schloß Broglie mit den heranwachsenden Kindern, dann trat die Politik für das nächste Jahrzehnt abermals in den Vordergrund.

Während der letzten Jahre des Cabinets Villèle wiederholte sich die unter seinen Vorgängern gemachte Erfahrung. Bei Gelegenheit der beiden Gesetzentwürfe über das Erstgeburtsrecht und das Sacrilegium, die beide dem ge-

[1]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 310.

[2]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 113, 225, 316.

[3]) Vergl. Duc de Broglie: „Souvenirs", II, 118 und 263 über Benjamin Constant, II, 461 über Lally-Tollendal.

mäßigten Villèle von den Ultras abgenöthigt worden waren, beschränkten sich die Doctrinäre nicht darauf, diese Vorschläge zu bekämpfen und abzulehnen: sie ließen sich dieselben Uebertreibungen, wie ihre Gegner zu Schulden kommen. Und dies obwohl die Opposition durch das rechte Centrum, somit durch die Anhänger des Ministeriums Richelieu verstärkt, ihren Hauptstützpunkt in der Pairs-Kammer fand und die Voraussetzung nahe lag, daß Villèle mit der Wahl seiner beiden Gesetzentwürfe der Rechten in eben den zwei Punkten Concessionen gemacht hatte, wo ihre Niederlage sich fast mit Sicherheit voraussehen ließ. „Sei dem, wie ihm wolle," sagt der Herzog von Broglie, „wir zogen diesen Umstand nicht in Betracht, sondern nützten unsern Vortheil erbarmungslos aus" [1]).

Die großen rednerischen Triumphe der doctrinären Führer wurden bei dieser Gelegenheit davongetragen; die verletzte Eitelkeit von Chateaubriand kam ihnen zu Hilfe; die Linke hielt sich mit dem Bewußtsein im zweiten Treffen, daß doch sie es am Ende war, welcher die Früchte des Sieges zufallen mußten. Unter dem Ruf „nieder mit den Jesuiten" fiel, nach fünfjähriger Dauer, das verhaßt gewordene Ministerium Villèle und der König, nicht mehr Ludwig XVIII., sondern seit 1824 Karl X., that unbewußt, was sein klügerer Bruder mit Ueberlegung gethan hatte. Er gab der neuen Regierung in der Person von Monsieur de Martignac einen Staatsmann, der an die Ueberlieferungen des ersten Ministeriums Richelieu wieder anknüpfte, und von Allen, denen es um das Heil des Vaterlandes zu thun war, wohl nur ihn selbst enttäuschte. Er hatte ein Uebergangsministerium geben wollen und das Schicksal hielt ihm statt dessen den Retter bereit, welcher der Dynastie und der Nation das Experiment von 1830 erspart hätte [2]). Royer-Collard, bei den letzten Wahlen von 1827 sieben Mal gewählt, war Kammerpräsident, Frankreich und seine Regierung centre gauche. Guizot erklärte sich befriedigt und einverstanden, Lafayette fand, für den Augenblick, nichts mehr zu conspiriren. „Unser Verhalten", sagt der Herzog von Broglie, „war uns in Fracturschrift vorgezeichnet: Nichts war leichter für das linke Centrum, als sich mit dem rechten Centrum zu verständigen und damit die Rechte und die Linke, selbst, wenn beide sich zufällig einmal vereinigten, in Minorität zu versetzen. Und folglich war auch nichts leichter als das Ministerium Martignac, das sich nichts Besseres wünschte, für unsere Interessen zu verwerthen. Wir mußten, um das zu erreichen, nur unsere kleinen Schrullen und Animositäten bei Seite setzen."

Das Gegentheil davon geschah.

Royer-Collard hatte durch seine schroffe, intransigente Haltung seine Berufung in die Regierung unmöglich gemacht und auch gar nicht gewünscht. Letzteres war ebenso bei dem Herzog von Broglie der Fall, der sich aber dennoch zurückgesetzt fand, als der Siegelbewahrer Portalis seinen Rath in Bezug auf das neue, in seinen wesentlichsten Grundzügen einem Entwurf von Broglie nach-

[1]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", III, 12. Barante: „Vie politique de Royer-Collard", II, 238 ff. Thureau-Dangin: „Le parti libéral sous la Restauration", 295 ff.

[2]) S. Ernest Daudet: „Ministère de Monsieur de Martignac". Nettement: „Histoire de la Restauration", Bulwer: „Life of Viscount Palmerston", 1: Letter of January 10, 1829. Duc de Broglie: „Souvenirs", III, 124—130.

gebildete Preßgesetz nicht einholte: „Und doch war das natürlich," heißt es in den Denkwürdigkeiten, „denn einerseits war die Stellung der Minister zum König eine sehr schwierige; andererseits fürchtete man meine Lebhaftigkeit und meine Anforderungen. Allein von diesem Augenblick an war es, daß meine Freunde und ich uns vom Ministerium zu entfernen, wenn nicht zu trennen, und jene Zwischenstellung einzunehmen begannen, die uns bald zum größten Fehler verleitete, den wir überhaupt begehen konnten. . . . In einer thörichten Regung gekränkter Eigenliebe trug ich dazu bei, die doctrinäre Partei vom neuen Ministerium, unserem letzten Rettungsanker, abzuschneiden und vielleicht eben dadurch seinen Sturz und die Julirevolution herbeizuführen [1]). Von dieser Darstellung hat die Geschichte nur das Wörtchen „vielleicht" zu streichen.

Als das linke Centrum, statt nach dem Sturz von Villèle sein Bündniß mit der Linken zu lösen, dasselbe aufrecht erhielt und dadurch die Minister, die seine eigensten Ideen durchzuführen suchten, ihrer parlamentarischen Majorität beraubte, bot sich dem König die langersehnte, schnellergriffene Gelegenheit, sich der Rathgeber zu entledigen, deren weise Mäßigung er wie einen Treubruch an seinen monarchischen Idealen empfand: „Ich sagte es Ihnen ja," sprach Karl X., seinen geschlagenen Ministern mit schlecht verhehlter Freude die Hand schüttelnd, „mit diesen Leuten ist eine Verständigung nicht möglich. Es ist Zeit zu bremsen" [2]). Die Bremse, man weiß es, griff nach dem System Polignac in die Räder. Die letzte Karte der gemäßigten Royalisten war verspielt. Was nachher kam, war die „beste der Republiken" nach Lafayette, „der König, der herrschte, nicht regierte", nach Thiers. Aber mit der Monarchie war es künftig in Frankreich vorbei.

War es das, was die Doctrinäre gewollt hatten? „Ich will behalten, was wir haben," sagte Guizot 1824: „die Regierung soll bekämpft, aber durchaus nicht gestürzt werden." Der Herzog von Broglie, mit noch größerer Gleichgültigkeit für das dynastische Interesse, dachte doch nicht anders in Bezug auf die Nothwendigkeit, „das französische 1688", wie er es nannte, auf das geringste Maß revolutionärer Einmischung zu beschränken. Der Vorschlag, die neue mit der alten Ordnung zu verbinden, indem man die monarchische Tradition aufrecht erhielt und den neuen König Philipp VII. nannte, kam von ihm. Als das fehlschlug und, wieder gegen seinen Willen, alle durch Karl X. geschaffenen Pairstitel annullirt wurden, erklärte der Herzog von Broglie damit allein die parlamentarische Regierung in einer ihrer drei Haupttriebfedern verletzt [3]), die Erblichkeit der Pairie und damit auch diese selbst geopfert. Es erging ihr eben nicht anders wie dem alten königlichen Stamme, als er, an der Wurzel getroffen, für immer zu Boden sank. Der anscheinend jugendkräftige, aber künstliche Baum, der Krone und Tricolore tragend, in die Höhlung gesenkt wurde, hat nie eine Wurzel gehabt: „Auch ich bin unter den Siegern," sagte Royer-Collard, „aber es ist ein trauriger Sieg." So wie er war, mußte er sichergestellt werden. Im weiteren Verlauf seiner Denkwürdigkeiten wird der Herzog von Broglie erzählen, wie die Doctrinäre von der Opposition zur Regierung, von der Kritik zur That übergingen.

[1]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", III, 152—155, 165, 183—184.

[2]) S. Thureau-Dangin: „Le parti libéral sous la Restauration", 446.

[3]) S. Duc de Broglie: „Souvenirs", III, 393, 398, 4⁰⁰.

Ausgrabungen in Babylonien.

Von

Eduard Meyer.

Unter den gewaltigen Errungenschaften, welche die Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert gewonnen hat, ist vielleicht keine großartiger in ihrem Wesen wie in ihren Folgen, als die Erweiterung ihres Gebiets nach oben, die Ausdehnung historischer Kenntniß auf Jahrhunderte und Jahrtausende, die früher für ewig vom Dunkel der Nacht bedeckt schienen. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt die Zeit der Richter in Israel, der dorischen Wanderung in Griechenland so ziemlich für die fernste, in die geschichtliche Forschung sich hineinwagen könne. Man empfand zwar, daß es bei den Aegyptern und Phöniciern, bei den Syrern und Babyloniern eine hohe Cultur gegeben habe, die in weit ältere Zeit hinaufragte und in mancherlei Zeugnissen und Denkmälern zu Tage trat; aber wo sollte man den Faden finden, der durch das wirre Labyrinth der griechischen Nachrichten und Legenden führte, wo den Schlüssel zu den seltsamen Denkmälern, welche Aegypten und Vorderasien bargen? Jeder Versuch, hier vorzudringen, mußte nothwendig zu den schwersten Mißgriffen und Irrthümern führen; Resignation war das einzige, was einer gewissenhaften Forschung zustand.

Wie anders heute! Bis hoch ins dritte vorchristliche Jahrtausend können wir jetzt die Geschichte unserer Cultur zurückverfolgen. Die Tempel Babyloniens, die Paläste Assyriens sind aus dem Schutt ans Tageslicht getreten, die Cultur der syrischen Landschaften beginnt in greifbarer Gestalt hervorzutreten, die Denkmäler, die Sprache, die Literatur des alten Aegyptens sind uns verständlich, in der Epoche, da die Pyramiden gebaut wurden, fühlen wir uns heimisch — und doch liegt diese Zeit von der Erbauung des Parthenons mindestens ebenso weit ab, wie letztere von der Gegenwart! Und welche Umwandlungen haben unsere Kenntnisse auch in den späteren Epochen erfahren! Die Geschichte der Israeliten, die einzige, die uns früher genauer bekannt war, ist in ein ganz neues Licht gerückt, sie ordnet sich ein in einen vorher ungeahnten politischen Zusammenhang. Was das assyrische Reich zu bedeuten hatte, konnte nach den phantastischen Erzählungen der Griechen und den wenigen im Alten Testamente geretteten Notizen Niemand

ahnen; jetzt liegt die Geschichte seiner Entwicklung klar vor uns, wir folgen den Herrschern von Ninive auf ihren glänzenden, blutigen Siegeszügen, in scharfen Umrissen tritt uns die gewaltige Bedeutung des Weltensturmes entgegen, der von Assur ausging, die alten Völker vernichtete und Vorderasien eine neue Gestaltung gab, dessen Nachwirkungen bis auf den heutigen Tag fortdauern. Und wie die Assyrerkönige, Tiglatpileser, Sargon, Sanherib, Assarhaddon sind auch die großen Herrscher der Folgezeit, Nebukadnezar, Kyros, Darius greifbare Gestalten von Fleisch und Blut geworden, deren Worte wir noch jetzt vernehmen, deren Gedanken wir aus authentischen Urkunden herauslesen können und nicht mehr in den schwankenden Umrissen der Sage, der Volkstradition zu suchen brauchen.

Und doch sind die äußeren Thatsachen der politischen und Völkergeschichte nur ein Bruchtheil, und vielleicht nicht der wichtigste, des neuen Materials, das uns so reichlich zugeströmt ist. Die Literatur, die Kunst, die Religion der alten Reiche Vorderasiens und des Nilthals sind neu erstanden, wir gewinnen ein Bild ihrer Culturentwicklung, wir beginnen zu erkennen, wie sie sich gegenseitig beeinflußt und ihre Errungenschaften ausgetauscht haben, wie dann weiter die Civilisation des Ostens nach Westen getragen worden ist. Und hier greifen die neuen Entdeckungen an den Küsten des ägäischen Meeres ein, die in erster Linie an Schliemann's Namen anknüpfen: wir fangen an, auch im Einzelnen klarer zu erkennen, welchen tiefgreifenden Einfluß der Orient auf die Anfänge der Entwicklung Griechenlands geübt hat. Die Geschichte der Cultur der Mittelmeervölker, auf deren Boden ja unsere eigene erwachsen ist, ist in umfassendster Weise erweitert worden, und können in Tiefen hinabschauen, die noch vor Kurzem keinem Blick erreichbar scheinen mußten.

Es sind in erster Linie zwei Gebiete, die uns in wahrhaft unerschöpflicher Fülle das neue Material geliefert haben und noch tagtäglich liefern: auf der einen Seite Aegypten, auf der anderen Babylonien und Assyrien. Welche Ausbeute Aegypten, das Land der Denkmäler schlechthin, ergeben hat, ist allbekannt. Es fehlt noch viel, daß der gewaltige Schatz, den die Ruinen seiner Tempel und Gräber bergen, schon völlig gehoben wäre; gerade gegenwärtig, wo englische Forscher zum ersten Male an eine Untersuchung der zahlreichen Schutthügel des Delta gegangen sind, treten wieder neue wichtige Entdeckungen in Fülle zu Tage, völlig verschollene Städte wie Naukratis, Pithom, Buto werden aufgedeckt, und daneben bringt jedes Jahr hochbedeutsame Funde in Oberägypten — es sind noch nicht sechs Jahre verflossen, seit eine genauere Untersuchung der kleinen Pyramiden uns die Texte des Todtenrituals der ältesten Zeit kennen gelehrt hat, und gleichzeitig in einer Schlucht der thebanischen Todtenstadt die Leichen der angesehensten Pharaonen des neuen Reichs gefunden wurden. Aber auf der anderen Seite können uns naturgemäß Entdeckungen von der Bedeutung wie die bisherigen hier nicht mehr bevorstehen, ja es läßt sich behaupten, daß von den großen Lücken, die unser Wissen über Aegypten aufweist, ein Theil niemals ausgefüllt werden wird, mag die Zukunft auch noch so viele Funde bringen.

Aehnlich liegen die Dinge in Assyrien. Zwar ist hier die Durchforschung des Landes noch keineswegs soweit vorgedrungen wie in Aegypten. Hochwichtige Ruinenmassen, wie die alte Landeshauptstadt Assur (jetzt Kal'at Scherga) oder

die Städte am Chaboras mit ihren verschütteten Palästen sind bisher nur ganz oberflächlich untersucht und werden bei genauerer Durchforschung zweifellos eine reiche Ausbeute an Inschriften wie an Baudenkmälern und Sculpturen ergeben. Aber von den späteren Hauptstädten Ninive, Kalach, der Sargonsstadt, ist wenigstens ein sehr beträchtlicher Theil durchforscht, über die Geschichte der großen Eroberer, welche hier nicht weniger als zwölf Paläste gebaut haben, besitzen wir ein reiches Material, und wenn auch von der großen Bibliothek, welche Assurbanipal (668—626 v. Chr.) in seinem Palaste zu Ninive hat aufstellen lassen, noch die bei weitem größere Hälfte im Schutt verborgen ruht, so ist doch ein sehr beträchtlicher Theil ihrer Backsteintafeln ins British Museum gewandert und hat uns über die Sprache und Literatur, die Religion, Geschichte und Wissenschaft der Assyrer die reichsten Aufschlüsse gegeben.

Dagegen ist das Gebiet des unteren Tigris und Euphrat, das alte Babylonien, ein noch fast jungfräulicher Boden. Nur ganz oberflächlich ist uns bis jetzt die weitgedehnte Landschaft bekannt, nur hier und da sind ihre zahlreichen Trümmerstätten gewissermaßen angebohrt — und doch wird eine Erforschung Babyloniens seit Jahrzehnten als ein dringendes Bedürfniß von der Wissenschaft empfunden, und doch ist es zweifellos, daß hier überall die lohnendsten Entdeckungen zu machen sind, die nur auf die Hand eines umsichtigen Finders warten.

I.

Welche Bedeutung vor Alters Babylonien gehabt hat, ist jedem Leser, wenn nicht sonst, so aus den Erzählungen des Alten Testaments bekannt. Das Land gilt den Hebräern als die Heimath, aus der ihre Ahnen ausgewandert sind; die heidnischen Dienste, gegen welche die Propheten eifern, sind zum guten Theil von hier ausgegangen. die Sagen vom Thurmbau zu Babel, von Nimrod, dem ersten Könige, spiegeln das Ansehen der großen Stadt am Euphrat wieder. Seit zwölf Jahren besitzen wir ein keilschriftliches Heldengedicht, aus dem wir die babylonische Version der Sage von der großen Fluth kennen lernen, welche alle Menschen vernichtete, und nicht nur in den allgemeinen Umrissen, sondern vielfach bis ins kleinste Detail stimmt dieselbe mit der biblischen Version überein; sogar solche Züge wie die von der Aussendung der Vögel aus der Arche, als die Wasser sich zu verlaufen beginnen, sind beiden gemeinsam. Auch in der Erzählung vom Paradiese hat man wohl mit Recht babylonische Einflüsse zu erkennen geglaubt. Im Uebrigen genügt es, an Nebukadnezar und die Zerstörung Jerusalems zu erinnern, um die Bedeutung Babylons für die Geschichte des jüdischen Volkes zu bezeichnen.

Neben diese Reihe von Thatsachen stellt sich eine zweite. Wenn wir die Stunde in sechzig Minuten, die Minute in sechzig Sekunden theilen, so stammt das aus Babylon; es bewahrt sich darin gewissermaßen rudimentär eine Nachwirkung des Sexagesimalsystems, d. h. des in Babylonien üblichen Zahlensystems, in dem die Zahl sechzig dieselbe Rolle spielte wie bei uns hundert. Den gleichen Ursprung hat die Eintheilung des Kreises, zunächst des Himmelsäquators, in 360 Grade. Die zwölf Zeichen des Thierkreises, die siebentägige Woche stammen aus Babylon, ebenso gebrauchen die Juden bis auf den heutigen Tag die Monats-

namen, die sie in Babel im Exil angenommen haben. Ja diejenige Wissenschaft, die hinsichtlich der Großartigkeit ihres Objects und ihrer Resultate unter allen die erste Stelle einnimmt, die Astronomie, ist von den alten Chaldäern geschaffen. Sie ist erwachsen im engsten Zusammenhang mit der babylonischen Religion, die in den Gestirnen den Sitz der Mächte sah, welche die Welt bewegen und die Geschicke der Menschen lenken; sie ist daher in ihrem Ursprung unzertrennlich von der Astrologie, und auch diese phantastische Weisheit, die mehr denn anderthalb Jahrtausende im Orient und Occident, bei Christen und Moslimen, die Weltanschauung beherrscht und die höchsten Geister umzaubert hat, geht zurück auf die Lehren und Forschungen der Weisen und Priester von Babel. Doch mit und aus dem Irrthum erwächst die Wissenschaft: eben ihr Glaube, dadurch das Geschick ergründen zu können, veranlaßte die Chaldäer zu sorgfältiger Beobachtung der Himmelserscheinungen. Ihre Aufzeichnungen enthielten ein reiches Material an Thatsachen und Lehrsätzen, das für die Griechen wie für die Neueren die Grundlage geblieben ist, auf welcher der stolze Bau der Wissenschaft errichtet wurde.

Und noch auf einem ganz andern Gebiet greifen babylonische Anschauungen, uns völlig unbewußt, unmittelbar in die Gegenwart hinein. Wenn wir einen Fries oder eine Draperie mit Greifen, Einhörnern und ähnlichen Fabelgestalten decoriren, so bilden wir Gestalten, die dem babylonischen Geisterglauben entstammen, die von chaldäischen Künstlern zuerst geschaffen sind. Und unsre Engelsgestalten, was sind sie anderes als die letzte Umbildung der babylonischen Anschauung, daß die Dämonen, welche die überirdische Welt bevölkern, auf Flügeln durch die Luft eilen? Uns ist diese Vorstellung ganz geläufig und erscheint als etwas durchaus Natürliches; aber weder den Griechen noch z. B. den Aegyptern und Hebräern ist sie ursprünglich bekannt gewesen: in Jakob's Traum zu Bethel bedürfen die Engel einer Leiter, um in den Himmel zu steigen. Die Vorstellung von der Gottheit, die auf den Cherubim thront, ist direct der babylonischen Kunst entlehnt.

Aber der Einfluß Chaldäa's beschränkt sich keineswegs auf die specifisch religiöse Kunst. Die Technik des Ziegelbaues stammt aus der babylonischen Ebene, die keine Steine kannte; die ionische Säule geht in letzter Linie auf ein Vorbild zurück, das sich in chaldäischen Tempeln findet; es ist allgemein bekannt, wie vielfach sich die archaische griechische Kunst in der Gestaltung von Mensch und Thier mit der Darstellungsweise der Sculpturen von Ninive berührt. Die Kunst Assyriens aber ist, wie die gesammte Cultur dieses Reichs, durchaus abhängig von dem alten Culturlande am unteren Euphrat.

Die angeführten Beispiele werden genügen, um die Bedeutung der babylonischen Cultur klar zu machen und zu zeigen, daß es sich lohnt, dieselbe auch im Einzelnen zu erforschen. Versuchen wir jetzt, von dem Lande und seiner Geschichte ein Bild zu gewinnen.

Babylonien, ein Land von etwa 800 Quadratmeilen, bildet den südlichsten Theil der großen mesopotamischen Tiefebene. Es ist von dem untern Lauf des Euphrat und des Tigris umschlossen, der beiden gewaltigen Ströme, die sich an der Nordgrenze der Landschaft, da wo heute Bagdad liegt, bis auf wenige

Meilen einander nähern, dann wieder weit auseinander treten, um schließlich, wenigstens heutzutage, ihre Wassermassen vereint ins persische Meer zu ergießen. Wasserarme und Canäle gehen von einem zum andern und durchziehen die völlig flache Landschaft nach allen Richtungen. Jenseits des Euphrat, im Südosten, beginnt die weite unzugängliche arabische Wüste; im Nordosten, jenseits des Tigris, erheben sich alsbald die Terrassen der Randgebirge des iranischen Hochlands.

Sehen wir davon ab, daß hier zwei Ströme an Stelle des einen Nil treten, so hat das Land die größte Aehnlichkeit mit Aegypten. Hier wie dort ist der Wohlstand, das Gedeihen des Landes, ja die Möglichkeit seiner Bebauung durchaus abhängig von dem Stande der Bewässerung, von der Regulirung des Hochwassers in der Ueberschwemmungszeit, von der Eindeichung der Stromarme, von der Vertheilung der Wassermassen in zahllosen Adern über das ganze Land. Nur ist es in Babylonien wohl niemals möglich gewesen, das ganze weit ausgedehnte Gebiet zwischen Euphrat und Tigris in Culturland zu verwandeln; namentlich im Osten und Süden sind, ähnlich wie im Nildelta, große Flächen wohl immer von Wüste, andere von Sümpfen bedeckt gewesen. Dagegen gehörte der Haupttheil des Landes in alten Zeiten zu den blühendsten und fruchtbarsten Gegenden der Erde, so daß Herodot es nicht wagt, den Griechen zu erzählen, in welchem Maße Sesam und Hirse hier gedeihen, weil es ihm doch kein Mensch glauben würde. Aber sobald die Canäle und Deiche verfallen, geht der Wohlstand zurück und weite ehemals bebaute Strecken werden öde. Die Vorbedingung für die Instandhaltung der Wasserbauten ist wie in Aegypten ein starkes staatliches Regiment, das allein im Stande ist, die erforderlichen Arbeitskräfte aufzuwenden und zugleich die Beobachtung seiner Anordnungen zu erzwingen; der Einzelne ist den Naturgewalten gegenüber völlig machtlos, und wenn er nur für sich selbst sorgt, trägt er oft unabsichtlich zum Ruin der gemeinnützigen Anlagen und damit seines eigenen Wohlstandes bei. Noch die neueste Zeit hat wieder eine schlagende Illustration dieses Hergangs geliefert. Vor einigen zwanzig Jahren nahm der mächtige Emir der in Südbabylonien zeltenden Montefikaraber, Naßir Pascha, das Riesenwerk in Angriff, die Deiche des Euphrat wieder herzustellen und hat es zum Theil durchgeführt. Als mit seinem Tode seine Macht zusammenbrach, durchschnitten die Anwohner des Flusses die Dämme, um das Wasser bequem auf ihre Felder zu leiten. So wurde der Nutzen des Werks vereitelt, und von der gewaltigen Arbeit sind jetzt kaum noch Spuren vorhanden.

Ein ähnliches Schwanken hat zweifellos auch im Alterthum zu allen Zeiten bestanden, je nachdem die Regierung kräftig war oder die Staatsgewalt durch Schuld unfähiger Regenten, sowie innerer und äußerer Feinde verfiel. Die Zeit der assyrischen Oberherrschaft mit ihren fortwährenden Kriegen bezeichnet zugleich einen gewaltigen Rückschritt des Wohlstandes, und dann wieder, nach der großartigen Reorganisation Nebukadnezar's, die Herrschaft der Perser. Durch Alexander und seine Nachfolger tritt wenigstens für manche Theile des Landes ein neuer Aufschwung ein, und unter der arabischen Herrschaft erhebt sich Babylonien noch einmal zum alten Glanze. Aber mit der vernichtenden Mongoleninvasion erlischt die Blüthe Bagdads und seiner Nachbarstädte, und seitdem ist

das Land von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr gesunken. Wenn wir von einzelnen Gebieten an den Hauptströmen absehen, ist gegenwärtig der größte Theil des Landes unbewohnbar. Da die Flußläufe und Canäle völlig vernachlässigt sind, haben sich weite Strecken in fieberschwangere Moräste und Lachen verwandelt, die im Herbste oft völlig austrocknen, im Frühjahr, zur Ueberschwemmungszeit, aber weithin über ihre Ufer austreten; die zahlreichen Arme der Flüsse und Canäle, die sich mit jedem Hochwasser ändern, die ausgetrockneten Wasserläufe, die weiten Seen hemmen allen Verkehr zu Lande und sind auch für die Schiffahrt ein schweres Hinderniß, ja machen dieselbe durch Sandbänke und niedrigen Wasserstand mitunter unmöglich. Alles Land aber, was vom Wasser nicht erreicht wird, ist vollständige Sandwüste. Meilenweit ist, namentlich im Süden Babyloniens, keine menschliche Ansiedelung anzutreffen. Ein trostloseres Bild, als diese Gegenden bieten, dürfte nach der Schilderung von Augenzeugen auf der ganzen Erde kaum zu finden sein. Wo ehemals zahlreiche Städte standen, geschmückt mit Tempeln und Palästen, umgeben von Palmenhainen und fruchtbarem Ackerland, Stätten regen Gewerbsfleißes und Handelsverkehrs, dazu Sitze einer uralten und hochentwickelten, in den Priesterschulen bewahrten Bildung, da liegt jetzt im günstigsten Falle ein kleines Dorf, in dem ein Beduinenstamm sich niedergelassen hat. Denn den Beduinen gehört jetzt das alte Babylonien, abgesehen natürlich von den großen Städten am Tigris; soweit die Wüste reicht, reicht auch ihr Gebiet.[1])

Aber wenn die alten Bewohner verschwunden sind und ihr Land der Cultur wieder verloren ist, so treten uns doch ihre Spuren noch überall entgegen. Mitten in der Einöde und nicht selten in den heute am meisten verwahrlosten Gebieten erhebt sich ein Sandhügel (Tell) neben dem andern; durch das ganze Land sind sie verstreut, von Akerkuf und Abu Habba bei Bagdad bis hinunter nach Mukeijar und Abu Schahrein in der Nähe von Kurna, wo Euphrat und Tigris sich vereinigen und das Schwemmland beginnt, welches die beiden Ströme im Laufe der geschichtlichen Zeit abgelagert haben. Diese Hügel bedecken die alten Städte Babylonien's und sind aus dem Schutt ihrer Gebäude erwachsen. Die massiven Stockwerke der babylonischen Terrassentempel, die Paläste uralter Könige bilden den Kern und sind unter der schützenden Hülle oft noch in sehr bedeutendem Umfange und bis zu beträchtlicher Höhe erhalten. Um sie herum liegen die Trümmer der Wohnungen, die Mauern, die Gräber, und, in den Schuttschichten zerstreut, die Ueberreste des Hausraths, darunter auch zahlreiche Schriftstücke, Urkunden öffentlicher und privater Art, sowie Literaturwerke, alles natürlich auf Tafeln und Walzen von Backstein. Denn das ist ja das einzige Schreibmaterial, welches die Babylonier kannten. Auch die Bauten bergen werthvolle Inschriften: es ist ein alter Brauch, bei den Tempeln die Stiftungsurkunden an den Ecken des Fundaments zu vergraben, und schon die späteren Könige haben bei der Renovation alter Bauten diese Urkunden gesucht und ihnen als Zeugniß der

[1]) Auf die hochwichtige Frage, in welchem Umfange es möglich sein wird, bei besserer Bewirthschaftung das Land der Cultur zurückzugewinnen, können wir hier nicht eingehen. Daß eine bessere Regierung als die gegenwärtige, gänzlich unfähige, das Land aufs Neue heben würde, ist zweifellos.

eigenen Thätigkeit neue hinzugefügt. Diesen Schutthügeln verdanken wir so ziemlich Alles, was wir von den alten Chaldäern und ihrer Geschichte wissen.

Durch die geschichtlichen Nachrichten, namentlich der assyrischen Könige, kennen wir mindestens etwa zwanzig hervorragende Städte in Babylonien, und dazu kommen unzählige Orte zweiten und dritten Ranges. Die Zahl der Tells entspricht dem; nur zum geringsten Theil sind sie gegenwärtig soweit untersucht, daß wir sagen können, welche Stadt sie bedecken. Aber daß jeder einigermaßen bedeutende Ort seine Spuren hinterlassen hat und uns dereinst, wenn die Erforschung des Landes weiter fortgeschritten ist, in beträchtlichen und interessanten Ueberresten entgegen treten wird, lehrt schon ein Blick auf eine einigermaßen sorgfältige Karte — und doch ist keine nach dieser Richtung hin auch nur annähernd vollständig. Wenn auch an Großartigkeit der Ruinen Babylonien zu allen Zeiten hinter Aegypten zurückstehen wird: was die Zahl und Bedeutung der Ueberreste eines hohen Alterthums angeht, kann es sehr wohl den Vergleich mit ihm wagen.

Aber die Erforschung der Ruinen, die in Aegypten so weit fortgeschritten ist, steht hier noch in den allerersten Anfängen. Es liegt das zuförderst an den äußeren Verhältnissen. Wer in Babylonien ausgraben will, hat in der That ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden als in Aegypten oder auch in Ninive. Daß wegen der gesundheitlichen Verhältnisse und des Wasserstandes nur während des Winters und ersten Frühlings gearbeitet werden kann, ist das Wenigste, das ist auch in zahlreichen anderen Gebieten der Fall. Aber da Wüste und verwahrloste Wasserläufe den größten Theil des Landes fast unzugänglich machen und Beduinen seine Bewohner sind, bereitet nicht nur die Verpflegung einer wissenschaftlichen Expedition und die Beschaffung geeigneter Arbeitskräfte große Schwierigkeiten, sondern vor Allem gibt es keine feste staatliche Autorität im Lande. Der Einfluß der türkischen Regierung ist gering und schwankt fortwährend; wer in Babylonien etwas machen will, muß mit all' den zahlreichen Araberstämmen gut stehen. Selbst dann aber ist ein Aufenthalt in Südbabylonien nur möglich, so lange dieselben unter einander Frieden halten; bricht eine der unzähligen Stammesfehden aus, so steht das ganze Land im Kriegszustand, der jeden Aufenthalt eines Fremden unmöglich macht. Es geht wie bei den Erforschungsreisen im inneren Arabien; unvorhergesehene Ereignisse können jeden Tag den ganzen vorbedachten Plan vollständig über den Haufen werfen.

So schwer die erwähnten Hindernisse ins Gewicht fallen, durch Geschicklichkeit, Geduld und Energie lassen sie sich überwinden und sind sie oft genug überwunden worden, nicht nur von Expeditionen, welche die Autorität eines mächtigen Staats als Deckung hinter sich hatten, sondern auch von unerschrockenen Forschungsreisenden auf eigene Hand. Und es dürfte sich schon entscheiden lassen, was als ein größeres Hinderniß zu betrachten ist, der Mangel einer staatlichen Autorität, oder der böse Wille und die unausgesetzten Chikanen derselben, mit denen die archäologischen Arbeiten in Kleinasien und neuerdings auch in Assyrien unausgesetzt zu kämpfen haben, und denen zum Trotz doch großartige Resultate gewonnen sind. Daß in Babylonien bisher so wenig geschehen ist, hat vielmehr zum guten Theil seinen Grund darin, daß man glaubte, es sei hier wenig zu

holen, was die Mühe lohnte. Gab es hier doch keine Tempel von Marmor und und Granit, keine aus dem lebenden Fels gehauenen Bauten, keine Säulenarchitektur, wie in Aegypten, Kleinasien und Griechenland; was für Aufschlüsse, was für ästhetische Wirkung konnte man von massiven Backsteinmassen erwarten, von den Tempeln, die aus riesigen über einander aufgethürmten Terrassen nach Art der Pyramiden bestanden, an deren Façaden höchstens die Reste einer ziemlich einfachen Ornamentik wahrnehmbar waren? Was man von Kunstgegenständen fand, war, abgesehen von zahllosen Siegelcylindern, meist späteren Ursprungs, wie die Thonfiguren von Göttinnen in den Gräbern, oder ziemlich rohe Arbeit von verhältnißmäßig geringem Interesse. Und die unscheinbaren Thontafeln mit ihren seltsamen Inschriften hatten wohl für die wenigen Gelehrten Interesse, die sich mit ihrer Entzifferung beschäftigten, aber kaum für die größere Masse auch des gelehrten Publikums, das sich, als die Lesung in ihren Grundzügen unzweifelhaft festgestellt war, den Resultaten der Keilschriftforschung gegenüber mit merkwürdiger Verblendung fast völlig ablehnend verhielt. Jetzt freilich, wo sich dieselben allgemeine Anerkennung errungen haben, ist das anders geworden; daß aus neuen Inschriftenfunden die reichsten Aufschlüsse zu gewinnen sind, die allein schon eine Expedition reichlich lohnen, ist unzweifelhaft — geben wir doch alljährlich mit vollem Rechte nicht unbedeutende Geldsummen aus, um neue griechische und lateinische Inschriften zu sammeln und die Lesung schon bekannter sicher zu stellen. Und doch handelt es sich da nur um eine Erweiterung, um den Ausbau unseres Wissens, während wir in Babylonien erst die Grundlagen einer gesicherten historischen Erkenntniß gewinnen wollen.

Was aber jeder Forscher, der in einem unbekannten Lande etwas finden will, in erster Linie braucht, ist Glück, ohne das auch die geschickteste Berechnung eines Ausgrabergenies nicht zum Ziele führt. Das Glück jedoch ist lange Zeit den babylonischen Ausgrabungen nicht besonders hold gewesen. Namentlich die französische Expedition unter Fresnel und Oppert (1851—1854) hat in Folge ungünstiger Umstände eine geradezu verhängnißvolle Wirkung geübt[1]). Die Ruinen der Tempel und Paläste von Babylon, die sie untersuchte, ergaben nur sehr geringe Resultate — nicht weil in Babylon nichts zu finden wäre, sondern weil man in dem meilenweiten Schuttfelde offenbar nicht die richtigen Stellen traf — und was sie an Fundgegenständen gesammelt hatten, liegt in Folge eines Schiffbruchs in den Fluthen des Tigris begraben. Dieser Mißerfolg hat, namentlich gegenüber den gleichzeitigen überreichen Entdeckungen in Assyrien, auf lange Zeit hinaus fast abschreckend gewirkt. Und doch sind in derselben Zeit (1850—1855) auch in Babylonien hochbedeutende Entdeckungen gemacht worden. Englische Forscher, Sir Henry Rawlinson, Loftus und Taylor, untersuchten eine Reihe der alten Tells, und förderten die Tempel und Gräber altberühmter Städte wie Uruk, Larsam, Ur, Eridu, Nippur, Borsippa zu Tage[2]). Auch an

[1]) Die hervorragenden Gelehrten, welche die Expedition leiteten, trifft dabei natürlich keine Schuld.

[2]) Die diesen Städten entsprechenden Tells führen die Namen Warka, Senkere, Mukeijar, Abu Schahrein, Niffer, Birs Nimrud. — Auch der berühmte Erforscher Ninives, Henry Layard, ist vorübergehend in Babylonien thätig gewesen (1851), und neben ihm ziemt es sich, hier den

werthvollen Inschriften aus den ältesten Epochen wie aus der Zeit Nebukadnezar's und seiner Nachfolger fehlte es hier nicht. Aber mehr als eine erste oberflächliche Sondirung sind alle diese Ausgrabungen nicht gewesen und konnten sie nicht sein; wir sind durch sie wohl einigermaßen orientirt, aber nirgends ist eine erschöpfende Kenntniß gewonnen — und dazu sind es ja immer nur wenige von vielen Trümmerstätten, welche von den genannten Forschern untersucht worden sind. Auch ist nicht einmal Alles publicirt, was sie entdeckt haben; über Manches, worauf sie weniger Gewicht legten, namentlich über die Einzelheiten der Architektur, wären genauere Angaben sehr erwünscht gewesen.

Seit diesen Ausgrabungen ist zwanzig Jahre lang ein vollständiger Stillstand in der Erforschung Babyloniens eingetreten. Und doch kamen aus den Schutthügeln durch zufällige Funde, namentlich einheimischer Bauern, oft genug werthvolle Gegenstände an den Tag, vor Allem zahlreiche Thontafeln — erwarb doch das British Musem im Jahre 1876 allein aus Babylon dreitausend Tafeln, die das Archiv eines reichen Bankhauses gebildet hatten, das in den Zeiten des neubabylonischen Reichs und der Perserherrschaft in Blüthe stand, Urkunden über Geldgeschäfte, Käufe und Verkäufe, Verpfändungen u. A., die uns in die socialen, rechtlichen und commerciellen Verhältnisse der Zeit einen tiefen Einblick gewähren und nebenbei auch die Chronologie der babylonischen Geschichte mehrere Jahrhunderte hindurch sicher stellen. Endlich seit 1878 ist die Erforschung Babyloniens im englischen Auftrage durch Hormuzd Rassam, der sich schon früher um die Ausgrabungen in Assyrien große Verdienste erworben hatte, wieder aufgenommen worden und hat diesmal sofort bedeutende Resultate ergeben. In Babylon fand Rassam außer andern Keilschrifttafeln, welche namentlich Ueberreste von Literaturwerken enthalten und mithin aus einer alten Bibliothek stammen, vor Allem geschichtliche Urkunden von Naboned und Kyros, welche auf die letzten Zeiten des babylonischen Reichs und die Anfänge der persischen Herrschaft ein ganz neues Licht geworfen haben, sowie Bruchstücke einer vollständigen babylonischen Königsliste. Außerdem wurden mehrere andere Ruinenstätten untersucht: in dem bisher ganz unbeachteten Abu Habba entdeckte Rassam die alte Stadt Sippara und legte einen Theil ihres Sonnentempels bloß, der mehrere geschichtliche Urkunden barg. Wie ergiebig die Ausgrabungen im Uebrigen gewesen sind, lehrt die Thatsache, daß Rassam in einer einzigen Campagne, 1880, zwischen vierzig- und funfzigtausend Thontafeln mit Keilschrift gefunden zu haben angibt[1]).

In derselben Zeit ist die erste wirklich umfassende Ausgrabung einer babylonischen Ruinenstätte ausgeführt worden. Der französische Viceconsul in Baßra, Ernest de Sarzec, kam, von dem Wunsche beseelt, zu der Erforschung des Landes beizutragen, an einen Tell an dem großen Canal Schatt-el-Hai, der mitten durch das Land vom Tigris zum Euphrat fließt, und begann, da ihm derselbe gute Ausbeute zu versprechen schien, an dieser Stelle zu graben. Die Ruine, die den Namen Tello führt, war bisher völlig unbekannt und entstammt einer Stadt,

Namen des ältesten systematischen Untersuchers, der Ruinen Babels und Ninives, des englischen Residenten in Bagdad Cl. Rich (1811—1820), nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

[1]) Selbstverständlich ist das Material bis jetzt noch in keiner Weise ausgebeutet, ja nur ein ganz geringer Bruchtheil desselben publicirt worden.

die in den späteren Epochen der babylonischen Geschichte keine bedeutende Rolle mehr gespielt hat und früh verschollen ist — wir wissen noch jetzt nicht mit Sicherheit, wie ihr Name lautete (Zirgula? Sirtella?). Aber die Ausbeute, welche die mit größeren Unterbrechungen in vier Campagnen (1877—1881) fortgeführten, von der französischen Regierung unterstützten Ausgrabungen ergeben haben, übertrifft die kühnsten Erwartungen. Wir erhalten einen lebendigen Einblick in die älteste Zeit Babyloniens: die Königspaläste, die Sculpturen, die Inschriften aus Tello reichen bis ins dritte, ja zum Theil wahrscheinlich bis ins vierte Jahrtausend v. Chr. zurück. Und was vor Allem wichtig ist: zum ersten Male gewinnen wir eine Anschauung von der altbabylonischen Kunst. Die Königsstatuen aus Diorit, die trefflich gearbeiteten Köpfe, die Reliefs von Tello, welche jetzt eine Zierde des Louvre bilden, haben uns einen neuen Abschnitt der Kunstgeschichte kennen gelehrt, von dem wir bis jetzt gar keine Ahnung hatten.

II.

Wir sind zu Ende mit der Uebersicht der babylonischen Ausgrabungen[1]); sehen wir jetzt, was uns dieselben über die Geschichte des Landes lehren.

In den ältesten Zeiten bildeten die Städte, deren Ueberreste wir kennen gelernt haben, selbständige Gemeinwesen. Das „Land Sumer und Akkad," wie man damals sagte, d. i. Süd- und Nordbabylonien, zerfiel in eine große Anzahl kleiner Staaten unter eigenen Königen, ganz ähnlich wie dies in Aegypten einmal der Fall gewesen ist. Jede Stadt mit ihrer Umgebung stand unter dem Schutze eines Stammgottes: in Sippara verehrte man den Sonnengott als Schirmherrn des Staates und seiner Bewohner, in Babel den Merodach, in Borsippa den Nebo, in Kutha den Nergel, in Nippur den Bel, in Uruk die Istar, in Ur, der Chaldäerstadt, aus der die Erzählung des Alten Testaments den Abraham hervorgehen läßt, den Mondgott Sin, in Eridu den Ea u. s. w. Aus diesen localen Schutzgottheiten, zu denen eine Anzahl allgemeiner Gottheiten und zahllose untergeordnete Dämonen hinzukamen, ist das Pantheon der Babylonier erwachsen. Die Tempel, welche die Stadtkönige der ältesten Zeit ihren Göttern erbaut haben, bilden im Allgemeinen die ältesten Denkmäler des Landes: aus Inschriften auf den Ziegeln lernen wir die Namen ihrer Erbauer kennen, und nicht minder die ihrer Nachfolger, soweit dieselben die ursprüngliche Anlage erweitert oder renovirt haben.

Bis weit ins vierte Jahrtausend v. Chr. reichen diese Könige hinauf. Eine Inschrift des Königs Naboned, des letzten einheimischen Herrschers (555—539), belehrt uns, daß nicht weniger als 3200 Jahre vor seiner Zeit König Naramsin von Akkad, der Sohn Sargons, den Sonnentempel in Sippara gebaut habe, also um 3750 v. Chr. Von diesem Naramsin besitzen wir noch Inschriften, die auch nach Ausweis ihrer Schriftzüge zu den ältesten gehören, welche sich in

[1]) Es sei gestattet, hier wenigstens in einer Anmerkung noch auf die in den letzten Jahren von den Franzosen, unter Leitung von Dieulafoy, in dem Babylonien benachbarten Susa vorgenommenen Ausgrabungen kurz hinzuweisen. Auch hier sind reichhaltige Ergebnisse, namentlich für die Geschichte und Kunst des persischen Reichs, gewonnen worden, obwohl bis jetzt nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der äußerst ausgedehnten Ruinen aufgedeckt werden konnte.

Babylonien gefunden haben. Ungefähr derselben Epoche dürften die ältesten der in Tello gefundenen Sculpturen und Inschriften angehören, und über die folgenden etwa anderthalb Jahrtausende vertheilen sich die zahlreichen Königsnamen und Bauten, welche den verschiedenen Städteruinen entstammen. Wohl kennen wir einzelne Ereignisse dieser Zeit, wir sehen, daß bald diese, bald jene Stadt das Uebergewicht gewinnt, daß einzelne Herrscher, die den stolzen Titel „König der vier Weltgegenden" annahmen, ihre Macht weithin, vielleicht über ganz Babylonien ausgedehnt, daß sie sogar die Nachbarn angegriffen haben, vielleicht bis nach Syrien hin, daß dann wieder Zeiten des Verfalls eintreten, in denen räuberische Nachbarstämme, wie die Elymäer, die Bewohner der Landschaft von Susa, in Chaldäa einbrechen und die Stadtkönige ihrer Herrschaft unterthänig machen — aber eine Geschichte dieser Zeit zu schreiben ist vollständig unmöglich. Nicht einmal eine einigermaßen sichere Königsfolge können wir aufstellen; die einzelnen Zeugnisse stehen fast durchweg völlig isolirt da, so daß wir nur in seltenen Fällen sagen können, wo Zusammenhänge vorliegen, wo Lücken klaffen. Alle bisher gemachten Versuche, die Nachrichten zusammenzufassen und eine Ordnung herzustellen — und die Wissenschaft kann dieselben natürlich nicht entbehren — haben nur provisorische Geltung; eine sichere Kenntniß können und werden lediglich weitere umfassende Ausgrabungen bringen. Nur eine Thatsache muß hier noch erwähnt werden: die Stadt, welche später die Entwicklung beherrscht, nach der die Griechen und auch wir das Land benennen, Babel „die Gottespforte", hat in älterer Zeit keine hervorragende Rolle gespielt, sie ist vielleicht nicht einmal der Sitz selbständiger Herrscher gewesen. Städte wie Ur, Uruk, Sippara und zahlreiche andere haben ein weit höheres Alter als Babylon.

Auch über die Nationalität der Bewohner des Landes in der ältesten Zeit sind wir noch keineswegs ganz im Klaren. In geschichtlicher Zeit bildete die Bevölkerung Babyloniens, die wir mit einem urkundlich nicht vor dem neunten Jahrhundert v. Chr. nachweisbaren Volksnamen Chaldäer nennen, ein semitischer Volksstamm, der seiner Sprache und Abstammung nach mit den Bewohnern des nördlichen Nachbarlandes Assyrien in allem Wesentlichen identisch ist. Es scheint indessen, daß diesen Semiten eine andere Bevölkerung vorangegangen ist, als deren Werk die Cultur Babyloniens betrachtet werden muß. Wir besitzen zahlreiche Literaturwerke, namentlich religiösen Inhalts, aus der Bibliothek von Ninive, die sich als Uebersetzungen eines andern daneben stehenden, in einer ganz andersartigen Sprache abgefaßten Textes zu erkennen geben; wir besitzen Lexica und Grammatiken dieser Sprache, und in Babylonien haben sich einige Inschriften gefunden, welche in der letzteren, nicht in dem semitischen Dialekt abgefaßt sind. Wir nennen diese Sprache auf Grund der einheimischen Denkmäler sumerisch oder auch akkadisch, nach den Namen der beiden Landschaften, in die das alte Babylonien zerfiel. Es zeigt sich ferner, daß das Schriftsystem der Babylonier und Assyrer, die Keilschrift, nicht für die semitische Sprache, sondern für das Sumerische erfunden und jener nur, in zum Theil nicht einmal besonders geschickter Weise, angepaßt ist. Die Keilschrift ist, ganz ähnlich wie die chinesische Schrift, aus einer Bilderschrift hervorgegangen, indem die Umrisse der einzelnen Zeichen in Striche aufgelöst wurden. Diese Striche haben durch das Schreibmaterial,

Backsteintafeln, auf denen die Zeichen mit einem Griffel eingeritzt wurden, die Gestalt von Keilen erhalten. Die einzelnen Schriftzeichen haben im Sumerischen im Allgemeinen den Lautwerth des Gegenstandes, den sie darstellen, und sind dann einfach zu Silbenzeichen geworden; die eindringende semitische Bevölkerung hat diese Werthe adoptirt und zur Schreibung ihrer ganz andersartigen Sprache verwandt. Wie die Schrift geht auch die Kunst, die Religion und Literatur Babyloniens auf diese sumerisch-akkadische Bevölkerung zurück; die Semiten haben die babylonische Cultur, deren Träger sie geworden sind, nicht selbständig geschaffen, sondern von der älteren Bevölkerung, in deren Wohnsitze sie eindrangen und die sie allmälig völlig absorbirten, herübergenommen und im Einzelnen weiter ausgebildet.

Was soeben ausgeführt ist, kann als die gegenwärtig herrschende Ansicht bezeichnet werden, zu der auch der Verfasser sich bekennt. Es darf indessen dieser Punkt nicht berührt werden, ohne zu erwähnen, daß nicht nur alle Einzelheiten, die hier anknüpfen, noch vielfach controvers sind, sondern daß manche Gelehrte sogar die Existenz der sumerisch-akkadischen Sprache bestreiten; die Schriftstücke, in denen wir dieselben zu finden glaubten, sollen nach ihrer Erklärung in einer Geheimschrift abgefaßt sein. Diese Ansicht erscheint mir durchaus unhaltbar; eine definitive unumstößliche Entscheidung dieser so wichtigen, ja geradezu fundamentalen Frage wird indessen wohl erst durch neue Ausgrabungen in Babylonien gebracht werden, die unser Material auch nach dieser Richtung hin zweifellos bedeutend vermehren werden.

Doch kehren wir zu der Geschichte des Landes zurück. Um das Jahr 2000 v. Chr. etwa beginnt dieselbe in ein helleres Licht zu treten. Neben den älteren Städten gelangt jetzt zum ersten Male Babylon zu Bedeutung und beginnt bald seine Rivalen zu überflügeln. Dem Könige Chammurabi von Babylon gelingt es, das ganze Land seiner Herrschaft zu unterwerfen, und seitdem ist Babel die Hauptstadt des Landes geblieben. Es erwächst zu der blühendsten und reichsten Stadt Vorderasiens, in der sich die alte Cultur des Landes mehr und mehr concentrirt, auf deren Märkten der Handelsverkehr nach Osten und Westen seinen Mittelpunkt findet. Die Regierung Chammurabi's und seiner Nachfolger scheint einen Glanzpunkt in der Geschichte Chaldäa's zu bezeichnen; die Könige rühmen sich ihrer Bauten und Canalanlagen, zahlreiche Privaturkunden aus dieser Zeit zeugen von dem Wohlstand, der unter ihnen herrschte. Alsdann aber folgen neue Wirren. Ein kriegerischer, von Raub und Plünderung lebender Volksstamm bricht in Babylonien ein und erobert, etwa um das Jahr 1500, den Haupttheil des Landes, namentlich Babel selbst. Es sind dies die Kossäer, die Bewohner der iranischen Rundgebirge, dem Charakter und zum Theil auch dem Wohnsitz nach die Vorgänger der heutigen Kurden. Es bilden sich in Babylonien Zustände, wie sie unter der seldschukischen und türkischen Herrschaft in Vorderasien so vielfach wiedergekehrt sind: ein fremder, kriegerischer Volksstamm, der allein das Waffenhandwerk kennt und übt, hat das Regiment in Händen und beutet es zu seinen Gunsten aus, setzt Könige ein und ab und schaltet im Lande nach Gutdünken. Dadurch erlahmt allmälig dessen Wehrkraft, die Einheit des Staates wird aufgelöst, im Süden bilden sich aufs Neue eine ganze Reihe kleinerer

Staaten, die fortwährenden Wirren arten nahezu in völlige Anarchie aus. Wie sehr unter einem solchen Regimente der Wohlstand des Landes zurückgehen mußte, liegt auf der Hand; nur Babel, die Residenz der Kossäer, hat seinen Glanz und seine Blüthe bewahrt.

Während so die Machtmittel Babyloniens fortwährend sinken, erhebt sich an seiner Nordgrenze der Staat von Assur zu immer größerer Bedeutung. Die Assyrer sind, wie schon erwähnt, ein semitischer Volksstamm, der mit den Chaldäern aufs Engste verwandt ist und seine ganze Cultur, die Religion, die Schrift, die Kunst und Literatur der letzteren entlehnt hat. Fast kann es scheinen, daß sie ursprünglich als babylonische Colonisten zu betrachten sind. Nur durch einen weit kriegerischeren Charakter, durch eine straffe militärische und staatliche Organisation unterscheiden sie sich von ihren südlichen, ihnen an Cultur überlegenen Nachbarn. Immer aufs Neue machen jetzt die Könige von Assur den Versuch, sich das stammverwandte Babylonien, die Heimath ihrer Götter und ihrer Cultur, zu unterwerfen. Jahrhunderte lang sind diese Kämpfe, über die wir durch die assyrischen Denkmäler zum Theil sehr genaue Kunde besitzen, mit wechselnden Erfolgen geführt worden. In diesen Kriegen ist die Macht der Kossäer völlig gebrochen worden. Aber die einheimische Bevölkerung war nicht mehr im Stande, sich eine dauerhafte politische Gestaltung zu geben und ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Wohl haben sich die einzelnen Kleinstaaten zum Theil auf das Hartnäckigste gewehrt, namentlich im Süden des Landes hat Merodachbaliddin, der Zeitgenosse des Königs Hiskia, immer aufs Neue zur Freiheit aufgerufen; aber schließlich haben doch die großen Eroberer Tiglatpileser, Sargon, Sanherib allen Widerstand gebrochen und das ganze Land dem assyrischen Reiche einverleibt. In diesen Kämpfen ist von Sanherib zur Strafe für wiederholte Rebellionen Babel zerstört und vollkommen verwüstet worden (692). Die Vernichtung des großen Culturcentrums erregte selbst bei den hartgesottenen Assyrern, die doch sonst vor keiner Grausamkeit zurückschreckten, ein Grauen; Sanherib's Sohn, Assarhaddon, versuchte den Frevel seines Vaters wieder gut zu machen und ließ Babel wiederherstellen. Doch konnte es als Sitz eines assyrischen Statthalters seinen alten Glanz nicht wiedergewinnen; bis auf Nebukadnezar blieb ein großer Theil der Stadt verödet.

Tiglatpileser (745—727) und Sargon (722—705), gewaltige klarblickende Herrschernaturen, haben mit rücksichtsloser, aber bewunderungswürdiger Energie ein großes Reich zusammengeschweißt, das die ganze semitische Culturwelt umfaßte, ja nach allen Seiten darüber hinausgriff. Bis weit ins iranische Hochland und auf der anderen Seite nach Kleinasien hinein erstreckte sich ihre Macht, ja nach Aegypten konnten ihre Nachfolger übergreifen. Durch Vernichtung der einheimischen Nationalitäten, Fortführung der besseren Elemente der Bevölkerung und Ansiedelung neuer Colonisten wurden die Nationen gebrochen und aller Widerstand ertödtet. In dem ganzen von den Assyrern beherrschten Gebiete ist ein lebendiges Nationalgefühl, ein Streben nach Freiheit und Selbständigkeit bis auf den heutigen Tag nicht wieder erwacht. Sanherib (705—681) hatte noch schwere Kämpfe zu bestehen; aber seine Nachfolger Assarhaddon (681—668) und Assurbanipal (Sardanapal, 668—625) konnten — wenn wir von den nach raschen

Erfolgen schließlich doch vereitelten Versuchen absehen, Aegypten zu erobern — im Wesentlichen in Frieden regieren. Die von ihren Vorgängern in blutigen Kämpfen gewonnenen Länder nahmen einen neuen Aufschwung, Handel und Verkehr gediehen, und wie bei der herrschenden Nation der Sinn für die Künste des Friedens erwachte, dafür legt die früher erwähnte große Bibliothek Assurbanipal's, für die der König die gesammte babylonisch-assyrische Literatur sammeln und neu abschreiben ließ, ein deutliches Zeugniß ab.

In der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts ist das mächtige Reich zu Grunde gegangen. Ueber den Hergang der Krise fehlen uns noch immer alle genaueren Nachrichten, selbst die großen Factoren der Bewegung kennen wir nur sehr theilweise. Fremde Wanderstämme brachen in Vorderasien ein, die Kimmerier von Westen, die sakischen Skythen von Osten; die medische Nation gelangte im fortwährenden Kampfe gegen die assyrischen Eroberer zu nationaler Einigung und ging von der Abwehr zum Angriff über; in Babylon machte sich der Statthalter Nabopolassar (seit 625) unabhängig. Schließlich, nachdem alle Provinzen verloren gegangen waren, verband sich der medische König mit dem babylonischen gegen den verhaßten Feind. Die Hauptstädte Assyriens wurden erobert und vollständig zerstört, die Nation vernichtet (606). In die Beute theilten sich die beiden Verbündeten. Das eigentliche Assyrien und die nördlichen Lande fielen an Medien, Mesopotamien und Syrien an Babylon.

Das neubabylonische Reich, das auf diese Weise entstanden war, erhielt seine Ausbildung durch Nabopolassar's Nachfolger, Nebukadnezar (604—562). Von Jugend auf ist uns sein Name geläufig als der eines gewaltigen Kriegsfürsten und brutalen Eroberers — und doch ist er nichts weniger als das gewesen. Wohl hat er gekämpft, um das Reich, an dessen Spitze er stand, zu festigen und äußere Angriffe abzuwehren; wohl hat er, als die verblendete jüdische Nation im Vertrauen auf das schwanke Rohr Aegypten immer aufs Neue gegen seine Oberherrschaft rebellirte, zu energischen Maßregeln greifen müssen, um die stete Gefahr an der Grenze zu beseitigen; aber dem Ruhm eines Eroberers hat er nie nachgejagt. Seine ganze Thätigkeit war darauf gerichtet, seine Heimath aufs Neue zu heben, die schweren Wunden zu heilen, welche die Assyrer ihr geschlagen, und durch Schutzmaßregeln und Kräftigung seines Reichs der Wiederkehr ähnlicher Gefahren, die fortwährend von Medien aus drohten, vorzubeugen. Das spätere Babylon, welches die Griechen kennen, mit seinen gewaltigen Mauern, mit den großen Tempeln und Palästen, mit den Gartenanlagen, welche die griechische Sage der Semiramis zuschreibt und als ein Weltwunder betrachtet, ist sein Werk. Durch ihn ist die Stadt neu geschaffen und glänzender als vor der Zerstörung durch Sanherib wieder hergestellt worden. Auch für die zahlreichen anderen Städte Babyloniens, die verödet, deren Tempel verfallen waren, für die Canäle und Deiche, für die Befestigung des Landes hat er eifrig gesorgt. Fortgesetzt ist sein Werk von Naboned (555—539), der ihm nach mehreren kurzen Zwischenregierungen gefolgt ist. Seiner Thätigkeit begegnen wir vor Allem bei der Restauration der Tempel in einer ganzen Reihe von Städten.

Indessen dem neugeschaffenen Reich war keine lange Dauer beschieden. Sein Aufblühen war ermöglicht worden, weil alle Herrscher Vorderasiens entschlossen

waren, den Frieden zu wahren und die Stellung ihrer Nachbarn zu respectiren. Jetzt aber wurden durch die Erhebung des Kyros, der im Jahre 550 Ekbatana eroberte und dem medischen Reich ein Ende machte, alle bestehenden Verhältnisse über den Haufen geworfen. Wohl erkannte man die drohende Gefahr: Lydien, Babylon und Aegypten einigten sich zu gemeinsamer Abwehr des persischen Eroberers. Aber zu energischem Handeln kamen sie nicht; ehe ihre Truppen sich einigen konnten, führte Kyros den entscheidenden Schlag durch die Besiegung des Krösos und Unterwerfung Lydiens (546). Wenige Jahre später bereitete er dem Naboned dasselbe Schicksal. Der König wurde besiegt und gefangen, seine Hauptstadt capitulirte ohne Schwertstreich (539).

Mit der Eroberung durch Kyros endet die babylonische Geschichte. Wohl hat Babel noch einmal den Versuch gemacht, die Fremdherrschaft abzuschütteln, in zwei rasch auf einander folgenden Empörungen gegen Darius; aber dem Perserkönig gelang es, sie zu bewältigen. Seitdem ist die Stadt eine der Residenzen der persischen Großkönige geblieben, bis Alexander sie eroberte und zum Hauptsitz seines Weltreichs erkor. Aber sein Reich brach mit seinem Tode zusammen, die Bauten am Beltempel, die er angeordnet hatte, blieben unvollendet, und seine Nachfolger erstrebten systematisch das Ziel, die alte Nationalität und ihren geistigen und politischen Mittelpunkt unschädlich zu machen und durch die neue hellenistische Cultur aufzusaugen. Am Tigris, wenige Meilen nördlich von Babel, gründete Seleukos I. die neue Weltstadt Seleucia mit der ausgesprochenen Absicht, durch die Neugründung die ältere Großstadt zu verdrängen, ihren Handel zu unterbinden und ihr alle politische Bedeutung zu rauben. Neben Seleucia entstanden zahlreiche andere Griechenstädte im Lande, wie Apamea, Charax, Apollonia. Freilich vermochte sich das Griechenthum auch nicht auf die Dauer selbständig zu behaupten: im Jahre 130 erlag die seleucidische Herrschaft definitiv den Parthern. Trotz aller Gegenwehr und zahlreicher Empörungen mußten sich die Griechen jenseits des Euphrat der Herrschaft der Barbaren fügen. Lange Jahre hindurch hat sich Seleucia wenigstens seine communale Selbständigkeit gewahrt und die Arsakiden, die der Stadt gegenüber in Ktesiphon ihr Hoflager aufschlugen, haben nicht gewagt, der blühenden Handelsstadt, deren Cultur sie nicht entbehren konnten, direct zu Leibe zu gehen. Die Römer sind es gewesen, welche im Jahre 164 n. Chr. das Bollwerk des Hellenismus im Osten zerstörten und damit ein Seitenstück zu der Zerstörung Karthago's und Korinths lieferten. Seitdem verblutet die griechische Cultur im Osten; seit der Begründung des neupersischen Reichs (226 n. Chr.) verschwindet sie hier gänzlich.

Indessen das altbabylonische Volksthum ist darum nicht wieder aufgelebt: als die Herrschaft der griechischen Cultur zu Ende geht, ist es gleichfalls verschwunden. Zwar hat man in Babylon noch bis in die nachchristliche Zeit die alte Sprache gesprochen — es haben sich hier Privaturkunden über Kaufgeschäfte in Keilschrift gefunden, welche aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammen — und die alte Weisheit der Chaldäer ist in den Tempeln von Sippara, Borsippa, Uruk noch lange gelehrt worden, ja die Lehre von dem Einfluß der Sterne auf das menschliche Schicksal ist jetzt erst recht hinausgetragen worden in die weite griechische Culturwelt. Aber doch verfielen die alten Städte unauf-

haltsam, Babel wird schon um Christi Geburt als eine große Einöde bezeichnet, die Einwohner siedelten nach Seleucia, Ktesiphon und anderen Städten über, und so kam es, daß bald nur noch elende Dörfer an der Stätte der alten Riesenstadt standen, ohne daß diese je zerstört worden wäre. Noch wesentlicher war, daß die alte Bevölkerung sich ihrer Nationalität entäußerte und ihre Sprache verlernte. Schon zur Assyrerzeit treffen wir zahlreiche aramäische (syrische) Stämme in Chaldäa, und aramäische Kaufleute und Gewerktreibende ließen sich in allen Städten Vorderasiens nieder. Ueberall haben sie allmälig die alte Bevölkerung absorbirt, ihre Sprache ist schon zur Perserzeit die herrschende Verkehrssprache, und ebenso wie in Palästina das Hebräische ausstirbt und durch das Syrische ersetzt wird, ist die altbabylonische Sprache dem Letzteren erlegen. Das Eindringen des Christenthums, das sich im Bereiche der semitischen Welt überall der syrischen Sprache bediente, hat diese Entwickelung besiegelt. Dadurch ist zugleich die schon abgestorbene alteinheimische Literatur dem Untergang geweiht worden. Bekanntlich hat sich dann durch den Sieg des Islams dieselbe Erscheinung noch einmal wiederholt: den Großstädten der Sassanidenzeit, Ktesiphon und seinen Nachbarorten, wurde durch Baßra und Kufa und vor Allem durch Bagdad das Schicksal von Babylon bereitet, an die Stelle der Aramäer aber sind die Araber getreten.

III.

Schon diese kurze Skizze zeigt, wie wenig wir bis jetzt von der Geschichte Babyloniens wissen. Nur in den letzten Jahrhunderten, wo die assyrischen, hebräischen, griechischen Nachrichten zu den spärlichen einheimischen Denkmälern hinzutreten, wissen wir erträglich Bescheid, und auch hier fehlt noch unendlich viel.

Daß das anders werden kann, haben die bisherigen Ausgrabungen, deren Geschichte wir oben kennen lernten, zu Genüge gelehrt. So gut wie die assyrischen Könige haben auch die babylonischen Annalen, das heißt chronologisch geordnete Berichte über ihre Thaten, anfertigen lassen, und daß wir hoffen dürfen, dieselben dereinst zu finden, lehren die von Rassam entdeckten Bruchstücke der Annalen des Naboned. Auch von Nebukadnezar's Annalen besitzen wir seit einigen Jahren wenigstens ein winziges Bruchstück. Treten dieselben einmal vollständig ans Tageslicht, so werden wir auch Aufklärung erhalten über die großen Bewegungen am Ende des siebenten Jahrhunderts, in denen das Assyrerreich zu Grunde ging; daneben wird in ihnen z. B. auch die officielle babylonische Version über die Zerstörung Jerusalems zu lesen sein. Daß auch die Bibliotheken Babels und anderer alter Städte nicht spurlos untergegangen sind, ward schon erwähnt: wer sich erinnert, welche Fülle von Belehrung uns Assurbanipals Bibliothek in Ninive gebracht hat, wird begreifen, in wie hohem Gradees wünschenswerth ist, auch die babylonischen Bücher- oder vielmehr Thontafelsammlungen der Verborgenheit entrissen zu sehen.

Wenn wir in Babylon vor Allem Ueberreste aus dem neubabylonischen Reich, aus der von Nebukadnezar neugebauten Stadt zu finden hoffen dürfen, so werden die zahlreichen zum Theil noch ganz unberührten, zum Theil nur flüchtig untersuchten Tells in den übrigen Gegenden des Landes uns vorwiegend über die älteren und ältesten Zeiten Chaldäa's Aufschluß bringen. Die neuesten Ausgrabungen aber, namentlich die in Tello, haben bewiesen, daß hier noch andere Dinge zu finden

sind als unscheinbare Keilschriften. Wenn wir auch einen Reichthum in Stein- und Erzdenkmälern, wie ihn Aegypten geliefert hat und noch fortwährend liefert, hier niemals erwarten dürfen, so ist doch die Hoffnung wohlbegründet, noch zahlreiche Monumente den Trümmerstätten entsteigen zu sehen, durch die wir eine völlig ausgebildete Kunst werden kennen lernen, deren Wirkungen weithin über Vorderasien, ja bis nach Griechenland sich erstrecken.

An der Erforschung Griechenlands und Italiens ist Deutschland in erster Linie betheiligt, in der Sammlung und Herausgabe der griechischen und lateinischen Inschriften geht es allen Nationen voran. Für die Erforschung Aegyptens ist durch die von König Friedrich Wilhelm IV. entsendete wissenschaftliche Expedition, an deren Spitze Lepsius stand, und durch die großartige Publication ihrer Ergebnisse eine unvergängliche Grundlage geschaffen, auf der alle zukünftigen Arbeiten weiter bauen müssen; zugleich ist durch dieselbe eine Sammlung ägyptischer Alterthümer nach Berlin gebracht worden, welche zwar nicht an Umfang, wohl aber an Sorgfalt und Planmäßigkeit der Auswahl und Vielseitigkeit des Inhaltes unter allen den ersten Rang einnimmt, und deren Bedeutung durch die großartige Anlage des ägyptischen Museums noch erhöht wird. Der Erforschung des Euphrat- und Tigrislandes dagegen steht Deutschland bis jetzt völlig fremd gegenüber; kein Deutscher ist in irgend einer Weise an den Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien betheiligt gewesen. Es erklärt sich das ja aus den politischen Verhältnissen früherer Zeiten; aber gegenwärtig liegen die Dinge doch anders. Erscheint es da nicht geboten, daß Deutschland auch hier seine Zurückhaltung aufgibt und eintritt in den friedlichen, aber um so ergebnißreicheren Wettkampf der Nationen? Wenn die deutsche Forschung auf allen anderen Gebieten der Alterthumskunde hervorragende, ja grundlegende Werke und Entdeckungen aufzuweisen hat, wenn seit 1872 deutsche Gelehrte neben denen Englands, Frankreichs und Italiens Theil nehmen an der Verarbeitung der in Assur und Babel gefundenen Schätze, ist es da nicht eine Ehrenpflicht, an der Herbeischaffung des neuen Materials sich mit zu betheiligen und dahin zu wirken, daß der reichen Sammlung ägyptischer Alterthümer eine babylonisch-assyrische Abtheilung des Museums ebenbürtig zur Seite tritt, daß die Ebene des Euphrat und Tigris nicht wie bisher so auch fernerhin die einzige Stätte alter Cultur bleibt, an deren Erforschung Deutschland keinen Antheil hat?

Als der englische Assyriologe George Smith, im Jahre 1872 auf Thontafeln des British Museums Bruchstücke der babylonischen Sündflutherzählung entdeckte, rüstete die Redaction einer politischen Tageszeitung, des „Daily Telegraph", auf eigene Kosten eine Expedition nach Ninive aus zur weiteren Verfolgung des gemachten Fundes, die mit reicher Ausbeute zurückkehrte. Aehnliches ist nun freilich in Deutschland kaum zu erwarten; aber daß die Regierung, sei es des Reichs, sei es eines Bundesstaats und vor Allem Preußens, sich entschließen möge, eine Expedition zu gründlicher Erforschung Babyloniens auszurüsten, die Hoffnung wollen wir nicht aufgeben. Wenn diese Zeilen dazu beitragen könnten, das Interesse der maßgebenden Kreise aufs Neue zu erwecken für die Probleme, die hier ihrer Lösung harren, so wäre ihr Zweck vollständig erfüllt.

Iwan Iljitschen's Tod.

Vom

Grafen **Leo Nikolajewitsch Tolstoi**[1]).

IV.

Alle waren gesund. Man konnte das doch kein Unwohlsein nennen, daß Iwan Iljitsch zuweilen sagte, er habe einen sonderbaren Geschmack im Munde und fühle eine Art Unbequemlichkeit an der linken Seite.

Es geschah jedoch, daß diese Unbequemlichkeit immer größer wurde und allmälig in eine Empfindung überging, die zwar noch kein Schmerz war, sich aber doch durch ein Gefühl beständiger Schwere in der Seite und durch schlechte Gemüthsstimmung kennzeichnete. Diese immer schlechter werdende Stimmung verdarb nach und nach jene Annehmlichkeit eines leichten und anständigen Lebens, die sich im Hause Golowin's bereits gebildet hatte. Mann und Frau zankten sich immer öfter; bald verlor sich das Leichte und Angenehme und mit Mühe und Noth wurde das Anständige allein aufrecht erhalten. Die Scenen wurden immer häufiger. Wiederum blieben nur kleine Inseln übrig, und auch die immer seltener, auf denen Mann und Frau zusammentreffen konnten ohne Explosionen befürchten zu müssen. Praßkowja Feodorowna hatte jetzt einige Ursache, wenn sie sagte, daß mit ihrem Manne schwer auszukommen sei. Mit der ihr eigenthümlichen Gewohnheit zu übertreiben, behauptete sie, daß er auch immer solchen schauderhaften Charakter gehabt habe, und daß man ihre Gutmüthigkeit besitzen müsse, um dies zwanzig Jahre lang zu ertragen. Es war wohl wahr, daß die Streitigkeiten jetzt von ihm ausgingen. Seine Nörgeleien fingen immer unmittelbar vor dem Mittagsessen an, ja oft gerade dann, wenn er zu essen begann, während der Suppe. Bald bemerkte er, daß Dies oder Jenes vom Tischzeug verdorben sei; bald war ihm die Speise nicht recht; bald hatte der Sohn die Ellenbogen auf dem Tische; bald mißfiel ihm die Frisur der Tochter. Und Alles legte er Praßkowja Feodorowna zur Last. Praßkowja Feodorowna hatte zuerst nicht still geschwiegen, und ihm Unannehmlichkeiten gesagt; allein er war ein paar Mal gleich zu Anfang des Mittagsessens in furcht-

[1]) Aus dem Russischen von Otto Rist

bare Wuth gerathen, woraus sie schloß, daß dies ein krankhafter Zustand sei, der bei ihm durch das Einnehmen von Speise hervorgerufen werde, und sie bezähmte sich: sie erwiderte nichts mehr, sondern eilte nur, mit dem Mittagsessen zu Ende zu kommen. Dieses Bezähmen ihrer selbst rechnete sich Praßkowja Feodorowna als großes Verdienst an. Nachdem sie zu dem Schluß gekommen war, daß ihr Mann einen schauderhaften Charakter habe und daß derselbe ihr Leben unglücklich gemacht, fing sie an, sich zu bemitleiden. Und je mehr sie dies that, desto gründlicher haßte sie ihren Mann. Es stieg der Wunsch in ihr auf, daß er sterben möchte; allein sie durfte das nicht wünschen, weil dann auch das Gehalt fortgefallen wäre. Dies brachte sie noch mehr gegen ihn auf. Sie hielt sich für sehr unglücklich gerade deswegen, weil sogar sein Tod sie nicht retten könne und wurde also immer gereizter, verbarg es jedoch, und diese versteckte Gereiztheit erhöhte seine Reizbarkeit.

Nach einer Scene, während welcher Iwan Iljitsch besonders ungerecht gewesen war, hatte er bei Gelegenheit der später erfolgten ruhigen Auseinandersetzung gesagt, daß er in der That sehr reizbar sei, daß dies jedoch von einer Krankheit herkomme. Sie hatte ihm erwidert, daß er, wenn er krank sei, sich kuriren lassen müsse, und daher von ihm gefordert, daß er zu einem berühmten Arzt fahre.

Das that er. Alles war so, wie er es erwartet hatte; Alles geschah so, wie es immer gemacht wird. Sowohl das Warten und die ihm bekannte affectirte Wichtigkeit der Doctoren im Allgemeinen, dieselbe, mit welcher er, wie er wußte, als Staatsanwalt functionirte, wie auch die Percussion und die Auscultation, und jene Fragen, die im Voraus bestimmte und augenscheinlich unnöthige Antworten erforderlich machten, und die bedeutungsvolle Miene, welche einschärfen sollte: überliefert euch nur unsern Händen, wir werden alles Weitere schon veranlassen, wir wissen es unfehlbar, wie Alles gemacht werden muß, Alles auf eine und dieselbe Weise für jeden beliebigen Menschen. Es war Alles genau so, wie im Gerichtssaale. So wie er sich dort den Angeklagten gegenüber ein Ansehen gab, gerade so der berühmte Arzt ihm gegenüber auch.

Der Doctor sagte: „— Das und das zeigt an, daß bei Ihnen im Innern das und das vorgeht; wenn dies sich jedoch durch gewisse später vorzunehmende Untersuchungen nicht bestätigen sollte, so wird man annehmen müssen, daß Sie an dem und dem leiden. Wenn man aber dies annehmen darf, dann ..." u. s. w. Für Iwan Iljitsch war nur eine Frage wichtig: ist sein Zustand gefährlich oder nicht? Der Doctor jedoch ignorirte diese unpassende Frage. Vom Standpunkte des Doctors aus betrachtet, war diese Frage eine müßige und brauchte daher nicht erörtert zu werden. Es handelte sich gar nicht um Iwan Iljitschen's Leben; die streitige Frage bestand nur in dem Abwägen der Wahrscheinlichkeiten. Und diesen Streit entschied der Doctor in Iwan Iljitschen's Gegenwart auf glänzendste Weise, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Untersuchung neue Anhaltspunkte geben könne und daß alsdann die Acten zu revidiren seien.

Alles das war ganz genau dasselbe, was Iwan Iljitsch mit den Angeklagten in so glänzender Weise tausendmal gethan hatte. Gerade so brillant resumirte der Doctor und blickte sogar mit triumphirendem Lächeln über seine Brille hinweg

4*

auf den Angeklagten. Aus dem Résumé des Doctors zog Iwan Iljitsch den Schluß, daß es schlecht stehe; ihm, dem Doctor, ja am Ende auch allen Uebrigen ist es gleichgiltig, mit ihm selbst jedoch steht es schlecht. Diese Schlußfolgerung wirkte krankhaft niederschmetternd auf Iwan Iljitsch, indem sie bei ihm das Gefühl tiefen Mitleidens mit sich selbst und das großer Erbitterung gegen diesen Doctor, der eine so wichtige Frage gleichgiltig behandelte, hervorrief.

Er sagte jedoch nichts, stand auf, legte das Geld auf den Tisch und bemerkte mit einem Seufzer: „Wir Kranken stellen wahrscheinlich oft unpassende Fragen. Ist diese Krankheit an und für sich gefährlich oder nicht?"

Der Doctor blickte ihn mit einem Auge über seine Brille hinweg streng an, als ob er sagen wollte: — „Angeklagter, wenn Sie nicht in den Grenzen der Ihnen gestellten Fragen bleiben, werde ich mich genöthigt sehen, Ihre Entfernung aus dem Sitzungssaale zu verfügen."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, was ich für nöthig und angemessen hielt," erwiderte der Doctor, „das Weitere wird die Untersuchung zeigen." Und der Doctor verbeugte sich.

Iwan Iljitsch entfernte sich langsam, setzte sich traurig und niedergeschlagen in seinen Schlitten und fuhr nach Haus. Den ganzen Weg war er damit beschäftigt, Alles, was ihm der Doctor gesagt hatte, nochmals zu überdenken, wobei er sich bemühte, alle diese verwirrten, unklaren wissenschaftlichen Worte in eine einfache Sprache zu übertragen und in ihnen eine Antwort auf die Frage zu finden: steht es schlecht — sehr schlecht mit mir, oder geht's noch an? Und es schien ihm, daß der Sinn alles Dessen, was der Doctor gesagt hatte, der sei, daß es sehr schlecht stehe. Es kam Iwan Iljitsch Alles so traurig vor in den Straßen. Die Iswoschtschiki waren traurig, die Häuser, die Passanten, die Läden sahen traurig aus. Der Schmerz jedoch, dieser dumpfe, nagende, nicht eine Secunde aufhörende Schmerz hatte, wie es schien, in Verbindung mit den unklaren Reden des Doctors, eine andere, ernstere Bedeutung erhalten. Mit neuen drückenden Empfindungen folgte Iwan Iljitsch den Regungen desselben.

Zu Hause angekommen begann er, seiner Frau zu erzählen. Diese hörte zu; während er im besten Zuge war, trat jedoch seine Tochter mit dem Hute auf dem Kopfe ein, sie wollte mit der Mutter ausfahren. Es kostete sie Ueberwindung, sich niederzusetzen und diese langweilige Geschichte mit anzuhören; lange indessen hielt sie es nicht aus, auch die Mutter wartete das Ende nicht ab.

„Nun, es freut mich sehr," sagte seine Frau, „nimm Dich also jetzt zusammen und vergiß nicht, die Medicin regelmäßig einzunehmen. Gib mir das Recept, ich werde Gerassim damit in die Apotheke schicken." — Und sie ging, um sich anzukleiden.

Er hatte den Athem angehalten, so lange sie noch im Zimmer war, und seufzte aus tiefster Brust, nachdem sie dasselbe verlassen.

„Nun, was ist da auch weiter," sagte er. „Vielleicht ist es wirklich noch nicht so schlimm ..."

Er fing an, Medicin einzunehmen und den Vorschriften des Doctors nachzukommen, welche nach stattgefundener Untersuchung etwas verändert wurden. Nun mußte es sich gerade treffen, daß bei dieser Untersuchung und bei dem, was

auf dieselbe folgen sollte, eine Confusion entstand. Den Doctor selbst konnte man nicht zu sprechen bekommen, was recht fatal war, denn es zeigte sich, daß nicht das eintrat, was ihm der Doctor vorhergesagt hatte. Entweder hatte derselbe irgend Etwas vergessen oder falsch angegeben oder vor ihm verheimlicht.

Nichtsdestoweniger kam Iwan Iljitsch den Vorschriften pünktlich nach und fand hierin für die erste Zeit einen Trost.

Iwan Iljitschen's Hauptbeschäftigung wurde, seit er beim Doctor gewesen, die genaue Befolgung aller Vorschriften des Doctors hinsichtlich der Hygiene, das Einnehmen von Medicin und die sorgfältige Ueberwachung seines Schmerzes und sämmtlicher Verrichtungen seines Organismus. Das Hauptinteresse bildeten nunmehr für Iwan Iljitsch menschliche Krankheiten und menschliche Gesundheit. Wenn man in seiner Gegenwart von Kranken, von Verstorbenen, von Genesenen sprach, besonders aber, wenn die Rede auf eine solche Krankheit kam, die Aehnlichkeit mit der seinigen hatte, so hörte er, indem er sich bemühte, seine Erregung nicht merken zu lassen, aufmerksam zu, stellte Fragen und machte Nutzanwendungen auf seine eigene Krankheit.

Der Schmerz ließ nicht nach; allein Iwan Iljitsch bot seine ganze Kraft auf, um sich glauben zu machen, daß ihm besser sei. Und er konnte sich selbst täuschen, so lange ihn Nichts aufregte. Sobald jedoch Unannehmlichkeiten mit der Frau vorkamen, oder ihn ein Mißerfolg im Amte traf, oder sobald er schlechte Karten beim Schraubenspiel bekam, dann empfand er sofort die ganze Stärke seiner Krankheit; früher hatte er derartige Widerwärtigkeiten leicht ertragen und zwar in der Hoffnung, daß er das Schlechte verbessern, überwinden, daß der Erfolg — ein großer Schlemm nicht ausbleiben würde. Allein jetzt ließ ihn jeder Mißerfolg zusammenknicken und stürzte ihn in Verzweiflung. Er sagte sich wiederholt: gerade wurde mir etwas besser, die Medicin fing schon an zu wirken, und da muß dieses verfluchte Unglück, diese Unannehmlichkeit ... Und er ärgerte sich über das Unglück oder über die Menschen, die ihm Unannehmlichkeiten bereitet, wobei er fühlte, wie dieser Aerger ihn langsam tödte, ohne jedoch etwas gegen denselben thun zu können. Nun hätte es ihm aber doch klar sein sollen, daß diese Erbitterung gegen Umstände und Menschen seine Krankheit verschlimmere, und daß er sich daher an unangenehme Zufälligkeiten nicht kehren müsse; allein er räsonnirte gerade umgekehrt: er sagte, daß er Ruhe nöthig habe, achtete auf Alles, was diese Ruhe störte und wurde bei der geringsten Störung aufgebracht. Seine Lage verschlechterte der Umstand, daß er medicinische Schriften las und verschiedene Aerzte zu Rathe zog. Die Verschlechterung vollzog sich so gleichmäßig, daß er sich täuschen konnte, wenn er einen Tag mit dem darauf folgenden verglich — der Unterschied war gering. Allein wenn er die Aerzte zu Rathe zog, schien es ihm, als ob es bergab gehe und — reißend schnell sogar; trotzdem that er es beständig.

In diesem Monat sprach er bei einem andern berühmten Arzte vor. Dieser sagte beinahe dasselbe, was auch der erste gesagt hatte, betrachtete jedoch die Sache von einem andern Standpunkte. Die Consultation dieses berühmten Arztes verdoppelte nur Iwan Iljitschen's Angst und Zweifel. Der Freund seines Freundes — ein ausgezeichneter Arzt — stellte noch eine ganz andere Diagnose,

und trotzdem derselbe Genesung verhieß, verwirrte er mit seinen Fragen und Vermuthungen Iwan Iljitsch noch mehr und vergrößerte dessen Zweifel. Der Homöopath bestimmte die Krankheit wieder anders, gab ihm Medicin, und Iwan Iljitsch gebrauchte dieselbe ganz im Geheimen ungefähr eine Woche lang. Nach Ablauf dieser Woche verfiel er, da er keine Erleichterung spürte und somit das Vertrauen zu dieser Heilmethode wie zu den früheren verloren hatte, in noch größeren Trübsinn. Einmal erzählte eine bekannte Dame von einer Heilung durch Gottesbilder. Iwan Iljitsch ertappte sich dabei, wie er aufmerksam zuhörte und der Echtheit des angeblich Geschehenen Glauben schenkte. Dieser Vorfall erschreckte ihn. „Bin ich denn wirklich so geistig schwach geworden?" sagte er zu sich. „Dummheiten! Es ist Alles Unsinn; man muß nicht der Zweifelsucht Raum geben, sondern einen bestimmten Arzt wählen und dann sich streng an dessen Heilmethode halten. So werde ich's auch machen. Jetzt hat's ein Ende. Ich werde nicht mehr darüber nachdenken und bis zum Sommer streng meine Cur einhalten. Dann werden wir schon sehen. Jetzt hat dieses Hin- und Herschwanken ein Ende!" ... Das war leicht zu sagen, aber schwer auszuführen. Der Schmerz in der Seite quälte ihn fortwährend, gerade als ob derselbe an Stärke immer mehr zunähme und stetiger würde; der Geschmack im Munde wurde immer sonderbarer, der Appetit und die Kräfte ließen immer mehr nach. Man konnte sich nicht täuschen: etwas Fürchterliches, Neues und so Bedeutsames, wie Bedeutsameres in Iwan Iljitschen's Leben niemals vorgefallen war, vollzog sich in ihm. Und er allein wußte davon, während seine Umgebung es nicht verstand oder nicht verstehen wollte, sondern dachte, daß Alles auf der Welt seinen früheren Gang gehe. — Das eben quälte Iwan Iljitsch am meisten. Seine Hausgenossen — vor Allen Frau und Tochter, für welche die Saison in vollem Gange war — verstanden, das sah er, gar nichts, sondern waren ärgerlich darüber, daß er so mißgestimmt und anspruchsvoll war, gerade als ob er hieran schuld sei. Obgleich sie sich auch bemühten, dies zu verbergen, sah er doch, daß er ihnen im Wege stehe; er bemerkte, daß seine Frau sich bestimmte Verhaltungsmaßregeln für seine Krankheit zusammengestellt und daß sie sich nach ihnen richte, unabhängig davon, was er sprach und that. Diese Verhaltungsmaßregeln waren derartige, daß sie Bekannten gegenüber zuweilen äußerte: „Sie wissen, Iwan Iljitsch ist, wie alle gutmüthigen Leute, nicht im Stande, die vorgeschriebene Cur streng einzuhalten. Heute nimmt er Tropfen ein und ißt, was ihm befohlen, und legt sich rechtzeitig nieder; morgen jedoch vergißt er, wenn ich nicht aufpasse, einzunehmen, ißt gesottenen Stör und bleibt bis ein Uhr Nachts beim Schraubenspiel sitzen."

„Nun, wann war denn das?" fragt wohl Iwan Iljitsch verdrießlich, „ein einziges Mal bei Peter Iwanowitsch."

„Und gestern mit Schebek."

„Ich konnte ja so wie so vor Schmerz nicht schlafen ..."

„Gleichviel weßwegen; aber auf diese Weise wirst Du nie gesund werden, und quälst uns dabei."

Praßkowja Feodorowna's Verhalten zur Krankheit ihres Mannes stützte sich auf die Meinung, welche sie Anderen und ihm selbst gegenüber aussprach, daß an dieser Krankheit Iwan Iljitsch selbst die Schuld trage; ja die ganze Krankheit

sei eine neue Unannehmlichkeit, die er seiner Frau mache. Iwan Iljitsch fühlte, daß dies bei ihr unwillkürlich herauskam; allein das erleichterte seine Lage um Nichts.

Auf dem Gericht bemerkte Iwan Iljitsch dasselbe sonderbare Verhalten, oder glaubte es zu bemerken: Bald schien es ihm, daß man ihn aufmerksam betrachte, etwa wie einen Menschen, der nächstens eine Stelle frei zu machen hat; bald wieder begannen seine Bekannten plötzlich mit seiner Aengstlichkeit freundschaftlich neckend ihren Scherz zu treiben, als ob jenes entsetzliche und fürchterliche, unerhörte Etwas, das sich bei ihm eingenistet hatte, das unaufhörlich an ihm nagte und ihn unaufhaltsam mit sich fortriß, das allerangenehmste Object für Scherze wäre. Besonders Schwartz, der ihn durch sein lebhaft heiteres Wesen, seine Lebensfrische und seine vollendeten Manieren daran erinnerte, wie er vor zehn Jahren ein eben solcher war, alterirte ihn.

Einige Freunde hatten sich bei ihm zu einer Schraubenpartie eingefunden; man setzte sich. Es wurde gegeben, die noch neuen, glatten Karten wurden mit Mühe entfaltet, die Carreaus zu den Carreaus gesteckt: er hatte sieben. Sein Partner annoncirte: Grand und unterstützte zwei Carreaus. Was fehlte da noch? Lustig, guten Muthes müßte man sein — Schlemm! Und plötzlich fühlt Iwan Iljitsch diesen nagenden Schmerz, diesen Geschmack im Munde, und es erscheint ihm so ungeheuerlich, daß er sich hierbei über einen Schlemm freuen kann.

Er sieht Michaïl Michailowitsch, seinem Partner, zu, wie derselbe (er ist Sanguiniker) mit der Hand auf den Tisch schlägt, höflich und herablassend sich des Zusammenraffens der Stiche enthält, und sie Iwan Iljitsch hinschiebt, damit dieser das Vergnügen habe, sie einzusammeln, ohne daß derselbe sich zu incommodiren und die Hand weit auszustrecken hätte. — Was glaubt denn der, daß ich so schwach sei, meine Hand nicht gehörig ausstrecken zu können? denkt Iwan Iljitsch, vergißt, wie viel Atouts schon heraus sind und spielt unnöthiger Weise noch einmal Trumpf aus und verliert den Schlemm mit drei Unterstützen; was jedoch am Allerentsetzlichsten ist, er sieht, wie Michaïl Michailowitsch hierunter leidet, während es ihm gleichgiltig ist. Und entsetzlich ist es, daran zu denken, warum es ihm gleichgiltig ist.

Alle sehen, daß es ihm schwer wird, und sagen zu ihm: „Wir können ja aufhören, wenn Sie müde sind. Ruhen Sie etwas aus." — Ausruhen? Nein, er ist durchaus nicht müde; sie spielen den Robber zu Ende. Alle sind düster gestimmt und schweigsam. Iwan Iljitsch fühlt, daß er diese düstere Stimmung heraufbeschworen, und kann sie doch nicht verscheuchen. Man ißt zu Abend, die Gäste fahren weg, während Iwan Iljitsch allein bleibt mit dem Bewußtsein, daß sein Leben für ihn vergiftet ist, und daß es auch das Leben Anderer vergiftet, und daß dieses Gift nicht schwächer wird, sondern immer mehr und mehr sein ganzes Sein durchdringt.

Und mit diesem Bewußtsein, dazu noch mit dem körperlichen Schmerz und mit dem Entsetzen, mußte er sich zu Bett legen und konnte oft vor Schmerz den größeren Theil der Nacht nicht schlafen. Morgens mußte er wieder aufstehen, sich ankleiden, aufs Gericht fahren, sprechen, schreiben; und wenn er auch nicht hinfuhr, mußte er mit denselben vierundzwanzig Stunden am Tage zu Hause

verweilen, von denen jede einzelne eine Qual für ihn war. Und so am Rande des Verderbens leben mußte er allein, ohne einen einzigen Menschen, der ihn verstanden und bedauert hätte.

V.

So verging ein Monat und noch einer. Kurz vor Neujahr kam sein Schwager nach der Stadt, in der sie lebten und stieg bei ihnen ab. Iwan Iljitsch befand sich auf dem Gericht. Praßkowja Feodorowna war ausgefahren, um Einkäufe zu machen. Nach Hause zurückgekehrt, ging Iwan Iljitsch in sein Arbeitszimmer und fand da den Schwager vor, einen kerngesunden Mann, der mit dem Auspacken seines Handkoffers beschäftigt war. Beim Geräusch der sich nähernden Schritte hob er den Kopf und blickte Iwan Iljitsch eine Sekunde lang schweigend an. Dieser Blick enthüllte ihm Alles. Der Schwager öffnete den Mund, um ein „Ach" des Erstaunens auszustoßen, hielt jedoch an sich. Diese Bewegung bestätigte Alles.

„Ich habe mich verändert, was?"

„Ja . . . es ist wahr."

Wie oft auch nachher Iwan Iljitsch den Schwager auf ein Gespräch über sein Aussehen zu bringen suchte, jener blieb stumm. Praßkowja Feodorowna war inzwischen zurückgekommen, der Schwager ging zu ihr. Iwan Iljitsch schloß die Thür zu und fing an, sich im Spiegel zu besehen, zuerst von vorn, nachher von der Seite. Er nahm sein Porträt, das mit der Frau, und verglich das Bild mit dem, welches er im Spiegel sah. Die Veränderung war sehr groß. Hierauf entblößte er seine Arme bis zu den Ellenbogen, besah sie, ließ die Aermel wieder herunter, setzte sich auf die Ottomane und wurde aschfahl.

„Nein, nein, fort damit," sagte er zu sich selbst, sprang auf, näherte sich dem Tische, schlug die Acten auf und fing an zu lesen; es ging jedoch nicht. Er schloß die Thür auf und begab sich in den Saal. Die in das Empfangszimmer führende Thür war geschlossen. Er näherte sich derselben auf den Fußspitzen und lauschte.

„Nein, Du übertreibst," sagte Praßkowja Feodorowna.

„Wieso übertreibe ich? Du bemerkst es nicht — er ist ein todter Mann, sieh seine Augen an. Die sind erloschen. Ja, was fehlt ihm eigentlich?"

„Niemand weiß es. Nikolajew (dies war der andere Doctor) hat mir etwas gesagt, allein ich weiß doch nichts. Leschtschetitzki (das war der berühmte Arzt) behauptete im Gegentheil . . ."

Iwan Iljitsch verließ seinen Lauscherposten, ging in sein Zimmer, legte sich hin und begann nachzudenken. Er erinnerte sich alles dessen, was ihm die Aerzte gesagt hatten. „Nein, ich fahre noch zu Peter Iwanowitsch." (Das war jener Freund, der einen Doctor zum Freunde hatte.) Er klingelte und befahl anzuspannen; inzwischen machte er sich zum Ausfahren fertig.

„Wohin willst Du, Jean?" fragte ihn seine Frau mit besonders traurigem und ungewohnt gutmüthigem Ausdrucke.

Dieses ungewohnt Gutmüthige erbitterte ihn. Finster blickte er sie an.

„Ich muß zu Peter Iwanowitsch."

Er fuhr zu dem Freunde, dessen Freund Doctor war. Mit ihm fuhr er zum Doctor. Er traf letzteren zu Hause und besprach sich lange mit ihm. Nachdem sie das, was der Meinung des Arztes zufolge mit ihm vorging, in seinen anatomischen und physiologischen Einzelheiten betrachtet hatten, verstand er Alles.

Es war nur eine Kleinigkeit — eine ganze Kleinigkeit. Alles das konnte wieder gut werden. Man braucht nur die Energie des einen Organs zu erhöhen, die Thätigkeit des andern abzuschwächen, so entsteht ein Auffaugen und Alles wird wieder gut. Er verspätete sich etwas zum Mittagessen. Nachdem er dinirt, unterhielt er sich heiter, konnte jedoch lange das Speisezimmer nicht verlassen, um seine Beschäftigung aufzunehmen. Endlich ging er in sein Cabinet und machte sich sofort an die Arbeit. Er las die Anklagesachen, arbeitete; allein das Bewußtsein, daß er eine vorläufig bei Seite gelegte wichtige Herzenssache habe, mit welcher er sich nach Erledigung der gerichtlichen Sachen beschäftigen werde, verließ ihn nicht. Als er mit seinen Acten fertig war, erinnerte er sich, daß diese Herzenssache das Sinnen über den Grund seiner Krankheit sei. Er überließ sich jedoch demselben nicht, sondern ging in den Salon, wo man Thee trank. Es waren Gäste da, man unterhielt sich, spielte Klavier und sang; auch der Untersuchungsrichter, der in Aussicht genommene Bräutigam der Tochter, war da. Iwan Iljitsch verbrachte den Abend, wie Praßkowja Feodorowna bemerkte, in vergnügterer Stimmung als die früheren; allein er vergaß nicht eine Minute lang, daß er sich mit den vorläufig bei Seite gesetzten wichtigen Gedanken später zu beschäftigen haben werde. Um elf Uhr empfahl er sich und ging in sein Zimmer. Seit seiner Krankheit schlief er allein in einem kleinen Stübchen neben dem Cabinet. Er entkleidete sich, legte sich hin und nahm einen Roman Zola's zur Hand, las ihn jedoch nicht, sondern sann nach. Und in seiner Phantasie vollzog sich die gewünschte Heilung. Etwas wurde da aufgesogen, Anderes ausgestoßen, die normale Thätigkeit wieder hergestellt. „Ja, das ist alles ganz recht," sagte er zu sich. „Nur muß man der Natur zu Hilfe kommen." Er erinnerte sich der Medicin, richtete sich auf, nahm sie ein, legte sich auf den Rücken und verfolgte die wohlthätige Wirkung der Medicin, wie sie den Schmerz stillte. „Man muß sie nur regelmäßig einnehmen und sich schädlichen Einflüssen nicht aussetzen; ich fühle mich schon jetzt etwas besser, weit besser." Er befühlte seine Seite, es that ihm nicht weh. „Ja, ich fühle nichts — wirklich, 's ist mir schon weit besser." Er löschte das Licht und legte sich auf die Seite. . . Plötzlich fühlte er den bekannten, alten, dumpfen, nagenden Schmerz, der zugleich hartnäckig, schleichend und intensiv ist. Im Munde spürt er denselben bekannten ekelhaften Geschmack. Krampfhaft zog sich sein Herz zusammen, wirr durch einander flogen ihm die Gedanken. „Gott, mein Gott!" rief er aus, „immer wieder und wieder, und wird nie aufhören." Und mit einem Male erschien ihm die Sache von einer ganz anderen Seite. „Nicht um den Grund der Krankheit handelt es sich, sondern um Leben und . . . Tod. Ja, ja, das Leben ist gewesen, und da geht's fort, geht fort, und ich kann's nicht halten. So ist's. Warum sollte ich mich täuschen? Ist es denn nicht Allen, außer mir, klar, daß ich sterbe? Die Frage ist nur, wie viele Wochen oder Tage mir noch bleiben — vielleicht nur Minuten.

Bisher war es licht, jetzt ist die Finsterniß da. — Bis jetzt war ich hier, und nun geht's dorthin! — Wohin?" Ein kalter Schauer überlief ihn, sein Athem stockte. Er hörte nur die Schläge seines Herzens.

„Ich werde nicht da sein, was wird also sein? Nichts wird sein. Wo werde ich denn also sein, wenn ich nicht da sein werde? Wirklich der Tod? Nein, ich will nicht!" Er sprang auf, wollte ein Licht anzünden, und fuhr mit den zitternden Händen suchend umher — hierbei stieß er ans Licht, so daß es mit sammt dem Leuchter auf den Fußboden fiel; er sank wieder in die Kissen zurück. — „Wozu? einerlei," sagte er zu sich, mit offenen Augen in die Finsterniß hinein blickend. „Der Tod. Ja, ja, der Tod. Und Keiner von ihnen weiß es, Keiner will es wissen, noch Mitleid mit mir haben. Sie spielen. (Er hörte durch die Thür hindurch das Fortissimo entfernter Stimmen und die Ritornelle). Ihnen ist es gleichgiltig und doch werden sie auch sterben. Narrenpack! Ich muß früher, sie später; auch sie bekommen dasselbe. Dabei freuen sie sich. Dummköpfe!" Der Aerger erstickte ihn fast. Ihm wurde bis zur Qual unerträglich schwer zu Muthe. Es ist doch nicht möglich, daß Alle immer zu dieser entsetzlichen Furcht verurtheilt sein sollten. Er richtete sich auf.

„Irgend Etwas ist da nicht richtig; ich muß in Ruhe Alles noch einmal überdenken." Und er begann hiermit. „Richtig, so war der Anfang der Krankheit. Ich stieß mich in die Seite und blieb doch immer noch derselbe, ein, zwei Tage that es etwas weh, nachher mehr, dann ging's zu den Aerzten, dann kam die Niedergeschlagenheit, die Schwermuth und wieder zu den Aerzten, und ich näherte mich doch immer mehr dem Abgrunde. Die Kräfte ließen nach. Immer näher und näher. Und da bin ich am Ende mit meiner Kraft, meine Augen sind erloschen. Der Tod ist da. Wirklich der Tod?" Wieder überkam ihn Entsetzen, sein Athem ging schwer; er bückte sich, suchte nach den Streichhölzern, wobei er sich mit dem Ellenbogen gegen das Nachttischchen stemmte. Letzteres war ihm im Wege und verursachte ihm beim Anstemmen Schmerz; er wurde ärgerlich über dasselbe, drückte nun erst recht stark dagegen und warf das Tischchen um. Und vor Verzweiflung fast den Athem verlierend, ließ er sich auf den Rücken fallen und erwartete sogleich den Tod.

Die Gäste fuhren gerade fort. Praßkowja Feodorowna gab ihnen das Geleit. Sie hatte das Fallen gehört und trat ein.

„Was ist Dir?"

„Nichts Besonderes. Ich hab' es unversehens umgestoßen."

Sie ging hinaus und holte ein Licht. Er lag da, schwer und heftig athmend wie Jemand, der eben eine Werst eiligst durchlaufen, und sah sie starren Blickes an.

„Was ist Dir, Jean?"

„Nichts Be . . . sonderes. Hab's . . . umge . . . stoßen." Was ist da zu sprechen. Sie versteht es nicht, dachte er. Sie verstand es wirklich nicht. Sie hob Alles wieder auf, zündete ihm das Licht an und entfernte sich eiligst. Sie mußte noch einer Dame das Geleit geben.

Als sie zurückkam, lag er noch ebenso auf dem Rücken, den Blick nach oben gerichtet.

„Wie ist Dir? Oder fühlst Du Dich schlechter?"

„Ja."

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich zu ihm.

„Weißt Du was, Jean? Ich denke eben, ob wir Leschtschetitzki kommen lassen?"

„Das heißt: einen berühmten Doctor kommen lassen und keine Ausgaben scheuen." Er lächelte giftig und sagte: „Nein." Sie blieb noch etwas sitzen, dann näherte sie sich ihm und küßte ihn auf die Stirn.

Er haßte sie in dem Augenblick, als sie ihn küßte, mit allen Kräften seiner Seele, und es kostete ihn Ueberwindung, sie nicht zurückzustoßen.

„Gute Nacht! Mit Gottes Hilfe wirst Du einschlafen."

„Ja."

VI.

Iwan Iljitsch sah, daß es zu Ende gehe und befand sich in beständiger Verzweiflung.

Im Innersten seiner Seele wußte Iwan Iljitsch, daß er sterben müsse; er hatte sich jedoch hieran nicht allein nicht gewöhnt, sondern er faßte es einfach nicht, konnte es gar nicht fassen.

Jenes Beispiel eines Syllogismus, das er in Kiesewetter's Logik gelernt: „Cajus ist ein Mensch, alle Menschen sind sterblich, daher ist Cajus sterblich", hatte ihm sein ganzes Leben lang nur in Bezug auf Cajus richtig geschienen, allein durchaus nicht in Bezug auf sich selbst. Das war Cajus der Mensch, der Mensch im Allgemeinen, und da war auch jener Schluß vollkommen gerechtfertigt; er jedoch war nicht Cajus und kein Mensch im Allgemeinen, er war immer ein Wesen von ganz besonderer Art gewesen; er war Wanja[1]) gewesen, der seine Mama, seinen Papa, seinen Mitja[1]) und Wolodja[1]), seine Spielsachen, seinen Kutscher, seine Wärterin und später seine Katinka gehabt, der alle Freuden und Leiden, alles selige Entzücken der Kindheit, des Knaben- und Jünglingsalters durchempfunden. Hatte denn für Cajus jener Geruch des gestreiften Lederballes existirt, den Wanja so gern gehabt? Hatte denn Cajus seiner Mutter so die Hand geküßt und hatte denn für Cajus das faltenreiche Seidenkleid der Mutter so gerauscht? Hatte er auf der Rechtsschule wegen der Kuchen Streit gehabt? War denn Cajus so verliebt gewesen? Konnte denn Cajus so eine Sitzung leiten?

Ganz recht, Cajus ist sterblich und es ist ganz in der Ordnung, wenn er stirbt; aber ich, Wanja, Iwan Iljitsch, mit allen meinen Gefühlen, meinen Gedanken, für mich ist das eine andere Sache. Und es kann nicht sein, daß es auch mir zukäme zu sterben. Das wäre zu schrecklich.

Dies waren seine Empfindungen.

„Wenn auch ich so sterben müßte wie Cajus, so hätte ich es ja gewußt, so würde eine innere Stimme es mir gesagt haben; allein nichts dergleichen habe ich in mir verspürt, und ich und alle meine Freunde, wir waren überzeugt, daß es mit uns durchaus nicht so sei, wie mit Cajus. Und nun steht die Sache so!" sagte er zu sich. „Es kann nicht sein! Kann nicht sein und ist doch. Wie soll ich das also verstehen, begreifen?"

[1]) Diminutiva von Iwan, Dmitri und Wladimir.

Und er konnte es nicht fassen und bemühte sich, diesen Gedanken als einen falschen, unrichtigen, krankhaften zu verjagen, ihn durch andere, richtige, gesunde Gedanken zu verdrängen. Dieser Gedanke jedoch, ja, nicht nur der Gedanke, sondern gleichsam die Wirklichkeit kam immer wieder und stellte sich vor ihn hin.

Und er rief an Stelle dieses Gedankens andere Gedanken der Reihe nach herbei, in der Hoffnung, an ihnen eine Stütze zu finden. Er versuchte zu seinem früheren Ideengange, der ihm den Gedanken an den Tod verdeckt hatte, zurückzukehren. Allein seltsamer Weise konnte jetzt alles Das, was ihm früher das Bewußtsein, daß er sterben müsse, verdeckt, verhüllt, vernichtet hatte, diese Wirkung nicht mehr hervorbringen. Die letzte Zeit verbrachte Iwan Iljitsch meistentheils mit diesen Versuchen, den früheren Gang seiner Empfindungen, die ihm den Tod verhüllt hatten, wieder herzustellen. Da sagte er wohl zu sich: „Ich werde mich ganz meinem Dienste hingeben, ich habe ja bisher in ihm gelebt." — Und er ging, jedweden Zweifel verbannend, aufs Gericht; hier knüpfte er Gespräche mit seinen Collegen an und setzte sich nach alter Gewohnheit hin, worauf er, zerstreut und in Gedanken versunken, seinen Blick über die Menge schweifen ließ und, sich mit seinen beiden abgemagerten Händen auf die Seitenlehne des eichenen Sessels stemmend, gerade so wie gewöhnlich sich zu seinem Collegen hinüberbog, diesem die Acten zuschob und im Flüstertone sich mit ihm verständigte, dann plötzlich, die Augen aufschlagend und sich in Positur setzend, gewisse Worte aussprach, womit er seine Thätigkeit begann, d. h. die Sitzung eröffnete. Plötzlich jedoch, gerade als er im besten Zuge ist, beginnt der Schmerz in der Seite, ohne sich im Geringsten um die Entwickelungsphase der Anklagesache kümmernd, seine nagende Thätigkeit. Iwan Iljitsch wird auf ihn aufmerksam, weist jedoch den Gedanken an ihn zurück; allein er fährt fort zu wühlen und er kommt und stellt sich gerade vor ihn hin und sieht ihn an — er wird starr, das Feuer seiner Augen erlischt, und er beginnt, sich wiederum zu fragen: Wär's möglich, daß nur er Recht hätte? Und seine Collegen sowohl wie auch seine Untergebenen sehen mit Verwunderung und Betrübniß, wie er, ein so glänzend begabter und scharfsinniger Richter, in Verwirrung geräth, Fehler macht. Er rüttelt sich auf, gibt sich Mühe, wieder zur Besinnung zu kommen, bringt mit Noth und Mühe die Sitzung zu Ende und geht nach Hause mit dem traurigen Bewußtsein, daß seine richterliche Thätigkeit nicht mehr wie bisher vor ihm verhüllen könne, was er verbergen wollte, daß er durch dieselbe ihn nicht los werden könne. Und am schlimmsten war der Umstand, daß er ihn nicht deswegen an sich zog, damit er irgend Etwas vornehme, sondern nur zu dem Zweck, daß er ihn ansehe, ihm gerade ins Gesicht, ohne ein Auge zu verwenden und sich, ohne etwas zu thun, unsagbar quäle.

Und Iwan Iljitsch sah sich, um diesem Umstand entfliehen zu können, nach Trost, nach anderen Schirmen um, hinter denen er sich hätte verstecken können, und diese fanden sich und deckten ihn gleichsam auf kurze Zeit; allein gar bald erlagen sie wiederum, weniger der Zerstörung, als daß sie durchsichtig wurden, gerade als ob er durch Alles hindurchdringe, als ob nichts ihn verstellen könne.

Es kam in der letzten Zeit vor, daß er in das von ihm eingerichtete Empfangs-

zimmer ging, wo er den Fall gethan, in das Zimmer, für dessen Einrichtung er — welche Ironie des Schicksals! dachte er — sein Leben zum Opfer gebracht; denn er wußte, daß seine Krankheit mit dieser Verletzung angefangen hatte. Er trat also ein und bemerkte, daß der polirte Tisch eine Schramme bekommen, die mit etwas Spitzem eingeritzt sein mußte. Er suchte nach der Ursache und fand, daß die Bronzeverzierung des Albums am Rande etwas aufgebogen war. Er nahm das kostbare, von ihm mit Liebe zusammengestellte Album in die Hand und ärgerte sich über die Unordentlichkeit der Tochter und ihrer Freunde, — hier war etwas zerrissen, dort waren die Bilder umgedreht. Er brachte Alles sorgfältig in Ordnung und drückte die verbogene Verzierung wieder an.

Hierauf kam ihm die Idee, dieses ganze Etablissement in die andere Ecke zu den Blumen zu verlegen. Er rief den Diener; Frau und Tochter kamen zu Hilfe, waren indeß mit der geplanten Veränderung nicht einverstanden, widersprachen ihm, er stritt sich herum, wurde ärgerlich; allein es war doch Alles gut, denn er dachte nicht an ihn, er war nicht zu sehen.

Doch hier sagte seine Frau, als er beim Umstellen selbst mit zugreifen wollte: „Erlaube, die Leute werden das machen, sonst thust Du Dir wieder Schaden," — und plötzlich blitzt er durch den Schirm hindurch auf, er hat ihn gesehen. Er hat sich gezeigt, er hofft noch, daß er wieder verschwinden werde; allein unwillkürlich lenkt er seine Aufmerksamkeit der linken Seite seines Körpers zu — da steckt immer noch dasselbe, wühlt immer noch ebenso und er kann schon nicht mehr vergessen, denn er schaut wahrnehmbar hinter den Blumen hervor ihn an. Wozu das Alles?

„Und es ist wahr, daß ich hier bei dieser Gardine wie bei einer Erstürmung mein Leben verloren habe. Ist's möglich? Wie schrecklich und wie dumm! Das kann nicht sein! Kann nicht sein und ist doch."

Er ging in sein Arbeitszimmer zurück, legte sich hin und blieb wieder allein mit ihm. Unter vier Augen mit ihm; zu thun jedoch gibt es mit ihm — nichts. Nur ansehen und starr werden.

VII.

Wie sich das, was im dritten Monat von Iwan Iljitschens Krankheit zu Tage trat, vollzogen, hatte Niemand sagen können, denn es hatte sich unmerklich Schritt für Schritt gebildet. Es stellte sich nämlich heraus, daß sowohl seine Frau, seine Tochter, sein Sohn, wie auch die Dienstboten, die Bekannten, die Aerzte und, die Hauptsache, er selbst — Alle wußten, daß das ganze Interesse, welches er den Anderen darbot, nur in der Frage gipfle, wann er denn endlich die von ihm eingenommene Stelle frei geben, die Lebenden von dem durch ihn verursachten Zwang und sich selbst von seinem Leiden befreien werde.

Er schlief immer weniger; man gab ihm Opium und fing an Morphin-Einspritzungen zu machen. Allein dies gewährte ihm keine Erleichterung. Die dumpfe Schwermuth, die sich während dieses betäubungsartigen Zustandes seiner bemächtigte, bot ihm nur anfänglich, als etwas Neues, einige Erleichterung; nachher jedoch wurde sie ebenso qualvoll, oder noch qualvoller als der offen auftretende Schmerz.

Es wurden ihm besondere Speisen nach ärztlicher Vorschrift bereitet; allein sie verloren immer mehr allen Geschmack für ihn, ja wurden ihm immer widriger und der Schmutz, das Unanständige und der Geruch des Krankenzimmers verursachten ihm Qual.

Allein gerade jetzt erschien für Iwan Iljitsch ein Trost. Es kam nämlich der als Küchenjunge dienende Gerassim, ein reinlicher, frisch aussehender, durch die Stadtkost etwas dick gewordener junger Bauer, um das Geschäft der Reinigung vorzunehmen.

Leichten und doch kraftvollen Schrittes trat er in seinen Schmierstiefeln herein. Sofort verbreitete sich im Zimmer ein angenehmer Geruch nach Theer und nach frischer, winterlicher Luft. Gerassim, in hanfleinener, reiner Schürze und in sauberem Kattunhemde, dessen aufgestreifte Aermel die nackten, kräftigen jungen Arme sehen ließen, näherte sich, ohne Iwan Iljitsch anzusehen — er wollte augenscheinlich die von seinem Gesicht ausstrahlende Freude am Leben möglichst verstecken, um den Kranken nicht zu verletzen.

„Gerassim," sagt Iwan Iljitsch mit schwacher Stimme.

Gerassim fährt zusammen; er ist augenscheinlich erschrocken, weil er glaubt, Etwas versehen zu haben, und wendet sein frisches, gutmüthiges, einfaches, junges Gesicht, das sich eben erst mit leichtem Flaum bedeckt, mit schneller Bewegung dem Kranken entgegen.

„Zu Befehl."

„Ich glaube, für Dich ist das unangenehm. Nimm 's mir nicht übel."

„O bitte sehr." Und in Gerassim's Augen blitzte es auf; seine jungen, weißen Zähne wurden sichtbar. „Warum sollte ich denn die Mühe scheuen? Sie sind ja krank."

„Gerassim," sagte Iwan Iljitsch, „bitte, hilf mir etwas; komm hierher." Gerassim näherte sich. „Heb' mich in die Höhe. Allein vermag ich's nicht, und Dmitri habe ich fortgeschickt."

Iwan Iljitsch bat, ihn zum Sopha zu führen. Gerassim führte, ja trug ihn fast, ohne alle Kraftanstrengung, gerade als ob es ihm nicht die geringste Mühe koste, zum Sopha und ließ ihn nieder.

„Danke, danke; wie gut und geschickt . . . Du Alles machst."

Gerassim lächelte wieder und wollte sich entfernen. Allein für Iwan Iljitsch war seine Gegenwart so wohlthuend, daß er ihn nicht fortlassen wollte.

„Weißt Du 'was! Rücke mir, bitte, diesen Stuhl hierher — nein, diesen da — unter die Füße. Es ist mir leichter, wenn meine Füße hoch liegen."

Gerassim brachte den Stuhl, setzte ihn, ohne anzustoßen, hin und legte Iwan Iljitschen's Füße darauf. Es hatte Iwan Iljitsch geschienen, als ob er, während seine Füße von Gerassim emporgehoben wurden, noch mehr Erleichterung fühlte.

„Ich fühle mich besser, wenn meine Füße recht hoch liegen," sagte Iwan Iljitsch. „Leg' mir noch das Kissen da unter."

Gerassim that es. Wieder hob er die Füße auf und ließ sie dann auf das untergeschobene Kissen herab. Wiederum fühlte sich Iwan Iljitsch besser, so lange Gerassim seine Füße emporhielt. Als er sie herabließ, kam es ihm schlechter vor.

„Gerassim," wandte er sich an diesen, „bist Du jetzt beschäftigt?"

„Zu Befehl, nein," sagte Gerassim, der bei den Stadtleuten bereits gelernt hatte, wie man mit den Herrschaften zu sprechen hat.

„Was hast Du denn noch zu machen?"

„Ja, was hab' ich groß zu machen? Es ist schon Alles fertig, bleibt nur noch Holz zu spalten für morgen."

„Dann halte mir so die Füße recht hoch. Kannst Du das?"

„Warum denn nicht? Versteht sich." Gerassim hob die Füße empor. Und Iwan Iljitsch schien es, daß er in dieser Lage den Schmerz gar nicht fühle.

„Wie wird's aber mit dem Holz?"

„Bitte, machen Sie sich deswegen keine Sorge. Das werden wir schon besorgen." Iwan Iljitsch befahl also Gerassim, sich zu setzen und ihm die Füße hoch zu halten; hierbei unterhielt er sich mit ihm. Und seltsam! es kam ihm vor, als ob ihm weit besser sei, so lange Gerassim ihm die Füße hielt.

Seit jener Zeit pflegte Iwan Iljitsch Gerassim mitunter zu rufen. Gerassim that leicht, gern, einfach und mit einer Gutmüthigkeit, die Iwan Iljitsch rührte, was dieser wünschte. Die Gesundheit, die Kraft, der Lebensmuth aller übrigen Menschen verletzten Iwan Iljitsch; nur Gerassim's Kraft und Lebensmuth erbitterten ihn nicht, sondern wirkten beruhigend auf ihn ein.

Iwan Iljitschens Hauptqual war die Lüge. Eben jene, von Allen aus irgend welchem Grunde anerkannte Lüge, daß er nur krank sei und nicht im Sterben liege, und daß er nur ruhig sein und sich kuriren lassen müsse, und daß dann etwas sehr Gutes herauskommen werde. Er hingegen wußte, daß — was man auch immer thun würde — nichts herauskommt, als etwa noch qualvollere Leiden und der Tod. Und ihn peinigte diese Lüge, ihn peinigte es, daß man Das, was Alle wußten, was auch er wußte, nicht anerkennen wollte, sondern daß man ihn anläßlich seiner schrecklichen Lage belügen, daß man ihn selbst an dieser Lüge Theil nehmen lassen wollte, ja ihn hierzu zwang. Die Lüge, die Lüge, diese am Vorabende seines Todes sich an ihm vollziehende Lüge, diese Lüge, die den grausigen, feierlichen Act seines Todes zum Niveau ihrer Visiten, Gardinen und gesottenen Störe herabziehen soll, die war entsetzlich qualvoll für Iwan Iljitsch. Und seltsam, oft, sehr oft, wenn sie mit ihm ihre Kunststücke machten, hatte nur eines Haares Breite gefehlt — und er hätte ihnen zugerufen: „Hört auf zu lügen, Ihr wißt es, und ich auch, daß ich sterbe; hört also zum wenigsten auf zu lügen." Allein er hatte hierzu niemals das Herz gehabt. Der fürchterliche, entsetzliche Act seines Ablebens war von allen ihn Umgebenden, das sah er, zum Grade einer zufälligen Unannehmlichkeit, sogar einer Ungeschicklichkeit herabgesetzt worden, und zwar mit Hilfe gerade desselben „Anstandes", dem er sein ganzes Leben lang gedient hatte; er sah, daß Niemand Mitleid mit ihm hatte, weil eben Niemand seine Lage verstehen w o l l t e. Gerassim allein verstand diese Lage und hatte Mitleid mit ihm. Und daher fühlte sich Iwan Iljitsch nur wohl, wenn Gerassim bei ihm war. Es war wohlthuend für ihn, wenn Gerassim mitunter ganze Nächte hindurch nicht schlafen gehen wollte, sondern nur eine und dieselbe Antwort hatte: „Bitte, machen Sie sich deswegen keine Sorge, Iwan Iljitsch, ich werde noch ausschlafen"; oder wenn er, plötzlich zum vertraulichen „Du" über-

gehend, hinzuzusetzen pflegte: „Wenn Du nicht krank wärest, aber so — warum soll man da nicht gefällig sein?" Gerassim allein log nicht; an Allem war zu sehen, daß er allein begriff, um was es sich handelte und nicht für nöthig fand, dies zu verbergen, sondern einfach den abgezehrten, schwachen Herrn bemitleidete. Er sagte es sogar einmal geradezu, als Iwan Iljitsch ihn fortschickte.

„Alle werden wir sterben. Warum soll man sich denn nicht etwas Mühe geben?" sagte er, womit er ausdrücken wollte, daß ihm seine Mühe eben deswegen nicht schwer fiel, weil er sie für einen sterbenden Menschen auf sich nahm und weil er hoffte, daß auch für ihn Jemand dieselbe Mühe seiner Zeit übernehmen werde.

Außer dieser Lüge, oder in Folge derselben, war für Iwan Iljitsch Das am qualvollsten, daß ihn Niemand bemitleidete, so wie er dies gern gehabt hätte; Iwan Iljitsch hätte es manchmal nach längeren Krankheitsanfällen gar zu gern gehabt — wie er sich auch geschämt haben würde, dies zu gestehen — daß ihn irgend Jemand wie ein krankes Kind bemitleidet, gehätschelt hätte. Er sehnte sich danach, daß man ihn liebkose, ihm einen Kuß gebe, mit ihm zusammen weine, so wie man Kinder liebkost und tröstet. Er wußte, daß er Kammergerichtsrath sei, daß sein Bart zu ergrauen beginne und daß dies daher unmöglich; aber doch sehnte er sich danach. Und in seinen Beziehungen zu Gerassim lag Etwas, was diesem sehr nahe kam. Und deswegen fand er Trost darin. Iwan Iljitsch möchte gern weinen, möchte, daß man ihn liebkose und mit ihm zusammen weine; und da kommt sein College, der Kammergerichtsrath Schebek, und anstatt nun zu weinen und sich liebkosen zu lassen, macht Iwan Iljitsch ein ernstes, strenges Denkergesicht und sagt, einem Inertionsgesetze zufolge, seine Meinung über die Bedeutung einer Entscheidung des Cassationshofes und besteht hartnäckig auf derselben. Durch diese Lüge, die ihn umgibt, die in ihm selbst steckt, wurden die letzten Tage von Iwan Iljitschens Leben am meisten vergiftet.

VIII.

Es war Morgen. Nur deswegen war es Morgen, weil Gerassim fortgegangen und Peter, der Diener, gekommen war. Dieser löschte die Lichte, schlug eine Gardine zurück und machte sich daran, leise aufzuräumen. Ob es Morgen oder Abend war, ob Freitag oder Sonntag, es war Alles einerlei, es war Alles eins und dasselbe: der nagende, nicht auf einen Augenblick nachlassende, peinigende Schmerz; das Bewußtsein des fort und fort schwindenden, und doch immer noch nicht entschwundenen Lebens, das denselben fürchterlichen, verhaßten Tod, der allein Wirklichkeit ist, immer näher rückt, und immer dieselbe Lüge. Was sollen Einem hier die Tage, die Wochen und Stunden?

„Befehlen Sie vielleicht Thee?"

„Er hält es für ordnungsgemäß, daß die Herrschaften des Morgens Thee trinken," dachte er und sagte nur:

„Nein."

„Ist es Ihnen nicht gefällig, sich auf das Sopha zu legen?"

„Er will die Stube in Ordnung bringen, und ich hindere ihn, ich bin Schmutz, Unordnung," dachte er und sagte nur:

„Nein, laß mich in Ruhe."

Der Diener machte sich noch etwas zu schaffen. Iwan Iljitsch streckte die Hand aus. Peter sprang dienstfertig hinzu.

„Was befehlen Sie?"

„Die Uhr."

Peter nahm die Uhr und reichte sie ihm.

„Halb Neun. Drüben sind sie noch nicht auf?"

„Zu Befehl, nein. Wassili Iwanowitsch (das war der Sohn) sind ins Gymnasium gegangen; Praßkowja Feodorowna haben befohlen, sie zu wecken, wenn Sie fragen sollten. Befehlen Sie?"

„Nein, es ist nicht nöthig. Sollte ich's nicht mit etwas Thee versuchen?" denkt er. „Jawohl, Thee . . . bring' mir Thee."

Peter näherte sich der Ausgangsthür. Iwan Iljitsch bekam Angst, allein zu bleiben. „Wodurch könnte ich ihn wohl zurückhalten? Ach ja, die Medicin. — Peter, reich' mir die Medicin. — Warum denn nicht, vielleicht hilft mir doch noch die Medicin." Er nahm einen Löffel voll und schluckte sie hinunter. „Nein, es hilft nicht. Alles das ist Unsinn, Täuschung," entschied er, sobald er nur den bekannten, widerlich süßen und hoffnungslosen Geschmack fühlte. „Nein, ich kann nicht mehr daran glauben. Aber, der Schmerz, der Schmerz, wozu ist denn der da; wenn er doch auf eine Minute nachlassen möchte." Und er fing an zu stöhnen. Peter kehrte zurück. „Nein, geh' nur, bring' mir Thee."

Peter entfernte sich. Iwan Iljitsch, allein geblieben, stöhnte laut auf, weniger vor Schmerz, wie schrecklich derselbe auch wühlte, als vor Herzensschwermuth. „Immer eins und dasselbe, alle diese endlosen Tage und Nächte. Wenn es doch schneller ginge. Was denn schneller? Der Tod, das Dunkel? Nein, nein. Es ist immer besser als der Tod!"

Als Peter mit dem Thee auf dem Präsentirteller eintrat, blickte ihn Iwan Iljitsch lange verloren an und konnte nicht begreifen, wer und was er sei. Peter wurde von diesem Blicke ganz verwirrt. Hierdurch kam Iwan Iljitsch wieder zu sich.

„Ja so," sagte er, „Thee; schön, stell' ihn hin. Hilf mir nur mich zu waschen und gib mir ein reines Hemd."

Und Iwan Iljitsch begann sich zu waschen. Er wusch sich mit Unterbrechungen die Hände, das Gesicht, reinigte sich die Zähne, fing an sich zu kämmen und sah hierbei in den Spiegel. Entsetzen überkam ihn, besonders entsetzlich war es für ihn, daß seine Haare sich so flach an die bleiche Stirn anschmiegten.

Als man damit beschäftigt war, ihm ein reines Hemd anzuziehen, wußte er, daß ihn noch größeres Entsetzen überkommen würde, wenn er einen Blick auf seinen Körper werfe, und er sah sich daher nicht an. Doch da war er endlich mit Allem fertig. Er zog seinen Schlafrock an, deckte sich mit einem Plaid zu und setzte sich auf einen Lehnstuhl, um Thee zu trinken. Eine Minute lang fühlte er sich erfrischt; allein kaum hatte er angefangen, Thee zu trinken, und wieder erschien derselbe Geschmack, derselbe Schmerz. Er überwand sich jedoch und trank den Thee aus, dann legte er sich hin und streckte die Beine aus. Hierauf sagte er zu Peter, daß er gehen könne.

Immer dasselbe. Bald blitzt ein Tropfen Hoffnung auf, bald wälzt sich ein Meer von Verzweiflung heran, und immer der Schmerz, immer der Schmerz, immer die Schwermuth und immer eins und dasselbe. Allein zu sein ist entsetzlich langweilig, er möchte gern Jemanden rufen, allein er weiß vorher, daß es mit Anderen zusammen noch schlimmer ist. „Vielleicht wieder Morphin — wenigstens in Vergessenheit sinken. Ich werde es ihm sagen, dem Doctor, daß er noch irgend Etwas ausfindig mache. Das ist unmöglich, rein unmöglich auf diese Weise."

So geht eine Stunde vorüber und noch eine. Doch da klingelt es im Vorzimmer. Vielleicht der Doctor? Richtig, es ist der Doctor, der frische, lebensmuthige, wohlbeleibte, lustige Doctor, der mit dem Gesichtsausdrucke hereinkommt: Ihr habt Euch da vor Etwas erschreckt, wir jedoch werden Euch Alles gleich in Ordnung bringen. Der Doctor weiß, daß dieser Ausdruck hier nicht paßt; allein er hat ihn ein für alle Mal angenommen und kann ihn nicht mehr ablegen, gerade wie ein Mensch, der in aller Frühe seinen Frack angezogen hat und nun in der Stadt umherfährt, um Besuche abzustatten.

Der Doctor reibt sich muthig und Muth einflößend die Hände.

„Mir ist noch kalt. Ein tüchtiger Frost! Lassen Sie mich erst warm werden," sagt er mit einem Ausdrucke, als ob man nur nöthig habe, ein wenig zu warten, bis ihm warm geworden, und dann werde er schon Alles zurecht bringen.

„Nun, wie geht's, wie steht's?"

Iwan Iljitsch fühlt, daß der Doctor gern sagen möchte: „Wie stehen die Sächelchen?"[1]) Dieser jedoch ist sich wohl bewußt, daß man hier nicht so sprechen dürfe und sagt daher: „Wie haben Sie die Nacht verbracht?"

Iwan Iljitsch sieht den Doctor mit einem Ausdrucke an, als ob er fragen wollte:

„Wirst Du Dich denn wirklich niemals schämen zu lügen?" — Allein der Doctor will diese Frage nicht verstehen.

Und Iwan Iljitsch sagt:

„Immer noch eben so schrecklich. Der Schmerz geht nicht vorüber, er weicht und wankt nicht. Wenn ich doch irgend etwas dagegen hätte!"

„Ja, da haben wir's. Ihr Patienten seid immer so. Also jetzt, glaube ich, ist mir ganz warm geworden, selbst die so überaus accurate Praßkowja Feodorowna würde nichts gegen meine Temperatur einzuwenden haben. Nun, guten Morgen," und der Doctor drückt ihm die Hand.

---

[1]) Sächelchen (anstatt Sachen) — ein im Deutschen wohl nicht gebrauchter Ausdruck. Doch konnte ich nicht umhin, ihn hier anzuwenden, da er zur Charakteristik des Doctors, resp. der Meinung von Iwan Iljitsch über denselben unentbehrlich ist. Wie bekannt ist die russische Sprache sehr reich an Diminutiven, Kosenamen u. dgl. m. Im scherzhaften Umgange, hauptsächlich aber in Gesprächen mit Kranken treten diese Diminutiva nun in solcher Fülle auf, daß kaum ein Wort unverändert bleibt: man will eben dem Kranken auch die Sprache so lieblich und anheimelnd wie möglich machen und ihm hierdurch nach Kräften Erleichterung schaffen. A. d. Uebers.

Und der Doctor beginnt nunmehr, nachdem er alle frühere Heiterkeit über Bord geworfen, mit ernster Miene den Kranken zu untersuchen, fühlt den Puls, mißt die Temperatur und geht dann zur Percussion und Auscultation über.

Iwan Iljitsch ist fest und unumstößlich davon überzeugt, daß das Alles Unsinn und leere Täuschung ist; als jedoch der Doctor, der sich auf die Kniee niedergelassen hatte, sich über ihm ausdehnt, bald höher, bald niedriger sein Ohr anlegt und mit dem bedeutungsvollsten Gesichte verschiedene gymnastische Evolutionen über ihm ausführt, da läßt Iwan Iljitsch dies über sich ergehen, so wie er früher die Reden der Advokaten hatte über sich ergehen lassen, obgleich er sehr wohl gewußt, daß sie nur lügen und warum sie lügen.

Der Doctor lag noch immer vor dem Sopha auf den Knieen und klopfte an ihm herum, als Praßkowja Feodorowna in ihrem Seidenkleide zur Thür hereinrauschte; sie gab Peter leise einen Verweis, warum man ihr die Ankunft des Doctors nicht gemeldet hätte.

Sie tritt nun näher, gibt ihrem Manne einen Kuß und fängt sofort an zu beweisen, daß sie längst aufgestanden sei; nur einem Mißverständnisse zufolge wäre sie nicht zugegen gewesen, als der Doctor gekommen.

Iwan Iljitsch sieht sie an, betrachtet sie von oben bis unten und macht ihr innerlich zum Vorwurf sowohl ihren weißen Teint, als auch ihre rundlichen Körperformen und die Sauberkeit ihrer Hände, ihres Halses, den Glanz ihres Haares und das Feuer ihrer lebensvollen Augen. Er haßt sie mit allen Kräften seiner Seele. Und ihre Berührung verursacht ihm Schmerz; denn der Haß ihr gegenüber wallt in ihm auf.

Ihr Verhalten ihm und seiner Krankheit gegenüber ist immer noch dasselbe, nämlich, daß er Etwas, was gethan werden müsse, nicht thue und daher selbst schuld sei, weswegen sie ihm nun liebreiche Vorwürfe macht.

„Ja, das ist's eben, er folgt nicht. Er nimmt nicht rechtzeitig ein. Die Hauptsache aber, er liegt in einer Stellung, die ihm gewiß schädlich ist — mit den Füßen nach oben."

Sie erzählte, was sie von Gerassim wußte.

Der Doctor lächelte verächtlich freundlich. „Was soll man denn da thun? Diese Patienten fallen mitunter auf solche Verkehrtheiten; es ist jedoch verzeihlich."

Als die Untersuchung beendigt war, blickte der Doctor auf die Uhr; Praßkowja Feodorowna erklärte hier Iwan Iljitsch, daß sie, ob es ihm genehm oder nicht genehm sei, heut auch den berühmten Arzt eingeladen habe, und daß derselbe zusammen mit Michaïl Danilowitsch (so hieß der gewöhnliche Arzt) ihn untersuchen und begutachten werde.

„Sträube Dich nur nicht, ich bitte. Ich thue das für mich," sagte sie ironisch, womit sie zu fühlen gab, daß sie Alles für ihn thue, und hierdurch ihm nicht das Recht einräume, ihr diese Bitte abzuschlagen.

Er schwieg und runzelte die Stirn. Er fühlte, diese ihn umgebende Lüge habe sich derartig verwickelt, daß es schwer halten dürfte, irgend Etwas zu entwirren.

Alles, was sie mit ihm vornahm, that sie nur für sich, und sagte ihm auch, daß

sie das für sich thue, stellte es aber als eine so unglaubliche Sache hin, daß er es umgekehrt verstehen mußte.

Wirklich kam um halb Zwölf der berühmte Arzt. Wieder wurde er auscultirt; wieder kamen die bedeutungsvollen Gespräche, die sowohl in seiner Gegenwart, wie auch im Nebenzimmer geführt wurden, und Fragen und Antworten wurden mit so bedeutungsvoller Miene gestellt und gegeben, daß wiederum anstatt der realen Frage, ob Leben oder Tod, die jetzt allein vor seiner Seele stand, die Frage nach den Organen, welche die Krankheit verursacht, in den Vordergrund trat.

Der berühmte Arzt empfahl sich mit ernster, doch nicht hoffnungsloser Miene. Auf Iwan Iljitschens schüchterne Frage, die er mit zu ihm aufgeschlagenen Augen, in denen Furcht und Hoffnung glänzten, that, ob Genesung noch möglich sei, antwortete er, daß man hierfür nicht aufkommen könne, daß aber die Möglichkeit vorhanden. Der Hoffnungsblick, mit welchem Iwan Iljitsch den Arzt beim Hinausgehen begleitete, war so kläglich, daß Praskowja Feodorowna, ihn bemerkend, sogar zu weinen anfing, als sie ins Cabinet trat, um dem berühmten Arzte das Honorar einzuhändigen.

Der Aufschwung des Gemüths, welcher durch des Doctors Hoffnungsaussichten hervorgebracht worden war, hielt nicht lange vor. Wieder dasselbe Zimmer, dieselben Gemälde, Gardinen, Tapeten, Medicinflaschen und derselbe schmerzende, leidende Körper. Und Iwan Iljitsch fing an zu stöhnen; man machte ihm eine subcutane Einspritzung, und er sank in Vergessenheit.

Als er wieder zu sich kam, dämmerte es; man brachte ihm sein Mittagsessen. Er nahm mit der größten Anstrengung etwas Bouillon, und wieder dasselbe und wieder die eintretende Nacht.

Nach dem Mittagsessen um sieben Uhr trat Praskowja Feodorowna ins Zimmer; sie war wie zu einer Soirée gekleidet, fest geschnürt und Spuren von Puder im Gesicht. Sie hatte ihn noch am Morgen an ihren beabsichtigten Theaterbesuch erinnert. Sarah Bernhardt war angekommen, und sie hatten auf seinen ausdrücklichen Wunsch eine Loge genommen. Jetzt hatte er es vergessen, und ihr Aufputz kränkte ihn. Er verbarg jedoch seine Kränkung, als er sich erinnerte, daß er selbst darauf bestanden hatte, sie sollten eine Loge nehmen und hinfahren, da dies für die Kinder ein bildender, ästhetischer Genuß sei.

Praskowja Feodorowna war, zufrieden mit sich selbst, doch gleichsam schuldbewußt eingetreten. Sie setzte sich hin, fragte ihn nach seiner Gesundheit, wie er sah, nur deswegen, um eben zu fragen, und nicht, um Etwas zu erfahren; denn sie wußte, daß es hier nichts zu erfahren gab, und fing dann an, von dem zu sprechen, was sie für nöthig fand — daß sie um keinen Preis hinfahren würde, daß jedoch die Loge genommen sei, und daß Helene und die Tochter und Petrowitsch (der Untersuchungsrichter, der Courmacher der Tochter) hinfahren, und daß man sie unmöglich allein lassen könne. Ihr wäre es ja so angenehm, bei ihm zu sitzen. Wenn er nur in ihrer Abwesenheit die Vorschriften des Arztes befolgen möchte!

un
A. „Ach ja, — Feodor Petrowitsch (der Courmacher) wollte auch hereinkommen.
‘f er? Auch Elise?“

„Meinetwegen."

Die Tochter kam — ein kräftiges, gesundes und augenscheinlich verliebtes Mädchen, das über die Krankheit, die Leiden und den Tod höchst unwillig war, da diese sich ihrem Glücke hinderlich in den Weg stellten.

Auch Feodor Petrowitsch trat ein. Er war im Frack, hatte die Haare à la Capoul frisirt; um seinen langen, sehnigen Hals legte sich der weiße Hemdkragen eng an, die große, weiße Brust trat übermäßig stark hervor. In der einen Hand, die mit weißem Handschuhe bekleidet war, hielt er den Claque.

Hinter ihm kam unbemerkt der Gymnasiast hereingeschlichen; er war in einer neuen Uniform, der arme Schelm, und in Handschuhen, und mit schrecklichen blauen Ringen um die Augen, deren Bedeutung Iwan Iljitsch kannte.

Der Sohn hatte immer sein Mitleiden erregt. Schrecklich war sein bestürzter und mitleidsvoller Blick. Außer Gerassim verstand und bedauerte Waßja[1]) ihn allein; so schien es Iwan Iljitsch.

Alle setzten sich und fragten wieder nach seiner Gesundheit. Es entstand eine Pause. Elisa fragte ihre Mutter nach dem Opernglase. Mutter und Tochter stritten nunmehr hin und her, wer es zuletzt gehabt hätte. Es wurde unangenehm.

Feodor Petrowitsch fragte Iwan Iljitsch, ob er Sarah Bernhardt schon gesehen habe. Iwan Iljitsch verstand zuerst nicht, was man ihn gefragt hatte, sagte jedoch nachher: „Nein, und Sie haben sie schon gesehen?"

„Ja, in Adrienne Lecouvreur."

Praßkowja Feodorowna bemerkte, daß sie in diesem und diesem Stücke besonders gut spiele. Die Tochter erhob hiergegen Widerspruch. Es begann nun eine Unterhaltung über das Schöne und Reale in ihrem Spiele — gerade solch' eine Unterhaltung, wie sie immer eine und dieselbe zu sein pflegt.

Mitten im Gespräche warf Feodor Petrowitsch einen Blick auf Iwan Iljitsch und schwieg plötzlich still. Die Anderen blickten ihn auch an und schwiegen gleichfalls still. Iwan Iljitsch sah mit seinen glänzenden Augen gerade vor sich hin und war augenscheinlich unwillig über sie. Man mußte das verbessern, und es ging doch auf keine Weise. Man mußte dieses Schweigen so oder so brechen. Niemand entschloß sich jedoch hierzu und es wurde Allen ängstlich zu Muthe, daß nicht etwa diese anständige Lüge auf irgend eine Weise plötzlich vernichtet und Allen klar werden möchte, was sich hier eigentlich abspiele. Elisa entschied sich zuerst. Sie brach das Schweigen. Sie wollte das verbergen, was Alle empfanden, versprach sich jedoch.

„Ja, wenn wir fahren wollen, so ist es Zeit," sagte sie, einen Blick auf ihre Uhr (ein Geschenk vom Vater) werfend; und indem sie kaum merklich, doch bedeutungsvoll dem jungen Manne zulächelte (die beiden wußten allein weswegen), erhob sie sich.

Alle standen auf, verabschiedeten sich und fuhren fort.

Als sie das Zimmer verlassen hatten, kam es Iwan Iljitsch vor, als ob er sich leichter fühle. Die Lüge war nicht mehr da, sie war mit ihnen zusammen fortgegangen; der Schmerz jedoch war geblieben. Immer derselbe Schmerz,

[1]) Diminutiv von Wassili.

immer dieselbe Angst, daß nichts schwerer, nichts leichter ist. Es ist Alles schlechter.

Wieder verging eine Minute nach der andern, eine Stunde nach der andern, immer dasselbe, und immer noch kein Ende, und immer fürchterlicher gestaltete sich das unvermeidliche Ende.

„Ja, ja, schicke Gerassim her," antwortete er auf Peter's Frage.

IX.

Spät in der Nacht kehrte seine Frau nach Hause zurück. Sie kam auf den Fußspitzen herein; er hatte sie kommen gehört: er öffnete die Augen, um sie eiligst wieder zu schließen. Sie wollte Gerassim fortschicken und selbst bei ihm bleiben. Er öffnete wieder die Augen und sagte: „Nein. Geh' nur."

„Hast Du große Schmerzen?"

„Einerlei."

„Nimm doch Opium."

Er erklärte sich bereit und trank das gereichte Gläschen aus. Sie ging fort.

Bis gegen drei Uhr befand er sich in qualvoller Bewußtlosigkeit. Es schien ihm, als ob man ihn mit seinem Schmerze in einen schwarzen und tiefen Sack stecke, als ob man ihn immer weiter schiebe und doch nicht ganz durchschieben könne. Und dieser ihm so schreckliche Vorgang vollzieht sich unter Schmerzen. Und er fürchtet ganz hindurchzufallen, und möchte es auch wieder gern; er stemmt sich dagegen, und hilft doch auch nach. Allein sieh' da, plötzlich hat er sich losgerissen und ist herabgefallen; hier erwachte er. Immer noch sitzt derselbe Gerassim am Fußende des Bettes und schlummert ruhig, geduldig. Und er liegt da — das Licht mit dem Schirme davor ist dasselbe und der nicht enden wollende Schmerz ist auch derselbe!

„Du kannst gehen, Gerassim," ließ er sich flüsternd vernehmen.

„Schad't nichts, ich werde noch bleiben."

„Nein, geh' nur."

Er legte sich auf die Seite mit untergeschlagenem Arme und empfand Mitleiden mit sich selbst. Er wartete nur, bis Gerassim im Nebenzimmer war, länger hielt er nicht an sich, und fing nun an zu weinen wie ein kleines Kind. Er weinte über seine Hilflosigkeit, über seine schreckliche Einsamkeit, über die Grausamkeit der Menschen, über die Unbarmherzigkeit Gottes, über die Abwesenheit Gottes.

„Warum hast Du das Alles gethan? Warum hast Du mich hierher geführt? Weswegen, weswegen quälst Du mich so schrecklich?"

Er erwartete gar keine Antwort und weinte, weil keine Antwort da war, keine da sein konnte. Der Schmerz wurde wieder heftiger; allein er rückte und rührte sich nicht, rief auch Niemanden. Er sagte zu sich: „Immer zu, schlag' nur drauf los! Aber wofür? Was habe ich Dir gethan, wofür?"

Nachher wurde er still, hörte nicht nur auf zu weinen, sondern auch zu athmen und wurde ganz Aufmerksamkeit: gerade als ob er nicht auf eine in Tönen sich äußernde Stimme lausche, sondern auf die Stimme der Seele, auf den Ideengang, der sich in seinem Innern leise fühlbar zu machen begann.

„Was willst Du?“ war der erste klare, von ihm vernommene Begriff, den man in Worten hätte ausdrücken können.

„Was willst Du? Was willst Du?“ wiederholte er für sich. — „Was? Nicht leiden. Leben,“ antwortete er.

Und wiederum überließ er sich ganz der Aufmerksamkeit, einer so angestrengten Aufmerksamkeit, daß ihn sogar der Schmerz nicht zerstreute.

„Leben? Wie leben?“ fragte die innere Stimme.

„Ja, leben will ich, wie ich früher gelebt — gut, angenehm. Wie Du früher gelebt hast, gut und angenehm?“ fragte die Stimme. Und er begann, die schönsten Momente seines angenehmen Lebens an sich vorüberziehen zu lassen. Aber seltsamer Weise erschienen ihm alle diese schönen Momente eines angenehmen Lebens jetzt nicht mehr so, wie sie ihm damals erschienen waren. Alle — ausgenommen die frühesten Erinnerungen aus seiner Kindheit. Damals, in der Kindheit, hatte es so Etwas, wirklich Angenehmes gegeben, wobei und womit man hätte leben können, wenn es wiedergekehrt wäre. Allein der Mensch, der dieses Angenehme empfunden hatte, existirte nicht mehr; das war etwa wie eine Erinnerung an irgend einen andern Menschen.

Sobald nur Dasjenige begann, wobei als Resultat er, der jetzige Iwan Iljitsch sich zeigte, so zerfloß auch Alles, was ihm damals als Freude erschienen, zusehends und verwandelte sich in etwas Nichtiges, oft in etwas Häßliches.

Und je weiter er sich von der Kindheit entfernte und je näher er dem Gegenwärtigen kam, desto nichtiger und zweifelhafter gestalteten sich die Freuden. Es fing dies von der Rechtsschule an. Dort hatte es noch mitunter wahrhaft Gutes gegeben; dort war man lustig gewesen, hatte Freundschaften geschlossen und Hoffnungen gehegt. In den höheren Klassen jedoch waren diese schönen Momente schon seltener geworden. Nachher, während seines ersten Dienstes beim Gubernator, hatten sich wieder schöne Momente gezeigt; es waren dies die Erinnerungen an Frauenliebe. Hierauf hatte sich das Alles verwischt und des Guten war noch weniger geworden. Weiter — noch weniger Gutes, und je weiter, desto weniger.

Seine Heirath . . . so unverhofft war sie über ihn gekommen, und dann diese Enttäuschung! Und dieser todte Dienst und diese Sorge ums Geld, und so war ein Jahr, waren zwei Jahre, und zehn und zwanzig Jahr dahingegangen — und immer dasselbe. Und je weiter, desto lebensloser. Ich bildete mir ein, bergauf zu gehen, und ging doch langsam, aber stetig bergab. So war es auch. In der öffentlichen Meinung ging ich bergauf, und genau um ebenso viel ging das Leben unter mir davon . . . Und da bin ich am Ende, stirb nun!

Was ist denn das also? Wozu? Es kann nicht sein. Es ist unmöglich, daß das Leben so sinnlos, so häßlich sein sollte. Ist es aber wirklich so häßlich und sinnlos, warum soll ich dann sterben und unter solchen Schmerzen? Irgend Etwas ist hier nicht in Ordnung.

„Vielleicht habe ich nicht so gelebt, wie ich sollte?“ kam ihm plötzlich in den Sinn. „Aber wie wäre denn das möglich gewesen, da ich ja Alles that, wie es sich gehört,“ sagte er zu sich, und er jagte diese einzige Lösung des ganzen Lebens- und Todesräthsels sogleich weit von sich fort, als etwas rein Unmögliches.

„Was willst Du denn jetzt? Leben? Auf welche Weise? Willst Du so leben, wie Du auf dem Gerichte lebst, wenn der Huissier ausruft: das Gericht erscheint! . . . Das Gericht erscheint, ja, ja, es erscheint," wiederholte er für sich. „Da ist das Gericht! Ja, aber ich bin ja nicht schuldig!" rief er erbittert aus. „Wofür!" — Und er hörte auf zu weinen und begann, nachdem er sein Gesicht der Wand zugedreht hatte, über ein und dasselbe nachzudenken: warum, weswegen ist diese ganze Angst auf der Welt?

Allein wie viel er auch nachdachte, er fand keine Antwort. Und wenn ihm der Gedanke kam, wie das häufig geschah, dies Alles sei die Folge davon, daß er nicht so gelebt, wie es sich gehört habe, dann erinnerte er sich sofort, wie correct sein Leben gewesen und verbannte diesen sonderbaren Gedanken.

X.

Es vergingen zwei weitere Wochen. Iwan Iljitsch stand vom Sopha nicht mehr auf. Er wollte nicht im Bette liegen und blieb daher auf dem Sopha. Und so daliegend, fast immer das Gesicht der Wand zugewendet, wurde er unaufhörlich von denselben räthselhaften Leiden auf die gleiche Weise gemartert, dachte er wie bisher über dieselben unlösbaren Probleme nach. „Was ist das? Sollte es wirklich der Tod sein?" Und die innere Stimme antwortete: „ja, es ist so." — „Warum sind diese Qualen?" Und die Stimme ließ sich vernehmen: „So, für nichts und wieder nichts." Außer diesem war weiter nichts herauszubekommen.

Seit den allerersten Anfängen seiner Krankheit, seit jener Zeit, als Iwan Iljitsch zum ersten Male den Doctor besucht, war sein Leben von zwei entgegengesetzten Stimmungen, die sich gegenseitig abgelöst hatten, beherrscht worden: bald waren Verzweiflung und Erwartung des unbegreiflichen und schrecklichen Todes über ihn gekommen; bald hatten Hoffnung und die interessante Beobachtung der Thätigkeit seines Körpers die Oberhand gewonnen.

Diese beiden Stimmungen hatten sich, seit die Krankheit begonnen, gegenseitig abgelöst; allein je weiter die Krankheit vorschritt, desto zweifelhafter und phantastischer gestaltete sich das Nachdenken, und desto realer wurde das Bewußtsein des herannahenden Todes.

Er hatte nur nöthig, sich daran zu erinnern, was er vor drei Monaten gewesen, und dies mit seinem jetzigen Zustande zu vergleichen; er brauchte nur daran zu denken, wie gleichmäßig er bergab gegangen war, um jedwede Möglichkeit einer Hoffnung zerstört zu sehen.

Die letzte Zeit jener Einsamkeit, in welcher er sich befunden, seit er mit dem Gesicht zur Rückenlehne des Sophas gewendet lag, jener Einsamkeit inmitten seiner zahlreichen Bekannten und Hausgenossen, wie sie vollkommener nirgend sein konnte — weder auf der Erde, noch auf dem Meeresgrunde — diese letzte Zeit solcher fürchterlichen Einsamkeit verlebte Iwan Iljitsch in Rückerinnerungen an die Vergangenheit. Ein Bild nach dem andern aus derselben stieg in ihm auf. Es begann immer bei dem der Zeit nach zunächst Gelegenen und ging allmälig zu dem Allerentferntesten, zur Kindheit über, und auf dieser blieben seine Gedanken haften. Erinnerte sich zum Beispiel Iwan Iljitsch an die ge-

kochten Backpflaumen, die man ihm heut angeboten hatte, so erinnerte er sich auch an jene ungekochten, runzligen französischen Backpflaumen in der Kindheit, an deren besonderen Geschmack, und wie ihm das Wasser im Munde zusammengelaufen, wenn man bis auf den Kern gekommen war; und neben dieser Rückerinnerung an den Geschmack der Pflaumen tauchte eine ganze Reihe von Erinnerungen aus jener Zeit vor ihm auf: die Wärterin, der Bruder, Spielsachen. „Man muß nicht daran . . ., es thut zu weh," sagte dann Iwan Iljitsch zu sich, und wieder kehrte er mit seinen Gedanken in die Gegenwart zurück. Da — ein Knopf auf der Rückenlehne des Sophas und eine Falte im Saffianbezuge. Der Saffian ist theuer und nicht dauerhaft, man hatte sich seinetwegen gestritten. Allein da war einst ein anderer Saffian und ein anderer Streit gewesen, „als wir des Vaters Portefeuille zerrissen hatten und hierfür bestraft worden waren; Mama hatte uns nachher Fleischkuchen gebracht." Und wieder blieb er bei der Kindheit stehen, und wieder wurde es Iwan Iljitsch weh ums Herz, und er bemühte sich, diese Gedanken zu bannen und an etwas Anderes zu denken.

Und wiederum tauchten gerade hier, zusammen mit diesen Rückerinnerungen, andere Erinnerungen in seiner Seele auf, wie nämlich seine Krankheit sich verschlimmert hatte und gewachsen war. Dasselbe — je weiter zurück, desto mehr Leben war dagewesen. Es war auch mehr Gutes im Leben gewesen und mehr Leben an und für sich. Und Dieses und Jenes verschwamm nun in Eins. „Wie die Qualen immer stärker und stärker wurden, in dem Maße hatte sich auch das Leben immer schlechter und schlechter gestaltet," dachte er. Ein einziger lichter Punkt dort in der Ferne, im Anfange des Lebens, und nachher immer dunkler und dunkler, und immer schneller und schneller zu völliger Finsterniß übergehend. „Umgekehrt proportional dem Quadrat des Abstandes vom Tode," dachte Iwan Iljitsch. Und dieses Gleichniß des mit zunehmender Geschwindigkeit fallenden Steines fiel ihm aufs Herz. „Das Leben — eine Reihe zunehmender Leiden — fliegt immer schneller und schneller seinem Ende, der allerschrecklichsten Qual entgegen. Ich fliege . . ." Er fuhr auf, rührte sich, wollte Widerstand leisten; allein er wußte schon, daß man sich nicht widersetzen kann, und schaute wieder mit seinen vom Sehen bereits müden Augen, die jedoch nicht im Stande waren, das vor ihm Befindliche nicht anzusehen, auf die Rückenlehne des Sophas und erwartete immerfort diesen fürchterlichen Fall, das Aufschlagen und die Zerstörung. „Widerstand leisten kann man nicht," sagte er zu sich. „Könnte ich doch wenigstens begreifen, warum Das ist? Auch das kann man nicht. Zu erklären wäre es noch, wenn man sagen könnte, daß ich nicht so gelebt habe, wie man leben soll. Allein das zu behaupten, ist ja ganz unmöglich," sagte er zu sich selbst, indem er sich der Gesetzmäßigkeit, der Correctheit und des Anstandes, die sein Leben regiert hatten, erinnerte. „Dies eben zuzulassen, ist rein unmöglich," sagte er zu sich selbst, wobei er seine Lippen zu einem Lächeln kräuselte, als ob Jemand dieses Lächeln hätte sehen und durch dasselbe getäuscht werden können. „Da ist keine Erklärung! Qual, Tod . . . Warum?"

XI.

So vergingen wieder zwei Wochen. In diesem Zeitraume trat das für Iwan Iljitsch und dessen Frau erwünschte Ereigniß ein. Petrowitsch hielt in aller Form um die Hand der Tochter an. Es geschah dies Abends. Am darauf folgenden Tage ging Praßkowja Feodorowna zu ihrem Manne; sie überlegte, wie sie ihm Feodor Petrowitschen's Heirathsantrag wohl mittheilen könne; allein gerade in der vorangegangenen Nacht war bei Iwan Iljitsch eine Veränderung zum Schlimmeren eingetreten. Praßkowja Feodorowna fand ihn auf demselben Sopha, doch in einer neuen Lage. Er lag auf dem Rücken, stöhnte und sah starren Blickes vor sich hin.

Sie begann über die Medicin zu sprechen. Er wandte ihr seinen Blick zu. Sie blieb in der Rede stecken: solch' eine Erbitterung, gerade ihr gegenüber, lag in diesem Blicke.

„Um Jesu Christi willen, laß mich ruhig sterben," sagte er.

Sie wollte sich entfernen, allein in diesem Augenblicke trat die Tochter ein und näherte sich ihm, um guten Morgen zu sagen. Er sah die Tochter ebenso an, wie er seine Frau angeblickt hatte, und erwiderte auf ihre Fragen nach seiner Gesundheit trocken, daß er sie alle von seiner Gegenwart bald befreien werde. Beide schwiegen still, saßen noch einen Augenblick da, und gingen dann hinaus.

„Woran sind wir denn Schuld?" fragte Elisa ihre Mutter. — „Gerade als ob wir das gemacht hätten. Papa thut mir leid, aber warum sollen denn wir gequält werden?"

Zur gewöhnlichen Stunde kam der Doctor. Iwan Iljitsch antwortete ihm: „ja, nein", ohne von ihm den Blick, der von höchster Erbitterung zeugte, zu verwenden. Endlich sagte er:

„Sie wissen ja doch, daß Sie nicht helfen können, lassen Sie's also gehen."

„Wir können die Schmerzen lindern," sagte der Doctor.

„Auch das können Sie nicht, lassen Sie ab."

Der Doctor begab sich in den Salon und theilte Praßkowja Feodorowna mit, daß es sehr schlecht stehe, und daß nur ein Mittel — Opium — übrig bleibe, um die Schmerzen, die entsetzlich sein müßten, zu lindern.

Der Doctor hatte gesagt, daß die physischen Leiden entsetzlich seien, und das war in der That so; allein weit entsetzlicher waren seine moralischen Leiden, ja diese bildeten seine Hauptqual.

Er litt jetzt moralisch so furchtbar, weil ihm in der verflossenen Nacht beim Anblick des schläfrigen, gutmüthigen, starkknochigen Gesichtes seines Wärters Gerassim plötzlich der Gedanke gekommen war: wie aber, wenn mein ganzes, mit Bewußtsein geführtes Leben wirklich „nicht so" gewesen ist?

Es kam ihm in den Sinn, das, was ihm früher als vollkommene Unmöglichkeit erschienen war, daß er nämlich sein Leben nicht so, wie es sich gehört, zugebracht hätte, könnte doch wohl wahr sein. Es kam ihm in den Sinn, daß jene seine kaum bemerkbaren, augenblicklichen Geneigtheiten, gegen das, was die höchstgestellten Leute für gut hielten, anzukämpfen, — daß diese Geneigtheiten, welche er damals sofort von sich gewiesen hatte, doch wohl das Wahre gewesen sein könnten, während alles Uebrige unecht sei. Sowohl sein Amt, wie auch die Einrichtung

seines Lebens, seine Familie, und das Interesse, das ihn an die Gesellschaft, an seinen Dienst gefesselt hatte, alles Das konnte das Unrichtige gewesen sein. — Er versuchte, alles Dies vor sich selbst zu vertheidigen. Allein plötzlich fühlt er, auf wie schwachen Füßen das steht, was er vertheidigt. Ja, es war nichts da, was er hätte vertheidigen können.

„Ist es aber so," sagte er zu sich, „und ich verlasse das Leben mit dem Bewußtsein, daß ich Alles, was mir gegeben war, verdorben habe, und daß nichts wieder gut zu machen ist, was dann?" Er legte sich auf den Rücken und begann auf vollkommen neue Weise sein ganzes Leben zu überdenken. Als er sich jetzt erinnerte, wie er am Morgen den Diener, dann seine Frau, nachher seine Tochter und hierauf den Doctor gesehen hatte, da bestätigte ihm jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte jene schreckliche Wahrheit, die sich ihm in der verflossenen Nacht geoffenbart hatte. Sich selbst und alles Das, worin er gelebt hatte, sah er in ihnen; sah ganz deutlich, daß alles Das nicht so war, wie es hätte sein sollen, sah, daß es ein entsetzlicher ungeheurer Betrug war, der Leben und Tod verdeckt. Dieses Bewußtsein verdoppelte, verzehnfachte seine physischen Leiden. Er stöhnte, warf sich hin und her und zerriß seine Kleider. Es kam ihm vor, als ob sie ihn erdrücken, erwürgen sollten. Auch hierfür haßte er sie.

Man reichte ihm eine große Dosis Opium, er sank in Vergessenheit; zum Mittagsessen jedoch fing wieder dasselbe an. Er jagte Alle von sich fort und wand sich auf dem Sopha hin und her.

Seine Frau kam und sagte: „Jean, mein Herzchen, thu' es mir zuliebe (mir zuliebe?). Das kann nichts schaden, hilft aber oft. Es hat ja nichts zu bedeuten. Auch die Gesunden thun es oft."

Er machte große Augen.

„Was denn? Das Abendmahl nehmen? Wozu? Es ist nicht nöthig. Uebrigens . . ."

Sie fing an zu weinen. „Willst Du, lieber Mann? Ich werde unsern Priester bitten lassen, der ist so einfach."

„Schön, sehr schön," ließ er sich vernehmen.

Als der Priester kam und ihm die Beichte abnahm, wurde er milder gestimmt; er fühlte sich gleichsam wie erleichtert von seinen Zweifeln und in Folge dessen auch von seinen Leiden, und es überkam ihn etwas Hoffnung. Er begann wieder, über mögliche Heilung nachzudenken. Er nahm das heilige Abendmahl mit Thränen in den Augen.

Als man ihn nach dem Abendmahle wieder hingelegt hatte, war ihm eine kurze Zeit lang leicht zu Muthe, und aufs Neue kam ihm Lebenshoffnung. Er dachte an die Operation, die man ihm vorgeschlagen hatte. — „Leben, leben will ich," sagte er zu sich. Seine Frau kam, um ihm zu gratuliren[1]); sie sagte die üblichen Worte und fügte hinzu:

„Nicht wahr, Du fühlst Dich besser?"

Er antwortete, ohne sie anzusehen: „ja."

---

[1]) In Rußland wird, wie bei sehr vielen anderen Gelegenheiten, auch nach dem Genusse des heiligen Abendmahles den Betreffenden von Verwandten und Freunden gratulirt. A. d. Uebers.

Ihre Kleidung, ihr Körperbau, der Ausdruck ihres Gesichtes, der Ton ihrer Stimme — Alles sagte ihm nur Eins: „Es ist nicht Das. Alles, worin Du gelebt, und lebst — ist Lüge, ist Betrug, der Dir Leben und Tod verdeckt." Und so wie ihm dieser Gedanke gekommen war, erhob sich in ihm der Haß und zusammen mit dem Haß erhoben sich die physischen qualvollen Leiden; mit den Leiden aber stieg das Bewußtsein des unvermeidlichen, nahen Unterganges in ihm auf. Etwas Neues ging in ihm vor: es fing an zu schrauben und zu schießen und ihm den Athem zusammenzupressen.

Der Ausdruck seines Gesichtes war entsetzlich, als er jenes „ja" aussprach. Nachdem er es gesagt hatte, sah er seiner Frau gerade ins Gesicht, drehte sich, für seinen schwachen Zustand ungewöhnlich schnell, auf den Rücken herum und schrie: „Geht fort, fort, laßt mich in Ruhe!"

XII.

Seit diesem Momente begann jenes drei Tage lang ununterbrochen andauernde Schreien, das so schrecklich war, daß man es im dritten Zimmer ohne Entsetzen nicht anhören konnte. In jenem Augenblick, als er seiner Frau geantwortet, hatte er begriffen, daß er verloren, daß keine Rückkehr mehr denkbar, daß das Ende, das allerletzte Ende da sei; die Zweifel aber waren also doch nicht gehoben und blieben Zweifel.

„U! Uu! U!" schrie er in verschiedenen Intonationen. Er hatte angefangen zu schreien: „uje chotschu!"[1]) und fuhr so fort, den Buchstaben „u" auszuhalten.

Die ganzen drei Tage, während welcher für ihn keine Zeit existirte, wälzte er sich in jenem schwarzen Sack umher, in den ihn eine unsichtbare, unüberwindliche Kraft hineingesteckt hatte. Er wand sich hin und her, so wie ein zum Tode Verurtheilter sich in den Händen des Nachrichters windet, obgleich er weiß, daß jedwede Rettung unmöglich ist; und er fühlte dabei, daß er mit jeder Minute, trotz aller Anstrengung, die ihm der Kampf kostete, jenem Etwas, vor dem er sich so entsetzte, immer näher und näher kam. Er fühlte, daß seine Pein darin bestehe, daß er sich in dieses schwarze Loch hineindrängt, und noch mehr darin, daß er nicht hindurch schlüpfen kann. Am Durchkommen hindert ihn die Erkenntniß, daß sein Leben ein gutes gewesen. Gerade mit dieser Rechtfertigung hakt er überall an, sie läßt ihn nicht vorwärts kommen und peinigt ihn am meisten.

Plötzlich fühlt er sich von einer Kraft in die Brust, in die Seite gestoßen, der Athem wird ihm noch stärker zusammengepreßt, er fällt ins Loch hinein, während da am Ende des Loches Etwas aufleuchtet. Es geschah hier mit ihm dasselbe, was ihm im Eisenbahnwagen oft begegnet war: wenn man meint, vorwärts zu fahren, jedoch rückwärts fährt, und nun plötzlich die wahre Richtung gewahr wird.

„Ja, es war Alles nicht Das," sagte er zu sich; „allein es schadet nichts. Man kann „Das" noch machen, gewiß, man kann es. Was denn, „Das"? fragte er sich selbst und wurde still.

Dies geschah am Ende des dritten Tages, eine Stunde vor seinem Tode.

---

[1]) ich will nicht.

Gerade zu diesem Zeitpunkte schlich sich der Gymnasiast leise zu seinem Vater und näherte sich dem Sopha. Der Sterbende schrie verzweifelt und schlug mit den Händen um sich. Die eine Hand gerieth dabei auf den Kopf des Gymnasiasten. Letzterer ergriff dieselbe, drückte sie an seine Lippen und fing an zu weinen. Das war gerade in dem Momente, als Iwan Iljitsch durch das Loch hindurchgefallen war, das Licht erblickt und erkannt hatte, daß sein Leben nicht Das gewesen, was es hätte sein sollen, und daß es trotzdem noch corrigirt werden könne. Hier fühlte er, daß ihm Jemand die Hand küsse. Er öffnete die Augen und erblickte seinen Sohn. Es wurde ihm leid um ihn. Seine Frau trat zu ihm. Er blickte sie an. Sie schaute mit offenem Munde und mit verzweiflungsvollem Gesichtsausdrucke auf ihn; Thränen hingen ihr an Nase und Wange. Sie that ihm leid. „Ja, ich quäle sie," dachte er. „Es jammert sie, aber es wird für sie besser werden, wenn ich todt bin." — Er wollte dies sagen, hatte jedoch nicht mehr die Kraft hierzu. „Uebrigens — wozu das Reden, man muß es thun," dachte er. Er winkte seiner Frau, mit den Augen auf den Sohn weisend, und sagte:

„Bring' ihn fort . . . thut mir leid . . . Du auch . . ." Er wollte noch sagen „prosti"[1]), rief jedoch „propusti"[2]), und machte, da er nicht mehr die Kraft hatte, sich zu verbessern, eine Bewegung mit der Hand, die ausdrücken sollte: Derjenige, welcher es zu verstehen braucht, wird auch so verstehen.

Und plötzlich wurde es ihm klar, daß das, was ihn geplagt hatte und nicht herausgekommen war, das kommt nun Alles unvermuthet, mit einem Male heraus, und zwar: von zwei Seiten, von zehn Seiten, von allen Seiten. Sie thun ihm leid; man muß es so einrichten, daß es ihnen nicht mehr weh thue. Man muß sie sowohl, wie auch sich selbst von diesen Leiden befreien. „Wie gut und wie einfach," dachte er. „Und der Schmerz?" fragte er sich. „Wohin mit ihm? Nun, sag' mal an, Schmerz, wo bist Du?"

Er verfolgte aufmerksam, was in seinem Körper vorging.

„Ja, da ist er ja. Nun, was thut's? Laß es schmerzen. Und der Tod? Wo ist er?" Er suchte mit seiner früheren gewohnten Furcht den Tod und fand ihn nicht. — Wo ist er? Was für ein Tod? Es war keine Furcht da, weil der Tod nicht mehr da war. Anstatt des Todes war das Licht erschienen.

„Also so ist es!" sagte er plötzlich laut. — „Welche Freude!"

Für ihn hatte sich all' das in einem Augenblick vollzogen, und die Bedeutung dieses Augenblickes unterlag keinem Wechsel mehr. Für die Umstehenden dauerte der Todeskampf noch eine Stunde. In seiner Brust gurgelte es, der entkräftete Körper zuckte in gewissen Zwischenräumen auf. Nachher wurde dieses Gurgeln und Röcheln immer seltener.

„Es ist vorbei!" sagte Jemand über ihm.

Er hatte diese Worte gehört und wiederholte sie in seinem Innern. „Der Tod ist vorbei," sagte er zu sich. „Es gibt keinen Tod mehr."

Er that einen Athemzug, blieb in der Mitte des Seufzers stecken, streckte sich und starb.

---

[1]) prosti = vergieb. [2]) propusti = laß (mich) durch. — (Beide Wörter haben den Ton auf der letzten Silbe.) A. d. Uebers.

Der Kanzler à la minute.

Von
Sigmund Schlesinger.

Es ist mit den Vorgängen in der Geschichte der Staaten, wie mit denen in der Geschichte der Individuen. Die Improvisation des Augenblicks erweist sich oft in ihrem Bestand dauerhafter und in ihren Wirkungen nachhaltiger, als die lang überdachte, reiflich vorbereitete Combination, und Verhältnisse, die der Moment geschaffen, bewähren nicht selten eine größere Festigkeit und zähere Widerstandskraft, als Verbindungen und Gestaltungen, an deren Werden und Entwicklung Jahre gearbeitet haben. Nur die natürliche Grundbedingung muß in solchen Fällen vorhanden sein: Eine Noth, ein Bedürfniß, eine Stimmung und Neigung eben des Moments, denen die Improvisation und — auch der Improvisator entspricht. So erklärt sich in der österreichischen Geschichte die Erscheinung jenes merkwürdigen Impromptus, welches aus einem, durch seine Niederlage auf heimathlichem Boden über die Grenze hereingetriebenen, fremden Staatsmann, aus dem sächsischen Herrn v. Beust in der entsprechenden historischen Minute den österreichischen Kanzler à la minute schuf, der, à la minute die Situation erfassend, mit kecker und alle Bedenken dahinwirbelnder Improvisation dem Reiche seine heutige Gestaltung gab. Dieses Impromptu begeht trotz aller hinterdrein dagegen rege gewordenen Scrupel und kritischen Erwägungen, trotz aller aus demselben sich ergebenden Schwierigkeiten und Mißstände, trotz aller Auflehnungen und Kämpfe gegen dasselbe, im nächsten Jahre sein zweites Decennium, und zwar eher noch in gefestigtem, viel weitere Dauer versprechendem, als in alterirtem oder gefährdetem Zustande. Der Improvisation war ein besseres Geschick beschieden, als dem Improvisator, der den eigenthümlichen, stark melancholisch angehauchten Stolz empfinden konnte, sich von seinem Werke überlebt zu sehen und zu fühlen — denn er gehörte, lange bevor sie ihn in die Gruft legten, zu den lebendig Todten.

* * *

Ich habe genau um dieselbe Zeit des vergangenen Jahres von einem einsamen und verlassenen Sterben erzählt, einem jähen Sturz mitten aus einem

Leben voll Freuden der Arbeit und des Genusses, als ich die feine, aber nicht leicht bestimmbare, weil nie in festen Linien gebliebene Gestalt des Wiener „Gesellschaftsministers“ zu skizziren versuchte, des Barons Hoffmann, des einstigen Ablatus des Grafen Beust, des späteren Hoftheater-Intendanten, der in kahler, trübseliger Junggesellenwohnung das Auge schloß, nachdem er noch eine Woche zuvor im schimmernden Gesellschaftskreise, im lichtstrahlenden Salon, von den Männern gesucht, von den Frauen umtändelt worden. Nicht nur der äußerliche, sondern auch eine Art inneren Ablatus'. Denn es bestand ein verwandter Zug zwischen den beiden Männern, die sich in Wien zusammengefunden hatten. Eben jener Zug der leichten und raschen Lebenserfassung, welcher der ersten Regung des Gedankens so bereit folgt, wie der Wallung des Herzens der Zug der Improvisation, der in der Politik oft mit Recht, oft mit Unrecht, als „Opportunismus“ bezeichnet wird und auf Rechnung der Geschmeidigkeit, Vielwendigkeit, der systematischen und planvollen Wandelbarkeit setzt, was bei solchen Naturen die Eingebung des Moments, das Impromptu, das Ersinnen, Beschließen und Handeln à la minute ist. Menschen, denen in der Besorgung und Führung selbst der großen öffentlichen Angelegenheiten „nichts Menschliches fremd ist“, nicht die menschliche Schwäche, nicht die menschliche Stärke des plötzlichen Impulses — Menschen, deren Auge hell und weit ist, und deren Kopf und Hand dennoch dem Augenblickseinfalle gehorcht, zum Heile, zum Unheile, wie es sich dann gerade trifft. Der „Mensch-Minister“, könnte man sagen, im guten, im schlimmen Sinne. Der Ueberragendere und Bedeutendere, nicht nur in der äußeren Stellung und Thätigkeit und den Resultaten derselben, sondern in der Structur des Geistes und des ganzen Wesens war, es braucht nicht erst gesagt zu werden, Graf Beust — aber der menschlich verwandte Zug war in Beiden.

Und so, auch einigermaßen verwandt, gestaltete sich ihr Ende, das, durch eine der häufigen Pikanterien des Zufalls, im Datum sogar beinahe zusammentraf. An einem 23. October starb Baron Hoffmann in einem abgelegenen Seitengäßchen der Stadt, am 24. October des Jahres darauf sein einstiger Chef auf einem abgelegenen Schlosse in Niederösterreich. Nur daß der Eine den Trost hatte, zu scheiden, ohne vorher zu wissen, wie bald man vergessen wird, denn er war ja bis zum letzten Momente der Scheingesundheit im Scheingenusse seines Ansehens und seiner Stellen verblieben, während der gewesene Kanzler Jahre lang Zeit hatte, sich seinen Betrachtungen über die Treue und Anhänglichkeit der Menschen hinzugeben. Er starb ohne Illusion. In einem Briefe, der schon von ziemlich geraumer Zeit her, schon aus den allerersten Anfängen seiner langwierigen, in weiten Absätzen an ihm wühlenden Krankheit datirt, kommt der Satz vor: „Wenn nur mit den Herzen zugleich die Schmerzen sich entfernten — aber bei mir haben die Letzteren erst angefangen, als die Ersteren mich verlassen hatten.“ Und in einem anderen Briefe heißt es: „Ich habe die Beruhigung, daß sich eigentlich während dieser Krankheit kein Mensch um mich gekümmert hat. Es hat doch etwas Trauriges, sich so zu überleben; aber ein Gutes hat es, am Leben hört man auf zu hängen.“

* * *

Er starb ohne Illusionen, er, der Mann mit dem illusionsleichtesten Sinne und dem illusionstreuesten Gemüthe, vertrauensselig bis zur Unbedachtsamkeit und Jedem, der ein Echo in seinem Kopfe oder seinem Herzen zu wecken verstand, ohne Zögern und Rückhalt sich hingebend. Welche Schmerzen der Enttäuschung mag er durchgemacht, welche Wundfieber mögen seine grausam getroffene Seele geschüttelt haben, welche Gefühlskrisen für ihn zu überwinden gewesen sein, bis er zu jener resignirenden Ruhe der Illusionslosigkeit sich durchkämpfte! Der entscheidendste und gewaltigste Schlag, der ihn traf, war die Art seines Sturzes, wie dieselbe sich wenigstens ihm darstellte; eine Anschauung, die er bis an sein Lebensende festhielt, und gegen welche er keine Einrede und keine Möglichkeit eines Irrthums oder eines Mißverständnisses acceptirte. Nicht der Sturz selbst hat ihn überrascht, denn er sah denselben seit Monaten kommen, aber daß Graf Andrassy sein Nachfolger wurde, traf ihn, und zwar, weil er von dem Glauben nicht abzubringen war, daß der ungarische Staatsmann hinter seinem Rücken daran gearbeitet hatte, sich zum Nachfolger zu machen. Er aber hatte den Grafen als seinen Freund betrachtet, als seinen Alliirten, und alle Anspielungen und alle Winke, daß dieser ihm ein Gesinnungsgegner sein könne, mit ungläubiger Entschiedenheit von sich gewiesen. Am Abend eines schönen Herbsttages noch hatte er einer Freundin geschrieben, die ihm einen Veilchenstrauß aus ihrem Treibhause geschickt: „Ihre Veilchen haben ich und Andrassy heute unter uns getheilt und beim Reiten im Prater im Knopfloch getragen, daß die Leute doch sehen konnten, wie sehr wir eines Sinnes sind.“ Und einige Wochen darauf wieder, während der damalige Kampf gegen das Ministerium Hohenwart seine stürmischsten Wogen trieb, und Graf Andrassy vom Reichskanzler allerorten als sein treuester Bundesgenosse proclamirt wurde, saßen eines Morgens die beiden Alliirten am Frühstückstisch im Restaurant beisammen. Graf Andrassy zog sein Portefeuille heraus und ließ einige große Banknoten wechseln. Da scherzte Graf Beust: „Wenn uns ein Journalist jetzt sähe, was könnte der für einen schlechten Witz über uns machen! Graf Beust und Graf Andrassy sitzen freundschaftlich beisammen, und Graf Andrassy sucht bei dieser Gelegenheit, sich sein Portefeuille wechseln zu lassen!“ Der ungarische Minister lächelte — und Beust behauptete dann immer, derselbe habe schon damals gewußt, daß das Portefeuille bereits so gut wie gewechselt sei, daß er das des Reichskanzlers schon in Händen habe. Diesen „Freundschaftsbruch“, wie er es nun einmal bezeichnete, und von welcher Bezeichnung er nimmermehr abwich, verwand er auch niemals ganz; die Kränkung brannte fort in ihm noch lange Jahre; er nahm sie mit auf den Botschafterposten nach London und Paris, und er brachte sie wieder mit zurück nach Wien. In einem Billet, welches er in seiner Pariser Epoche während eines Urlaubsaufenthaltes in Wien an einen Freund schrieb, äußert sich diese Kränkung so frisch und laut, als wäre sie erst gestern erfahren worden. „Was erklärte Gegner und Feinde gegen mich unternehmen“ — heißt es darin — „was sie mir anthun, offen oder insgeheim, dagegen sage ich nichts, denn ich muß darauf gefaßt sein und kann mich dagegen wehren. Aber von einem Freunde thut's weh. Ich habe das gestern auf dem Hofballe Jemandem gesagt, von dem ich weiß, daß er's Andrassy gleich heute wiedersagt.“ Freundschaftsbruch! Es war nun einmal

seine subjective Ueberzeugung, und er hat sie nie wieder aufgegeben. Er und Andrassy blieben innerlich geschieden, so eng sie der officielle Verkehr mitunter auch noch aneinander bringen mochte.

Er hielt aber nicht nur auf Freundschaft, er übte sie auch. Die Verläßlichkeit des Staatsmannes wird ihm von Manchen bestritten, aber selbst von denen, die das thun, wird ihm die menschliche Tugend der Freundesverläßlichkeit nachgerühmt werden müssen. Er hat sie in heikelsten Situationen tapfer zu bewähren gewußt. So, um nur ein Beispiel zu geben, in dem allezeit bereiten und nie zurückweichenden Einstehen für den gestürzten Giskra, da, wo diesem Unrecht geschah, auf dem gefährlichsten Boden sogar, bei Hofe. Der prononcirteste aller „Bürgerminister" war der Hofaristokratie niemals eine genehme Persönlichkeit gewesen; sie hatte ihn unwillig sich octroyiren lassen und ihn murrend geduldet. Sein Fall machte die lang unterdrückten Empfindungen des Grolls frei und entfesselte die Zungen. Kein Tadel, keine Anklage, keine Schmähung wurde ihm erspart; war man es müde, zu schreien, so zischelte man gegen ihn und über ihn, und Zischeln gibt bekanntlich einen stärkeren Wiederhall als Schreien. Eine der schlimmsten Verleumdungen, die gegen ihn geschleudert wurden, betraf die Affaire der Jassy-Czernowitzer Concession, welche er erworben hatte, bevor er ins Ministerium trat, und mit der er, wie ihm nun vorgeworfen wurde, als Minister noch Handel getrieben habe. Das wurde mit nachdrucksvoller Absichtlichkeit hervorgesucht, weil man sehr gut wußte, welche Empfindlichkeit höchsten Ortes in Bezug auf solche Geschäfts- und Geldsachen herrschte, und weil man daran arbeitete, den politischen Sturz durch eine persönliche Ungnade zu verschärfen. Es wurde dabei ganz vergessen, oder man gab sich die Miene, zu vergessen, daß Giskra, als er das Portefeuille übernahm, von der entscheidendsten Autorität die Ermächtigung erhalten hatte, jene Concession, da sie eine ausländische war und eine nicht österreichische Bahnlinie betraf, in seinem Eigenthume zu behalten und darüber nach seinem Ermessen zu verfügen. Und hier war es Beust, der auf die Gefahr hin, selbst von dieser Ungnade gestreift zu werden, es unternahm, solcher Vergeßlichkeit entgegenzutreten und den Herren vom Hofe den richtigen Sachverhalt vors Gedächtniß zu rücken, unbekümmert darum, daß giftige Blicke ihm nachschauten, und giftige Zungen auch ihm nachzischelten.

* * *

Kein Geringerer als der Kaiser in Person war es, welcher diesem Treiben ein Ende machte und dem Menschen Beust in dem Augenblicke eine Satisfaction dagegen gab, in welchem der Minister Beust aufhörte zu sein. Das geschah nämlich durch ein einziges Wort in dem kaiserlichen Handschreiben, welches dem Kanzler seine Entlassung gab. Es circulirte damals eine Geschichte von drei Entwürfen dieses Handschreibens, die dem Kaiser vorgelegt worden seien, und deren eines die ungnädigste, kränkendste Form getragen habe. Der Kaiser habe die gnädigste Form gewählt, wie es ihm wohl schon die eigene fürstliche Würde dem Staatsmann gegenüber angemessen erscheinen ließ, von dem er dereinst, in den Salzburger Napoleonstagen, gesagt hatte, er segne den Tag, an welchem derselbe in seine Dienste getreten. So wenigstens wurde das Wort damals colportirt, und es erfuhr nie, weder ein officielles, noch ein officiöses Dementi.

Jetzt dankte er also dem scheidenden Minister für die „selbstlose Hingebung", und dieses kaiserliche Wort war der Riß in eine Intrigue, deren Fäden in die Hände eines deutschen Mitgliedes des Ministeriums Hohenwart zurückliefen, und welche die Denunciationen der clericalen Blätter zu einem Netz zu verarbeiten strebte, das dem Scheidenden von rücklings über den Kopf geworfen werden sollte. Es galt, seine Privatehre zu besudeln, und die kaiserliche Antwort auf dieses Manöver war eben das Zeugniß von der „selbstlosen Hingebung". Aber Beust bewahrte auch dem Kaiser bis zum letzten Hauche eine Anhänglichkeit, welche nicht mit dem Maße des gewöhnlichen Loyalitätsbegriffes zu messen war und auch nicht das mittelalterliche Gepräge des „treuen Dieners seines Herrn", sondern den Charakter männlicher Herzenstreue hatte.

In gewissem Zusammenhange mit jener dunklen Agitation stand eine Episode, welche ihr den Gegenhalt zu bieten bestimmt oder wenigstens geeignet schien. Hervorragende Wiener Finanzgrößen begaben sich, wie als ganz verbürgt damals erzählt wurde, zu dem Grafen und baten ihn um die Erlaubniß, eine „National-Subscription" eröffnen zu dürfen, die dem Scheidenden die Mittel bieten sollte, allem weiteren Staatsdienste ferne in behaglicher Muße leben zu können. Denn was für erbauliche Geschichten auch über die intimen Beziehungen Beust's zur Börse circulirten, welche Corruptionsschätze ihm auch in seine Schublade hineingefabelt wurden, es war doch ein offenes Geheimniß, daß er kein Vermögen besaß, daß es für ihn eine materielle Nothwendigkeit war, im Staatsdienste zu bleiben, und der „Untergebene" seines Nachfolgers zu werden. Diese ihm unter den obwaltenden persönlichen Verhältnissen gewiß peinvolle Nothwendigkeit sollte ihm durch das wohlgemeinte Anerbieten erspart werden. Graf Beust indessen lehnte dankend, aber sehr entschieden ab, da eine solche Demonstration, noch dazu unter den Auspicien der Börsenfürsten, den Gegnern unbedingt eine neue willkommene Handhabe der Verleumdung werden mußte. Er hatte ohnedies schon, und das allerdings nicht ganz ohne die eigene Schuld, genug zu leiden gehabt durch die allzu leichte Willfährigkeit, mit welcher er sich zum Werkzeuge financieller Speculationen hatte machen lassen, während er diese zu Werkzeugen seiner Politik machen zu können wähnte. Er, der als so „gerieben" galt, hatte zuweilen eine Naivetät in solchen Dingen, die ihn alle Vorsicht außer Acht setzen ließ, und ihm selbst bei manchem von denjenigen, welche ihm keine egoistischen Motive zutrauten, doch den Vorwurf der „Frivolität" eintrugen.

* * *

Ja, er war ein wenig „frivol" angelegt und geartet in der Behandlung ernster Dinge. Er glaubte, dem Ernste nichts zu vergeben, wenn er die Stirne nicht immer in tiefsinnige Staatsfalten zog und sich mitten in hochwichtiger Action ein Späßchen zur Selbsterheiterung und Erheiterung der Anderen vergönnte. So fährt er eines Tages aus einem entscheidenden großen Ministerrathe, dessen Resultate in der Stadt mit lebhafter Spannung erwartet wurden, an der Börse vorbei im offenen Wagen, sieht auf einige Schritte Entfernung schon die Börsianer sich seiner Herankunft entgegendrängen, offenbar um aus seinem Gesichte etwas von dem sehnsüchtig erharrten Resultate zu erspähen, und lehnt sich mit orakelhaft düsterer, sorgenschwerer Miene in den Wagen zurück, um bei dem

Besuche, zu welchem er gerade fährt, lachend zu erzählen, welche Panik er mit dieser unheilverrathenden Miene vermuthlich in das erschreckte Börsenvölkchen gebracht habe. Zur Zeit der griechischen Conferenz schreibt er einmal an einen Wiener Freund: „Die Dinge nehmen einen verdrießlichen Verlauf. Um aber den Herren meinen Aerger nicht zu zeigen, stelle ich mich guter Laune und habe gestern auf die Conferenz eine Parodie der Marseillaise gemacht, die ich ihnen zum Besten gab.“ Das waren so etwa „Frivolitäten“ nach seinem Geschmacke, und für ihn wurde deshalb zuerst die Bezeichnung „Feuilletonminister“ und „Minister-feuilletonist“ erfunden, welche dann auf noch manchen vergangenen und zukünftigen Minister angewendet wurde. Er ließ sich die Bezeichnung auch gerne gefallen, denn das Feuilleton war ihm vielleicht die sympathischste Zeitungsrubrik. Sein feiner Menschensinn ließ ihn die Wirkung einer feuilletonistischen Scherzwendung oder Gemüthlichkeit auf die natürlichen und unmittelbaren Empfindungen und Urtheile der Menschen wohl würdigen. Er las sich beinahe lieber im Feuilleton, als im Leitartikel gelobt, und bei einer Gelegenheit, als eine hübsche Anekdote, ein freundlicher Herzenszug von ihm erzählt wurde, äußerte er: „Diese eine Anekdote nützt mir mehr, als zehn schmeichelhafte Leitartikel, denn sie bringt mich den Menschen näher.“ Er gerieth sogar einmal auf den gewiß zu den heitersten Curiositäten der officiösen Journalistik zählenden Einfall, sich einen eigenen Leib-Feuilletonisten gewinnen zu wollen, dessen Aufgabe nichts sein sollte, als in den regelmäßig fortlaufenden Wochenfeuilletons unauffällig und mit Vermeidung aller Aufdringlichkeit oder Absichtlichkeit derlei Anekdoten über ihn einzustreuen. Er ließ auch wirklich bei einem ihm zu Gesichte stehenden Schriftsteller anklopfen und demselben eine ganz respectable Jahressubvention anbieten, der Vermittler reussirte aber nicht. Sogar ein schriftliches Glaubensbekenntniß über seine Vorliebe fürs Feuilleton, ein still vertrauliches, hat der heitere Staatsmann zurückgelassen. Er widmete nämlich einem der ihm näher gekommenen Wiener Feuilletonisten seine Photographie mit nachstehenden Versen:

„Nahm ich Dein Blatt des Oester'n zur Hand,
Ueber dem Strich so Manches ich fand,
Was mir nicht immer den Muth hat gehoben.
Wollt' ich ersparen mir jeglichen Schmerz,
Wollte ich leicht es mir machen ums Herz,
Las ich es lieber von Unten nach Oben.“

* * *

Der leichtzüngigste Lebensfeuilletonist unter den Staatsmännern, und die ausgelassenste Lebensfeuilletonistin unter den Theaterleuten, die Gallmeyer — ein interessanteres Duo in diesem Genre ist schwer denkbar. Und wahrhaftig interessant war es denn auch, als die beiden sich einmal — lange Jahre sind darüber vergangen — als sie sich zum ersten Male trafen. In den Sälen der Wiener Gartenbaugesellschaft war es, an einem Gesellschaftsabend der „Concordia“. In Begleitung eines Mitgliedes des Empfangscomité's streifte der Kanzler durch die Säle, als er plötzlich der Komikerin ansichtig wurde und seinen Begleiter bat, ihn derselben vorzustellen. Und da entspann sich denn zwischen Beiden wortgetreu folgender Dialog:

„Na, Excellenz wissen ja," sagte die geniale Humoristin, die in der schweren Wissenschaft der Selbsterkenntniß bekanntlich alle Philosophen Griechenlands schlug, „Excellenz wissen ja, was die Welt von mir denkt und red't. Neulich erst hab' i ein ganz curioses Compliment 'kriegt. 'Da sagt mir ein Herr: „Fräulein, vor ein paar Tagen bin ich erschrocken, weil ich geglaubt hab', daß Sie krank sind. Ich hab' nämlich in einer Zeitung gelesen, daß Sie sich auf der Bühne auffallend anständig benommen haben, und das hat mich beunruhigt." Sehen's, Excellenz, so schauen manchesmal die Complimente aus, die mir g'macht werden. Was soll man aber thun? Man muß sich's gefallen lassen. Wenn nit mehr gegen mich losgezogen wird, existir' i ja nit mehr!"

Worauf Graf Beust lächelnd erwiderte: „Da geht es Ihnen grade so wie mir!"

Und die schonungslose Satyrikerin replicirte schlagfertig darauf: „I sag's ja, Excellenz, es is alles Theater, und es wird überall Theater gespielt."

„Sie haben wohl Recht," stimmte der Reichskanzler zu.

„Aber i tausch' mit Ihrer Roll', Excellenz," fügte mit ihrem verbindlichsten Lächeln die dramatische Leidensgefährtin Sr. Excellenz bei.

„Ich glaube nicht, Sie würden es wenigstens oft bereuen," gab der Graf scherzend zurück.

„Mein Wort d'rauf, Excellenz," wiederholte versichernd die neueste Bewerberin um die Nachfolgerschaft des Reichskanzlers, „i tausch' glei mit Ihnen . . ."

Das war so eine Unterhaltung nach dem Sinne des enthusiastischen, aber dabei wählerischen Schätzers der Frauen, den der Frauenwitz entzückte, wie ihn eine bornirte Frau, und hätte sie das Antlitz der Venus gehabt, abstoßen konnte. Denn er hielt überhaupt und ohne Unterschied des Geschlechtes an dem von ihm formulirten Satze: „Das Revolutionirendste ist und bleibt die Dummheit."

* *

Die Frauenatmosphäre war ihm ein Bedürfniß, wie seinem Mitarbeiter, dem Baron Hoffmann, und die Medisance legte ihm das, wie Jenem nach ihrer Weise und ihrer wohlwollenden Auffassung aus. Man dachte sich im Bunde diese Zweie als eine Art der „beiden Klingsberg", und that damit dem Grafen Beust noch viel entschiedeneres Unrecht, als seinem Geschmacksgenossen. Bei dem Einen, wie bei dem Anderen, war das Grundmotiv solcher unentbehrlicher Intimität mit Frauen kein im gewöhnlichen Sinne „galantes", sondern ein gut Stück geistigen Bedürfnisses. Treffliche Causeurs Beide, mit einander wetteifernd und unvergleichlich in der Gabe des anregenden Geplauders, bedurften sie Beide dazu auch wieder der natürlich sprudelnden und zierlich und anmuthig treibenden Anregung, wie sie nur Frauenunterhaltung in feinerem Sinne zu bieten vermag. Der Hause freiwilliger Spione natürlich, welcher sich, schon aus müßiggängerischer Neugier, an einen jeden nur irgendwie in Sicht stehenden Menschen von einiger Bedeutung heftet, controlirte und registrirte mit minutiöser Genauigkeit, wie oft der Reichskanzler diese und jene Dame besuchte und brachte das Resultat dieser Nachforschungen mit der Pünktlichkeit einer Rechnungskontrolcommission zur Kenntniß der Leute. Ernster Freundesrath suchte den Kanzler bei solcher Gelegenheit einmal zu bewegen, dem allzu lauten Gerede eine Concession zu

machen und die Besuche bei einer Dame aus der Finanzwelt, welche er eine Zeit lang besonders cultivirte, wenigstens für eine Weile einzustellen. Darauf meinte er lächelnd: „Ich selbst habe schon daran gedacht, aber glauben Sie, daß das etwas nützen würde? Nicht das Mindeste. Die Leute würden dann wieder gerade so darüber reden, warum ich auf einmal die X. nicht mehr besuche, und was da ganz Besonderes und natürlich Verdächtiges vorgegangen sein müsse. Wenn es also schon auf Eins hinausläuft, will ich mir wenigstens nicht mein Vergnügen stören lassen."

Aber die Wiener Frauen schwärmten auch für ihn, in der Zeit wenigstens, da der bestechende Nimbus seiner Persönlichkeit mit dem blendenden Nimbus des Machtbesitzes zusammenströmte — als ihm die Macht entrückt wurde, ward er selbst zugleich den Wienerinnen nach London und Paris entrückt — und während die Gegner den „jungen Grafen" bespöttelten ob der Jugendlichkeit seines Auftretens, seines munteren und zierlichen Verkehrs mit den Frauen, hatte er unter diesen nur Anhängerinnen und Verehrerinnen, ohne Unterschied des politischen Glaubensbekenntnisses. Sogar manche fromme und hochgeborene Severinus- und St. Michaelsschwester wollte die böse Welt verstohlen nach dem ketzerischen Vernichter des Concordats hinschielen gesehen haben. Nicht dem Kanzler in dem Manne, sondern dem Manne in dem Kanzler galten diese zur Mode gewordenen Schwärmereien, und er konnte sich wohl zuweilen durch manche Ueberschwänglichkeit und manche verhätschelnde Lächerlichkeit zur Koketterie verleitet fühlen. Wurde nicht eine Zeit lang ein förmlicher Cultus mit seinen „kleinen Füßen" getrieben? Noch ein paar Wochen vor seiner Demission erhielt er ein Notenheft zugesendet: „Blick auf die kleinen Füße, Walzer" Sr. Excellenz dem Herrn Reichskanzler Grafen Beust gewidmet von A . . . . v. B . . . . ." Folgte der Name der Componistin, einer polnischen Dame, welche er weder früher, noch später persönlich kennen gelernt hat.

Freilich konnte es nicht fehlen, daß auch Elemente von etwas zweifelhafter Art sich an ihn herandrängten, und seine, gar oft allzu leichte Zugänglichkeit, seine geringe Fähigkeit der Abwehr, sein angeborener Trieb der Gefälligkeit und Verbindlichkeit brachten ihn, mehr als einmal, ahnungslos in die zweideutigsten Berührungen mit bedenklichen Weibern, wie es ihm ebenso mit bedenklichen Finanzleuten passirt war. Bald war's ein verdächtiges Dämchen, welches sich eines intimen Verhältnisses mit dem Kanzler berühmte, bald huschelte etwas von einer „politischen Agentin" des Grafen herum, bald war's Beides in einer Person. Im Burgtheater war ein ganzes Jahr lang eine unbedeutende Schauspielerin ohne die Spur eines Talentes und von nichts weniger als gewinnendem Aeußern engagirt — ihre größte Rolle war das Lieschen im „Faust" — die auf erschwindelte Recommandationen von auswärts gestützt, sich von ihm gleichfalls einen drei Seiten langen Empfehlungsbrief an den damaligen Director Wolf herausschwindelte. Und hier, also doch direct unter den Augen des arglosen Protectors, wußte das verschmitzte Persönchen ein so vielverrathendes Dunkel über ihre eigentlichen Beziehungen zu ihm walten zu lassen, wußte so geschickt in Zweifel darüber zu hüllen, ob dieselben zärtlicher, oder politischer, oder sonstwie geschäftlicher Natur seien, daß selbst ein so feiner

Menschenkenner wie der damals noch aus der Directionskanzlei der Hofoper in die des Hofschauspiels hinüberbegehrende Dingelstedt sich täuschen ließ und in der abenteuernden Comödiantin eine brauchbare Förderin seiner Pläne zu finden meinte.

* * *

Aber von einer viel empfindlicheren Schädigung seines „guten Rufes“, seines staatsmännischen, durch solche weibliche Anmaßung geheimer Rechte auf ihn und vertrauter Beziehungen zu ihm will die intime, nur sehr wenig Eingeweihten zugänglich gewordene Wiener Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges wissen. Graf Beust hat bekanntlich allezeit mit leidenschaftlicher Entrüstung jenen gewichtigsten und, wenn ihm Berechtigung innewohnte, vernichtendsten Vorwurf gegen seine Ballplatzpolitik zurückgewiesen und als wahrheitswidrig erklärt, den Vorwurf, daß er dahin getrachtet, Oesterreich auf die Seite Frankreichs zu bringen, daß er in Paris dahinzielende Versprechungen und Aussichten eröffnet habe, und daß es nur dem ungarischen Einflusse gelungen sei, die Monarchie vor einer solchen verhängnißvollen Wendung ihrer Politik zu bewahren. Dagegen behauptete Beust immer, daß bis zur Schlacht von Wörth in Pest viel lebhaftere und thatbereitere Sympathieen für Frankreich geherrscht hätten als in Wien, und er erzählte gern mit sarkastischem Lächeln ein ergötzlich wundersames Histörchen von dieser Wandlung: wie nämlich ein einflußreicher ungarischer Politiker eines Tages mit dem Courierzuge der Staatsbahn nach Wien gekommen sei, fest entschlossen, seine Stimme zu Gunsten Frankreichs vernehmen zu lassen, auf dem Bahnhof aber zu seiner Ueberraschung die telegraphische Meldung von jener ersten französischen Niederlage gefunden habe und als ein gründlich überzeugter und enthusiastischer Anhänger Deutschlands vom Bahnhof weg in die Stadt eingefahren sei.

Wie weit hier die satyrische Erfindungslaune des Verfassers der „parodirten Marseillaise“ hineinspielt, mag dahingestellt bleiben — genug, er verharrte stets in der zürnenden Zurückweisung jener Anklage und behauptete immer mit gebieterischem Anspruch auf Glaubhaftigkeit, daß er, wie das auch schon anderwärts veröffentlicht worden ist, nicht nur keine directen oder auch nur indirect angedeuteten Zusagen in Paris gemacht, sondern daß er im Gegentheil die entschiedensten freundschaftlichen Warnungen dorthin habe gelangen lassen, welche es außer Zweifel stellen mußten, daß Frankreich im Kriegsfalle keinerlei Unterstützung von Oesterreich zu erwarten habe.

Und doch konnte diese, zu solcher Bestimmtheit der Gerüchtsformen sich verdichtende Vermuthung, daß man am Quai d'Orsay Anhaltspunkte zu haben geglaubt, in gewisser Beziehung auf Oesterreich rechnen zu dürfen, und daß von dort spinnwebfeine, in der Luft verschwebende, nur dem diplomatisch bewaffneten Auge sichtbare Verbindungsfäden nach dem Ballplatze liefen, nicht alles und jedes, auch des winzigsten Kernpunktes entbehren. Und hier eben will die intime Coulissengeschichte aufklärend und zwischen den sonst unvereinbaren Widersprüchen vermittelnd eintreten. Jene angeblichen Verbindungsfäden zwischen Paris und Wien seien wirklich gelaufen, aber nicht nach dem Ballplatz hin, sondern in eine Frauenhand hinein, welche in jener Zeit gerade den Anspruch

behauptet habe, als die politische rechte Hand des Kanzlers gelten und den zärtlichen Druck seiner Hand mit zärtlichem Gegendruck erwidern zu dürfen. Diese Frau, eine Virtuosin in der galanten, wie in der politischen Intrigue, wohlgekannt in Paris, wohlbekannt mit den Napoleonischen Staatsmännern der letzten Phase des Kaiserreiches, mit dem Herzog von Grammont zunächst, habe bei diesem den Glauben zu erwecken gewußt, entweder, daß Graf Beust eine doppelte Politik habe, die officielle, welche er auf dem Ballplatze vertreten müsse, und seine private, als deren Vertreterin und Dolmetsch die Dame zu gelten habe, oder daß es ihrem verführerischen Einflusse gelingen werde, den leitenden österreichischen Staatsmann selber zu leiten und nach der von ihr bezeichneten Richtung hinzulenken. Das habe der leichtsinnige Grammont für baare Münze genommen . . . . .

So die Coulissengeschichte, die zum Mindesten einige psychologische und auch einige äußerliche Bescheinigung für sich in Anspruch nehmen kann.

* * *

Wenn intime Briefe, unmittelbare, nicht berechnete und nach keiner auswärtigen Richtung hinschauende, auf kein Ziel außerhalb dieser Intimität deutende Briefe als geschichtliche Zeugnisse gelten dürften, so könnten genug solcher Briefe citirt werden, als Belege dafür wenigstens, daß er jede Verantwortlichkeit für das französische Wagniß gegen Deutschland und jede ermuthigende Betheiligung daran in schärfster Weise von sich wies. „Die blutige Saat" — heißt es in einem dieser Briefe — „die ohne mein Zuthun und gegen meinen eindringlichsten Rath jenseits des Rheins gestreut worden ist . . . ." Und wie intim und absichtslos diese an eine Frau gerichteten Zeilen, welche hier zum ersten Male ans Tageslicht kommen, niedergeschrieben wurden, das zeigt die bestimmt nicht für „weitere Kreise" berechnete Schlußwendung. Den Passus von der „blutigen Saat" weiterführend, spricht Beust darin von den Plänen, welche er für die österreichische Politik verfolge, von den glücklichen und dem Reiche heilsamen Resultaten, welche er durch dieselbe zu gewinnen hoffe und schließt, von der Staatspolitik zur privatesten schwärmerischen Gefühlspolitik überspringend: „Gelingt das, was ich plane, winkt mein schönster Lohn in den nassen Blicken meiner Freundin."

* * *

Das heißt eigentlich, nebenbei bemerkt und auch „zur Feststellung der historischen Wahrheit", der Ausdruck von der „Gefühlspolitik" ist nicht der richtig gewählte; denn bei der Frau, an welche dieser Brief gerichtet war, hatte er keine solche zu treiben, bei ihr hatte er nichts zu erreichen und zu gewinnen, als was er schon besaß, eine zugleich verständige und schwunghafte, theilnahmsvolle Freundschaft, welche keine andere Empfindung und Deutung zuließ. Er aber konnte nicht anders, als selbst in die Freundschaft mit Frauen einen Zug schwärmerischer Zärtlichkeit hineintragen, der sich gerne in der dichterischen Sprachweise der Troubadours äußerte, ob nun in gebundener oder ungebundener Rede. Die gereimten Blättchen, bald heiter galanten, bald empfindsamen Inhalts flatterten denn bei jedem äußeren Anlaß, bei jeder inneren Regung auch

an eine Adresse hin, wohin ihnen Amor nicht immer den Weg zeigte, sondern wo sie die sinnige Psyche empfing, die wunschlose Neigung der Freundschaft.

* * *

Seine Beständigkeit in der Liebe zu untersuchen, ist nicht Aufgabe der „historischen Forschung"; in der Freundschaft mit Frauen war er beständig, wie es ihm in der mit Männern nachgerühmt werden durfte. Und er trotzte auch da manchem Vorurtheile und ließ Verdrießlichkeiten von mancherlei Art gleichmüthig über sich ergehen. Eine solche Frauenfreundschaft trug ihm sogar eine sehr mächtige Frauenfeindschaft ein, die sich, gleichfalls poetisch, in einem giftigen Epigramm und, minder poetisch, aber weit gefährlicher, in giftigen Palaisintriguen Luft machte. Zu den politischen Gegnerinnen, auf welche sein „persönlicher Zauber" nicht den Eindruck übte, wie bei mancher fromm-reactionären Gesinnungsgenossin, zählte eine einflußreiche und in dem leidenschaftlichen Concordatsstreite vielgenannte fürstliche Dame. Eine Kleinigkeit verbitterte diese principielle Gegnerschaft und wandelte sie in eine persönliche. Bei einer Herrenhaussitzung von aufregendem Interesse, für welche die karg bemessenen Plätze in dem engen Zuhörerraum des Oberhauses schon mehrere Tage vorher vergeben waren, hatte der Kanzler jener Freundin einen Sitz in der Journalistenloge verschafft. Das sah die blau-blütige Feindin, welche der Debatte als stehende Zuhörerin beiwohnen mußte, weil sie nicht das einzigste Sitzplätzchen zu erobern vermochte und sie verzieh diese „Demüthigung" dem gehaßten Minister schier noch weniger als die Aufhebung des Concordates.

Gleich dem Aufflackern eines Zündholzflämmchens beleuchtete das Emporzucken solch' unscheinbarer Vorkommnisse, wie viel Haß im Dunkeln aufgeschichtet war, nur des günstigen Momentes gewärtig, in thätige Verwendung gegen ihn gebracht zu werden. Und zu dieser unversöhnlichen Feindschaft der Einen kam die Unzufriedenheit der Anderen, deren Bundesgenossenschaft er nicht festzuhalten vermocht oder verstanden hatte. Die Politik à la minute, die den wechselnden Verhältnissen und den Augenblickswendungen der Situation immer Rechnung tragen zu müssen glaubte, und die er in jenen Jahren der Uebergangs- und Neugestaltungsepoche für die einzig mögliche hielt, vertrug sich nicht mit der Stetigkeit eines unentwegten Princips und eines fertigen Systems. Die Improvisation paßte ihm nicht in den steifen Einband eines Lehrbuches, sondern sollte in leicht brochirten, fliegenden Heften bleiben, die gewechselt und nach Bedarf durch neue ersetzt werden konnten. Daher seine Mißhelligkeiten mit dem Bürgerministerium, welches er als seine Schöpfung betrachtete, die sich von ihrem Schöpfer nicht ganz und gar emancipiren dürfe, sondern in ihm die lenkende Vorsehung anzuerkennen und zu respectiren habe. Selbstischer Willkür war er sich dabei nicht bewußt, denn nicht, was sein persönlicher Wille war, begehrte er beachtet und zur Richtschnur genommen zu sehen, sondern was ihm die Verhältnisse zu fordern schienen. Nicht er fühlte und erkannte noch weniger den Ehrgeiz in sich, die Selbständigkeit der Bürgerminister anzutasten, sondern es konnte nach seiner Ansicht für Staatsmänner überhaupt gar kein „eigensinniges Beharren" bei den „eigenen Anschauungen" geben, wenn die Verhältnisse eine Wandlung erfuhren, die Anderes heischten. Mahomed, der zum Berge ging, weil der Berg nicht zu

ihm kommen wollte, war sein Prophet. Den Bürgerministern warf er vor, ihre eigenen Propheten zu sein. Princip, und zwar in oft widerhaarigster und ungefälligster Verkörperung, stand hier gegen Improvisation in oft allzu gefälliger Form. Er hatte keine Fühlung dafür, und man wurde beiderseits empfindlich und gereizt gegen einander, weil man sich gegenseitig im Charakter und im Gedanken nicht verstand. Jene, sich ihrer Grundsätzlichkeit bewußt, und zuweilen schroff bewußt, nahmen seine Einmischung als die Aeußerung persönlicher Herrschsucht; er, in dem Gefühle, nichts für sich, sondern alles nur für die staatliche Nothwendigkeit, wie sie sich ihm eben darstellte, zu wollen und anzubahnen, sah in den Ablehnungen, welche er erfuhr, nur ein feindseliges Manöver gegen seine eigene Person, um dessentwillen man den Staatszweck gefährde. „Seltsam" — klagt er in einem Briefe — „Alle, die ich erhoben, sind bereit, mich zu verderben. Wie gerne möchte ich um diesen Preis das Ziel erreichen!" Und weil er sich bereit fühlte und erklärte, wenn's Noth thäte, seine eigene Person nicht weiter in Betracht zu nehmen, wenn nur die Zwecke, die nach seinem Dafürhalten erreicht werden mußten, zur Erfüllung kämen, verargte er es den Anderen, daß sie es nicht über sich vermochten, das Opfer nicht ihrer Person, sondern ihren Anschauungen zu bringen. Und der Mißmuth gab sich mit epigrammatischer Schärfe kund und erspähte und exponirte gerne die persönlichen Schwächen Derer, welche sich immer auf die „Unpersönlichkeit" ihres Widerstandes gegen ihn und seine Bestrebungen steiften. Nach der Votirung des Wehrgesetzes, bei welcher die Redekunst des „Sprechministers" Dr. Berger den Ausschlag gegen die Bedenken der Opposition gegeben hatte, wurde dieser „unabhängigste" und stacheligste aller seiner Collegen, gleich wie es diesen schon widerfahren war, mit einer hohen Ordensauszeichnung bedacht, worüber der Decorirte seine Empfindung und Meinung in dem lakonischen Spruch formulirte, der seither vielfach citirt und angewendet worden: „Mitgefangen — mitbehangen." In einem Briefe nun, in welchem Beust die Bürgerminister mit kurzen Strichen charakterisirt und auch auf die Decorirung der zwei demokratisch Geprägtesten unter ihnen, Giskra's und Berger's zu sprechen kömmt, gibt er nachstehendes „Ordensporträt" von ihnen: „Giskra trägt Band und Stern, als hätte er nie etwas Anderes getragen; Berger kömmt sich selbst komisch damit vor, aber „wir haben ihn, sagt er, und so tragen wir ihn." Das wurde zwar auf Discretion geschrieben, und von diesem Epigramm haben die Betroffenen, die dem Epigrammatiker um Jahre im Tode vorausgegangen sind, gewiß nie etwas erfahren; aber sonst erfuhren sie wohl genug, was die Spannung und Reibung zwischen ihnen und Beust immer mehr verstärken mußte. Und nur mit dem einzigen Giskra, zu dem er sich von jeher in persönlicher Freundschaft hingezogen fühlte, stellte sich diese wieder her, blieb aufrecht und überwand die staatsmännischen Divergenzen. Mit den anderen Bürgerministern kam es nach der Auflösung dieses Ministeriums nie mehr zu angenehmen persönlichen Beziehungen.

Doch aber war er und sein Reconstruirungszweck in Oesterreich zu sehr mit diesem Ministerium identificirt, und die Wurzeln seiner eigenen Macht waren zu innig mit den Wurzeln desselben verschlungen, als daß es aus dem Boden herausgerissen werden konnte, ohne ein Stück Lebensfaser von ihm selbst mitzu-

reißen. Es war sein „besseres Selbst“, und es nahm ihm die Seele mit, als es von dannen ging. Wie gespenstisch umringt sah er sich, als er die Gestalten des Ministeriums Hohenwart um sich herum auftauchen sah. Und die letzte Kraftanstrengung bot er auf, den Spuk zu scheuchen; aber dieser hatte ihm schon ans lebendige Leben gegriffen. Der Spuk zerstob, aber er selbst sank hin. . . .

* * *

In der Parteien Gunst und Ungunst schwankt sein Bild mehr, als das irgend eines der zeitgenössischen Staatsmänner, und man kann es sich nicht verhehlen, die Ungunst ist überwiegend. Viel Schuld wird ihm zugemessen, seine Fehler gelten als erwiesen, Anklage und Urtheil fallen zusammen, ohne daß sie von Zeugenbeweis und Vertheidigung gebührlich auseinandergehalten sind. Wenn aber dem Lichtbild allzu starke Helligkeit schadet, und es seine Schatten haben muß, so bedarf um so eher das in allzu starke Schatten gerückte Bild der darüber gestreuten Lichter. Es darf daher wohl als zulässig gelten, die freundlichen Züge des Mannes ins Auge zu fassen, dem im zeitgeschichtlichen Porträt gewiß nicht geschmeichelt worden ist, der vielmehr im Uebermaß das Gegentheil erfahren hat. Kein Ehrgeiz, die Situation zu beherrschen, sondern der Wille, sie zu erkennen und ihr gefügig, mitunter allzu gefügig zu gehorchen, das war sein Verdienst und sein Verschulden, das war sein Vorzug und sein Fehler.

Schnee.

Roman
von
Alexander L. Kielland.

Viertes Capitel.

„Wollte man also das Princip der Volkssouveränetät im Staate durchführen, so wäre das gleichbedeutend mit der Abschaffung und Vernichtung des Christenthums als des moralischen Princips der Gesellschaft. Die ängstlicheren Seelen discutiren die Entthronung des Christenthums unter Vorbehalten, Umschreibungen und Phrasen; die kühneren erklären ihm la mort, sans phrase. Denn der Kampf ist nur scheinbar zwischen der Regierung und den Radicalen; der Krieg wird in Wahrheit gegen Gott geführt, von dem alle Obrigkeit eingesetzt ist — es ist ein Kampf gegen Gott."

Das waren seine eignen Worte, die Daniel Jürges in der Zeitung der Hauptstadt las, und er empfand, daß Kraft darin lag.

Seit der verunglückten Kritik, die er aus dem Norden an die Redaction der Zeitung geschickt, hatte sich sein Verhältniß zu derselben sehr geändert. Die Zeitung blieb seine einzige Lectüre, und er bewunderte sie noch eben so sehr; aber die Bewunderung war mehr familiärer Art, nachdem er selbst Mitarbeiter geworden — und ein fast ebenso bedeutender wie der hochgeehrte „Q.".

Bevor er sein neues Amt antrat, hielt er sich mit seiner Familie einige Zeit in Christiania auf, und dieser kurze Aufenthalt genügte glücklicher Weise, um Pastor Jürges das Gleichgewicht wiederzugeben. Er überwand den Schrecken, den Q.'s Kritik ihm eingejagt hatte, als er bemerkte, daß der Unterschied, der ihn in den meisten Punkten von „Q." trennte, hauptsächlich in der Ausdrucksweise bestand.

Nachdem er einige Zeit mit den Leuten verkehrt hatte, die der Redaction nahestanden, fühlte er sich völlig sicher. Gott sei Dank, es war noch kein unheilbarer Schaden geschehen; er stand noch auf gleicher Höhe mit den Besten. Er hielt sich mit Willen zurück, aber er k o n n t e, wenn er w o l l t e — wie er es im Grunde immer geglaubt.

Es war ihm lieb, zu sehen, welche Ueberraschung er in der Hauptstadt erregte. Denn so wie er war noch kein Pfarrer nach vierzehnjähriger Abwesenheit aus dem Norden zurückgekehrt.

Die alten Freunde, welche ihre Zeit in der Stadt oder in den nächstgelegenen Aemtern zugebracht hatten, behandelten ihn lächelnd und überlegen wie Einen, der aus dem Gebirge kommt. Sie zogen aber rasch ihre Fühlhörner ein und machten große Augen. Denn er war ebenso gut unterrichtet wie sie selbst, sowohl über das Inland wie über das Ausland, ja von manchen Dingen wußte er sogar mehr als die Zeitung der Hauptstadt.

Das Einzige, was ihm fehlte, waren einige Kraftausdrücke, und einige Personalien und der Ton — diese verschiedene Betonung, welche die Kinder der Hauptstadt immer von den übrigen Landeskindern unterscheidet.

Aber auch dies gelang ihm nach einigen Tagen, und nun war er nicht nur derselbe wie früher, sondern die Jahre hatten ihm mehr Sicherheit gegeben, durch die er imponirender geworden.

Die vielen geschäftigen Leute, die bei der Redaction einer großen Zeitung stets ein- und auslaufen, kreisten fleißig um Pfarrer Jürges herum, während er in der Stadt war, und die Redaction that Alles, um diese ungewöhnliche Kraft für sich zu gewinnen. Denn was etwa von Daniel Jürges' Studentenjahren her Bedenkliches gewesen, seine etwas unklare Bewunderung des Volkes in Poesie und Prosa: die wäre jetzt ein ganz überwundener Standpunkt, meldeten die Geschäftigen.

Dennoch widerstand er lang; er war schon einige Jahre in seiner neuen Pfarre gewesen, ohne etwas Anderes an die Redaction gesandt zu haben, als eine Kritik über ein neu erschienenes Buch und hin und wieder einen Pfingstpsalm. Aber nach und nach, als das kalte und fremde Verhältniß zu seinem Kirchspiel in ihm das Bedürfniß erweckte, sich mitzutheilen, und besonders seitdem sein Sohn Johannes Student geworden und häufig von Christiania schrieb, ließ er sich doch öfter bewegen, der Zeitung Artikel zu schicken, und es endete damit, daß sein „D." mit „Q." auf der ersten Seite des Blattes abwechselte.

Es war auch in Wirklichkeit an der Zeit, daß ein Mann wie er hinzutrat, um zu stützen, wo Alles aus den Fugen zu gehen schien. Es ward ihm in späteren Jahren klar, was er bei seinen einsamen Studien nicht bemerkt hatte, daß viele der Ideen seiner jugendlichen Lebensanschauung Gefahren für die Gesellschaft mit sich führten, wenn diese nicht — wie bei ihm selbst — in vollkommen christlichem Geist entwickelt und geklärt werden.

Das Verderben und die Zügellosigkeit, welche jetzt in der großen Gesellschaft hervortraten, zeigten immer ihren Ursprung, ihren genauen Zusammenhang mit etlichen der Gedanken, welche er in seiner sorglosen Jugend als Fortschritt oder Entwicklung begrüßt hatte. Und umgekehrt fand sich bei seiner großen Kenntniß der Politik, der Literatur oder inneren Verhältnisse der civilisirten Länder auch kein Beispiel, daß etwas Gutes, etwas bleibend Gutes aus diesen anscheinend hübschen und humanen Gedanken hervorgegangen wäre, mit denen die neue Zeit sich zu schmücken pflegte.

Nachdem er entdeckt, daß ein Name nach dem andern wurmstichig geworden,

innerlich angefressen und hohl; wie bei jedem Mann oder jeder Frau, in denen die neuen Ideen Wurzel geschlagen, viel Anstößiges zum Vorschein kam, da verstand er, daß das Christenthum der einzige Boden sei, der Ersprießliches für die Zukunft hervorbringen könne; daß man die Verirrten und Widerspenstigen in die starke, lebendige Kirche unter die Zucht des Kreuzes bringen müsse.

Die letzteren Zeiten hatten ihm gezeigt, daß das, was man so weit entfernt geglaubt, sich unbemerkt auch in Norwegen eingeschlichen und auf einmal das Haupt in Frechheit und Trotz erhebe. Er hatte es in seiner eignen Gemeinde erlebt.

Gleich nachdem er sein neues Amt angetreten, war er gefragt worden, „ob er eine Wahl zum Storthing (Reichstag) annehmen werde.“ Er hatte es verneint und alle Bauern hatten gesagt, „das sei doch recht fatal.“

Nach drei Jahren gewann er die Ueberzeugung, daß es Pflicht sei, sich zur Wahl zu stellen — was er denn auch ohne Umschweife that, indem er die Stimmen Aller erwartete. Aber da waren nur drei Stimmen für ihn zum Wahlmann abgegeben worden, und nicht eine einzige zum Storthing.

Seine Ueberraschung war im ersten Augenblick so groß, daß er durchaus nicht verstehen konnte, wie es zugegangen sei, ja eigentlich es nie ganz verstand. Wohl war ihm die alte Verstimmung gegen ihn wegen des Holzfällens erinnerlich; das alte Haus gerade vor seinem Fenster sorgte dafür, daß er es nicht vergesse. Aber er hatte ihnen doch unzählige Male seine Ueberlegenheit gezeigt, sowohl im Vortrag als in der Discussion, sie geschlagen und ihre Kirchspielspolitik so klein gemacht, daß selbst die Leiter der Bauern es anerkannten. Wie in aller Welt ging es denn zu, daß er nur drei Stimmen erhalten hatte?

Diese drei Stimmen verlieh er bald dem einen, bald dem andern der Leute, auf die er am sichersten zählen konnte — ließ sie unablässig von Einem zum Andern wandern, sobald ein Neuer ihm ins Gedächtniß kam, der ihm unmöglich seine Stimme verweigert haben konnte.

Aber da waren in der That doch nur drei Stimmen, und die konnten eben nur dem Vogt, dem Lehnsmann und dem Küster gehören — und dann waren alle Andern abgefallen.

Der Vogt lachte und verschwor sich beim Teufel, daß die Bauern das falscheste Pack wären, das es gäbe. Aber Pfarrer Jürges war sehr zornig und ließ seinen Unmuth in hitzigen Worten aus.

Gewiß, es war für einen Gottesmann an der Zeit, auf der Wacht zu sein. Von diesem Zeitpunkt an begann er regelmäßiger Mitarbeiter der Zeitung der Hauptstadt zu sein.

Daß der Küster einer dieser Drei war, lag außer allem Zweifel; denn er war, wie sie zu sein pflegen, unterthänig und schmeichelnd, trug des Pfarrers abgelegte Kleider, hatte stets ein salbungsvolles Wort auf der Lippe und um seine Mundwinkel pflegte er das Lächeln zu zeigen, welches er sich während seiner langjährigen Dienste bei den Pfarrern angeeignet hatte. Zweifelhafter konnte es mit dem Lehnsmann sein; es hielt schwer, aus dem klug zu werden; er war wie ein alter Fuchs, den der Vogt manchmal schon vergebens vom Teufel hatte holen lassen.

Der Lehnsmann war in einer schwierigen Stellung. Er war des Pfarrers nächster Nachbar und vom Vogt nur durch den Fluß getrennt; aber andrerseits war er mit den Ersten im Kirchspiel verwandt und selbst Besitzer eines großen Hofes sowie verschiedenartiger Holzungen. Neigte er sich zur Linken, so fielen die Beamten über ihn her, und ging er zur Rechten, so ward das ganze Kirchspiel aufgebracht und seine Verwandte gaben ihm böse Worte.

Lehnsmann Ohlsen liebte vor allen Dingen Frieden und Eintracht zwischen den Menschen. Er hatte, wie er selbst sagte, viel Nachsicht sowohl von seiner Frau als auch von Anderen beansprucht; denn für Wein, frohe Tage, hübsche Mädchen, Kartenspiel u. dgl. mehr hatte er immer ein offenes Auge gehabt. Seine häufigen Fahrten auf leichtsinnigen Straßen aller Art und deren Folgen hatten seinen Sinn milde gestimmt und ihn geneigt gemacht für verborgene Wege und gütliche Uebereinkunft.

Zwischen Himmel und Erde hangend, hatte Lehnsmann Ohlsen ein langes Leben hindurch sich hin und her geschwungen zwischen jähzornigen Vögten und hartnäckigen Pfarrern auf der einen Seite, und dem Kirchspiel, dessen Schwächen die seinigen waren, auf der andren. Aber schließlich hatte er eine große Gewandtheit im Laviren gewonnen, die jetzt, wo die übrigen Vergnügungen aufgehört hatten, seines Alters Trost war. Der Pfarrer glaubte sicher und gewiß, daß die dritte Stimme die des Lehnsmanns sei, die Gemeinde war überzeugt, daß er mit ihnen gestimmt habe, und der Lehnsmann saß lächelnd zu Hause und fühlte sein Podagra weniger bei dem Gedanken, daß er sie noch alle an der Nase herumführen könne.

Zwischen dem Hofe des Pfarrers und dem des Lehnsmanns lag nur ein Weg durchs Holz von fünf Minuten; aber es kam doch nie zum ordentlichen Umgang. Pfarrer Jürges fand den Lehnsmann zu plump und unbedeutend und Madame Ohlsen und ihre Töchter paßten nicht zu den Damen des Pfarrhauses.

Frau Pfarrer Jürges war überdies so geschäftig im Hause, daß sie nicht an Besuche denken konnte, und so war's seit ihrer Verheirathung gewesen. Vor dieser lebte sie nur für Musik; aber seit sie droben im Norden das erste Kind geboren, hatte sie keinen andern Ruhetag gekannt, als die vorgeschriebenen neun nach jedem Wochenbett.

Als sie daher bei dem Umzug die Hauptstadt besuchte, erregte sie peinliches Aufsehen in dem Kreise, in dem die begabte Wilhelmine Lindemann vor vierzehn Jahren geglänzt hatte. Sie waren alle freilich vierzehn Jahre älter geworden; aber *ihre* Jahre mußten sehr lang gewesen sein!

Nach acht Wochenbetten war die Schönheit geschwunden und dann das einsame Leben in dem harten Klima — es war kein Wunder. Aber daß das ganze Wesen eines Menschen sich so total verändern könne, das hatten ihre Freundinnen nicht für möglich gehalten.

Sie war eine Künstlerin gewesen — nicht so sehr ihrer künstlerischen Ausbildung als ihrem Wesen und ihrer Natur nach. Schwärmerisch nannte man es in jener Zeit und meinte damit etwas Leichtes und Feines, das sich über das Alltägliche erhob.

Jetzt sei sie gewiß sehr religiös geworden, sehr pietistisch — das war die

einzige Erklärung, welche ihre Freundinnen für ihre schüchterne Zurückhaltung und die nervöse Angst finden konnten, mit der sie vermied, Musik zu hören.

Sobald Frau Jürges auf der neuen Pfarre angekommen war, machte sie sich mit rastlosem Eifer an die Arbeit. Im Anfange, bis Alles geordnet, war das auch ganz an seinem Platze. Aber später, als der reichliche Hausstand seinen ebenen Gang ging, schüttelte der Pfarrer den Kopf, wenn sie von der Küche durch die Stube und ohne Aufenthalt die Treppe hinauf lief, meistens ohne selbst zu wissen, was sie da eigentlich wolle.

„Liebe Minna, halt' ein mit Deiner Eile," äußerte er dann wohl scherzend; „es ziemt sich für eine Pfarrersfrau, ruhig im Zimmer zu sitzen und Leinwand zu säumen."

„Ja, ich komme gleich, Daniel," antwortete sie und richtete ihre Augen auf ihn; die waren von der braunen melancholischen Art, mit einem bläulichen Schein von Perlmutter über dem Weiß — „ich komme gleich — werde nicht bös — ich bin gleich wieder da" — und damit verschwand sie und schloß die Thür.

Dies ward ihm zur wahren Plage. Daß früher der Hausstand sehr viel zu schaffen gemacht, als sie kleine kranke Kinder hatte und alles so armselig war, lag in der Natur der Sache; aber jetzt, wo die beiden Töchter verheirathet waren und Johannes in Christiania studirte, fiel es störend auf, daß seine Frau dabei blieb, rathlos im Hause umher zu laufen, bleich und ermüdet, ohne Zeit zum Stillsitzen zu finden und ihm das Zimmer gemüthlich zu machen.

Er sah sich daher genöthigt, ihr ernstlich auseinanderzusetzen, daß sie auf verkehrtem Wege sei, und zwar nicht bloß vom ästhetischen Standpunkt aus; sondern Gottes Wort lege es den Frauen ans Herz, das bessere Theil zu erwählen und nicht wie Martha in Hausstandssorgen unterzugehen.

Sie weinte viel, wenn er es nicht sah, und legte sich auch Zwang auf in Allem, was sie that und sagte. Aber es war leider nur zu begründet, sie war immer mit kleinlichen Sorgen beschäftigt — und oft — besonders wenn Fremde zugegen — konnte sie auf seinem Gesichte lesen, wie kleinlich und trivial Alles war, was sie vorbrachte. Selbst wenn sie sich dazu zwang, still mit einem Buch in der Hand zu sitzen, während er die Zeitung las, fand sie doch keine Ruhe vor häuslichen Sorgen, obwohl sie so ermüdet war, daß das Stillsitzen eine wahre Wohlthat sein mußte.

Aber gegen ihren Willen und unerachtet all' ihrer guten Vorsätze liefen ihre Gedanken doch immer wieder im Hause umher, um mit dem Eifer eines schlechten Gewissens Versäumnisse zu finden oder doch Etwas, was nothwendig geschehen müsse. Oder sie stellte sich mit einer Lebhaftigkeit vor, die sie nervöses Zittern in Armen und Beinen empfinden ließ, wie schlimm es für Caroline sei, daß sie kein Daunenkissen für ihr Kleines in Bereitschaft habe, und oben lagen Daunen — sie hatten die schönsten Eiderdaunen vom Norden mitgebracht. Sie hatte auch noch rothen Zwillich — ein Stück, das gerade passen würde, lag in der Truhe — sie sah es alles vor sich; es ließ sich so leicht herstellen und war so nützlich für Caroline. Sie brauchte nur die Daunen heraus zu nehmen, sie zu erwärmen und aufzupflücken, während die Mamsell das Kissen auf der Maschine zusammen-

nähte — wenn sie nur oben hinauf laufen dürfte! — es war ja für Caroline — für das arme Kleine, das arme Kleine, das kein Daunenkissen hatte — sie sah es vor sich — hilflos, ohne irgend Etwas — —

„Aber Minna! wie unruhig Du sitzest!" rief der Pfarrer, indem er von seiner Zeitung aufsah. „Ich bin überzeugt, daß Du wieder nach irgend Etwas laufen willst."

„Entschuldige mich, Daniel, ich wußte nicht, daß ich unruhig saß. Es war nur — ja, es thut mir so leid, daß ich Dich stören muß, aber Caroline — Carolinen's Kleines wollte ich sagen, hat kein Daunenkissen, wenn es nun kommt — verstehst Du? — denk' doch, dann hat es kein Daunenkissen. —"

„Kein Daunenkissen?" — er mußte lachen; „hast Du nun gar Sorgen für die noch Ungeborenen? Du unverbesserliche Martha!"

Froh über sein Lachen, faßte sie Muth und legte das Buch weg.

„Ja, Du weißt auch nicht, Daniel — denn Männer verstehen das nicht — wie wichtig, ja wie nothwendig solch' ein kleines Daunenkissen ist — und wenn Du mir nur erlauben wolltest, eins anzufertigen —"

„Erlauben? — natürlich hast Du Erlaubniß dazu; komm' mir doch nicht mit solchen Redensarten! Es geschieht ja nur um Deiner selbst willen, daß ich dagegen bin."

„Ach, Daniel — ich verstehe Dich so gut, Du Lieber! —

„Nein, Du verstehst mich durchaus nicht, und hast mich nie verstanden," brauste er auf, indem er sich erhob.

Frau Jürges floh erschrocken in die Küche; denn wenn er die Geduld verlor, konnte er manchmal Etwas sagen, was später, wenn er es längst vergessen, ihr Herz beschwerte.

Ach, sie wußte es nur allzugut! Sie war keine Frau für einen solchen Mann. Sie hörte jetzt mit klopfendem Herzen, wie er in der Stube umherwanderte, die Pfeifen und Zeitungen zusammen raffte, daß es rasselte, um dann in sein Arbeitszimmer zu gehen, obwohl sie wußte, daß er Nachmittags am Liebsten bei ihr im Wohnzimmer saß.

Deshalb fielen Thränen auf ihre Hand, als sie den wohlverpackten Beutel mit Eiderdaunen hervornahm. Aber als die Daunen so lebendig in der Wärme wurden und das kleine Kissen anfing sich zu formen, vergaß sie Alles über ihre Arbeit.

Dennoch stand immer etwas Dunkles oder Böses oder Schweres vor oder hinter ihr; Etwas, was sie in vielen Jahren gleich einem Vorwurf verfolgt hatte; als ob ihre Handlungen und ihr Leben wie ein übereilter Schattenriß auf dem Hintergrunde eines großen unklaren Berufs ständen, der Tag und Nacht auf ihr lag und sie vorwärts trieb; und immer hatte sie das Gefühl, wie man es manchmal im Traume hat, daß man läuft und läuft und doch nicht von der Stelle kommt. Oft dachte sie, es sei das Gefühl, ihrem Manne zu wenig zu sein; aber jetzt fühlte sie, daß es das nicht sei.

Der Pfarrer ging einige Male in seinem Arbeitszimmer heftig auf und nieder. Dann stand er vor dem Spiegel still, strich sich lächelnd über das Gesicht, „weshalb doch so heftig?" Mein Gott, sie war nun einmal nicht anders. Es war ihm

eben nicht beschieden, in seinem Weibe eine Gehülfin zu finden weder in Bezug auf die Gemeinde noch auf den Kampf, den die besten Leute des Landes gegen die bösen Zeiten führten.

Er konnte freilich nicht leugnen, daß seine Frau ihn oft, wie auch heute, zu sich hernieder zog, seine tiefen und ernsten Gedanken störte, um ihn mit diesen kleinlichen Dingen zu plagen, die ihr ganzes Leben ausfüllten. Und oft gab er sich Träumereien hin, wie ganz anders das Leben für ihn sich gestaltet haben würde, wenn er eine Frau gefunden, die seine Gedanken hätte verstehen und bewundern können, wenn sie so mächtig hervortraten — so klar und so sicher in allem Menschlichen und so einfältig und demüthig vor Gott.

In solchen Phantasien verweilte Daniel Jürges, der nur wenig Damen seines Standes seit seiner Heirath gesehen, bei jener Zeit, in der er hätte wählen können, welche er wollte. Aber es war keine bestimmte Dame aus jener Zeit, die ihm vorschwebte; er entlieh einer Jeden seiner Bekanntschaft Etwas und bildete daraus eine Frau, die für ihn gepaßt hätte.

Wenn er dann zurückkehrte und seine Frau so mager und abgearbeitet im Hause mit ihren kleinlichen Beschäftigungen umherlaufen sah, dachte er daran, welchen Sieg er auch darin über seine Eitelkeit gewonnen; wie treu und nachsichtig er gegen sein Eheweib gewesen, die ihn so wenig verstand und um deretwillen er den blendenden Frauengestalten seiner Träume entsagt habe.

Dafür hatte ihn der Herr belohnt, als er ihm seinen Johannes behalten ließ. Von acht Kindern hatten sie fünf im Norden verloren; als sie nach dem Süden zogen, lebten nur noch die drei ältesten. Die Töchter verheiratheten sich, als sie gerade anfingen, das Haus gemüthlich zu machen, und dadurch trat der Sohn ihm so viel näher.

Der Briefwechsel mit Johannes, in Verbindung mit der Arbeit für die Zeitung der Hauptstadt, füllte des Pfarrers Leben fast mehr aus als sein geistlicher Beruf. Aber er befürchtete keinen Vorwurf von Gott und Menschen. Denn er kannte seine Gemeinde jetzt bis auf den Grund. Er wußte, daß sie verstockt und selbstsüchtig sei. Um das rechte Verlangen nach Gottes Wort in ihnen zu erwecken, bedurften sie nicht eines menschenfreundlichen milden Hirten, sondern es mußte ein kräftiger Diener des Herrn sein, der ihnen den halsstarrigen Nacken beugen könne.

Deshalb war er mit gutem Gewissen seinem innern Ruf auf den größeren Kampfplatz gefolgt, wo des Landes beste Männer sich um den Gesalbten des Herrn schaarten und dem Sturme Trotz boten.

Er war sich bewußt, daß kein Haß, nicht einmal Geringschätzung der niederen Klassen, aus denen die Bewegung der Zeit hervorging, auf ihn eingewirkt habe. Denn seine Theilnahme an der Bauernvergötterung in seiner Jugend hatte er weder vergessen noch je verleugnet. Er gestand es Jedem, der es hören wollte, und setzte hinzu, daß gerade, weil er die Bewegung mitgemacht, bevor sie durch gewissenlose Führer in schlechte Bahnen geleitet worden, auch er besser als Andere im Stande sei, das Berechtigte von dem Verderblichen dieser Richtung zu unterscheiden.

Wenn das arme irregeleitete Volk erst einmal den Händen dieser Aufwiegler

entrissen, wenn dieser Sturmlauf gegen Alles, was hoch und heilig, seine Stirn gegen Gott zerschmettert habe, der sein nicht spotten lasse, dann werde keiner eifriger als er sein, die Wunden zu heilen, die Demüthigen wieder aufzurichten, zu vergessen und zu verzeihen.

Aber noch war der Tag des Kampfes; noch ertönte das Wort des Herrn an seine Streiter: „tragt das Schwert nicht umsonst!" Als er sich nun aufrichtete und seinen fast dunkelblauen Augen im Spiegel begegnete, da mußte er wieder lächeln, wenn er an die kleine Scene unten im Zimmer dachte. Wie kleinlich kam ihm das Alles jetzt vor! — er beschloß, sie mit noch mehr Nachsicht und Milde zu behandeln, sie wußte es ja nicht einmal, die Arme, wie viel höher seine Gedanken waren als die ihren!

Darauf setzte er sich bequem in seinen großen Lehnstuhl am Schreibtisch, zündete seine lange Pfeife an und entfaltete wieder die Zeitung der Hauptstadt. Er fand bald die richtige Stelle und setzte seine Lectüre ruhig und frei von kleinlicher Sorge fort.

— — — — „es ist ein Kampf gegen Gott. Aber Alle, welche den Verführern folgen, werden merken, daß es schwer hält, gegen den Stachel zu löcken; denn Gott läßt sein nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten."

Fünftes Capitel.

Christiania, 2. April 1884.

Lieber Vater

Du machst mir in Deinem letzten Briefe milde Vorwürfe wegen meines langen Schweigens über die hiesigen Verhältnisse. Du bist allerdings dazu berechtigt. Ich vermag Dir nur für Deine scherzende Rüge zu danken, indem ich Dir sowohl die Ursache meiner Saumseligkeit bekenne, als Dich auch zugleich um Deine Einwilligung und Deinen Segen zu einem wichtigen Schritt bitte, den ich in diesen Tagen unter Gebet und Selbstprüfung gewagt habe. Ich bin nämlich verlobt — das heißt: ich habe das Jawort einer jungen und liebenswürdigen Dame erhalten; aber ich habe mich ihrer Familie noch nicht vorgestellt, weil das schöne Verhältniß, welches, Gott sei Dank! zwischen Dir und mir besteht, es mir zur lieben Pflicht macht, Deinen Rath und Deine Zustimmung zu erbitten, ehe ich diese höchst anziehende Verbindung vor Gott und Menschen öffentlich besiegle.

Meine Braut — Du wirst das Gefühl innigen Glückes verstehen, welches mich bei diesem Wort durchzittert, und ich hoffe mit Wahrheit sagen zu können, die reine und keusche Freude bei dem Gedanken an die Hilfe und den Segen, der uns in einem guten und getreuen Weibe verheißen worden. Sie ist Jörgen Pram's Tochter, gehört also nicht allein einer guten alten Familie an, sondern ist auch sehr vermögend. Ich beeile mich, dies vorauszuschicken, nicht weil es weder für mich noch für Dich besondere Bedeutung hat, sondern weil ich nicht einmal vor mir selbst den Schein haben will, darüber Gleichgültigkeit zu affectiren, die, wenn sie verstellt, eine der schwersten Anklagen sein würde. Ihre Bekanntschaft habe ich in Gesellschaften gemacht, an denen ich auf Deinen Wunsch im Einklang

mit meinem eigenen Vergnügen ziemlich häufig Theil genommen habe. Unter den vorhandenen gespannten — ja, ich kann wohl sagen — aufregenden Verhältnissen, ist meine Liebe unter verschiedenen Prüfungen und Widerwärtigkeiten erstarkt. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß hier zwischen den jungen Leuten ein gut Theil verderblicher Elemente sich findet, und selbst eine Familie, wie die Pram'sche, hat sich nicht ganz frei von solcher Einwirkung halten können. Meine Gabriele hat einige Vettern, die im Vereine mit einem ganzen Schwarm leichtsinniger Freunde Alles aufgeboten haben, um mich unmöglich, ja sogar lächerlich in ihren Augen zu machen. Es gilt gegenwärtig bei einer gewissen Partei für eine Art Idiotismus, Christ zu sein. Es ist aber doch nicht ausschließlich meine Stellung als Theologe, die den Herren ein Dorn im Auge, sondern der Umstand, daß ich Dein Sohn bin, macht mich zum Object des Hasses und der Verfolgung. Ich gestehe, daß ich jetzt, wo der Sieg endlich mein ist, stolz darauf bin. Gabriele hat nachgegeben, oder richtiger gesagt, bei näherer Bekanntschaft ist es ihr klar geworden, wo sich schließlich die soliden Eigenschaften finden, auf welche allein die Hoffnung dauernden Glückes gebaut werden kann.

Glaube nicht, lieber Vater, daß ich Dir dies aus Prahlerei erzähle. Mein Herz ist wahrlich zu sehr von demüthigem Dank gegen Gott erfüllt, der mich in seiner Gnade so weit geführt hat. Aber ich mußte, um der Erklärung des Ganzen willen, dies berühren; ich will Dir Alles klar und vertrauensvoll darlegen. Das moderne Unwesen, welches also dem Leben meiner theuren Gabriele so nahe getreten, ist nicht ganz ohne Einfluß auf sie geblieben. Ich kann Dir leider nicht mit voller Wahrheit sagen, daß Du Deine Zustimmung zu der Verbindung mit einem Weibe geben sollst, das eine wahre und einfältiglich Gläubige ist. Ich merkte es gleich im Anfange unserer Bekanntschaft; aber das wirkte keineswegs abstoßend auf mich, ich möchte eher glauben, daß die starke Anziehung, welche dieses Weib auf mich ausübte, nicht zum kleinsten Theil aus dem herzlichen Wunsch entsprang, dazu beizutragen, daß das klare Licht der Gnade Eingang in diese so schön angelegte Seele finden möge. Unsere Gespräche trugen vom ersten Augenblick an einen ernsten Charakter; selbst mitten in der widersprechendsten Umgebung, wie das weltliche Gesellschaftsleben, in welchem wir uns immer trafen, es mit sich führt. Selbstverständlich hielt ich mich von jedem directen Bekehrungsversuche fern, der nur verletzend auf sie gewirkt und uns getrennt haben würde; aber ich machte auch kein Hehl aus meinem einfältigen Christenglauben. Ich wich so viel als möglich den wohlfeilen Argumenten gegen das Christenthum aus, von denen die Ungläubigen allezeit einen guten Vorrath besitzen und die ihr von den genannten Vettern und deren Anhang untergeschoben waren. Ich darf vielleicht annehmen, daß gerade die Langmuth und Gemüthsruhe, mit welcher ich diesen Theil der Schmach Christi trug, wie sie grad in diesen Tagen so reichlich über seine Bekenner ausgegossen wird, ein Grund mehr war, mich in ihrer Meinung zu heben, trotz aller Bemühungen und Kunstgriffe der Bosheit. Gestern, als ich nach einem langen Zwiegespräch sie zum letzten Male bat, mir eine bestimmte Antwort zu geben, legte sie ihre Hand in die meine und sagte mit bewegter Stimme diese Worte: „Sie sind doch Der, zu dem ich das meiste Vertrauen habe, — ich will die Ihre werden."

Sieh, lieber Vater, dies ist die Geschichte meines Glückes, aber nun kommt etwas hinterher, was mir weder Frieden noch Ruhe läßt. Denn nachdem sie diese Worte gesprochen und schon Abschied von mir nehmen wollte — Frau Pram's Wagen ließ sich hören — sagte sie lächelnd: „Aber nur unter einer Bedingung: Sie dürfen nicht Pfarrer werden! Das müssen Sie mir versprechen. Wollen Sie es geloben?"

Ja, das ist der Punkt, um den sich seitdem all meine Gedanken gedreht haben und zu dem es mich auch in diesem Briefe durch eine unwiderstehliche und peinigende Macht hingezogen hat. Was sollte ich thun? — oder laß mich erst berichten, was ich that; denn die Eindrücke waren in diesem Augenblicke so überwältigend und das Ganze ging so rasch, daß ich mir nicht voll bewußt bin, was ich sagte, welche Worte ich gebrauchte. Aber eben so gewiß wie ich Gott zum Zeugen anrufen kann, daß ich niemals, nicht einmal in jener Stunde, ernstlich daran gedacht habe, meinem Berufe als geringer, aber gehorsamer Diener des Wortes untreu zu werden, eben so wenig darf ich leugnen, daß die Worte, in denen ich meinem überströmenden Glück über ihre Einwilligung Ausdruck verlieh, ihr wie ein vollständiges Aufgeben alles Dessen erscheinen kann, was gegen ihren Wunsch und ihr Wollen streitet.

Da hast Du meine Schwachheit und meine Sünde, guter Vater! Ich weiß wohl, daß ich hierfür, wie für Alles dem Vater des Lichtes Rechenschaft schulde; aber ich lege meine Schuld an Dein Herz, als meine nächste Instanz, daß Du mich wieder auf den rechten Weg führen sollst. Denn wenn ich auch einige Entschuldigung in dem Umstande finden kann, daß keine Zeit zu einer gründlichen Erwägung einer so ernsten Frage vorhanden — Frau Pram's Wagen hielt schon — so stehe ich doch jetzt vor dieser Anforderung, indem ich ausgehe, um mit Gabrielen zusammenzutreffen. Soll ich nun, kurz und gut, meinen Beschluß, Pfarrer zu werden, festhalten und dadurch eine Mißstimmung hervorrufen, die in der ersten Morgendämmerung unserer Liebe gleich einem Nachtfrost alle Keime tödten und das Glück ganz verscherzen würde, nach dem ich mich so heftig gesehnt und dessen Besitz so nahe ist?

Wollte Gott, daß ich Dich hier hätte, Vater! — Dich, dessen Rath und Leitung ich so schwer entbehren kann und ohne dessen theure Einwilligung ich bis jetzt noch keinen wichtigen Schritt gethan habe. In dieser Unsicherheit bin ich zu dem Entschluß gekommen, diese wenigen Tage, bis ich Antwort habe, noch zu warten. So wie Du mir räthst, so werde ich handeln, es mag kosten, was es wolle. Inzwischen will ich im Umgange mit meiner Verlobten — Du mußt nicht zürnen, daß ich mich in meiner glücklichen Verliebtheit über dieses Wort freue — versuchen, jeder ernsthaften Besprechung dieser Frage auszuweichen, bis ich Deinen Brief empfangen habe. Möchtest Du die Sache in demselben Lichte ansehen wie ich, der ich meine Hoffnung darauf setze, daß die Zeit oder vielleicht andere Umgebungen Gabrielen mit dem Gedanken an eine Lebensstellung aussöhnen werden, von der sie leider so ganz verkehrte Begriffe hat.

Sieh, all' Dies hatte mich so egoistisch in Anspruch genommen, daß ich zu wenig daran dachte, Dich au courant der hiesigen Ereignisse zu halten. Aber jetzt nähert sich die gesegnete Osterzeit; da hoffe ich in der Heimath gemüthlichem

Winkel Dir die Bewegungen und Verirrungen der Welt zu schildern. Ich kann erst am Osterabend kommen, weil ich — wie ich Dir wohl erzählt — schon vor langer Zeit eine Einladung vom Professor zum Gründonnerstag erhalten habe. Wie über alle Beschreibung glücklich würde ich sein, wenn ich meine Gabriele unserm kleinen Kreise zuführen könnte! Grüß' die liebe gute Mutter und theil' ihr mein Glück mit.

Hier sprechen alle von Deinem letzten Artikel. Du kannst Dir wohl denken, daß mir viel herzliche Grüße für Dich aufgetragen worden sind.

Auch aus Stockholm kannst Du nächstens Etwas erwarten, sagte „O." mir Sonnabend; er wollte sich nicht näher darüber aussprechen, aber auf seinem freundlichen Gesichte konnte ich lesen, daß die Eifersucht, die früher offenbar von seiner Seite vorhanden war, jetzt einer unbedingten Anerkennung Deiner Ueberlegenheit gewichen ist.

Und nun, geliebter Vater, lege ich das Glück meiner Zukunft insoweit in Deine Hände, als ich durch Deinen Brief wissen will, ob ich bei dem, was ich bis jetzt gethan, Deinen Beifall erhoffen und Deinen Segen erwarten darf, wenn ich die Wege gehe, welche mein Herz mir weist. Möchte unser Beider Vater jetzt, wie so oft, mit seiner Liebe und Weisheit Rath Dir beistehen — Ihm zur Ehre und mir zum Segen und zur Freude.

Dein ergebener Sohn
Johannes.

Sechstes Capitel.

Grandalen, 5. April 1884.

Mein lieber Johannes!

Damit Du nicht erst diesen ganzen Brief, der vielleicht sehr lang wird, in Ungewißheit und Spannung zu lesen brauchst, will ich gleich damit anfangen, Dir meinen väterlichen Glückwunsch zu Deiner Verlobung zu sagen. Möchte der treue Gott, unter dessen Augen Du Dich sicherlich in dieser Sache gefühlt hast, sich auch ferner als der treue beweisen, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen.

Dein Brief vom 2. d. M. ist aus dem echten Kindesgeist geschrieben, den ich an meinem Johannes kenne. Ich werde Dir Deine Offenheit vergelten, indem ich, um Dir einen guten und zuverlässigen Rath geben zu können, nicht allein meine väterliche Liebe anrufen will, sondern auch ein verhältnißmäßig langes und nicht müßig verbrachtes Leben christlicher Erfahrung. Zuerst muß ich Dir meine volle Anerkennung darüber aussprechen, daß Du Dich ganz frei von den gewöhnlichen Uebertreibungen der Verliebten gehalten, sowohl in Betreff der Schilderung der Stärke Deiner eigenen Gefühle und deren Wärme, als auch der Schönheit Deiner Braut und ihrer vortrefflichen Eigenschaften. Diese Mäßigung gibt mir, dem erfahrenen Manne, die beste Garantie. Es ist hauptsächlich diese Mäßigung, auf welche ich meine Hoffnung der segensreichen Folgen Deiner Wahl sowohl für Dich als für sie, ja über weite Kreise hinaus, baue. Denn unleugbar ist ja vieles bei Deiner Verbindung mit dieser jungen Dame, was, wenn ich es auch nicht geradezu für bedenklich erklären will, mir doch von

so großer Bedeutung scheint, daß es vollständig die ruhige Ueberlegung fordert, welche die blind Verliebten selten anzuwenden vermögen. Ich beziehe dies nicht so sehr auf die äußeren Verhältnisse; die Pram'sche Familie ist, wenn auch etwas gemischt, doch immer eine unserer besten; und was den Reichthum betrifft, den Du mit so großer Gewissenhaftigkeit andeutest, so darf dieser Dich weder verwirren noch beunruhigen. Denn erstlich wirst Du in Deinem eigenen Gewissen einen hinreichenden Schutz gegen die bösen Zungen haben, welche — darauf mußt Du Dich gefaßt machen — Dich nicht mit den kränkendsten Beschuldigungen verschonen werden, wenn es bekannt wird, daß Du mit einer der reichsten Erbinnen des Landes verlobt bist. Was nun den Reichthum selbst betrifft — dieses Geld, das für Viele die Summe des Lebens ausmacht — so wissen wir Christen ja, sowohl welch' geringen Werth es hat, als auch welche Gefahren es mit sich führen kann. Inzwischen ist es einem Menschen Deines Alters und Deiner idealen Entwickelung gegenüber weniger wesentlich und nothwendig, die Versuchungen und Gefahren des Reichthums hervorzuheben; vielmehr muß ich, als der Welterfahrene, Dich davor warnen, das irdische Gut nicht allzu gering zu schätzen. Es ist nämlich in dem reichlichen Besitz der zeitlichen Güter unseres Gottes, außer dem Glücke, den Bedürftigen mittheilen zu können, auch ein anderer Segen verborgen, den Gott oftmals in früheren Zeiten, wie auch jetzt, über diejenigen seiner Diener ausgegossen, welche er erwählt hat, seinen ewigen Rathschluß in umfassenderem Maße oder — menschlich gesprochen — in einer großartigeren und mächtigeren Weise auf Erden auszuführen. Der reiche und überflüssige Besitz irdischer Güter, in Verbindung mit demüthigem Sinn und dem einfältig christlichen Kinderglauben, mein lieber Sohn, sind Gaben, die selten auf eines einzelnen Menschen Loos fallen; aber wir wissen doch, Gott sei gelobt, daß sie sich vereinigt finden. Und wenn Du, mein theurer Johannes, zu diesen Auserwählten gehören solltest, so würde mir ein klares Licht zum Verständniß von Gottes Liebe und Barmherzigkeit aufgehen. Denn mein eignes Leben ist, wie Du weißt, in stiller und bescheidener Arbeit in dem verborgenen Weinberge des Herrn dahingeflossen, und wenn ich auch nun in meinen verhältnißmäßig alten Tagen fast gezwungen bin, einen Platz in den ersten Reihen der Kämpfer gegen Unglauben und Lüge einzunehmen, so kann man das doch kaum rechnen; ohne Furcht, den Versuchungen der Schlange zu unterliegen, darf ich sagen: es ist nichts gegen das, was ich meinem Lande hätte sein können, wenn ich von Jugend auf die so reichlich dargebotene Gelegenheit zur Ergreifung der Mittel und Macht benutzt hätte, welche den Menschen auf die Höhen seiner Zeit führen. Aber ich fühlte den Pfahl in meinem Fleisch, und Gott sei gelobt, der mich ihn zeitig erkennen ließ. Ich wollte den Weg nicht gehen, auf den sowohl meine Freunde als auch — Dir darf ich es wohl gestehen — meine Gaben mich wiesen. Ich erkannte, wie die Versuchung zur Eitelkeit einem Menschen nahe lag, der so veranlagt ist, wie ich es bin, und ich darf sagen, daß es mir mit Gottes Hilfe gelungen ist, der Gefahr zu entgehen. Weder in meiner Ehe noch in meinem Amte habe ich die Anforderungen gemacht, die ein Anderer in meiner Lage wahrscheinlich gestellt haben würde. Aber wenn ich jetzt, ohne mich selbst zu rühmen, mein Leben in seiner Anspruchslosigkeit

und mit seinen vielen Entsagungen darlegen kann, so will ich, indem ich Gott danke, der mich so weit geführt, Dir auch eingestehen, mein lieber Sohn, daß es mir nicht immer klar gewesen ist, ob ich berechtigt war, also auf meiner Huth vor mir selbst zu sein. In dem Gefühle der eigenen Begabung liegt etwas Berechtigtes, dem man auf die Länge nicht Trotz bieten kann. Eben deshalb machte die Nachricht Deiner Verlobung einen so tiefen Eindruck auf mich. Denn da es Gott gefallen hat, Dich, meinen Sohn, würdig und geschickt zu finden, die Verantwortung eines mit Reichthum gesegneten Lebens zu tragen, so sehe ich darin eine Belohnung für meine eigne Entsagung. Und Du darfst vielleicht auch in all' diesem irdischen Gut, welches Deine glückliche Liebe Dir als Mitgift schenkt, einen Wink von oben erkennen, den Du in Gehorsam und mit Dank genau beachten mußt. Wenn Du nun in Deinem Alter und bei den verhältnißmäßig geringen Erfahrungen in der praktischen Schule des Lebens geneigt bist, die materiellen Mittel zu unterschätzen, so magst Du mir auf mein Wort glauben, daß zu allen Zeiten, und besonders in Zeiten wie die unsrigen, Gott sich dieser materiellen Mittel im Kampf gegen das Allermateriellste — den Materialismus selbst bedient. Und ich, der ich mitten in der Bewegung stehe, die gleich einem Unwetter über das Land dahinbraust, ohne daß ich auch nur einen Augenblick durch Zweifel oder Unentschlossenheit verwirrt würde, ich sehe schon deutlich vor mir, welche Macht und welcher Wachsthum des Guten in dem Namen Deines künftigen Schwiegervaters liegt. Noch verborgen und müßig, aber in Verbindung mit der ungeheuren Stütze, die sowohl direct, als indirect in einem soliden ökonomischen Hintergrunde liegt, wird er für die gute Sache von großer, ja von unendlich großer Bedeutung werden. So bist denn Du, mein Sohn, möglicher Weise auserseheṅ, uns neue Kräfte und neuen Segen zuzuführen. Du wirst vielleicht später, wenn der Sieg für das Christenthum und für die sittliche Moral der Gesellschaft gewonnen ist, die Früchte davon in einem hellen und reichen Leben unter einer christlichen und kräftigen Regierung genießen.

Das waren so einige meiner Gedanken bei dem Lesen Deines lieben Briefes; aber wie ich schon bemerkt und wie Du auch selbst sagst, die äußern Verhältnisse Deiner künftigen Gattin sind weder für Dich, noch für mich das Wesentlichste. Des Menschen inneres Leben und sein Verhältniß zu Gott ist viel wichtiger, ja eigentlich das, worauf es ankommt. Es hat mir wohlgethan und mir das Herz erwärmt, als ich las, mit welcher Gewissenhaftigkeit und mit wie tiefem Ernst Du Deinen kleinen Streit mit der Geliebten um die Frage „Pfarrer oder nicht Pfarrer“ aufgefaßt und bewahrt hast. Aber vergieb mir, mein lieber Junge, wenn Dein Vater ein wenig über Deine Feierlichkeit dabei gelächelt hat. Du erzählst zwar nicht viel von Deiner Gabriele; aber es ist nun einmal so: nicht Alle brauchen gleich viel zu hören, um eine Sache zu verstehen. Du siehst, ich bin auch in dieser Beziehung genügsam. Ich habe mir schon ein ganz gutes Bild von Deiner Braut gemacht; in gewissen Punkten sehe ich vielleicht, wenn Du es gestattest, klarer als Du selbst. Sie ist freisinnig und vorurtheilslos, besonders in religiöser Beziehung; sie weiß, daß die Pfarrer die Knechtschaft und die Finsterniß festhalten; sie liebt die Armen und Unterdrückten, und kann Ungerechtigkeit gegen die Schwachen nicht leiden. Sie ist gereist und hat

viel gelesen, ist immer reich genug gewesen, um nie auf einen unüberwindlichen Widerstand zu stoßen. Jetzt liebt sie einen jungen Mann, und der will Pfarrer werden — unmöglich! — ganz undenkbar!

Was sollen wir Beiden nun thun? Du und ich, mein Johannes? Ja, wir sollen diese junge Dame lehren, sich die Möglichkeit zu denken und nicht allein dies, sondern wir sollen ihr behülflich sein, ihrem Gott und ihrem ehelichen Pfarrherrn zu danken, daß sie sich beugen lernte, nicht allein vor der irdischen Liebe, sondern vor Gottes unendlicher Liebe. Mein Rath ist kurz der: Laß sie hierher zu uns kommen, jetzt, Ostern, und ich wette mit Dir um eine gute Cigarre, daß es schon um Pfingsten ihr Wunsch ist, eine Pfarrersfrau zu werden.

Werde nur nicht böse über meinen scherzenden Ton. Ich weiß Deinen Ernst in dieser Sache zu schätzen, freue mich darüber und billige Deine Handlungsweise ganz und gar. Es ist weder klug noch erlaubt, durch heftige Worte aufs Spiel zu setzen, was uns und Andern zum Nutzen und Segen gereichen kann. Du wirst sehen, der liebe Gott bringt das schon Alles in Ordnung, und ich verspreche Dir auch meinen geringen Beistand; Du weißt, ich habe die Gabe, die Menschen richtig zu nehmen. Bestell' ihr nun vorläufig einen herzlichen Gruß vom alten Pfarrer, ich schriebe nicht, weil ich hoffte, sie bald mündlich als meine Tochter zu begrüßen. Auch von Mutter mußt Du sie grüßen. Sie freute sich natürlich sehr, war aber doch etwas ängstlich bei dem Gedanken, eine so feine junge Dame in ihrem Hause zu beherbergen. Nun gehst Du natürlich gleich zu Prams. Ich bitte Dich, auch dort meine Grüße zu überbringen. Die Frau ist — wie Du wohl weißt — die Tochter des Stadtvogts Bennecken; ihre Heirath mit dem trockenen und etwas langweiligen Jörgen Pram machte peinliches Aufsehen. Er hat übrigens immer eine etwas unklare Stellung eingenommen, obwohl er im Grunde natürlich auf der rechten Seite steht. Sollte man ihn dahin bringen können, wirklich Theil am öffentlichen Leben zu nehmen, so würde das der Sache ebenso günstig sein als ihm selbst. Diese Geldleute haben oft keine Ahnung von dem genauen und directen Zusammenhang ihrer eignen Interessen mit den brennenden Fragen der Zeit in Religion und Politik. Sie sind im Allgemeinen nicht genügend entwickelt, um diesen Zusammenhang zwischen der anscheinenden Unschädlichkeit in der hohlen Phrase und den unterirdischen Minen zu verstehen, welche ihre eignen Comptoire unterwühlen. Das wird eine Arbeit für Dich, reich an Möglichkeiten und mit der Aussicht auf glückliche Erfolge in weiteren Kreisen. Und da ich weiß, daß mein Johannes seine Wege nicht ohne Gott geht, so befehle ich Dich mit guter Zuversicht in die Obhut Dessen, der die Geschicke der Völker lenkt wie jedes einzelnen Wanderers Fußtritt auf dem Wege zu den Wohnungen des Lichts.

Dein Dich herzlich liebender

Vater.

Siebentes Capitel.

Die letzte Eisenbahn-Station war noch drei Stunden von Grandalen, Pastor Jürges' Pfarre, entfernt. Es ging durch Wälder, in denen der Schnee noch hoch lag, über Gebirgsrücken und vom Winde frei gemachte Strecken, welche durch die

Frühjahrssonne und Feuchtigkeit schlüpfrig und gefährlich glatt oder zu einer weichen Masse mit einer dünnen Schneekruste geworden waren.

Sie hatten sich gut unterhalten, auch viel über die Beschwerlichkeiten gelacht, Johannes und seine Braut. Es ereignete sich nämlich, daß sie eine Post-Station in einem eleganten Schlitten mit helltönenden Glocken verließen, aber nachdem sie eine Viertelstunde zurückgelegt hatten, mußten sie in einem geliehenen Karren durch grundlose Lehmwege weiterfahren.

Auf der letzten Station stand des Pfarrers eigner Schlitten mit seinen beiden Füchsen. Bis nach Grandalen hin lag noch hoher Schnee, und der Weg ging die ganze Zeit durch den Wald. Als sie jetzt unter dem Bärenfell in Fußsäcken wohl verpackt saßen, fühlten sie sich äußerst behaglich. Sie waren vom vielen Sprechen und Lachen ermüdet und versanken Beide in Träumereien, während die Füchse rasch und lautlos durch den Schnee trabten und den Schlitten leicht und munter der Heimath zuführten.

Die schwarzen Tannenstämme neben dem weißen Schnee glitten einförmig an Gabriele vorbei.

Aber Johannes, der den Wald und jede Biegung des Weges kannte, empfand das Gefühl der sich nähernden Heimath. Seine Gedanken eilten den Füchsen voraus, über den langen Berg und wieder den Rücken hinunter, der sich allmälig nach dem Fluß und dem Thale herabsenkte, in welchem sein Vater wohnte.

Noch nie hatte er solche Sehnsucht nach der Heimath empfunden als diesmal, wo er einen Sieg verkünden konnte, gegen den seine Examina gar nicht in Betracht kamen. Sie saß an seiner Seite und lehnte sich vertraulich an ihn an — dieses Weib, das als eine der ersten Damen des Landes anerkannt, bewundert und viel umworben war. Etliche liebten sie um ihrer Schönheit willen, Andere, weil sie interessant und glänzend war, und Dritte streckten geistlos die Hände nach ihr aus, wie in einem Traume, wenn es gilt, einen glücklichen Griff nach dem verzauberten Schatze zu thun, — sie, dies schöne Weib und der goldene Traum, saßen an seiner Seite und lehnten sich dicht und vertraulich an ihn.

Hinter sich sah er die Vettern nebst deren Anhang und alle dem jugendlichen Unkraut, welches in diesen verwilderten Zeiten emporgeschossen war, ehe man es niederschlagen und gründlich beseitigen konnte. Ein kleiner Anfang jedoch war damit gemacht, daß sie alle mit langen Nasen hatten abziehen müssen, und Johannes jubelte mit gutem Gewissen darüber.

Seit Empfang des väterlichen Briefes hatte er angefangen, seine Verlobung auf einem mehr allgemeinen Hintergrunde zu erblicken, als Glied einer Kette. Es war nicht zu verwundern, daß er es früher nicht so angesehen, in der Zeit, als er verzweifelte und dennoch hoffte, sie zu gewinnen. Aber jetzt ward es ihm klar, daß er dies Glück nicht egoistisch und rein persönlich auffassen dürfe. Daß seinen Händen so viel anvertraut ward, bedeutete mehr, und sein Herz erfüllte sich mit Dank gegen Gott, der seine Gebete erhört und seinen Prüfungen ein Ziel gesetzt hatte.

Seine glücklichen und gehobenen Gedanken gingen weiter ins Leben hinaus — zumal, da sie so vertraulich an seiner Seite saß. Die Aussichten waren jetzt

auch anders und heller, nachdem er durch des Vaters segensreichen Brief über den zweifelhaften Punkt beruhigt worden war.

Johannes hatte nämlich niemals den Zug bei dem sonst so verehrten Vater verstehen können, der ihn einst nach dem Norden als Fischerprediger getrieben und auch jetzt noch von der Hauptstadt fern hielt — einen Mann, von dem oft gesagt worden, daß er wie geschaffen zum Staatsrath wäre, wenn eine Vacanz eintreten würde, und der sich nun damit begnügte, so halbwegs in der Zeitung der Hauptstadt geehrt zu werden als der „talentvolle und überlegene D."

Jetzt hatte Johannes die Aufklärung darüber erhalten und die unschätzbare Gewißheit, daß man von ihm nichts Aehnliches verlangen werde. Während er in hohem Grade das Heroische in dem Kampfe seines Vaters gegen seine Eitelkeit bewunderte, ließ er sich zugleich mit mehr Ruhe und Vertrauen als früher von den eigenen Zukunftsträumen hoch in die Lüfte heben. Eine starke und mächtige Kirche, so wie Gottes Kirche in unsern Zeiten stehen sollte und müßte, hoch und hellleuchtend, von kräftigen Männern umgeben, die so gestellt waren, daß sie nicht ihre heilige Weihe zu erniedrigen brauchten, sondern sie als des Allmächtigen Zeugen aufrecht erhalten könnten im Weltgetümmel.

Der kleine Johannes richtete sich in seinem Pelze hoch auf; in Wirklichkeit war er nicht groß. Wenn Jemand sagte, daß er seiner Mutter gleiche, so liebte er das nicht, denn die Aehnlichkeit mit dem Vater in der Stimme und in den Manieren war sein Stolz. Das war der Wurm, der an ihm nagte, daß Erfahrung, bittere Erfahrung ihn gelehrt hatte, wie wenig bedeutend er für seine Person sei. Wenn er als der Sohn von Daniel Jürges vorgestellt ward, dem „talentvollen D. in der Zeitung der Hauptstadt", so zogen die Leute die Augenbrauen in die Höhe und sagten: „Ah!"

Wie lange hatte er nicht gewartet, unablässig den Himmel mit seinen Gebeten um Geduld, um immer mehr Geduld ermüdet, daß er all' diese Zurücksetzungen ertragen lerne, all' dies Uebersehen. Wie hatte es ihn nicht gequält, so unverstanden unter diesen beschränkten Menschen umherzugehen, die nicht ahnten, was in ihm lebte, und die so weit gingen, ihn mitleidig um seines Vaters willen in Schutz zu nehmen — ihn, der so hoch über ihnen stand!

Nur ein paar Lehrer und Etliche, die Johannes Jürges beobachtet hatten, als er sich in der Schule die höchsten Prädicate erkämpft oder auf der Universität sich zum Ersten im Examen durchgearbeitet hatte, nur diese kannten seine Beharrlichkeit, und Gabrielen's Vettern schworen darauf, daß seine Bewerbung um Gabrielen diesen Winter ein Meisterstück von Berechnung und Ausdauer gewesen sei.

Er selbst lächelte zuversichtlich, denn er wußte, daß Gott in dem Schwachen stark ist — in dem anscheinend Schwachen. Er hatte einen großen Schritt vorwärts gethan; er fühlte mit Behagen, wie seine Kraft eine Macht werde, aber ohne Uebermuth und ohne Uebereilung dachte er an all' die Schwierigkeiten, die zunächst zu beseitigen waren.

Sie hatten über die heikle Frage, Pfarrer oder nicht Pfarrer, im Ernst nicht wieder gesprochen. So oft Gabriele davon anfangen wollte, ging er scherzend zu etwas Anderem über. Aber auf die Länge konnte dies nicht so fortgehen; das leuchtete ihm ein. Es war hohe Zeit, daß er zum Vater komme.

Je mehr sie sich der Heimath näherten, desto fester schloß er sich an sie an und wünschte und betete, daß sie dem Vater gefallen und dieser ihr, sie war leider so unberechenbar, einen großartigen Eindruck machen, sowie, daß die Mutter sich nicht allzu einfach und unbedeutend ausnehmen möge. O, die arme liebe Mutter! Im Grunde bangte ihm nicht so sehr davor; sie und Gabriele würden gewiß gute Freundinnen werden und dann waren selten Fremde im väterlichen Hause, das hatte er so oft wahrgenommen, die nicht ganz und gar durch den Vater gefesselt wurden. So würde es auch Gabriele ergehen. Sie würde überhaupt wohl andern Sinnes werden, wenn sie einen Prediger wie ihn sähe!

Inzwischen saß sie an seiner Seite in halbklaren Träumereien, die sich zunächst mit der Freude über den Platz an der Seite dessen beschäftigten, den sie in Wahrheit liebte. Es fing an, im Walde zu dunkeln, und der tiefe, große Frieden, durch den sie mit munterm Glockengeläut fuhren, erfrischte ihren Sinn und verscheuchte den Ueberdruß und die Gleichgültigkeit!, welche der letzte Winter ihr gebracht.

Noch nie war eine Saison in der Stadt so schrecklich gewesen, und das Schlimmste, das, was Gabriele am Meisten ängstigte, wenn sie an ihr künftiges Leben dachte, war, daß im Grunde niemals so viel Leben, solcher Eifer, solche Beweglichkeit in alle Menschen gekommen war, als eben jetzt, und doch war es so — langweilig war nicht das rechte Wort dafür. Es ließ Einen eben so leer, wie die Langeweile selbst, aber gleichzeitig war es spannend, dies Rasseln mit den Zeitungen, dieses Umsichwerfen mit Schlagwörtern — dies ganze Spiel, das Freunde dahin brachte, sich zu hassen und die ärgsten Feinde einander in die Arme trieb.

Der Eifer, mit dem sie sich selbst in diese Wortgefechte eingelassen, als sie aus dem Auslande kam, kühlte nicht ab, weil sie verlor, und noch weniger, weil sie gewann. Sie ging von einer Gruppe zur andern, bald zur Rechten, bald zur Linken; sie hatte volle Freiheit, ihren Umgang zu wählen. Es verkehrten diesen Winter nicht viel Fremde in ihrem elterlichen Hause. Prams hatten fast allen Verkehr bis auf den mit der Familie eingestellt. Denn da Jörgen Pram in seinem unglaublichen Phlegma sich der Politik gegenüber durchaus gleichgültig verhielt, lud er gleichzeitig beide Parteien ein — und das nahm ein Ende mit Schrecken.

Aber Gabriele hatte volle Freiheit zu verkehren, mit wem sie wollte. Die Auswahl war groß, auf der einen Seite durch den ausgebreiteten geselligen Umgang des Hauses und der Verwandtschaft und auf der andern durch persönliche Bekanntschaften theils von ihren Reisen her, theils weil sie sie selbst gesucht hatte.

Denn wenn auch Frau Pram ihre Bedenken hatte, so fand Gabriele bei ihrem Vater immer Unterstützung. Jörgen Pram hatte ein für alle Mal ausgesprochen, daß es einzelne Frauen gäbe, die thun könnten, was sie wollten, und zu diesen gehöre Gabriele.

Im Uebrigen theilte er ihre Anschauungen keineswegs, hauptsächlich, weil er keine größeren Anschauungen hatte, als der tägliche Verkehr erforderte. Aber er amüsirte sich köstlich darüber, wenn seine Tochter mit ihrem unvergleichlichen

Freimuth über irgend einen der gekrönten Anfangsbuchstaben in der Zeitung der Hauptstadt herfiel.

Dies amüsirte ihn leider, und eben dadurch ward Gabrielens Eifer abgekühlt, so daß sie zuletzt all' dieser Gespräche überdrüssig ward und sich nicht mehr hineinmischte, mochte auch noch so viel Unverständiges vorgebracht werden.

Denn es ward ihr klar, daß sie ganz außerhalb des Spieles stand. Man hörte sie an, lächelte, schonte ihre Heftigkeit und that, als ob man einem lästigen Kanarienvogel zuhöre, der gegen die heiligsten Autoritäten anzwitschert. Da gab sie es auf und verband sich mit ihren abscheulichen Vettern und deren Anhang, schwatzte leichtsinnig und richtete unpolitische Tanzgesellschaften ein, welche die Alten in einer Art Geistesabwesenheit passiren ließen; man konnte wirklich in so bewegten Zeiten nicht auf Alles achten.

Aber sie ward dadurch nicht befriedigt. Sie fühlte nicht nur, sondern sie war gereift genug, um zu verstehen, daß dieser Streit, aus dem die Männer sie glimpflich entfernten, nicht allein politisch sei, wie sie sagten, und Etwas, was das kleine Fräulein Pram gar nichts anging; sondern daß es ihre eigene Lebensanschauung betreffe, die Ideen, welche ihr die theuersten und wesentlichsten waren — über diese zankte und stritt man sich, indem man die ihr werthen Namen theils als Beweise anführte, theils als Beschimpfungen einander an den Kopf warf.

Aber sie durfte sich nicht betheiligen.

Man wollte nicht verstehen, daß sie durch die Erziehung und Entwicklung, welche sie erhalten, den meisten gleichalterigen jungen Leuten vorangeeilt war, die niemals herausgekommen, die nie Anderes als ihre Lectionen und die Zeitungen gelesen und die Ideen der Gegenwart nur aus den Gesprächen in gemüthlichen Ofenwinkeln kennen gelernt hatten.

Da ward sie von tiefer Muthlosigkeit und von Scham ergriffen, weil sie nicht tüchtig befunden ward. Die Freiheit, welche sie genossen, und ihres Vaters Vertrauen waren verloren und unverdient, sie zahlte keine Zinsen für das für sie verausgabte Capital, und für all' ihre Kenntnisse, alle Stärke ihrer Ueberzeugung hatte Niemand Verwendung, denn sie war Fräulein Pram, und das mußte sie bleiben, bis ihre Unmündigkeit durch eine christliche Ehe besiegelt sein würde.

Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, aber ihre Natur erwählte das Lachen; und das that sie denn auch einige Zeit hindurch, aber mit sehr schlechtem Gewissen.

Während all' dieser Zeit beschäftigte nur Einer sich ernstlich mit ihr, und das war der, an dessen Seite sie jetzt saß.

Der kleine, steife Theologe mit den klaren, festen, blauen Augen, dem geraden Rücken, den ruhigen Bewegungen und einer unverändert sichern Stimme, er, den sie abwechselnd beschützte und dann wieder den gottlosen Vettern Preis gab, der gleich einem Kobold aus Fliedermark immer auf seinem Bleiklumpen gerade vor ihr stand, wie toll sie ihm auch mitgespielt hatte — zu dem fühlte sie sich nach und nach hingezogen.

Sie waren mit einander kaum über einen Punkt einig unter dem Himmel und noch weniger über einen im Himmel. Aber sie lernte den Ernst schätzen,

mit dem er ihr widersprach, und die Ruhe und das Gleichgewicht, das ihn niemals verließ, selbst wenn sie Dinge sagte, die, wie sie wußte, ihn aufs Tiefste verletzen mußten.

Dazu kam seine treue Liebe, die nichts ermüden oder verwirren konnte — weder Spott, noch Kälte, noch Launen oder Ausgelassenheit. Er ging darauf ein, und hielt in dem ihm so fremden Kreise aus, in welchem im Grunde alle Uebrigen ihn verabscheuten. Nie wich er zurück, nie drängte er sich vor, er war nur da — immer war er da.

Nachdem Gabriele eine Reihe von Stimmungen dem Candidaten Jürges gegenüber durchgemacht hatte, ward er ihr „freundschaftlich gleichgültig“, bis das Frühjahr den Wintervergnügungen ein Ende machte.

Die Veränderung, welche jetzt in Leben und Gewohnheiten eintrat, riß auch Gabriele aus der Apathie heraus, in die sie sich mit ihrem schlechten Gewissen gehüllt hatte.

Sie fing an, einsame Spaziergänge zu machen, auf denen sie mit Johannes Jürges zusammentraf. Und da fühlte sie die Erleichterung, sich gegen Jemanden aussprechen zu können, der so zu hören, zu schweigen und zu antworten verstand, daß Alles voller Ernst und Aufrichtigkeit ward, gleichviel ob man sich einigte oder nicht.

Sie vertraute ihm an, wie peinlich ihre ohnmächtige Stellung ihr sei, und dabei machte sie die Entdeckung, daß auch sein Beruf eingeengt, der Drang sich geltend zu machen, den er ihr plötzlich in einem erregten Augenblick so beredt verrieth, daß Gabriele überrascht und gerührt ward. Dies stille Tragen kam ihr so groß vor und daß sie Beide nicht hell ins Leben blickten, führte sie näher zusammen. Seine treue Bewunderung, die immer bescheiden bereit stand, ihre Hand zu ergreifen, machte ihr das Herz so warm, und schließlich hielt sie so viel von ihm, daß sie an jenem Abend ja sagte — sie vertraue ihm und wolle mit ihm durchs Leben gehen.

Es war ihr aber doch eine Ueberraschung, daß dies eine regelrechte Verlobung mit allem Zubehör sei. Ihre Freundinnen und enttäuschten Anbeter erregten durch Erstaunen und Verzweiflung einen solchen Wirrwarr um sie her, daß sie froh war, ihnen allen zu entfliehen, als sie ihren Verlobten nach dem Pfarrhof seines Vaters begleitete.

Ihre Mutter war sehr zufrieden mit der Partie — sie hatte die theologischen Candidaten immer in Schutz genommen; Jörgen Pram verwunderte sich, sagte jedoch nichts.

Aber in der Stadt ward ihre Verlobung eine Begebenheit, die fast den Streit des Tages überflügelte und beinahe politische Bedeutung gewann. Der Sohn des Pfarrers Jürges — des „talentvollen T. in der Zeitung der Hauptstadt“ — mit der Tochter eines der Reichsten im Lande verlobt! Er hatte den Vogel abgeschossen, aber auch ihr konnte man wahrlich gratuliren!

Nur die gottlosen Vettern und ihr Anhang schworen hoch und theuer, daß Gabriele ihn nur aus Trotz genommen habe — nur um etwas recht Tolles zu thun, weil sie sich gelangweilt habe.

All' diesen Tumult ließ sie nun hinter sich — glücklich, frei zu stehen und

in ein Verhältniß getreten zu sein, in dem sie selbständig war und einer Zukunft entgegenging, die sie sich jetzt ausmalte.

Sie war sich ihrer Liebe in einer wunderbar ruhigen Weise bewußt geworden. Sie hatte seine Liebe lange bemerkt und sich gesagt, daß er nur auf ein Wort von ihr warte. Als sie schließlich verstand, daß sie ihm in vielen Dingen Unrecht gethan, fühlte sie das Bedürfniß, sich diesem treuen und ernsten Manne ganz und warm hinzugeben.

Während sie daran dachte, wie glücklich sie zusammen leben würden, wie das ganze Leben wieder so reich und hell vor ihr liege, da mußte sie bei dem Gedanken lachen, wie verschieden sie wären, wie oft ihre liebsten Gedanken gegen seine so sicheren Urtheile anprallten, die gleich Klippen den Binnensee umschlossen, auf welchem seine unerschütterliche Ueberzeugung allein umhersegelte.

In religiöser Hinsicht war sie selbst so klar, daß sie meinte, der Eine solle den Andern nicht überzeugen noch kränken wollen. Aber sie wußte aus ihren Gesprächen, daß viele andere Fragen hinter den Klippen lagen, innerhalb der Mauern, die er als Christ nicht überschreiten durfte — Fragen rein menschlicher und socialer Natur — und das erschien ihr lächerlich; er wußte so wenig — das heißt, er wußte zwar recht viel, aber es war, so zu sagen, ein zugestutztes und beschränktes Wissen.

Sie zweifelte nicht an seinem guten klaren Verstande, seiner leichten und sichern Auffassung, seinen ausgezeichneten theologischen Kenntnissen, und überdies war er ja ein gründlich und wohlunterrichteter junger Mann.

Aber all' diese guten Dinge hielt er so wunderbar trocken auf Lager. Während bei ihr die innere Entwickelung sich nach außen wandte, sich öffnete und weiter und weiter ausdehnte in dem fröhlichen Drang, immer noch mehr zu umfassen, zogen seine Gaben sich dagegen nach innen in scharfen, kräftigen Linien, die sich fester und fester um eine wohlgerüstete Sicherheit rundeten.

Gabriele hegte nicht den leisesten Zweifel daran, daß es ihr glücken werde, ihres theuren Freundes Kopf dem Licht und der Luft zu öffnen. Sie freute sich schon darauf, ihm in die fremde Welt zu folgen, in der sie selbst von dem großen Gefühl der Zusammengehörigkeit der Menschen erfüllt worden, die später Alles, was sie wußte, zusammenhängend und voll Leben und Bedeutung in ihr gestaltet hatte.

Als Gabriele das erste Mal auf Reisen ging, hatte sie sich fast zu ihrer Ueberraschung denen ebenbürtig gefühlt, mit denen sie zusammentraf. Welch' doppelte Freude müßte es jetzt sein, mit einem so wohl ausgerüsteten Manne, wie der ihrige, in die Welt hinauszugehen, um mit einander in dem Gewimmel dieser denkenden und arbeitenden Mitmenschen zu verschwinden und zugleich ihr gemüthliches Heim droben zwischen den Felsen in den hellen Nächten zu wissen.

Es fehlte ihm eben weiter nichts — davon war Gabriele fest überzeugt, und deshalb wunderte sie sich auch nicht mehr.

Alles, was er vom Knaben bis zum Candidaten gelernt hatte, waren sichere gebundene Sachen, nicht bloß Thatsachen, sondern die Anschauungen der Lehrer und Professoren, die weit sichrer und fester in der Masse waren als gewöhnliche

Thatsachen — wie viereckige und rechtwinklige Domino-Steine hatte man dies Alles in ihn niedergelegt, und um es zu verbinden, hatten sie dem erwachsenen Menschen nichts Anderes zu bieten, als die Unfehlbarkeit der kleinen lutherischen Sekte. Gabriele fühlte genau, wie lang die Leine sei, die sie ihm auf den siegreichen Streifzügen der jüngeren Theologen gegen den europäischen Unglauben mitgegeben, während die Professoren das Tauende hielten.

Sie wollte ihn hinaus begleiten, nicht an einen bestimmten Ort, nicht um ihn etwas Bestimmtes sehen, hören oder lernen zu lassen — nur ihm folgen und beobachten wollte sie, ob es ihm ebenso gehen würde wie ihr. Denn Gabriele war fest überzeugt, daß das Befreiende durch das Fremde weder darin lag, daß man durch Vergleichungen gehoben oder niedergedrückt werde, sondern darin, daß man tief von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit der Menschen ergriffen werde, ohne an sie durch die tausend trocknen Fasern der alltäglichen Bekanntschaft gebunden zu sein, die zu Hause oft Alles überwuchern und die lebensfähigen Keime ersticken.

Daran dachte sie, während sie sich eng und vertraulich an ihren Verlobten schmiegte; sie wollte die engen Mauern fallen sehen, wollte jubeln, wenn die Freude über das Leben nun hervorbräche und mit all den viereckigen Packkisten davonsegelte, in welchen die Sicherheit ihres theuren Theologen wie in altes Heu niedergelegt war. Er dürfe gern bei seiner Religion verbleiben, wenn er nur nicht in anderen Dingen viereckig sein wollte. Da Aufrichtigkeit der Zug an ihm war, den sie am Meisten zu schätzen wußte, so fühlte sie sich davon überzeugt, daß er, sobald er sich ausgelüftet habe, auch von selbst an die Arbeit geführt werde, die Menschen, welche in Unwissenheit und Trägheit säßen, zu erlösen und zu bessern. Aber nicht als Pfarrer. Sie konnte sich nicht einmal die Möglichkeit denken, daß Johannes, so wie er jetzt war, Pfarrer werden könne. Denn er war zu wenig entwickelt, um im Ernst Seelsorger zu sein — und Beamter in der Staatskirche! Sie wußte, daß er das nicht wollen könne. Gabriele dachte dabei nicht einmal an sein Versprechen; aber sie wußte, daß er in Bezug auf die Staatskirche und officielle Gottesverehrung mit ihr einig sei — wenn nicht im Ausdruck so doch im Gedanken.

Wenn sie auch nicht allzuviel von ihm erwartete — oder von ihnen Beiden im Verein — so war es doch ihr Lieblingstraum, daß er und sie ein Zusammenleben führen wollten ohne irgend welche Unterdrückung und Verleugnung der Wahrheit, ein Heim hienieden für hellere Freuden und größeren Mannesmuth, als aus der viereckigen Selbstzufriedenheit erwachsen.

Während sie sich dieses Heim vorstellte, sah sie Licht zwischen den Baumstämmen; im Halbdunkel erblickte sie ein weißes Haus mit einem Staket davor, das gerade an der Ecke einer ausgerodeten Stelle im Walde stand. Es lag da warm und einladend im Schnee.

„Sieh, sieh — da ist der Pfarrhof — Johannes! nicht wahr? wie gemüthlich sieht er aus."

„Nein, nein, liebe Gabriele. Erinnerst Du Dich meiner Beschreibung des Pfarrhofs nicht? Der liegt auf der linken Seite des Weges. Dies ist des Lehnsmanns Haus."

„Und ich war so überzeugt, daß es Deine Heimath sei," sagte Gabriele enttäuscht. „Es sah so gemüthlich aus."

„Nein, Liebe, bei Tage wirst Du sehen, daß es ein altes baufälliges Haus ist. Der Pfarrhof ist verhältnißmäßig neu — fast modern. Du sollst ihn nur sehen — jetzt sind wir gleich da. — Sieh, das war die Kirche."

Gabriele setzte sich aufrecht und fing an, sich vor ihrem Eintritt zu grauen. Der fürchterliche „D." aus der Zeitung der Hauptstadt war unbedingt der dunkle Punkt bei ihrer Verlobung. Sie wußte nicht, wie sie zu erkennen geben sollte, daß sie uneinig mit ihm sei und sich doch, um Johannes' willen, einen Platz in seinem Herzen sichern möchte. Sie wollte in ihrer Liebenswürdigkeit sehr weit gehen; wenn er aber wirklich auch außerhalb der Zeitung der gebieterische Herr war, so könnte sie ebenso gut von vornherein ihren Standpunkt offenbaren.

Sie war deshalb nicht ganz frei von Herzklopfen, als Johannes ihr die hohe weiße Frontmauer des Hauptgebäudes zeigte, welche durch die Bäume schimmerte.

„Aber was ist das Wunderliche dort im Hofe?" fragte Gabriele, als sie vom Fahrwege in den Hof bogen; „das sieht ja aus wie ein lahmer Elephant mit Schnee bedeckt."

„Das ist ein altes Haus, welches die Gemeinde nicht repariren will," antwortete Johannes etwas streng; denn er hörte, daß der Junge hinter ihnen ein Lachen über den Elephanten mühsam unterdrückte.

„Dann würde ich es lieber selbst repariren," sagte Gabriele, als sie an dem alten schwarzen Hause vorbeifuhren, welches sich mit seinen schiefen Wänden unter dem Schneedach fast neigte.

Johannes flüsterte rasch: „Sprich mit dem Vater lieber nicht davon; er hat ohnehin schon so viel Aerger durch dies alte Haus gehabt. — Aber jetzt, sieh da," — indem er sich in der Freude über das Elternhaus halb erhob, „sieh den Hof, wie geräumig, und sieh — Licht im Wohnzimmer und Licht oben, — in dem Zimmer wirst Du wohnen — sieht es nicht behaglich im Wohnzimmer aus? Sieh, da ist der Vater!"

In der offenen Hausthür oben auf der Treppe, zeigte sich eine hohe Gestalt, und nachdem Johannes in Eile seine Braut aus Fußsack und Fellen gewickelt, führte er sie die Stufen hinan, indem er ganz glücklich rief: „Vater! — da ist sie!"

Der Pfarrer nahm sie in seine Arme und sagte mit seiner schönen Stimme, deren Aehnlichkeit mit der ihres Verlobten Gabrielen sofort auffiel:

„Gott segne Deinen Eingang und Deinen Ausgang."

Dann ward sie in einen geräumigen Gang geführt, in welchem eine Lampe hing und Johannes sie strahlend seiner Mutter vorstellte, die ihr einen kleinen schüchternen Kuß gab und sich dann eifrig daranmachte, sie aus ihrer Umhüllung zu schälen. Die Verlegenheit zwischen diesen ganz Fremden, die auf einmal so nahe auf einander angewiesen waren, fand ihren Ausdruck in einer Mannigfaltigkeit von kleinen freundschaftlichen Worten und dem Versuch, der jungen Dame behülflich zu sein: nur Johannes, der beide Theile kannte, fühlte sich vollkommen glücklich und fing zu Gabrielens maßlosem Erstaunen an, im Zimmer umherzuspringen und zu lachen wie ein Schulbube.

Sie selbst wurde — wie sie es unter ungewohnten Verhältnissen zu sein pflegte — ruhig und etwas steif; sie gab sich auch alle Mühe, die kleine Frau Pfarrer zu beruhigen, die sie oben hinauf geleitete.

Aber Frau Jürges wirbelte hülflos umher, murmelte eine lange Entschuldigung, welche kein Ende fand, obgleich Gabriele erklärte, daß diese sogenannte Bischofskammer das hübscheste Schlafzimmer sei, welches sie je gesehen habe. Schließlich verschwand sie mit der Entschuldigung, daß sie nach dem Abendbrod sehen müsse. Gabriele ließ sich lachend in den Bischofsstuhl fallen. Es ward ihr auf einmal klar, in welchem Grade sie sich von diesen Leuten unterschied. Diese breitschultrige hohe Gestalt des Pfarrers, in dem ein Anfangsbuchstabe der Zeitung der Hauptstadt wohnte, und diese kleine Frauenfigur, in der nichts Anderes zu sein schien als eine verschüchterte Liebenswürdigkeit, und dann ihr lieber kleiner viereckiger Theologe, der auf einmal anfing zu hüpfen und zu springen — nein — nein — das wäre ein Anblick für die gottlosen Vettern gewesen!

Aber die sollten keinen Stoff zum Lachen haben. Sie wollte in diesen Kreis eintreten und ihn verstehen lernen. Wie lange hatte sie nicht Johannes gekannt, ohne ihn zu würdigen, und doch war er ihr jetzt so lieb geworden; seine Eltern sollten ihr auch lieb werden. Gabriele beeilte ihre Toilette, um wieder ins Wohnzimmer zu kommen. Als sie die Treppe hinunterging, athmete sie mit Wohlbehagen den ländlichen Duft eines sauber gehaltenen Hauses, welches warm und gemüthlich, ohne Luxus und Prahlerei eingerichtet war und in dem, wie sie vermuthete, gut gegessen wurde: sie spürte den Kalbsbraten von der Küche her.

Sie fand die beiden Herren im Ofenwinkel am Pfeifentisch und hörte ein gedämpftes, bei ihrem Eintritt abgebrochenes Gespräch. Johannes lief ihr entgegen, und der Pfarrer zog galant einen Schaukelstuhl herbei, in welchem Gabriele Platz nahm. Das Gespräch entspann sich ungezwungen und lebhaft von selbst, so daß Keiner sich gedrückt oder verlegen fühlte. Der Pfarrer führte hauptsächlich die Unterhaltung, und Johannes freute sich, daß Gabriele, gleich allen Andern, von der fesselnden Weise des Vaters fortgerissen wurde.

Sie sprachen von der Stadt, von Bekannten und Büchern — über Alles, was vorkam, und Gabriele nahm munter die ihr angewiesene Stellung ein, indem der Pfarrer durch gutmüthiges Nicken ihr zu verstehen gab, daß er sie als Gegnerin erkannt, daß sie aber die Differenzen in aller Freundschaft hinnehmen wollten.

Inzwischen präsentirte die Jungfer den Thee, und Frau Jürges lief aus und ein mit vielen Entschuldigungen darüber, daß sie Abends im Wohnzimmer zu speisen pflegten. Bei Tisch ward das Gespräch mit gleicher Lebhaftigkeit zur gegenseitigen Befriedigung fortgesetzt. Sie tranken Rothwein, und richtig! — der Kalbsbraten erschien, sowohl wegen des Osterabends als wegen der beiden jungen Leute, die den ganzen Tag ohne warmes Essen verbracht hatten.

Erst später, als sie um den Tisch vor dem Sopha saßen, bekam Frau Jürges Zeit, sich über den guten Eindruck zu freuen, den die junge Schwiegertochter augenscheinlich auf Daniel machte. Lächelnd nickte sie dem Sohne zu. Sie dagegen fühlte sich nicht zu dem jungen Mädchen mit dem sichern, ruhigen Wesen hingezogen. Während sie dem Gespräch folgte — mehr dem Klange als

dem Sinne nach — ward sie mehrere Male von großer Angst befallen, wenn Gabriele lächelnd und freimüthig dem Pfarrer selbst eine Spitze bot.

Als sie aber sah, daß Alles gut ging und Frieden und freundliches Einverständniß herrschten, beruhigte sie sich und fing nun an, Gabrielens Aeußeres zu studiren. So sollten eigentlich die jungen Mädchen nicht aussehen. Ihre beiden eigenen Töchter, obwohl sie lange nicht so hübsch waren, sahen doch weit mehr — mehr — ja, in jedem Falle besser aus. Wie konnte man sich nur so frisiren! Mit zwei großen Nadeln ward das Ganze gehalten, und nicht eine einzige ordentliche Flechte. Es kribbelte Frau Jürges in den Fingerspitzen, dies unordentliche Haar zu kämmen und zu flechten. Es sah aus, als ob es jeden Augenblick herunter fallen wolle. Aber wunderbar genug, es saß fest und kam nicht in Unordnung, obgleich Gabriele, in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, sich lebhaft bald an Daniel, bald an Johannes wandte. Nachdem Frau Jürges sich mit dem ungewohnten Schnitt ihres Kleides abgefunden und jeden Stich in Gabrielens Leibchen gemustert hatte, verstand sie die fehlerfreie sichere Eleganz, und das entfremdete ihr die neue Tochter noch mehr.

Die Lampe stand mitten auf dem Tisch. Der Pfarrer öffnete das Postpacket und die Briefe, ordnete und entfaltete sie auf dem Tisch, bald hie, bald da einige Zeilen lesend, hielt aber doch dabei das Gespräch im Gange. Johannes saß neben seiner Mutter im Sopha und rauchte. Er fühlte sich so glücklich in der Heimath, scherzte und liebkoste die Mutter und warf Gabrielen zärtliche Blicke zu.

Der lange Reisetag machte seine Wirkung geltend. Diese Unterhaltung, wie leicht sie auch dahinflog, war doch anstrengend. Denn es konnte nichts berührt werden, worüber Pastor Jürges nicht wohlunterrichtet war; und jedes Mal, wenn Gabriele ihm widersprechen wollte — und er faßte die Dinge so auf, daß sie ihm widersprechen mußte — so war das Ende doch immer, daß er Alles besser wissen wollte. Wenigstens saß sie jeden Augenblick fest, wenn er sie mit seinem milden Lächeln fragte, ob sie Dies oder Jenes gelesen, von dem Einen oder Andern. Vieles hatte sie nicht gelesen, wenigstens nicht so gründlich, daß sie all' Das herausgefunden hatte, was ihm entgegengetreten war, aber er kannte und wußte von Allem und Jedem genau Bescheid. Es gab keinen Namen der Gegenwart des In- und Auslandes, den er nicht geprüft, dessen Werth er nicht bestimmt hatte; und wenn er auch nicht geradezu geringschätzend von den ihr so theuern Namen sprach, so lag doch über Allem, was er sagte, eine Art mitleidiger Schonung, wie die eines Kämpfers, der sich zum Spielen herbeiläßt — Etwas, was sie ermüdete und trotz aller guten Vorsätze schließlich irritirte.

Unterdessen fuhr Daniel Jürges fort, die Zeitungen nach den Nummern zu ordnen, all' den bunten Stoff, der in diesen Spalten von bestimmter Richtung, in dem ihm verwandten Geiste der überlegenen Worte, der Wahrheit, des Christenthums verarbeitet war. Er mußte lachen bei dem Gedanken an die Feierlichkeit, mit welcher der brave Johannes den Unwillen dieses kleinen Mädchens gegen den geistlichen Stand und ihre modernen Anschauungen aufgefaßt hatte.

Er hatte ihr geschickt auf den Zahn gefühlt und gefunden, was er erwartet — es waren Milchzähne. Die Beiden waren in den allgemeinen Streitfragen auf einandergeplatzt; die Politik hatte er übergangen, ihre politischen An-

schauungen erschienen ihm nicht wichtig genug, um sich damit zu beschäftigen — dagegen hatten sie über Kunst und Literatur gesprochen, über die Stellung der Frauen und was damit in Verbindung stand — all' diese Themata hatte er gestreift, und die Prüfung hatte überall die grüne frische Form des modernen Verderbens gezeigt, über die man — Gott sei gelobt! — bei einem so jungen und im Uebrigen so glücklich ausgerüsteten Individuum, wie seine künftige Schwiegertochter war, nur lächeln könne.

Johannes bemerkte, daß Gabriele mit ihrer Ermüdung kämpfte und schlug deshalb vor, gute Nacht zu sagen. Der Pfarrer erhob sich lächelnd und sagte, dem Tage den passenden Abschluß zu geben: „Ja, ja, meine liebe Gabriele, ich bin überzeugt, daß wir Beiden uns noch einigen werden. Ich bin auch jung gewesen und habe mich selbst mit den Ideen getragen, die jetzt an der Tagesordnung sind; denn Eins muß die liebe Jugend wissen, es gibt nichts Neues unter der Sonne. Ich war und bin auch noch heutigen Tags ein warmer Freund der Reformen. Aber — was ich vor der unbefangenen Jugend voraus habe, ist die Gabe der Vorsicht, das zweckmäßige Mißtrauen dem Neuen und Unerprobten gegenüber, das draußen in der blauen Luft so versuchend schillert und glänzt. Und wir, die wir Anlaß haben, die Dinge von zwei Seiten zu betrachten, wir wissen, daß eine wirkliche und wahre Reform nur da stattfinden kann, wo die Verhältnisse dafür reif sind. Wir kennen die Folgen dieses blinden und unreinen Umsturzeifers hinlänglich; wir wissen, wohin, über alles Maß und Ziel hinaus, die entfesselte Lust nach Veränderung die eitlen und ehrgeizigen Menschen führt und wie leicht es ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten."

„Ob das wirklich so leicht ist?" fragte Gabriele mit einer Stimme, die Johannes veranlaßte, aufzusehen. Sie schaukelte sich langsam nach vorn und blieb so sitzen, den Blick auf den Pfarrer geheftet, der gerade vor ihr stand.

„Wie meinst Du das? — Woran zweifelst Du?" fragte er.

„Daß es so leicht sei, das Kind fortzuwerfen, wenn man das Bad ausschütten will."

„Aber Gabriele! Ich glaube, Du nimmst das Sprüchwort buchstäblich," rief Johannes und lachte.

„Ja, Lieber, wenn man Sprüchwörter anwenden will, so muß man auf ihre Bedeutung Bedacht nehmen. Dies alte Sprüchwort ist wohl das Ueberbleibsel einer Geschichte von einer unglaublich nachlässigen Mutter; es ist daher als Erinnerung daran aufbewahrt, daß die Gedankenlosigkeit zu den unglaublichsten Dingen führen kann. Aber es ist nicht richtig, zu sagen, daß das so leicht geschehen kann!"

„Du nimmst es sehr genau, Gabriele! Vater gebrauchte dies Sprüchwort ja nur, wie man es allgemein gebraucht — in der ganz gewöhnlichen Bedeutung —"

„Ja, ja, mein Freund, glaubst Du nicht, daß ich das weiß," antwortete Gabriele und sah ihrem Verlobten fest ins Gesicht. „Es ist das Wort, welches alle Reformfeinde gebraucht haben von Arild's Zeiten her, und es ist unaufschließbar. Die Sache ist, daß äußerst Wenige sich ihre Vorliebe für gebrauchtes Badewasser eingestehen wollen und deshalb ziehen sie dieses Kindermärchen — um Verzeihung — Märchen von dem Kinde herbei, das man so unglaublich leicht —"

„Ei, ei, meine kleine Schwiegertochter! Du hast eine scharfe Zunge und gebrauchst sie mit Freimüthigkeit," sagte der Pfarrer lächelnd, indem er ihre Wangen streichelte.

Bei dem kleinen Wortwechsel zwischen Gabriele und Johannes war ein Ausdruck der Verwunderung über des Pfarrers Antlitz gezogen. Er sah sie scharf an, als ob er Sicherheits halber seinen Maßstab noch einmal anlegen wolle. Während er die Sache in Scherz und ruhigem Gespräch vorübergleiten ließ, indem er die Zeitungen ordnete, bemerkte Keiner, außer Frau Jürges, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Durch das lange Zusammenleben mit ihm war ihr Ohr so fein für das leiseste Vibriren seiner Stimme geworden, daß sie zusammenfuhr und ängstlich von Einem zum Andern blickte.

Johannes dagegen war seelenfroh, daß sie so glatt über diesen gefährlichen Punkt hinweggekommen waren; aber er beschloß doch, Gabrielen morgen zu bitten, etwas vorsichtiger und rücksichtsvoller zu sein. —

Alle vier gingen nun die breite Treppe hinauf; man sagte Johannes gute Nacht an seiner Thür, Gabrielen an der „Bischofskammer", und die Alten gingen über den langen Gang nach ihrem Schlafzimmer, die Frau Pfarrer vorauf und der Pfarrer ihr nach mit seiner Pfeife und den Zeitungen. Der Schein des Lichts fiel auf den Schnee am Fensterrahmen und bildete einen wandernden gelben Punkt auf dem Schnee im Hofe, so oft sie an einem Fenster vorbeigingen.

Die Jahreszeit war schon so weit vorgerückt, daß die Nächte nicht mehr winterlich dunkel waren. Aber der Mond hatte die Felsen noch nicht überschritten, und schwere Wolken sammelten sich im Osten, so daß der Schnee sich ganz schwach gegen die großen Holzungen abhob, welche die Felder des Pfarrhofes umsäumten. Feucht und kalt sauste der Wind von dem öden Schneegebirgsrücken, die Wände des Pfarrhofs entlang, um die Ecke und schien zu ersterben, erhob sich aber wieder mit großem Getöse, strich quer über den Hofplatz in das alte Haus hinein, erfüllte es mit Seufzern und geheimnißvollem Rasseln in dem dürren Stroh, wie von Gespenstern, die in Angst ihre Schleppe nach sich ziehen.

Achtes Capitel.

Als sie erwachten, schien es ihnen gar kein rechter Ostermorgen zu sein. Der Himmel lag dunkel und niedrig auf den Felsen, und der Wind trieb noch immer sein unwirthliches Spiel mit plötzlichen Stößen und langgezogenen Seufzern, die heraufkamen, vorüberzogen und ein traurig leeres Gefühl hinterließen.

Es paßte die freudige Botschaft der Auferstehung nicht zur zitternden Angst der Natur vor der Geburt des Frühlings. Ohne zu wissen weshalb, kam die Gemeinde langsam, muthloser und niedergeschlagener als sonst aus der Kirche. Auch Gabriele war in sehr gedrückter Stimmung, aber sie schrieb diese der Predigt zu. Ihr Schwiegervater hatte für sie gepredigt und so deutlich, daß es sie der Gemeinde gegenüber genirte. Er hatte gesagt: das Wunder der Auferstehung gebe den besten Maßstab für den Hochmuth und bösen Willen der Ungläubigen. Vom schlechten Gewissen getrieben, klammerten sie sich an Menschenweisheit, die sie Wissenschaft nannten. Sie wollten den steifen Nacken nicht beugen, nicht

durch das Göttliche, das an jenem Ostermorgen aus dem Grabe strahlte, belästigt werden — sie wünschten die Finsterniß, um ungenirt zu sein, ein Leben der Sinne zu führen, und all dergleichen, wovon bald hier, bald dort geschrieben werde. Das Alles war Gabrielen bekannt; aber sie hatte es lange nicht gehört, und ihr that leid, es hier und heute zu hören.

Auf diese Weise konnte die Freundschaft nicht entstehen, die sonst durch die gemeinsame Liebe zu Johannes so natürlich gewesen wäre. Denn sie war fest entschlossen, es nicht auf sich sitzen zu lassen, daß sie aus Hochmuth und bösem Willen eine Ungläubige sei. Keiner sollte das Recht haben, das von ihr oder von irgend Jemandem zu sagen. Und wenn der Mann, der ihr so nahe treten sollte, damit den Anfang mache, so sei es ebenso gut, ihm von vornherein zu erklären, daß sie einen solchen Richter nicht dulde.

Desto fester wollte sie sich an Johannes anschließen; denn sie wußte durch ihn selbst, daß die jüngeren Theologen über diese donnernden Reden der Alten zu lächeln pflegten. Wenn Johannes seine religiösen Gegner bekämpfte, so geschah es in ganz anderm Ton und mit ganz andern Mitteln. Sie war auch überzeugt, daß er ein viel zu edler Charakter sei, um einer solchen Ungerechtigkeit fähig zu sein. Gabriele hatte nicht gleich Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, weil sie beim Austritt aus der Kirche den Damen des Vogts vorgestellt ward. Der Pfarrer hatte am folgenden Tage in der Kirche jenseits des Flusses zu predigen; sie wurden deshalb vom Vogt eingeladen, bei ihnen zu speisen. Es machte Gabrielen einen peinlichen Eindruck, zu sehen, daß Johannes anscheinend völlig einig mit der Frau Vogt war, als diese sich über die schöne Predigt verbreitete — „wahrlich ein Wort zur rechten Zeit“, sagte sie.

Der Vogt war auch hinzugetreten, grüßte und gratulirte, polternd und scherzend, wie er es immer war. Als die Frau versuchte, ihn ein wenig zu dämpfen, und von dem schlechten Wetter sprach, versicherte er laut und ohne sich einschüchtern zu lassen, daß sein Barometer, „hol' mich der Teufel“, seit dem Sturm am 15. Januar nicht so niedrig gestanden habe.

Nachdem sie sich von dieser Familie verabschiedet hatten, wollten Johannes und Gabriele einen Besuch bei dem Lehnsmann machen; aber auf dem Wege dahin konnte Gabriele nicht mit Johannes sprechen, weil die beiden Töchter des Lehnsmanns sie begleiteten. Der Alte selbst saß daheim in seinem Stuhle. So lange der Schnee lag, ging er nicht aus.

Johannes unterhielt sich mit den beiden jungen Mädchen. Gabriele wunderte sich über die langweilige Conversation. Es lag auch etwas Fremdes in Johannes' Ton — eine trockne, etwas protegirende Ueberlegenheit, die sie nicht an ihm kannte; und die beiden Damen, welche gleichaltrig mit ihr waren, murmelten eine kurze ehrerbietige Antwort, ohne von der Schneekante am Wege aufzusehen.

Alles verstimmte sie mehr und mehr. Als sie den kleinen Weg durchs Holz zurückgelegt hatten, erschien ihr der Hof des Lehnsmanns so traurig unter dem waldbewachsenen Gebirge, in dem schweren Thauwetterwind, daß sie den Drang empfand, sich weinend in den Schnee zu setzen.

Als sie in den Hof traten, der mit Schnee, abgerissenen Zweigen und Schmutz bedeckt war, wandte Johannes sich zu ihr und sagte flüsternd: „Siehst

Du jetzt den Unterschied zwischen dem Pfarrhof und diesem hier? Findest Du noch, daß es hier so gemüthlich sei?"

Dies reizte sie noch mehr in ihrer augenblicklichen Stimmung. Diese viereckige Zufriedenheit mit Allem, was in irgend einer Weise zu ihm gehörte, fing an, ihr unerträglich zu werden. Als sie in das Zimmer des Lehnsmanns trat, war sie in einer wahrhaft kriegerischen Verfassung. Aber der alte Mann im Lehnstuhl entwaffnete sie bald. „Segen kommt über mein Haus," sagte der bejahrte Cavalier, „wenn Jugend und Schönheit das Alter mit seinem Besuche beehren und — und — zum Teufel mit dem Podagra —" sagte er schließlich und lachte; „es schickt sich nicht für alte Bären, hochtrabend zu sein! Haben Sie die Güte, sich zu setzen, mein Fräulein — ich bin stolz darauf, eine Tochter von Jörgen Pram in meinem Hause willkommen zu heißen!"

„Sie kennen meinen Vater?" rief Gabriele, und ihr ward ganz warm ums Herz.

„Ach ja, wir haben manchen Holzhandel mit einander abgeschlossen, sowohl Ihr Herr Großvater, als auch Ihr Herr Vater und ich — Marie, gib mir den Kasten aus der Schatulle! Sie sollen sehen, mein Fräulein —" und nachdem er einen kurzen Händedruck mit dem Candidaten gewechselt, setzte er sich mit Gabriele in eine Ecke und studirte alte Kaufcontracte und Briefe der Pram'schen Familie. Gabriele vergaß ihre Verstimmung über diesen lustigen alten Mann, der so viele Geschichten von den Ihrigen kannte, und der augenscheinlich so glücklich darüber war, sie einige Augenblicke an seinen Krankenstuhl zu fesseln.

Der alte Olsen war in der That sehr glücklich. Sein altes Kennerauge freute sich über diese weibliche Gestalt, deren Schönheit so ganz anders und viel feiner war, als die Schönheit aller Derer, welche ihn in seiner Jugend entzückt hatten. Daß sie dazu diesen Namen führte, der im Walde einen Klang wie von einer goldenen Axt hatte, machte sein Entzücken vollständig.

Madame Olsen bemühte sich vergeblich, ihrem Manne Einhalt zu thun, während sie und die Töchter den Sohn des Pfarrers mit den ausgesucht langweiligsten Kirchspiel-Geschichten unterhielten. Sie fand es begreiflich, daß der Candidat diese lustige Kameradschaft mit seiner Braut nicht liebe. Schließlich sagte sie: „Nein, nein, Olsen, Du mußt bedenken, daß Du ein altes Haus bist! Es geht nicht an, daß Du dem Fräulein erzählst, was eben und uneben ist!"

Johannes fand den Besuch auch bald lang genug und erhob sich. Aber Gabriele wollte, daß der Lehnsmann die Erzählung, in der er unterbrochen worden, wieder aufnehmen und ihr berichten solle, wie man den Vogt im Kirchspiel nenne. Die Frau ward sehr ärgerlich und sah den Candidaten an. Johannes wandte sich ungeduldig ab und nahm seinen Hut; aber Gabriele flüsterte dem Lehnsmann zu: „Sagen Sie es rasch."

„Wir nennen ihn „hol' mich der Teufel!" flüsterte der Lehnsmann zurück. Dabei ahmte er die Stimme des Vogtes so deutlich nach, daß Gabriele laut auflachte. Sie schieden äußerst befriedigt von einander und Gabriele versprach bald wieder zu kommen.

Madame Olsen war beim Abschiede sehr geistesabwesend; sie brannte darauf, über den Vogt herzufallen, aber Johannes war steif und kalt.

Sobald sie draußen waren, nahm Gabriele seinen Arm und schloß sich fest an ihn an. Der Wind gewann immer mehr Gewalt und fegte über die Felder,

während große Schneemassen sich von den Bäumen lösten, zwischen die Zweige fielen, zertheilt wurden und dem Winde wie kleine weiße Wolken folgten, auf die beiden jungen Leute herabwirbelnd, welche eilig dem Walde zuschritten.

„Nein, was für ein amüsanter alter Herr, der Lehnsmann!"

„Liebe, findest Du ihn nicht eher abstoßend?"

„Abstoßend? Bei Leibe nicht! Das fällt mir nicht ein."

„Ich sah es zu meinem Erstaunen! Du, die Du doch sonst so fein bist!"

„Ah, Du meinst, daß er etwas grobkörnig sei? Das steht ihm gerade. Er ist jedenfalls im Vergleich mit dem Vogt ein wahrer Gentleman."

„Nein, liebe Gabriele! Es ist wirklich eine schlechte Gewohnheit, daß Du die Leute nach wenigen Augenblicken des Zusammenseins schon beurtheilen willst. Der Vogt ist ein gründlich gebildeter Mann, ein tüchtiger Jurist und —"

„Hol' mich der Teufel!" sagte Gabriele und lachte.

„Pfui! Daß Du ein solches Wort in den Mund nehmen magst, Gabriele!"

„Sei deswegen ohne Furcht; es steckt nicht an. Aber ich halte zu dem Lehnsmann!"

„Auch wenn ich Dir sage, daß er großes Aergerniß in der Gemeinde gegeben hat durch seinen — seinen, ja gerade heraus gesagt, Mangel an Sittlichkeit?" Gabriele lachte abermals. „Du brauchst nicht so kläglich zu thun, Johannes. Man sieht es ihm an."

Johannes blieb stehen, wandte sich ganz nach ihr um und seine klaren Augen sahen fest und ernst in die ihren. „Liebste Gabriele, laß diesen Ton fallen; ich bitte Dich herzlich darum. Ich weiß wohl, daß es nicht Dein natürlicher Ton ist, er kommt durch den Umgang in der Stadt mit einer Gesellschaft . . ."

„Ich will es Dir aufrichtig sagen, Johannes. Der Ton war mir augenblicklich Bedürfniß geworden. Ich kam so aufgeregt aus der Kirche durch Deines Vaters Predigt — so traurig und verstimmt; und jetzt hat dieser alte Sünder mich ermuntert — nicht durch seine Sündhaftigkeit, das weißt Du wohl, aber er theilte mir etwas von dem menschenfreundlichen Sinne mit, der die Freuden des Lebens weder versäumt noch verurtheilt, und das that mir gut — es stimmte mich versöhnlich."

„Versöhnlich sagst Du? Warst Du über die Predigt meines Vaters aufgebracht?"

„Ja, und es ward nicht besser dadurch, daß Du die Lobeserhebungen der Frau Vogt entgegennahmst."

„Es war eine ausgezeichnete Predigt, versichere ich Dich — eine der besten, die ich von meinem Vater gehört".

„Meinst Du das wirklich, Johannes?"

„Das will sagen, etwas altväterisch war sie vielleicht; aber —"

„Es war eine sehr schlechte Predigt, Johannes! eine boshafte und häßliche Predigt! — Wir wollen jetzt nicht weiter darüber sprechen; ich ereifre mich nur."

„Du mußt mir durchaus erklären, wie Du das verstehst."

Gabriele zog ihren Arm aus dem seinen und sah ihm fest in die Augen.

„Du weißt sehr gut, was ich meine."

„Nein — das heißt, ich kann mir wohl denken, daß Du meinen Vater zu hart gegen die modernen Ungläubigen findest — und — und —"

— „Und gegen mich, sprich es nur aus, Johannes; das — — das hätte er nicht thun müssen.“

„Aber, liebe Gabriele!“ sagte Johannes nachsichtig; „Du hast doch ganz wunderbare Vorstellungen von Predigern; man merkt, daß Du sie hauptsächlich nach ihren Verleumdern beurtheilst. Du ahnst nur wenig davon, wie ein ernster Diener am Wort, der unter Furcht und Zittern arbeitet —“

„Johannes, kannst Du mir gerade ins Gesicht sehen und dabei behaupten, daß Dein Vater nicht an mich gedacht hat?“

„Ich kann nichts behaupten; die verborgenen Gedanken Anderer —“

„Nein, ich frage nur: darfst Du sagen, daß Du selbst nicht daran glaubst, Dein Vater habe gerade meinetwegen so gepredigt? Um mich zu erschüttern?“

„Das darf ich in Wahrheit,“ antwortete Johannes, und seine Augen hielten ihren Blick fest aus.

„Die Predigt war wie für mich zugeschnitten, und es ist mir nicht wahrscheinlich, daß ein Prediger, der zwanzig Jahre gepredigt hat, nur durch den Text ohne alle Nebenabsichten dahin geführt sein sollte. Verlangst Du wirklich, daß ich das glauben soll?“

„Ja, Du sollst es nicht allein glauben, sondern Du mußt meinem Vater auch in Deinem Herzen Abbitte thun, weil Du ihn so verkannt hast. Das ist ja gerade das Herrliche an Gottes Wort, wenn es mit einer solchen Autorität, wie bei Vater, verkündet wird, daß es zu jedem Einzelnen den Weg findet, als ob es gerade für ihn gepredigt sei.“

„Nein, Johannes, das sind Phrasen, denn in der ganzen Gemeinde war nicht ein Einziger, dem die Worte über wissenschaftliche Zweifel und all' die neuesten Gedanken ans Herz gehen konnten. Ich weiß nicht, ob vielleicht der Vogt und seine Damen —“

„Du mußt mir aber doch erlauben,“ unterbrach sie Johannes, „daß ich an der Macht von Gottes Wort im Munde eines würdigen Dieners festhalte. Es thut mir leid, daß Du meinen Vater für fähig hältst, die Kanzel zu persönlichen Anspielungen zu benutzen, die Dir peinlich sein könnten; ich glaube, Du sagtest sogar, Du seiest aufgebracht worden.“

„Freilich, wenn Du so sicher bist, Johannes, dann muß ich wohl die Segel streichen,“ sagte Gabriele; „ich habe Deinem Vater vielleicht Unrecht gethan. Aber Eins ist gewiß: es war eine häßliche und hochmüthige Predigt.“

„Liebe Gabriele, Du verstehst meinen Vater noch nicht; Du hast ihn noch nicht in seiner ganzen Größe erfaßt. Es verwirrt Dich natürlich, daß er hier als bescheidener Pfarrer unter den Bauern lebt, er, der in Wirklichkeit einer der Begabtesten unseres Landes ist. Jedes Mal, wenn ich nach Hause komme, überwältigt es mich.“

„Das habe ich bemerkt,“ sagte Gabriele scherzend. „Du bist nicht allein überwältigt, sondern Du scheinst mir selbst zu wachsen und Autorität von Deinem Vater zu entlehnen, wenn Du in seiner Nähe bist. Ich glaube fast, daß ich bald eben so demüthig sein muß wie die beiden Fräulein Olsen.“

Es war ihnen Beiden willkommen, daß diese Unterhaltung abgebrochen ward; aber sie behielten das unklare Gefühl, daß sie noch nicht ganz damit fertig seien. Der Wind war zum Sturme geworden, und als sie aus dem Walde kamen,

flog der Schnee vom Kirchdach und wirbelte über den Kirchhof, der mit einer Gitterthür versperrt und für heute verödet war; der Schnee war von Menschen und Pferden, niedergetreten und die Kirche lag wieder verschlossen da, mit Läden vor den Fenstern.

Als sie jetzt dicht neben einander an den Weg über die Felder nach dem Pfarrhof kamen, hielt es Johannes für seine Pflicht, wie er sich am Abend vorgenommen hatte, ihr ein Wort über die gestrige Unterhaltung mit dem Vater zu sagen — dergleichen mußte in Zukunft verhütet werden.

„Deine — ja wie soll ich mich ausdrücken — Deine mangelhafte Auffassung meines Vaters veranlaßt Dich auch, Dich in der Unterhaltung mit ihm zu vergessen, wie gestern Abend."

„Wie kannst Du so sprechen, Johannes! Ich fand mich gerade so ungewöhnlich fromm und hingebend."

„Dann weißt Du gewiß nicht mehr, daß Du ihm sagtest, er brächte Kindermärchen vor?"

„Misericordia!" rief Gabriele lachend; „sagte ich das wirklich? — Aber ich war so müde, und er reizte mich auch etwas."

„Er war Dir vielleicht ein wenig überlegen — wie?" fragte Johannes lächelnd.

„Außerordentlich," antwortete Gabriele kampfbereit; „er erinnerte mich stark an die Prediger, welche Vetter Jürgen ‚Kirchenlichter' nennt."

„O, Gabriele! daß Du Deinen Vetter Jürgen citiren magst! Du mußt den Versuch in Wahrheit machen, die Ueberlegenheit meines Vaters anzuerkennen; schon seine ungewöhnlich umfassenden Kenntnisse —"

„Ach — er weiß ja nur Böses von Allem und Allen. Noch nie habe ich so viel Böses von Menschen gehört, als in der kurzen Zeit am gestrigen Abend."

„Weil mein Vater die innere Hohlheit von Vielen kennt, die Du bewunderst, und gewisse Persönlichkeiten in anderem Lichte sieht —

„In einem schwefelgelben —"

Der Wind fing sich so stark in ihren Kleidern, daß sie genöthigt wurden, stillzustehen; und wieder waren Beide zufrieden, daß die Conversation dadurch abgebrochen ward. Heute wollte es nicht so recht gehen; sie konnten den guten kameradschaftlichen Ton nicht wiederfinden, der ihnen sonst so leicht über ihre Meinungsverschiedenheiten hinweghalf.

Johannes hatte keine Ruhe, bis sie des Vaters Ueberlegenheit anerkannt, und er wunderte sich darüber, wie sie viel mehr, als er geglaubt, von ihrem Umgang angesteckt sei. Gabriele fühlte, daß ihr kleiner Theologe ihr über den Kopf wachse, und das machte sie dem Vater gegenüber, der die Quelle dieser Stärke war, doppelt streitlustig.

„Wir bekommen Sturm," sagte Johannes.

„Mich dünkt, wir haben ihn schon," sagte Gabriele; „laß uns rasch nach Hause eilen." —

(Schluß im nächsten Heft.)

Iwan Turgenjew's Briefe.

(Aus einem St. Petersburger Schreiben.)

Noch ist es nicht zwanzig Jahre her, daß Iwan Turgenjew seine Novelle „Rauch" und zum Schluß des vorletzten Abschnittes derselben das häufig citirte und noch häufiger gescholtene Wort schrieb: „Alles Russische ist Rauch. Der Wind schlägt um und Alles bewegt sich in entgegengesetzter Richtung."

Nie ist mir die Wahrheit dieses Ausspruchs deutlicher vor die Seele getreten als bei der Lectüre der deutschen Ausgabe von Turgenjew's Briefen; die russische Ausgabe war mir nicht bekannt geworden, weil unsere Moskau-Petersburger Tagespresse von dieser Publication nur kurz und beiläufig Act genommen hatte. So vollständig „hat der Wind umgeschlagen," daß man dem Namen des gefeiertesten Russen der neueren Zeit in seinem Vaterlande ungleich seltener begegnet, als bei Ihnen, und daß kaum zu verwundern wäre, wenn das heranwachsende Geschlecht von dem außerordentlichen Manne, den Westeuropa zu bewundern nicht müde wird, nur noch beiläufige Kunde erhielte. Die Ideale, zu denen er sich mit unerschütterlicher Treue bekannt, sind nicht nur „zerronnen", sondern verpönt, und die große Bewegung, welche das Rußland seiner Zeit ergriffen hatte, scheint spurlos in den Sand verlaufen zu sein. Auf die liberale Periode, welche der Thronbesteigung Alexander's II. folgte, sieht der Chorus moderner Tonangeber hier gleichgültig, dort unverhohlen feindlich zurück. Dem Geschlechte Derer, „die die eigene Faulheit, Schlaffheit, Leere und Langweile durch irgend eine Wunderkur zu heilen und die „innere Kachexie" durch einen in majorem gloriam des Absolutismus geführten Krieg zu kuriren" gedenken[1]), gehört so ausschließlich das Wort, daß abweichende Stimmen nicht mehr zum Ausdruck kommen. Wie es keinen Turgenjew mehr gibt, der dem Raçenfanatismus gegenüber die Sache der humanen Bildung zu vertreten wagte, so gibt es auch keinen Herzen mehr, der die Kriegswüthigen vor dem ruere in servitium warnte. Oder um das Wesen der Sache mit einem einzigen Turgenjew'schen Worte zu bezeichnen: „Daß man bei uns schlecht, mühselig und ärmlich lebt, läßt sich nicht ändern .... Peter Sidorowitsch langweilt sich und gähnt; weil er ein Dummkopf ist, weiß er nicht, was er mit seinem Abend anfangen soll. Der Krieg soll ihn heilen, seine Leere ausfüllen, ihm einen Inhalt geben. Darum, schnell, schnell! Und ist es nicht der Krieg, so ist es etwas Anderes."[2])

Je aufmerksamer man sich in die vorliegende Briefsammlung vertieft, desto schärfer tritt der Unterschied zwischen dem russischen „Sonst und Jetzt" hervor, desto schwerer wird das Herz des unbefangenen Beobachters der heutigen Zustände. Insbesondere gilt das von den — freilich nicht allzu zahlreichen — aus den letzten fünfziger und ersten sechziger Jahren datirenden Briefen des Dichters. Vollständig werden denselben freilich nur russische und mit russischen Zuständen und Personen genau bekannte Leser gerecht werden können, weil nahezu jede Zeile eine Beziehung auf die damaligen Verhältnisse unseres Staats- und Literaturlebens hat. Der frische, belebende Hauch jener Zeit, zu welcher die Besten aller Richtungen und Parteien sich in dem Wunsche

[1]) Briefe von J. S. Turgenjew. Deutsche Ausgabe von Dr. Heinrich Ruhe. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1886. S. 275 ff. u. 278.

[2]) a. a. O. S. 278.

und der Hoffnung einig wußten, die Aufhebung der Leibeigenschaft energisch durchgeführt und zur Grundlage einer Reform an Haupt und Gliedern gemacht zu sehen, er steht in gar zu großem Gegensatz zu der Luft, welche uns seit Jahr und Tag umgibt. Wie es zu den Zeiten der deutschen Freiheitskriege für die besseren und edleren Geister der Nation nur ein Ziel, dasjenige der Abschüttelung der Fremdherrschaft, gab, so verstand sich für alle patriotischen Russen des Emancipationszeitalters die Unterordnung unter die große von der Regierung verfolgte Aufgabe von selbst. Die Parteinahme für diese Sache zieht sich als rother Faden durch alle Kundgebungen unseres in der Vollkraft des Mannesalters stehenden Dichters. Aus ihr erklärt sich das Bundesverhältniß, in welchem er damals zu den Stimmführern desselben Radicalismus stand, den er wenige Jahre später rücksichtslos und unter Darangabe seiner Popularität angriff. Dieselben Nekrassow, Tschernyschewski und Dostojewski, deren entweder „nach einer Branntweinsauce" oder „nach dem Krankenhause" schmeckende literarische Erzeugnisse ihm im Grunde der Seele stets antipathisch gewesen waren, läßt er zeitweise gelten, weil er ihre Unterstützung im Kampfe um die Niederwerfung des alten Systems nicht entbehren zu können glaubt. Aus demselben Grunde läßt er sich die Gemeinschaft mit Miljutin, Tscherkasski, Samarin und anderen Koryphäen der Nationalpartei gefallen. Eines gewissen Mißtrauens gegen dieselben vermag er freilich niemals Herr zu werden, weil sein sicherer Instinct ihm sagt, daß der Sache freier und humaner Bildung in Rußland von dieser Seite her die schwerste Gefahr drohe. Besonders charakteristisch ist in dieser Hinsicht sein Widerwille gegen Herrn Katkow. In dem damaligen Vorkämpfer constitutioneller Principien ahnt er von Hause aus den leidenschaftlichen Gewaltmenschen, der unbekümmert um Wahrheit, Recht und Menschlichkeit seinem Fanatismus Alles opfert. Unmittelbar nachdem der Sieg der Bauernfreiheit entschieden ist, beginnt die Scheidung zwischen den drei Richtungen, welche behufs Durchführung derselben zusammen gegangen waren. Turgenjew hat an dieser Scheidung entscheidenden Antheil gehabt. Zunächst wendet er sich gegen den Radicalismus, dem er in dem Roman „Väter und Söhne" den Spiegel vorhält und mit dem er es, trotz aller Bemühungen um eine Verständigung und um Klarstellung der wahren Absicht seines Buchs, für immer verdirbt[1]). Katkow's Unterstützung in diesem Kampfe weist er zurück, weil ihm nichts ferner gelegen, als aus den Ueberstürzungen der mißleiteten Jugend Schlüsse auf die Aussichtslosigkeit der gesammten liberalen Bewegung zu ziehen und mit den Anhängern des Absolutismus und Nationalismus gemeinsame Sache zu machen. Gegen diesen letzteren tritt er wenige Jahre später mit der Erzählung „Rauch", gegen den aus den Saaten des Radicalismus emporgewucherten Nihilismus mit der letzten seiner größeren Arbeiten, dem unvergleichlichen Meisterwerk „Neuland", öffentlich in die Schranken. Der Standpunkt, welchen er einnimmt, ist in allen drei Büchern der gleiche. Namens der europäischen Bildung und Humanität wird ebenso gegen die Zerstörungswuth der revolutionären Jugend, wie gegen die Selbstgefälligkeit und Culturfeindlichkeit der Slawophilen Verwahrung eingelegt, den letzteren übrigens sehr viel härter zu Leibe gegangen als der ersteren. Auf die enge Verwandtschaft, welche zwischen den reactionären und nationalistischen Gelüsten besteht, hat Turgenjew in den Figuren der Paul Kirsanow, (Väter und Söhne), Gubarow (Rauch) und Kalomeyzow (Neuland) mit einer Deutlichkeit hingewiesen, welche Katkow's tödtlichen und unversöhnlichen Haß gegen den bedeutendsten russischen Schriftsteller seiner Zeit sattsam erklärt.

Die große Mehrzahl der vorliegenden Briefe gehört Turgenjew's letzten Lebensjahren an. Wenn dieselben zumeist im Tone schmerzlicher Resignation gehalten sind, so ist das zum Theil auf die schweren körperlichen Leiden des Dichters, vornehmlich aber auf die ihn mehr und mehr beherrschende Empfindung zurückzuführen, daß die zwischen ihm und seinem Volke aufgerissene Kluft zu einer unüberschreitbaren geworden. —

[1]) Vgl. a. a. O. S. 89, 91, 93, 97 ff., 98 ff.

Die Berliner Theater.

Berlin, 10. December 1886.

In der Theatergeschichte Berlins wird das scheidende Jahr einen hervorragenden Platz einnehmen. Für sein vornehmstes Theater, das königliche Schauspielhaus, ist hier vom Geschick gleichsam ein Denkstein gesetzt worden. Am 5. December feierte das Theater das Jubelfest seines hundertjährigen Bestehens als königliches Schauspielhaus, auf demselben Platze, zwischen den beiden Thürmen des Gendarmenmarktes; in der Nacht vom 29. zum 30. September ist sein langjähriger Intendant Botho von Hülsen gestorben. Von allen Directoren und Intendanten der königlichen Schauspiele hat Herr von Hülsen dies verantwortungsreiche Amt am längsten verwaltet, die 35 Jahre seiner Thätigkeit, vom 1. Juni 1851 an, entsprechen etwa den 36 Jahren der Amtsdauer seiner drei Vorgänger, der Grafen Brühl und Redern und des Herrn von Küstner, vom Februar 1815 bis zum Mai 1851. Während eines Menschenalters ist die Entwicklung des Berliner Hoftheaters in mehr als einem entscheidenden Punkte an die Persönlichkeit Botho's von Hülsen geknüpft gewesen; durch seine Stellung an der Spitze des deutschen Bühnenvereins, durch die Erweiterung seiner Befugnisse und Vollmachten über die Hoftheater von Hannover, Kassel und Wiesbaden nach dem großen deutschen Umschwunge im Jahre 1866 wurde sie für das ganze deutsche Theaterwesen eine maßgebende. Eine solche Stellung kann nicht ausschließlich nach Rücksichten der Kunst, nach ästhetischen Anschauungen, nach irgend welchen Theorien über den Zweck der Schaubühne als einer Erzieherin und Bildnerin des Volkes besetzt werden: sie ist ihrer Natur nach ein Hofamt. Dem Publicum muß es genügen, wenn der Cavalier, den das Vertrauen seines Fürsten mit der Verleihung dieses Amtes ehrt, einen gebildeten Geschmack, eine gewisse Vorbildung und ein feines Gefühl für die Würde und die Bedeutung der dramatischen Kunst besitzt. Wie ihn Niemand in seinen Urtheilen und Ansichten für unfehlbar halten wird, sollte auch Niemand künstlerische Umwälzungen von ihm erwarten. Ein General-Intendant der königlichen Schauspiele kann niemals im Sinne der Stürmer und Dränger ein Revolutionsmann im Theaterwesen sein.

Ueber die liebenswürdige Persönlichkeit Botho's von Hülsen, über seine strenge und unbestechliche Gerechtigkeit, über die Milde seines Herzens, über die Freundlichkeit seines Umganges war bald, nachdem der junge Officier sein Amt angetreten, ebenso nur eine Stimme wie über die scharfe Ordnung und die treffliche Organisation, die er in dem Handwerksbetrieb des Theaters einführte. Hier, wo sein Vorgänger, Herr von Küstner, mit seinem fahrigen Wesen und seinem Mangel an Haltung am meisten gesündigt, trat am schnellsten und kräftigsten die Besserung ein. Darüber waren Freunde und Gegner Hülsen's einig, daß seine Verwaltung des Theaters eine musterhafte, sein Verkehr mit den Künstlern, bei aller Bewahrung der Formen, ein durchaus herzlicher, der Ausgleich, den er so oft zwischen den Rücksichten nach Oben und

den Wünschen des Publicums zu treffen hatte, im Großen und Ganzen stets ein ehrlicher und ein billiger war. Auch die bittere Klage über die junkerlichen Uebertreibungen und Uebergriffe seines ersten Auftretens, als das Fieber der Reaction nach dem demokratischen Rausche der beiden Jahre 1848 und 1849 nicht bloß seinen Kopf verwirrte, verstummte allmälig, da er bald selbst empfand, daß sein Amt keine Warte der Partei sei, und daß nicht die Politik, sondern die Kunst, und wenn er nur die materielle Seite der Sache ins Auge fassen wollte, der Nutzen und Vortheil des Theaters seine Entschlüsse zu bestimmen habe. Aber wie bereitwillig man auch bei dem Feste seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit am 1. Juni 1876 und bei seinem Tode seine Verdienste um die äußere Ordnung des Theaters, seine Pflichttreue, seine Bemühungen, den Schauspielerstand zu heben und die Zukunft seiner Invaliden zu sichern, anerkannte, seiner Leitung sprach man die großen Ideen, die kühnen Unternehmungen, den idealen Schwung ab. Ich glaube, daß nicht viele Jahre in das Land gehen werden, um auch in dieser Hinsicht das Urtheil über Botho von Hülsen günstiger zu wandeln. In einer so langen Amtsthätigkeit konnte es nicht ohne mancherlei Mißgriffe, bald hinsichtlich der Persönlichkeiten, die an hervorragende Stellen berufen, bald in der Auswahl der Stücke, die dem Publicum vorgeführt wurden, abgehen. Wünsche, die vom künstlerischen Standpunkte aus unanfechtbar waren und auch bei dem Kaiser nicht dem Schatten einer Abneigung begegnet wären, wurden halb aus Lässigkeit, halb in Anwandlung einer herrischen Laune zurückgewiesen. Vor Allem die Schwungkraft des Mannes mußte in den fünfunddreißig Jahren einer so mühsamen und so aufregenden Thätigkeit allmälig nachlassen. Und auch dies kann billig zugestanden werden, daß Botho von Hülsen außer einem starken Willen und einem glücklichen Organisationstalent keine außerordentlichen Eigenschaften für seinen Beruf, weder das Auge eines Malers noch die Phantasie und die Empfindung eines Dichters besaß. Damit indessen ist Alles gesagt, was man ihm, da nun einmal das Wesen eines Menschen sein Verhängniß ist, etwa zum Vorwurf anrechnen dürfte. Ueberblickt man ohne Voreingenommenheit Hülsen's Theaterleitung, so wird man in diesem Zeitraum kaum einen begabteren deutschen Theaterschriftsteller entdecken, der nicht mit dem einen und dem anderen Werke auf der Berliner Bühne erschienen ist. Freytag, Putlitz, Laube, Heyse haben seit den fünfziger Jahren in ihrem Repertoire einen festen Platz gehabt; Gutzkow, der seit dem Ausgang der dreißiger Jahre Wurzel darauf gefaßt, wurde in drei Dramen: „Ella Rose", „Lorbeer und Myrthe", „Der Gefangene von Metz" berücksichtigt; Brachvogel's Ruhm gründet sich auf die Aufführung des „Narziß" im Jahre 1856; Tempeltey's jugendliches Talent konnte sich hier zuerst entwickeln; Hebbel's „Nibelungen" wurden wiederholt aufgenommen. Paul Lindau, Hugo Lubliner, Ernst von Wildenbruch haben ihre ersten großen Erfolge unter Herrn von Hülsen's Leitung gewonnen. Selbstverständlich können nicht alle Stücke, die ihre Autoren für Meisterwerke halten, aufgeführt werden; sieht man aber von diesen Unzufriedenen ab auf das Gesammtrepertoire des deutschen Theaters, so findet man, daß bis in die letzten Jahre das Repertoire unseres Berliner Schauspielhauses zu den reichsten und frischesten gehörte; in der Pflege des klassischen Drama's ging es sogar allen anderen Bühnen voran. Hat diese Pflege auch die Vorliebe gerade unsers Publicums für das klassische Drama nicht hervorgerufen, so hat sie dieselbe doch erhöht und verstärkt — eine Vorliebe, deren vortheilhafte Wirkungen zuletzt freilich mehr die Meininger und das Deutsche Theater als das Schauspielhaus empfunden haben. Immer aber sind die Neueinstudirungen klassischer Schauspiele auf der Hofbühne vom Erfolge gekrönt worden, so noch in den letzten Jahren der Hülsen'schen Leitung die Wiederaufnahme des „Sommernachtstraumes", des „Kaufmanns von Venedig" und des „Wintermärchens". Eine einzige schwerere Unterlassungssünde ist ihr in dieser Hinsicht vorzuwerfen: trotz aller Vorstellungen war Herr von Hülsen in den zehn Jahren seit 1876, wo die Weimarer Bühne zum ersten Male die ganze Faustdichtung, wenigstens in ihren großen Zügen, zur Darstellung brachte, nicht zu bewegen, auch seinerseits sich an dieser Aufgabe zu versuchen.

Wie der dramatischen Dichtung hat sich Hülsen's Leitung der königlichen Schauspiele auch der Schauspielkunst förderlich und ersprießlich erwiesen. Jene realistische Schauspielweise, der sich jetzt alle strebenden jüngeren Talente im Schauspielerstande zugewandt haben, in deren Ausbildung die Weiterentwickelung der Kunst liegt, ist erst durch die Gastspiele Bogumil Dawison's (1855) und Marie Seebach's (1857) auf der Hofbühne zu allgemeinerer Kenntniß, zur kritischen Würdigung gekommen. Weder in Wien noch in Dresden und Hannover vermochten diese beiden genialischen Künstlernaturen eine weitreichende Wirkung auszuüben; ihr Berliner Gastspiel dagegen hat sie auf die Höhe ihrer Kunst gehoben und ihre Darstellung zum Vorbilde des ganzen schauspielerischen Nachwuchses gemacht. Auch das stehende Personal unseres Schauspielhauses hat sich lange durch ein vortrefflich abgestimmtes Ensemble ausgezeichnet. An Theodor Döring und Minona Frieb-Blumauer besaß es schauspielerische Kräfte ersten Ranges; in den fünfziger Jahren konnte sich Lina Fuhr, in den sechzigern Louise Erhartt zu den hervorragendsten deutschen Schauspielerinnen im Fache der Liebhaberinnen zählen. Hermann Hendrichs war ein romantischer Held, wie ihn das deutsche Theater niemals wiederfinden wird. Hätte Herr von Hülsen im Jahre 1861, als Charlotte Wolter im Victoria-Theater als Hermione im „Wintermärchen" ihr bewunderungswürdiges tragisches Talent entdeckte, mit raschem Griffe diese Künstlerin, der die Zukunft gehörte, an das Schauspielhaus gefesselt, so würde der allmälige Niedergang der hohen Tragödie auf unserer Bühne siegreich aufgehalten worden sein. Denn was uns alle diese Jahre über gefehlt, ist die bedeutende tragische Heldin, eine Schauspielerin voll Temperament und erfinderischer Phantasie, die mit ihrem Feuer auch die trägere Masse in Fluß bringt. Wiederum verlangt die Billigkeit die Bemerkung, daß schon unter Iffland's Führung, trotz des genialen Fleck, die eigentliche Stärke der Berliner Schauspieler in der naturwahren Darstellung der Zeitkomödie lag; daß sich schon damals zwischen dem getragenen Stil der Weimarer Schauspieler und dem leichten, feinen, vielleicht hier in die Miniaturmalerei, dort in die Caricatur der Alltäglichkeit ausartenden Spiel der Berliner ein scharfer Gegensatz herausgebildet hatte. Auf diesem Felde leisteten unsere Schauspieler auch noch in München, Juli 1880, Vorzügliches, und doch fehlte ihnen schon der Führer: Theodor Döring. Zu wenig hat man beachtet, daß die letzten zehn Jahre der Hülsen'schen Intendantur unter einem Unstern standen, der nicht weichen wollte, dessen verderbliche Kraft nicht zu beschwören war. Am 1. Juni 1876 sah sich Herr von Hülsen, am Tage seines Jubiläums, hoffnungsfreudig in die Zukunft blickend, noch von einer stattlichen Künstlerschaar umgeben: Niemand ahnte, wie rasch sie dahinschwinden sollte. Im Frühjahr des Jahres 1878 entsagte Louise Erhartt der Bühne, im Sommer starb Theodor Döring, im Herbste George Hiltl; Gustav Berndal folgte ihnen am 31. Juli 1885, ein Jahr darauf Minona Frieb-Blumauer. Theodor Döring und Frau Frieb werden für die älteren Theaterfreunde, die sie noch in der Kraft und Fülle ihres Talents gesehen haben, immer unersetzlich bleiben, Louise Erhartt und Berndal nicht so bald vergessen werden. Aber schon die bloße Ausfüllung der Lücken, um die Theatermaschine in Gang zu halten, bereitete Schwierigkeiten, die noch heute nicht gehoben sind. Der Leiter selbst war nicht mehr in dem Alter energischer Beschlüsse und rascher Ausführung; er ließ die Dinge gehen und erwartete mehr vom Zufalle, als es wünschenswerth und gerechtfertigt war. So wurde es wider Aller Erwarten dem neugegründeten Deutschen Theater, trotz seiner schwierigen Anfänge, möglich, selbst auf dem eigensten Gebiete des Schauspielhauses, der Darstellung der klassischen Dramen, den erfolgreichen Wettstreit mit ihm zu beginnen. Die Theilnahme des Publicums für die künstlerischen Grundsätze der Meininger Bühne war eben nicht, wie Herr von Hülsen meinte, eine vorübergehende Geschmacksrichtung gewesen; sie hing innig mit der realistischen Anschauung und Stimmung unserer Zeit zusammen; schon die Nachahmung jener genialischen Meiningen'schen Inscenirungen, so schwächlich sie auch oft war, erregte noch Bewunderung. Aber über den geringeren Erfolgen der letzten Jahre der Hülsen'schen Theaterleitung, über dem Stillstand in der Entwickelung des Schauspielhauses, ihre frühere Bedeutung und ihren Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Bühne zu unterschätzen,

wäre ungerecht. Als General-Intendant unserer Hofbühne stellt sich Botho von Hülsen ebenbürtig neben den Grafen Brühl; in den Annalen der Geschichte des deutschen Theaters wird sein Name immer mit Ehren und Anerkennung genannt werden. Nicht ohne ein Gefühl schmerzlicher Ergriffenheit, daß er diesen Tag nicht mehr erlebt, feierten die Künstler, an deren Spitze er so lange gestanden, die Freunde des Schauspielhauses, denen er so viele unvergeßliche Genüsse bereitet, das Jubiläum des Berliner Hoftheaters.

Dem neuernannten General-Intendanten, dem Herrn Grafen Bolko von Hochberg, geht der Ruf eines feinsinnigen und begabten Musikers und eines tüchtigen Organisators, der seit einer Reihe von Jahren die schlesischen Musikfeste ins Leben gerufen und sie mit stets neuem Glanz und Erfolg durchgeführt hat, voran. Seiner frischen Kraft wird es hoffentlich vergönnt sein, in nicht allzu langer Frist den eingetretenen Stillstand siegreich zu überwinden und in einen stetigen Fortschritt zum Besseren zu verwandeln. Der außerordentlich dankenswerthe statistische Rückblick: „Die königlichen Theater in Berlin" (Berlin, Berliner Verlags-Comptoir), den die verdienten oberen Beamten des Intendantur-Bureaus, der geheime Hofrath C. Schäffer und Hofrath C. Hartmann als Erinnerungsgabe für den Jubiläumstag des Hauses mit musterhafter Sorgfalt und Ordnung zusammengestellt haben, zeigt die Wechselfälle unseres Theaters, das Auf und Nieder in der künstlerischen Thätigkeit und in den Personal-Verhältnissen während des Zeitraums vom 5. December 1786 bis zum 31. December 1885. Es ist einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung und Schauspielkunst, durchaus sachlich und actengemäß. Eine solche Erinnerung an die Vergangenheit ist zugleich ein Trieb und Sporn für die Zukunft.

Zur Festfeier gelangte am Sonntag den 5. December im Schauspielhause vor einer geladenen Gesellschaft, der die Anwesenheit des Kaisers eine erhöhte Weihe gab, neben dem alten Jünger'schen Lustspiel „Verstand und Leichtsinn", mit dem der erste Director des neuen „Nationaltheaters" Theophilus Döbbelin vor hundert Jahren die Bühne eröffnet hatte, ein anmuthendes einactiges Festspiel „Die Unterschrift des Königs" von Gustav zu Putlitz. Von allen lebenden deutschen Dichtern gehört Gustav zu Putlitz zu den langjährigsten und treuesten des Schauspielhauses; sein erstes Stück „Die blaue Schleife", ist hier am 15. October 1847 aufgeführt worden. Von der Frische und der Schaffenskraft des Dichters, der vor Kurzem sein vierzigjähriges Jubiläum als Theaterschriftsteller gefeiert, legte das muntere Genrebild „Die Unterschrift des Königs" vollgültiges Zeugniß ab. Es schilderte vergnüglich, im wohlgelungenen Zeit- und Localton die Nöthe der Döbbelin'schen Truppe und die arge Geldverlegenheit des würdigen Principals, aus der ihn und seine Gesellschaft die Huld Friedrich Wilhelm's II. rettete; geschickt, ohne Aufdringlichkeit, ist eine Vertheidigung und Verherrlichung der Schauspielkunst in die Handlung eingeflochten. Auch abgesehen von der festlichen Gelegenheit, für die es gedichtet worden, ist das kleine Stück ein gefälliges Genrebild aus der Vergangenheit des deutschen Theaters; mit Vergnügen werden es die Leser in diesem Hefte der „Deutschen Rundschau" mitgetheilt finden.

Den größten Erfolg in den letzten Monaten hat die Hofbühne mit der Aufführung des Shakespeare'schen „Wintermärchen" errungen, das zum ersten Male am Mittwoch den 29. September gespielt wurde. Im Schauspielhause war die Dichtung bisher noch nicht zur Darstellung gelangt. Die bekannte Dingelstedt'sche Bearbeitung, die das Ganze aus der Buntheit und der Romantik der Hirten- und Ritterpoesie in die klassischen Formen des Alterthums übertragen und dadurch, freilich mit dem Opfer des märchenhaften Elements, eine stärkere Einheitlichkeit hervorgebracht hat, war der Aufführung zu Grunde gelegt. Die neuen stillvollen Dekorationen, die prächtige Kostümirung wirkten vortrefflich; die beiden Hauptfiguren Hermione und Leontes wurden von Frl. Schwartz und Hrn. Nesper in Spiel und Rede wohlgelungen dargestellt. Neben dem „Sommernachtstraum" hat nun auch das „Wintermärchen" die feste Stelle gefunden, die ihm schon lange in dem Repertoire des Schauspielhauses gebührte.

Die eigentlichen dramatischen Neuigkeiten der beginnenden Saison bewegen sich,

sowohl im Hoftheater, wie im Deutschen- und im Residenztheater, sämmtlich auf dem Boden der modernen Gesellschaftskomödie. Die Freunde des historischen Drama's und der hohen Tragödie werden dies Resultat bedauern, für mich offenbart sich darin nur der Zug der Zeit, der nach der künstlerischen Gestaltung der Gegenwart, ihres Sinnens und Trachtens strebt. Das Reden und Spötteln über die dramatischen Eintagsfliegen ist um so weniger am Platz, als das Sittengemälde oder die bürgerliche Komödie, wie man nun diese Versuche nennen mag, in denen der Dichter ein Abbild seines Jahrhunderts und seiner Zeitgenossen gibt, bei uns Deutschen, wie bei den Franzosen die volksbeliebteste dramatische Gattung von jeher gewesen ist. Ein romantisches Schauspiel, in der Fülle der Erfindungen, in der Mannigfaltigkeit der zu ihm benutzten Figuren aus der Geschichte, der Sage und der Heiligenlegende, in dem Wechsel der Tonart von der höchsten Tragik bis zur grotesken Komik, wie es die Engländer und die Spanier besitzen, ist auf unserer Bühne immer nur eine exotische Blume gewesen. Auch Schiller, Kleist, Grillparzer haben wohl die einzelne geniale Dichtung, aber nicht die Gattung populär machen können. Von jedem Ausflug in das alte romantische Land ist unsere dramatische Dichtung zu ihrem mütterlichen Boden, der bürgerlichen Komödie zurückgekehrt. So aus den Ritterstücken zu Iffland's „Jägern" und Kotzebue's „Kleinstädtern"; so aus den Schicksalstrauerspielen und der Raupach'schen Prosa-Romantik der „Schule des Lebens" und der „Corona von Saluzzo" zu Gutzkow's „Werner", zu Hebbel's „Maria Magdalena" und Freytag's „Valentine". Unsere jetzigen Theaterschriftsteller, Paul Lindau, Hugo Lubliner und Oskar Blumenthal, pflügen auf demselben Felde und wenn ihre Ernte noch nicht so reich ausgefallen ist, wie man wünschen möchte, so verdient ihre Arbeit keineswegs die verächtliche Zurückweisung derer, die gar nichts zu leisten wissen: am wenigsten eine sachliche und ruhige Kritik. Daß die bürgerliche Komödie nicht der höchste Ausdruck der dramatischen Dichtkunst ist, braucht Niemandem gesagt zu werden; aber es ist keineswegs ihr niedrigster. Von den Lustspielen des Menander an ist der Fortgang des Theaters an die Komödie geknüpft gewesen. Die Darstellung der Allen bekannten Gegenwart, der Unmittelbarkeit des Lebens erweckt immer von Neuem die Theilnahme der Menge. Nicht der schwächste Reiz der französischen Komödie besteht darin, daß sie von dem fünfzehnten Jahrhundert an die Sittengeschichte des Volkes, die Wandlungen seines Geschmacks und seiner Moden in typischen Figuren zeigt. In dieser Hinsicht sind Lindau's „Maria und Magdalena" und „Gräfin Lea", Lubliner's „Auf der Brautfahrt" und Blumenthal's „Große Glocke" Spiegelbilder der Zeit, wie sie für die Zustände, die sie schildern, nicht getreuer und charakteristischer ausgesonnen werden können. Warum dies kein Verdienst, sondern ein Tadel sein soll, verstehe ich nicht. Molière konnte seine „Précieuses ridicules" und seine lächerlichen Aerzte doch auch nicht anders schildern, als er sie fand. Aber freilich gelingt den Dichtern solch' ein glücklicher Wurf in der Gattung des Sittengemäldes eben so selten, wie in dem historischen Trauerspiel oder in dem Charakterlustspiel. Den modernen französischen Dichtern, den Augier, Alexander Dumas, Octave Feuillet und Sardou steht nicht nur das ausgebildetere französische Gesellschaftsleben förderlich zur Seite, auch ihre Bühne ist ungleich mehr als die unsrige eine rein künstliche geworden, auf der sich, wenn auch nicht ohne Verstand und Mühe, doch ohne Anstoß, mit Problemen und Paradoxen arbeiten läßt. Für den französischen Zuschauer sind die Wirklichkeit und die Bühne zwei getrennte Welten; so streng er darüber wacht, daß gegen die Aeußerlichkeiten der Lebensformen und des geselligen Verkehrs auf der Bühne kein Verstoß begangen wird, so gleichmüthig verhält er sich gegenüber den von dem Dichter aufgeworfenen Fragen, der Moral oder der Immoralität der Stücke. Viel mehr als wir betrachtet er sie auf ihren ästhetischen spielerischen Werth hin, der sich bei ihm wiederum nicht wie bei uns in Abstractionen verliert, sondern auf den Satz gründet, daß von allen Komödien die langweiligste die schlechteste sei. In der halb bewußten, halb unbewußten Nachahmung des französischen Musters, denn die technischen Formen der französischen Komödie werden nur noch von den Stümpern mißachtet, greift nun auch der deutsche Dramatiker nach socialen Ideen; er hat den Vorzug einer folgerichtigen

Entwicklung eines anregenden Grundgedankens, eines aufgeworfenen Problems erkannt und sucht es seinen Vorbildern gleichzuthun. Aber es fehlt ihm nur zu häufig an dem Muth seiner Meinung; bald läßt ihn das Unfertige unserer gesellschaftlichen Zustände im Stich, die noch nicht einen so festen Codex der Gesellschaftsmoral hervorgebracht haben, wie die französischen, bald unsere Bühne, deren Rahmen sich noch zu leicht aus der Theaterwelt in die wirkliche verschiebt.

Ein Schauspiel in 4 Acten von Felix Philippi „Daniela", das am Freitag den 22. October zum ersten Male im Schauspielhause aufgeführt wurde, hat diese Bemerkungen mit verursacht. Der Verfasser, dem ein gewisses theatralisches Geschick im Aufbau eines Actes und ein rhetorischer Schwung nachgerühmt werden kann, hat das dramatische Motiv, das im Ehebruch steckt, zu verwerthen gesucht, aber es in echtdeutscher Zimperlichkeit nur bis zu einem Ehebruch in der Vergangenheit und hinter den Coulissen gebracht. Seine Fabel beruht auf der unwahrscheinlichen Annahme, daß eine edle Frau den Schein der Schuld auf sich nimmt, um das Andenken einer Verstorbenen, die sie gar nicht gekannt hat und deren Schatten ihr nur hindernd im Wege steht, rein zu erhalten. Eberhard von Leucken's erste Frau hat ihn, den liebenswürdigsten und gutmüthigsten Mann, schändlich mit dem Advocaten Ferdinand Arndt, ihrem Jugendgeliebten, betrogen; ihr sauberer Bruder Alfred Ehingen hat um ihre Untreue gewußt, sich aber wohl gehütet, sie zu verrathen, da er von dem Gelde des reichen Schwagers lebt. Um so unangenehmer ist ihm Leucken's zweite Frau, Daniela, die dieser nicht aus Liebe, sondern um seinem verwaisten Kinde eine Mutter zu geben, geheirathet hat. Denn er vergöttert noch immer die vor fünf Jahren gestorbene Helene und treibt mit ihrem Bilde einen abgöttischen Cultus, der jede Frau empören würde. Nur nicht die sanftmüthige Daniela. Im Gegentheil — sie bringt sich, zuerst vor dem überall umherspähenden Ehingen und dann vor ihrem Gatten, in den Verdacht eines schuldvollen Verhältnisses mit einem anderen Manne. Es ist Ferdinand Arndt, den sie spät Abends, in Abwesenheit ihres Gatten, empfängt, mit dem sie sich einschließt, um sich von ihm die Liebesbriefe zurückgeben zu lassen, die Helene ihm einst geschrieben. Durch einen Zufall hat sie jenes Verhältniß entdeckt und sogleich eine Unterhandlung mit Ferdinand angeknüpft, um die etwaigen Briefe Helenens in ihre Hände zu bekommen und natürlich vor den Augen der Zuschauer zu verbrennen. Und das Alles, um der todten Helene die Liebe Eberhard's zu erhalten! Des Mannes, den sie selbst leidenschaftlich liebt! Sie treibt ihre Tollheit so weit, daß sie in eine Scheidung willigt, nur um Eberhard nicht Helenen's Untreue zu verrathen. Als nun Eberhard zu dem berühmten Advocaten Ferdinand Arndt geht, um ihn mit der Vertretung seiner Interessen in der Scheidungsklage zu betrauen — die theatralisch wirksame Scene gründet sich auf die neue unwahrscheinliche Annahme, daß sich beide Männer nie, auch nicht im Bilde gesehen, der Liebhaber den Mann nicht, den er betrogen! — enthüllt sich das Mißverständniß. Arndt hat jetzt nichts Eiligeres zu thun, als sich wegen der verjährten Schuld todt zu schießen; über seine Leiche hinweg reichen sich die Gatten versöhnt die Hände. Nur die lebhafte theatralische Spannung, die humoristischen Nebenfiguren, welche die Leere zwischen den tragischen Scenen ausfüllen, konnten dem Stücke bei der ersten Aufführung die völlige Niederlage ersparen; nach einigen weiteren Vorstellungen ist es von der Bühne verschwunden. Ob sich der Verfasser diesmal nur im Stoffe vergriffen, ob sein Talent der Vertiefung, der Durcharbeitung einer Fabel und eines Charakters fähig ist, muß eine zweite Probe entscheiden.

Das Deutsche Theater brachte, neben einer Aufführung des Lustspiels „Doctor Klaus," zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Schriftsteller-Jubiläums von Adolf L'Arronge am 25. November, zwei Neuigkeiten: am Sonnabend den 16. October ein Schauspiel von Hugo Lubliner in 4 Acten: „Gräfin Lambach" und am Sonnabend den 6. November ein Schauspiel in 4 Acten von Oskar Blumenthal: „Der schwarze Schleier". Beide Stücke sind, in Bezug auf ihren Erfolg und ihren Werth hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Am meisten das Schauspiel Hugo Lubliner's. Dennoch zeigt es, wenigstens nach meinem Urtheil, einen Fortschritt gegenüber seinen letzten Arbeiten. Seit Lubliner der Hofbühne den Rücken gewandt, wollen seine Arbeiten auf den anderen Bühnen der Hauptstadt nirgends Fuß fassen: es ist, als ob ihnen hier der Resonanzboden fehlte. Der „Jourfixe" in dem Wallner-Theater, die „Adoptirten" im Residenztheater, das in Gemeinschaft mit Paul Lindau gearbeitete Schauspiel „Frau Susanne," die „Armen Reichen" und nun „Gräfin Lambach" sind die Beweise dafür. Gewiß besitzt der Dichter nicht mehr die Frische und Jugendlichkeit, die seine Komödien „Die Frau ohne Geist" und „Auf der Brautfahrt" auszeichnen; aber die Schuld des geringeren Erfolgs liegt doch nicht darin allein. Nur auf der Bühne des Schauspielhauses athmen seine Figuren ihre wahre Lebensatmosphäre, auf den anderen Bühnen ist ihnen die Luft gleichsam zu schwer. Der Fortschritt, den ich in der „Gräfin Lambach" entdecke, liegt in der strengeren Geschlossenheit der Fabel, in der Entwicklung der Charaktere aus den Vorfällen, die sich vor unseren Augen begeben. Selbstverständlich hat Lubliner seinen alten Fehler: das Verschlingen verschiedener Handlungen zu einem Knoten, der vom dramatischen Standpunkt betrachtet gar kein Knoten, sondern nur ein Knäul wirrer Fäden ist, nicht mit einem Schlage ablegen können.

Nachdem er durch drei Acte hindurch seine Fabel glücklich aus einem einzigen Hauptmotiv entwickelt hat, muß er im letzten doch wieder zu einer Nebensache greifen und zwei bis dahin gleichgültige Figuren in den Vordergrund schieben. Daß diesmal nicht die zweite Liebhaberin, sondern der zweite Liebhaber sein Herz entdeckt, ändert an dem Vorwurf nichts. Das Manko des vierten Actes ruft nicht nur die Verstimmung des Publicums hervor aber schwächt wenigstens die bis dahin günstige Laune, es beweist auch unwiderleglich, daß die Rechnung des Autors nicht rein aufgeht, daß er selbst die Empfindung eines Unausgeglichenen gehabt hat. „Gräfin Lambach" ist eine Ehestandskomödie, die in einer kitzlichen Ehrenfrage gipfelt. Leider ist diese Frage nicht so klar und zweifelsohne, daß sich die Zuschauer einstimmig für ein Ja oder Nein entscheiden; sie läßt, je nach der Individualität der Menschen, eine verschiedene Entscheidung zu. Sehr Viele werden ohne Gewissensskrupel einen für sie entscheidenden Brief dem Richter vorlegen, auch wenn dadurch eine Frau bloßgestellt wird — eine Frau, die überdies keinen guten Ruf in der Gesellschaft genießt; für Andere, die ein feineres oder auch nur ein peinlicheres Gefühl in der Liebe haben, wird die Frage gar nicht auftauchen können; sie werden es für eine Unmöglichkeit erklären, einen solchen Brief auch nur einem Freunde, viel weniger einem Richter zu zeigen. Jedenfalls müßte der Held in der gefährlichsten Nothlage sein, um das Publicum für seinen Gewissenskampf zu interessiren. Graf Stefan Lambach aber wird nur einer Unvorsichtigkeit beschuldigt. Aus dem Zimmer des Ministeriums, in dem er zu arbeiten pflegte, sind an einem bestimmten Tage wichtige Papiere gestohlen worden und werden jetzt in einem Hochverrathsprocesse herangezogen. Gerade an diesem Tage hat indeß der Graf Urlaub erhalten und den Abend bei seiner Geliebten, der Baronin Leonie von Nordheim, zugebracht. In einem Briefe hat er ihr seinen Urlaub, seine Absicht, sie zu besuchen, mitgetheilt. Leonie hat diesen Brief unter den übrigen, die ihr der Graf geschrieben, wiedergefunden und das ganze Packet der Gräfin ausgeliefert, um sich an dieser Frau, die sie haßt, zu rächen. Die Gräfin will die Briefe ins Feuer werfen, zum Glück kommt ihr Vater hinzu, um wenigstens ein Paar Papiere vor dem Untergange zu retten. Natürlich ist der entscheidende Brief darunter. Beide, der Schwiegervater und die Gattin, wollen nun den Grafen zwingen, dem Gericht den Brief vorzulegen. Der Graf weigert sich einer solchen Handlung, die er für unehrenhaft hält: es ist nur schade, daß er sich erst bei einem Freunde den Rath holt, was er thun, was er lassen solle. Allmälig siegt indeß in der Gräfin Lambach das edlere Gefühl; sie zerreißt den Brief, und die Gatten sinken sich gerührt und versöhnt in die Arme. Damit aber die Unschuld des Grafen, an der übrigens keine von allen in dem Schauspiel auftretenden Personen zweifelt, auch documentarisch festgestellt wird, findet sich zu guter Stunde das Tagebuch einer jungen Verwandten Leonie's, die alle

Ereignisse des Hauses und alle Besucher „gebucht" hat. An dem verhängnißvollen Tage ist denn auch richtig verzeichnet, daß Graf Lambach dagewesen. Man hat oft behauptet, daß die Handlung eines guten Drama's sich in wenigen Sätzen müsse erzählen lassen. Umgekehrt brauchen beinahe alle modernen Schauspiele, und die französischen machen keine Ausnahme, einer langen Vorgeschichte, um auch nur zu dem Punkt zu gelangen, wo ihre Handlung einsetzt. Alle diese Stücke sind, genauer betrachtet, der Schlußact einer Novelle, der aus der epischen Form in die dramatische übertragen ist, als ob es dem Verfasser zu langweilig geworden wäre, in dem trockenen, objectiven Ton des Chronisten bis zu Ende fortzufahren. In Hugo Lubliner ist nun vor Allem die Phantasie des Romanschreibers geschäftig, der nicht genug Vorfälle, Abenteuer, Motive zusammentragen kann. Nicht nur die Ehe der Lambach's, auch die der Nordheim's ist ein Romankapitel. Graf Stefan Lambach ist des Junggesellenlebens überdrüssig geworden, die Last seiner Schulden fängt ihn an zu drücken. In dieser Stimmung sieht er die einzige Tochter des reichen Fabrikanten Sievers und beschließt, sie zu heirathen. Denn Clarissa ist schön, klug, wohlerzogen, und über ihre Bürgerlichkeit und die stark plebejisch angehauchten Anschauungen und Formen ihres Vaters helfen die Millionen hinweg. Die Ehe könnte, da beide Gatten liebenswürdige Naturen sind, die glücklichste sein, wenn Clarissa ihren Mann nicht leidenschaftlich liebte und keinen Augenblick ohne ihn leben könnte. Dies beständige Beisammensein, das nur der Besuch des Schwiegervaters wenig angenehm unterbricht, ruft bald in dem Grafen das Gedächtniß der goldenen Zeit seiner Freiheit und Ungebundenheit wach. Er sehnt sich nach den damaligen Freuden, nach der geistreichen Leonie. Nun will es das Unglück, daß Herr Sievers den Neuvermählten eine Villa dicht neben dem Hause gekauft hat, in dem die Nordheim's wohnen; die Gärten stoßen unmittelbar aneinander. Das zweite Kapitel vor dem Aufgehen des Vorhangs ist nicht minder lang und verwickelt. Leonie war früher eine berühmte Schauspielerin; der Baron Nordheim hat sich in sie verliebt und sie geheirathet. Beide haben den unbedachten Schritt bald genug bereut. Die stolzen Verwandten Nordheim's haben ihm die Ehe mit der Künstlerin nicht verziehen, die vornehme Welt schließt sich vor ihnen ab. Auch sein Vermögen schwindet nach und nach; er wird zum Spieler. Mühsam wird der Schein der Wohlanständigkeit aufrecht erhalten. Aber nur die Herren „aus der besten Gesellschaft" finden sich in dem Hause ein; die einzige Dame ist die Wirthin und ihre junge Verwandte Susanne Norrissen, deren Eltern verstorben sind. Leonie ist eine glänzende, geistreiche Frau; ihr ganzes Streben ist dahin gerichtet, in die Kreise der Aristokratie zu gelangen. Der Graf Lambach soll ihr dazu dienen: es hat eine Zeit gegeben, wo sich Beide leidenschaftlich geliebt haben. In der Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, hat sie mit ihrem Gatten den Lambach's einen Besuch gemacht, als ihren nächsten Nachbarn. Erst an diesem Punkte beginnt die Handlung des Stücks. Graf Lambach erwidert den Besuch, und Leonie bittet ihn, beinahe fußfällig, um die Einladung zu einer Gesellschaft der Gräfin; diese Einladung soll sie und ihren Gatten gleichsam wieder gesellschaftsfähig machen. Aber wie kann der Graf seine frühere Geliebte in sein Haus, zu seiner arglosen Gattin führen! Er weigert sich also, Leonie's Bitte zu erfüllen. In ihrer Wuth fällt ihr jener Brief in die Hände, und nun beginnt die Strafe des Grafen und der Ehestandsjammer in seinem Hause. Die Vielgestaltigkeit und die Verwicklungen des modernen Lebens gestatten dem dramatischen Dichter, wie man billig zugeben muß, nicht mehr die Einfachheit der Fabel, wie sie in Lessing's „Minna von Barnhelm", in Schiller's „Kabale und Liebe", in Iffland's „Spieler" herrscht. Auch die Naivetät und die Geschlossenheit ihrer Charaktere im Guten wie im Bösen hat, aus dem Zwange unserer verschlungenen Verhältnisse und Beziehungen heraus, einer stärkeren Mischung verschiedener Elemente weichen müssen. Das Ausgeklügelte und Conventionelle, das die Grundlage des modernen Gesellschaftslebens bildet, macht sich auf der Bühne, wo Alles zusammengedrängter und unvermittelter erscheint, als in der Wirklichkeit, doppelt empfindlich geltend. Um so mehr muß der Theaterschriftsteller darnach trachten, seine Handlung im Bereich des Wahr-

cheinlichen, Durchsichtigen und allgemein Gültigen zu halten. Je weiter er sich vom Natürlichen entfernt, desto unsicherer wird sein Gang dem Publicum; denn wie geneigt der einsame Leser sein mag, einem phantastischen Einfall, einem seltsamen Problem des Erzählers zu folgen — die Menge will immer nur das Einfache und Zweifellose sehen. Sie glaubt das Wunder, aber unter der Bedingung, daß du selber daran glaubst. Und diesen Glauben haben die modernen Dramatiker nur in den seltensten Fällen.

Auch Oskar Blumenthal in seinem neuesten Schauspiel „Der schwarze Schleier" nicht. Kann die Wittwe eines Mannes, der in einem Zweikampf getödtet worden ist, seinen Gegner heirathen? Ist ein solcher schwarzer Punkt in dem Leben eines Mannes untilgbar? Auf diesen zwei Fragen baut sich das Schauspiel bis zum Schlusse des dritten Actes geschickt und folgerichtig auf; hier beantwortet der Verfasser beide Fragen mit einem entschiedenen Nein: Gerhard von Brügge und die Gräfin Ottilie Wolfshagen trennen sich und Gerhard verläßt Deutschland, weil seine politischen Gegner beständig jenes Duell gegen ihn ins Feld führen. Im vierten Act ist Blumenthal plötzlich anderer Meinung geworden, als ob in Schottland recht und billig wäre, was in Deutschland durch Sitte oder Vorurtheil verboten sei. Die Vorfälle, auf die Blumenthal hindeutet, waren ihrer Zeit in dem Munde Aller; er hat ihnen sogar die gefährlichste Spitze abgebrochen. Sein Held hat den Grafen Wolfshagen nur leicht am Handgelenk in dem Duell, zu dem er gezwungen wurde, verwundet; in einem Wuthanfalle — er ist dem Jähzorn durch Vererbung verfallen — hat sich der Graf den Verband abgerissen und ist an Verblutung gestorben. In dem ersten Acte, der die Gerichtsverhandlung gegen Gerhard von Brügge darstellt, erfahren wir den Verlauf der unglücklichen Angelegenheit durch die Wittwe des Verstorbenen selbst. Und noch mehr, trotz des Einspruchs des Vertheidigers schreitet das Gericht zur Verlesung einiger Gedichte aus dem poetischen Tagebuche Gerhard's, aus denen hervorgeht, daß er Ottilie vor Jahren, als sie noch im Hause ihres Vaters lebte, geliebt habe, sie dann aber nur als verheirathete Frau wiedergesehen und ihr entsagt hat. Während Ottilie und Gerhard bisher über ihre gegenseitigen Empfindungen im Unklaren waren, entdecken sie so im Verlaufe der Verhandlung, daß sie einander lieben und immer geliebt haben. Man merkt dem Dichter an, wie bedenklich ihm selber das Problem erscheint, das er sich gestellt hat. Die brutale Thatsache, daß der Mörder des Gatten die Wittwe heirathet, daß ein sträfliches Verhältniß schon vor ihrer Verbindung zwischen Beiden stattgefunden, daß dies Verhältniß eben die Veranlassung zu dem Zweikampf gewesen, wagt er nicht einzugestehen; er fühlt, daß jedes Publicum sich unwillig oder doch gleichgültig von einem solchen Paar abwenden würde. Aber seine Milderungsgründe leuchten dem Zuschauer so wenig ein wie im zweiten und dritten Acte den politischen Gegnern Brügge's. Die Gesellschaft wird ihm immer den Tod seines Feindes Schuld geben, wird immer an ein Liebesverhältniß zwischen ihm und Ottilie glauben. Nur im Widerstreit mit der öffentlichen Meinung können sie eine Ehe eingehen, nur außerhalb der Gesellschaft sich ihres Glückes freuen. Dies mag entschlossenen Naturen in der Wirklichkeit weder einen Kampf kosten noch als Opfer gelten, auf der Bühne jedoch wird es niemals die laute Zustimmung der Zuhörer finden, weil Niemand gern in einem solchen Falle den Richter spielen will. Shakespeare's Richard III. um die Prinzessin Anna freiend, deren Gatten er erstochen, läßt uns in seinem Trotz und seiner Leidenschaft gar nicht die Möglichkeit des Nachdenkens; er zwingt Anna's Gemüth wie das Gemüth des Hörers. Umgekehrt erwecken Ottilien's und Gerhard's Scrupel erst recht die unsrigen, und die Lösung, die Blumenthal erfunden, daß der Vater des verstorbenen Grafen selbst die Unschuld Gerhard's anerkennt, verwirrt uns nur das Gefühl. In diese Liebesgeschichte webt sich geschickt ein politisches Element ein. Gerhard von Brügge ist ein Socialpolitiker; er beschäftigt sich mit der Lage der Arbeiter in den großen Fabrikdistricten. Leider verschweigt er uns im Einzelnen die Pläne und Entwürfe, die er zur Besserung ihrer Zustände ersonnen hat. Aus der Anerkennung, die seine in Büchern und Broschüren nieder-

gelegten Vorschläge bei der Regierung, aus dem Widerstande, den sie bei anderen politischen Parteien finden, als deren Vertreter der Doctor Menck auftritt, eine vortrefflich gezeichnete Caricatur der hämischen Nörgelei, ziehen wir den Schluß, daß er sich dem Staatssocialismus zuneigt. Aber seine Hoffnungen, sich seinem Vaterlande nützlich zu erweisen, scheitern an der dunklen Thatsache in seinem Leben. Seine Gegner drohen, wenn er das ihm von der Regierung angebotene Amt annehmen sollte, in öffentlicher Parlamentssitzung jenes Duell gegen ihn vorzuführen und auch der Gräfin Wolfshagen dabei nicht zu schonen. Dies Aeußerste abzuwenden, verbannt sich Gerhard freiwillig selbst aus dem Vaterlande und begibt sich nach Schottland, wohin ihn der Lord Ettonville zur Leitung seiner dortigen Fabriken eingeladen hat. Damit ist im Grunde das Stück beschlossen, und der vierte Act, in dem der Verfasser alle Figuren seiner Handlung wie auf einer Sommerreise nach Schottland führt, die Gräfin mit der Erlaubniß ihres Schwiegervaters, daß sie ohne alle Gewissenszweifel Gerhard heirathen könne, voran, hat nur den Zweck, das Schauspiel heiter mit einer Vereinigung der Liebenden zu beendigen. Blumenthal hat sich diesmal in der Composition verrechnet: er hat den ersten Act so sehr mit dem mannigfaltigsten Inhalt, nach der Seite der Fabel, wie in Bezug auf die Charakteristik der Figuren, überladen, daß er für die folgenden nur einen geringen Stoff übrig behält. Das Fundament ist Granit und das darauf gebaute Haus von Glas und Dachpappen. Nicht in den ersten — die Gerichtsverhandlung gehörte in den dritten Aufzug, und wir mußten den Helden bis dahin alle Qualen der Erwartung leiden, alle Spießruthen der öffentlichen Meinung, allen Peripetien eines Kampfes um das Dasein durchlaufen sehen. Dann würden auch die politischen Momente der Fabel, die ihr jetzt nur äußerlich angeheftet sind, um die Maschine fortzubewegen, sich organisch aus ihr entwickelt haben. Oskar Blumenthal's Talent hat sich in dem Zeitraum weniger Jahre so überraschend reich entfaltet und den eigenen Erfahrungen und dem Einspruch der Kritik gegenüber sich so bildsam erwiesen, daß ihm der geringere Erfolg dieser seiner letzten Schöpfung ein Antrieb zu einer noch größeren Vertiefung seiner Gestalten und zu einer noch feineren Durcharbeitung seiner Entwürfe sein wird. Auch er klügelt und düftelt zu viel in und über seinen Plänen; gerade in der Einfachheit und Durchsichtigkeit der Fabel zeigt sich die Begabung des Dramatikers, Blumenthal's eigene Komödie „die große Glocke" ist ein vollgültiger Beweis dafür.

Einen anderen lieferten die beiden französischen Komödien, welche uns das Residenz-Theater vorgeführt hat: am Sonnabend den 9. October E. Gondinet's dreiactiges Lustspiel „Un Parisien," nicht ganz glücklich in „Ein Großstädter" umgetauft, und am Donnerstag, den 18. November V. Sardou's Schauspiel in 4 Acten: „Georgette." Beide Stücke gehören in keiner Hinsicht zu den hervorragenderen, das erste ist eine flüchtige Arbeit, das zweite überzeugt weder, noch befriedigt es den Zuschauer; aber im Vergleich zu den deutschen Schauspielen sind sie noch einmal so lebenswahr und natürlich. Alles an und in ihnen ist klar, verständig, weder wirklich noch metaphorisch gibt es einen schwarzen Schleier darin. Gondinet's Schwank handelt von den Leiden eines Pariser Lebemannes, dem plötzlich seine mit tausenderlei Kunstkrimskrams angefüllte Wohnung am Boulevard des Italiens gekündigt wird, weil der neue Hausherr eifersüchtig auf ihn ist, und der sich endlich aus der Gefahr und vor dem Verlust seiner Wohnung dadurch rettet, daß er seine Pflegetochter Geneviève, die ihn zärtlich liebt, heirathet. Nicht nur der Charakter Brichanteau's ist in der feinsten und reichsten Detailmalerei ausgeführt, wo jeder Zug beobachtet und bezeichnend ist, sondern auch die Fabel entwickelt sich trotz ihrer Einfachheit in geistreich spannender Weise. Wie lebendig und anschaulich tritt uns das kleinstädtische Leben in Montauban entgegen, wie hübsch und wirksam heben sich die zierliche und gefühlvolle Genoveva und die überbildete Leonide von einander ab! Die Handlung hat denselben leichten und tänzelnden Schritt, in dem sich die Figuren bewegen. Trotzdem das Stück niemals aus der Wirklichkeit herausfällt, niemals die Romantik streift, bewahrt es doch den Duft und Glanz einer künst-

lichen Welt; es lebt viel mehr auf der Bühne, als die deutschen Schauspiele, die das Publicum stets zu fragen scheinen: nimmst du uns auch für ernsthafte Wirklichkeiten?

Sardou's Schauspiel „Georgette" tritt mit höheren Ansprüchen auf. Es ist ein Thesenstück, wie Dumas' Schauspiel „Denise". Kann ein Mann aus guter Familie, von Rang und Vermögen, die uneheliche Tochter einer leichtfertigen Frau heirathen? so stellt der Verfasser die Frage, und der Lebensphilosoph des Stückes, Graf Octave von Chabreuil, ein ehemaliger Officier, ein Weltreisender, über die Mitte der Vierzig hinaus, antwortet: Je nachdem; ist der Mann klug, unabhängig, reich, wie ich, zweifellos; muß er aber erst, wie du, mein lieber Neffe Gontran, seinen Weg im Leben machen, hat er die Vorurtheile seiner Vorgesetzten, seiner Mutter, seiner Umgebung zu achten, nein! Daß diese Antwort Niemand befriedigt, ist klar; sie ist obendrein falsch, denn der wahrhaft Liebende wird wohl nach der Treue und Tugend seiner Geliebten, aber schwerlich nach der Vergangenheit seiner zukünftigen Schwiegermutter fragen. Weil Gontran, der Sohn der adelsstolzen, sittenstrengen Gräfin Chabreuil, und Paula, die Tochter der ehemaligen Kaffeehaussängerin Georgette, die jetzt die millionenreiche Lady Carlington „reinlich und zweifelsohne" ist, nur eine flüchtige Neigung, keine echte Leidenschaft für einander empfinden, trennen sie sich um solcher Spitzfindigkeit willen. Georgette ist die Stiefschwester Odette's, aber da ihre Schuld gegenüber dem Ehebruch der anderen nur leicht wiegt, hat sie dieselbe auch nicht mit einem freiwilligen Tode zu büßen. Nach mancherlei Irrfahrten hat sie von einem Amerikaner ein ungeheures Vermögen geerbt und sich damit die Ehe mit einem arg verschuldeten, an den Folgen seiner Ausschweifungen rettungslos dahinsiechenden Lord Carlington erkauft. Als Lady ist sie in der vornehmsten Gesellschaft von Paris wohlgelitten, in jedem Zuge ist sie eine wahrhaft vornehme Dame, ihre Tochter Paula ein wohlerzogenes, vortreffliches Mädchen. Zwischen ihr und der Nichte der Gräfin Chabreuil, der sanften Aurora, hat sich eine zärtliche Freundschaft angeknüpft. Die Gräfin sieht nicht ohne Kummer, daß ihr einziger Sohn Gontran sich von seiner Cousine, für die sie ihn bestimmt hatte, ab und Paula zu wendet, aber was könnte sie im Grunde gegen seine Heirath mit der Tochter der Lady Carlington vorbringen? Der Berather und das Orakel der Familie, Onkel Octave, wird befragt. Er schenkt Mutter und Sohn reinen Wein ein. Georgette, Lady Carlington, ist die Tochter eines Tischlers, Chansonettensängerin, vor zwanzig Jahren seine beste Freundin, Paula ist die Tochter seines Freundes Candillac, der in der Schlacht bei Gravelotte den Heldentod gestorben. Jede Mutter würde bei einer solchen Kunde über die Herkunft ihrer Schwiegertochter die Stirne kraus ziehen, und das Wortgefecht zwischen ihr und ihrem Sohne, der ebenso selbstverständlich Georgette's und Paula's Partei nimmt und die galanten Sünden seiner Aeltermütter schonungslos aufdeckt, kann zu keinem Resultate führen. Indessen hat Paula in einer meisterhaft ausgeführten und gesteigerten Scene, welche die ganze Ueberlegenheit der französischen dramatischen Kunst wieder einmal zeigt, das Geheimniß ihrer Geburt halb von der Kammerfrau ihrer Mutter erfahren, halb errathen. Der Trostlosen, die sich im ersten Augenblick hassend von der Mutter abwenden will, spricht Octave Muth und Vertrauen zu; er zeigt ihr, welchen Dank sie der Mutter schulde, die sie erzogen, mit Reichthum und Liebe umgeben, vor jedem Hauch des Bösen bewahrt habe, daß sie die einzige Freude derselben sei. Als nun Gontran mit der Nachricht eintritt, daß seine Mutter seinen Bitten nicht länger Widerstand leiste, sondern in seine Heirath mit Paula einwillige, unter der Bedingung, daß diese sich von ihrer Mutter trennen und nur sechs Wochen in jedem Jahre bei derselben in England zubringen solle — es klingt in dem trockenen Berichte noch lächerlicher als von der Bühne herab — weist Paula, die sich durch diese Bedingung in die Seele ihrer Mutter hinein verletzt und beleidigt fühlt, seinen Antrag kurz entschlossen ab, und während Gontran geht, um sich mit Aurora zu verloben, reicht sie dem Freunde ihres Vaters Octave den Arm, um sich zunächst von ihm zu Tische und vermuthlich nach einigen Monaten zum Altar führen zu lassen; denn Octave befindet sich, wie er uns versichert hat, in der glücklichen Lage, in der Wahl seiner Gattin nicht von dem Gerede und Geschwätz der Leute

abhängig zu sein. Gewiß ist diese Klugheitsregel keine dramatische Lösung, und das Ganze hat, besonders für uns Deutsche, in seiner durchaus advocatorischen Führung etwas Kaltes und Frostiges, da der Verfasser gar nicht die Liebenden, sondern einzig und allein das Publicum im Auge behält. Wo wir den Herzton des ergriffenen Menschen vernehmen wollen, hören wir nur die fein zugespitzte Rhetorik und die gewandte Zunge des Sachwalters, der mit derselben Lebhaftigkeit das Für und Wider seiner These erörtert. Aber diese Gemüthslosigkeit und Gefühlsunsicherheit zugegeben, wie verständig, wie spannend ist wieder der Aufbau, wie viel Neues, Ueberraschendes begegnet uns in den scheinbar längst abgenutzten Figuren! Zuerst und zuletzt betone ich die Einfachheit und Klarheit des Vorwurfs, daß uns nirgends eine Dunkelheit erschreckt, von Keinem ein Räthsel aufgegeben wird. Hieran sollten sich unsere Theaterschriftsteller ein Muster nehmen.

Eine einzige Bühne hat in diesen ersten drei Monaten der Saison eine Dichtung im höheren Stile aufgeführt: das Ostend-Theater, das am Sonnabend den 23. October Ernst von Wildenbruch's Schauspiel in 4 Acten „Das neue Gebot", freilich in ganz unbefriedigender Weise, zur Darstellung brachte. Dem Unternehmen des Herrn A. Kurz, der im Wallner-Theater ein treffliches Regietalent für das Lustspiel vielfach bewährt hat, eine Volksbühne für die Darstellung der klassischen Dramen zu eröffnen, ist der beste Erfolg zu wünschen; aber es ist zweifellos, daß der Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird. Zu der Errichtung, Ausstattung und Haltung einer solchen Bühne reichen Privatmittel nicht aus, hier muß die Oeffentlichkeit eingreifen, und ich komme wieder darauf zurück, daß dies eine Pflicht der Stadtverwaltung ist. Wenn die Provinzialstädte ihre Theater mehr oder minder reich ausstatten, sehe ich nicht ein, warum die Reichshauptstadt hinter ihnen zurückbleiben will, noch weniger, wie es sie darf. Die theuren Preise des Hoftheaters und des Deutschen Theaters schließen die überwältigende Mehrzahl unserer Bevölkerung, auch der wohlhabenderen, von ihrem Besuch aus, darum sollte man ihnen auf einer Volksbühne einen Ersatz dafür schaffen. Die Volksbibliotheken, die Museen, die Schulpaläste brauchen zu ihrer Ergänzung ein solches Theater. Auch darum, damit Dichtungen wie die Wildenbruch'sche eine angemessene Verkörperung finden. Allerlei Rücksichten halten das Schauspiel von dem Hoftheater fern: es behandelt in leidenschaftlicher Form die Einführung des Cölibats, das Verbot der Priesterehe, den Streit Gregor's VII. mit Heinrich IV. Im Mittelpunkt der Handlung, die zum Schaden des Eindrucks in zwei Theile auseinanderfällt, steht der Pfarrer von Volkerode, einem sächsischen Dorfe, Wimar Knecht: er bleibt in den ersten zwei Acten seinem Könige, bei dem Aufstande der sächsischen Großen, treu, und rettet die verfolgte Königin Bertha in seine Kirche und trotzt in den beiden letzten dem neuen Gebot, sich von seiner wackeren Frau zu scheiden. Der Riß, der somit durch die Dichtung geht, würde sich auch in einer besseren Darstellung nicht ausheilen lassen, aber das Einzelne uns doch menschlich näher treten, während es jetzt in einer hohlen Declamation fortgeschwemmt wurde. Wildenbruch's Pathos vernachlässigt so sehr das Local- und Zeitcolorit, richtet sich so ausschließlich auf das von Raum und Zeit gleichsam losgebundene allgemeine Menschenthum, daß hier Ausstattung und Darstellung hülfreich eingreifen müssen, um uns in der Illusion einer bestimmten Wirklichkeit festzuhalten. Neben dem deutschen Schwunge und dem Schiller'schen Nachklang kam auch der harmlose deutsche Spaß, der Humor der Tante Buchholz und ihrer Leute, in dem die Ausländer jetzt den Kern des deutschen Wesens entdeckt zu haben glauben, in dem Schwank in 4 Acten von Gustav Moser und Otto Girndt „Die Sternschnuppe", der am Dienstag den 9. November im Wallner-Theater zur Aufführung gelangte, zu seinem Recht und zu seinem Glück. Eine kleine Stadt als Hintergrund und ein Original, Schubert, Rentier und Stadtverordneter, als Mittelpunkt geben der lustigen Situationskomödie den Auftact und die Stimmung. Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Der deutsche Reichstag ist am 25. November 1886 durch den Staatssecretär v. Bötticher im Auftrage des Kaisers mit einer Thronrede eröffnet worden, deren ernster Ton Keinem entgehen konnte, der den politischen Ereignissen der jüngsten Zeit mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist. Als die wichtigste Aufgabe, welche dem Reichstage gestellt wäre, wurde an der Spitze der Thronrede die Mitwirkung bei der ferneren Sicherstellung der Wehrkraft des Reiches bezeichnet. In bedeutsamer Weise wurde dann hervorgehoben, daß in der Armee die Gewähr für den dauernden Schutz der Güter des Friedens liege und daß, wenn auch die Politik des Reiches fortgesetzt eine friedliche sei, Deutschland doch im Hinblick auf die Entwicklung der Heereseinrichtungen unserer Nachbarstaaten auf eine Erhöhung seiner Wehrkraft und insbesondere der gegenwärtigen Friedensstärke der Armee nicht länger verzichten dürfe. Die Thronrede kündigte zugleich die Gesetzvorlage an, nach welcher diese Heeresverstärkung bereits mit dem 1. April 1887 eintreten soll, während das gegenwärtig noch geltende Septennat erst ein Jahr später ablaufen würde, und gab der Zuversicht des Kaisers sowie der verbündeten Regierungen Ausdruck, daß die Nothwendigkeit der im Interesse der nationalen Sicherheit Deutschlands unabweislichen Forderung auch von der Gesammtheit des deutschen Volkes und seiner Vertreter mit voller Entschiedenheit anerkannt werden würde. Wenn im Anfange der Thronrede die politische Lage als eine ernste dargestellt wurde, durfte man überall, wo die Segnungen des Friedens geschätzt werden, mit Genugthuung begrüßen, daß am Schlusse die Beziehungen des Deutschen Reiches zu allen auswärtigen Staaten als freundlich und befriedigend hervorgehoben werden konnten. Als Ziel der Politik unsers Kaisers wurde bezeichnet, daß er unablässig bestrebt sei, nicht nur dem deutschen Volke den Frieden zu bewahren, sondern auch für die Erhaltung der Einigkeit aller Mächte den Einfluß im Rathe Europa's zu verwerthen, welcher der deutschen Politik aus ihrer bewährten Friedensliebe, aus dem durch diese erlangten Vertrauen anderer Regierungen, „aus dem Mangel eigener Interessen an schwebenden Fragen und insbesondere aus der engen Freundschaft erwächst, welche Se. Majestät den Kaiser mit den beiden benachbarten Kaiserhöfen verbindet."

In der ausländischen Presse ist der Versuch gemacht worden, einen Gegensatz zwischen dem „etwas kriegerischen" Anfange und dem friedlichen Schlusse der Thronrede zu construiren. Dieser Gegensatz ist jedoch, wie sich leicht nachweisen läßt, keineswegs vorhanden. Daß Deutschland ernsthaft den Frieden wünscht, hat es nicht bloß durch sein maßvolles Verhalten seit dem Kriege gegen Frankreich, sondern auch bei den zahlreichen Gelegenheiten bewiesen, bei denen es durch seinen im Sinne der Versöhnung in uneigennützigster Weise geltend gemachten Einfluß Verwicklungen zwischen anderen Staaten zu lösen oder von Anfang an zu verhüten wußte. Mögen immerhin die

russischen Panslawisten in ihrer wenig verbindlichen Sprache versichern, daß das Drei-Kaiser-Bündniß mit einer „Ueberlistung" Rußlands gleichbedeutend gewesen sei, so verhehlen sich doch die ernsthaften Politiker Rußlands keineswegs, daß Deutschlands leitender Staatsmann Alles gethan hat, um den berechtigten Ansprüchen Rußlands Anerkennung zu verschaffen. Nicht minder zeichnete sich die deutsche Politik durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit aus, indem sie trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen an dem Berliner Vertrage als der Grundlage der Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel festhielt.

Von diesem Standpunkte aus mußte Deutschland den ostrumelischen Staatsstreich für verwerflich erachten, so daß Fürst Bismarck seiner Zeit dem türkischen Botschafter in Berlin den Rath ertheilen konnte: „Faites entrer vos troupes!" Daß die Türkei damals nicht in der Lage war, den gegebenen Rathschlag zu befolgen, zumal da es in Adrianopel an den erforderlichen Truppen fehlte, muß als die Ursache der späteren Complicationen angesehen werden. Fürst Bismarck hielt jedoch an der durch den Berliner Vertrag vorgezeichneten Verhaltungslinie fest, wie die Griechen erfahren sollten, als sie eine Politik auf eigene Faust zu machen versuchten und durch die gemeinschaftliche Action Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Englands und Italiens belehrt wurden, daß der Frieden Europa's nicht ohne Weiteres gefährdet werden dürfe. Man erinnert sich noch der „Zurückhaltung", welche Frankreich und Rußland bei der Blokade griechischer Häfen, sowie bei der Beschränkung des diplomatischen Verkehrs mit der griechischen Regierung bekundeten, als ob damals eine communio incidens der beiden in ihren inneren Einrichtungen so grundverschiedenen Staaten bestanden hätte. Deutschland wich auch später von seiner Richtschnur in der Orientpolitik nicht ab, als es den Fürsten Alexander von Bulgarien, der durch den Staatsstreich von Philippopel im Hinblick auf den Berliner Vertrag gewissermaßen „tragisch schuldig" geworden war, seinem Schicksale überlassen mußte. Wären die russischen Panslawisten auch nur bis zu einem gewissen Grade fähig, die Verhältnisse objectiv zu beurtheilen, so müßten sie anerkennen, daß der leitende deutsche Staatsmann in der Angelegenheit des Fürsten Alexander jeden Schein vermieden hat, die russischen Empfindlichkeiten zu verletzen, ja, daß er sich sogar dem Vorwurfe aussetzte, diesen Empfindlichkeiten allzu weitgehende Zugeständnisse zu machen. Hierzu kommt, daß gerade von competenter deutscher Seite bei jeder Gelegenheit betont wurde, wie Rußland durch die Opfer an Menschen und Geld, die es für Bulgarien aus Anlaß des türkischen Feldzuges brachte, berechtigte Ansprüche auf die Dankbarkeit sowie auf Gegenleistungen der Bulgaren ertangt habe. Andrerseits wäre selbst der Einfluß des Fürsten Bismarck nicht stark genug gewesen, die Bevölkerung des auf seine wiedergewonnene Unabhängigkeit stolzen jungen Balkanstaates nachgiebiger zu stimmen, als General Kaulbars seine „Friedensmission" in der bekannten Weise durchführte. In der deutschen Thronrede konnte jedenfalls mit Fug auf den Mangel eigener Interessen an schwebenden Fragen sowie auf die enge Freundschaft mit den beiden benachbarten Kaiserhöfen hingewiesen werden. Glaubten die Moskauer Politiker vom Schlage Katkow's aber, daß das Drei-Kaiser-Bündniß dazu bestimmt sei, für Rußland den Weg nach Constantinopel zu ebnen, so mußten sie allerdings ebenso enttäuscht werden wie diejenigen „Staatsmänner" in Ungarn, welche von Deutschland am liebsten verlangt hätten, daß es den Fürsten Alexander im Triumphe nach Sofia zurückführte oder den General Kaulbars mit Gewalt aus Bulgarien entfernte oder unmittelbar den Krieg an Rußland erklärte.

Obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die deutsche Politik wie Oesterreich-Ungarn auch Rußland gegenüber eine durchaus correcte gewesen ist, haben doch die Vorgänge der jüngsten Zeit deutlich gezeigt, daß Deutschland, wenn es seine vermittelnde Stellung auch in Zukunft behaupten will, in Bezug auf die Entwicklung der Heereseinrichtungen sich auf der vollen Höhe seiner Aufgabe behaupten muß. In der Begründung des Gesetzentwurfes über die Friedensstärke des deutschen Heeres, welcher dem Reichstage noch am Tage seiner Eröffnung zugegangen ist, wird die deutsche Heeresmacht mit derjenigen Rußlands sowohl als auch derjenigen Frankreichs

verglichen, um durch bestimmte Zahlen den Nachweis zu führen, daß das Deutsche Reich Gefahr laufen könnte, bei einem drohenden europäischen Conflicte nicht mehr seine der Erhaltung des allgemeinen Friedens dienende Politik nachdrucksvoll führen zu können, daß sogar, „wenn auch für uns der Krieg unvermeidlich werden sollte," die Selbständigkeit des Reiches bedroht wäre. Um diese Gefahr zu verhüten, bestimmt § 1 der Militärvorlage, daß die Friedensstärke des deutschen Heeres an Mannschaften für die Zeit vom 1. April 1887 bis zum 31. März 1894 auf 468 409 Mann festgestellt werden soll, während nach § 2 von demselben Zeitpunkte an die Infanterie in 534 Bataillone, die Cavallerie in 465 Escadrons, die Feld-Artillerie in 364 Batterien, die Fuß-Artillerie in 31, die Pioniere in 19 und der Train in 18 Bataillone formirt werden sollen. Am 3. December begann bereits die erste Berathung des Gesetzentwurfes, welche am folgenden Tage mit der Ueberweisung der Vorlage an eine besondere Commission von 28 Mitgliedern ihren Abschluß erhielt. Anerkannt zu werden verdient, daß alle Parteien mit Ausnahme der Socialdemokraten die Nothwendigkeit betonten, ein starkes Friedensheer zu erhalten. Nur dasjenige, was in Bezug auf das Maß und den Umfang dieser Friedensstärke erforderlich, ist, wie der Abgeordnete Richter hervorhob, zwischen den Parteien streitig. Auch der Führer des Centrums konnte nicht umhin, zu erklären, daß ihm und seinen Freunden kein Opfer zu groß sein, und daß kein Patriot Bedenken tragen würde, Alles, was ihm zu Gebote steht, hinzugeben, wenn es sich in der That darum handelt, die Sicherheit und die Selbständigkeit des Vaterlandes aufrecht zu erhalten.

Wer möchte jedoch die Verantwortlichkeit für die Folgen übernehmen, die sich daraus ergeben könnten, daß trotz den ernsten Warnungen des Feldmarschalls Grafen von Moltke und des Kriegsministers Bronsart von Schellendorff auch nur das Geringste im Interesse der nationalen Sicherheit versäumt worden wäre! „Ganz Europa starrt in Waffen", erklärte der Chef des großen Generalstabs, „wir mögen uns nach links oder rechts wenden, so finden wir unsere Nachbarn in voller Rüstung, in einer Rüstung, die selbst ein reiches Land auf die Dauer nur schwer ertragen kann. Das drängt in Naturnothwendigkeit auf baldige Entscheidungen hin, und das ist der Grund, weshalb die Regierung schon vor Ablauf des Septennats eine Verstärkung der Armee verlangt". Der preußische Kriegsminister wies überdies gegenüber der Frage, aus welchem Grunde der Reichstag nicht früher einberufen, die Vorlage also jetzt erst dem Parlamente unterbreitet worden wäre, darauf hin, daß die Entschließung, diese Vorlage zu machen, in den allerletzten Tagen vor der Einberufung des Reichstages gefaßt worden ist, und daß in dieser Hinsicht nichts versäumt werden konnte. Sehr bemerkenswerth war die an diesen Hinweis geknüpfte Bemerkung des Kriegsministers, daß die Motive für die Beschleunigung in der Entwicklung der sich immer drängender gestaltenden auswärtigen Verhältnisse lagen. Prüft man nun die letzteren, insofern sie offen zu Tage liegen, so läßt sich allerdings nicht verhehlen, daß die Orientkrisis gerade in jüngster Zeit einen Charakter angenommen hatte, der zwar eine friedliche Lösung keineswegs unmöglich erscheinen läßt, immerhin aber zur größten Vorsicht mahnen muß. Hatte doch Graf Kalnoky in der ungarischen Delegation die von anderer Seite für nicht ausgeschlossen erachtete Occupation Bulgariens durch Rußland als Kriegsfall bezeichnet, während sich schwer absehen läßt, wie die russische Diplomatie, ohne Einbuße an ihrem Ansehen zu erleiden, die mißliche Lage beseitigen könnte, in welche sie zumeist durch das ebenso taktlose wie wenig politische Verfahren des Generals Kaulbars gerathen ist.

Die Vorgänge in Frankreich müssen ebenfalls ins Auge gefaßt werden, sobald von der Entwicklung der sich immer drängender gestaltenden auswärtigen Verhältnisse die Rede ist. Unterliegt doch keinem Zweifel, daß jenseits der Vogesen, auch abgesehen von der Patriotenliga, vielfach die Ansicht herrscht, ein europäischer Krieg, bei welchem zunächst Rußland und Oesterreich-Ungarn mit einander ringen müßten, wäre für Frankreich die beste Gelegenheit, für die Niederlagen von 1870—71 Revanche zu nehmen. In Deutschland ist dies sehr wohl bekannt; auch kann diese Ueberzeugung nicht dadurch erschüttert werden, daß General Boulanger, umgeben von den Führern

der Patriotenliga, seine — friedliche Gesinnung betont und die von ihm vorgeschlagenen neuen Rüstungen Frankreichs mit dem Satze begründet: Si vis pacem, para bellum. General Boulanger hat durch seine früheren chauvinistischen Kundgebungen den Anspruch auf Vertrauen verloren, wenn er jetzt seine Friedensliebe zur Schau trägt, zumal wenn ihm Paul Déroulède zur Seite steht und durch gar nicht mißzuverstehende Gesten den Ernst der Friedensversicherungen des französischen Kriegsministers illustrirt. Die Verhandlungen der Deputirtenkammer über das Budget des letzteren zeigen auch deutlich, daß derselbe, in Uebereinstimmung mit den Motiven der deutschen Militärvorlage, den Effectivbestand der französischen Armee für höher erachtet als denjenigen der deutschen. General Boulanger erwiderte in dieser Beziehung dem Abgeordneten Keller, der eine Parallele zwischen den beiden Heeren gezogen hatte, wörtlich: „Herr Keller wird begreiflich finden, wenn ich hier über diesen Punkt keine Erklärung abgebe. Er wird mit mir der Ansicht sein, daß ich nicht auf diese Rednerbühne steigen kann, um denjenigen Beistand zu leisten, welche im Deutschen Reichstage die Erhöhung der deutschen Kreditforderungen unterstützen werden." Nach dem Beifalle zu schließen, welchen das Verhalten des französischen Kriegsministers bei allen Parteien gefunden hat, darf angenommen werden, das Gefühl, eine starke Armee zu besitzen und „vorbereitet" zu sein, habe in der Deputirtenkammer so sehr über die ruhige Erwägung den Sieg davongetragen, daß man gar nicht begriff, wie die vom General Boulanger so geflissentlich gezeigte Zurückhaltung deutlich genug war, um den Vertheidigern der Militärvorlage im Deutschen Reichstage das wirksamste Argument zu liefern.

Der Beifall, mit welchem die Erklärungen des Generals Boulanger in der Deputirtenkammer sowie in der französischen Presse aufgenommen wurden, vermochte allerdings nicht zu verhindern, daß das Cabinet Freycinet wenige Tage später aus Anlaß eines Antrages, die Gehälter der Unterpräfecten zu streichen, eine Niederlage erlitt, und die Minister genöthigt waren, ihr Entlassungsgesuch einzureichen, nachdem der Conseilpräsident die Cabinetsfrage gestellt hatte. Vergebens wies Freycinet darauf hin, daß die Unterpräfecten nicht ohne Weiteres durch Verweigerung der für sie im Budget ausgeworfenen Credite beseitigt werden könnten, da die Functionen dieser Beamten, welche im Organismus der französischen Verwaltung eine bedeutsame Rolle spielen, auf dem Gesetze beruhen, mithin auch nur durch ein Gesetz aufgehoben werden dürfen. Die äußerste Linke beschloß trotzdem in Gemeinschaft mit den Parteigängern der Rechten die Streichung der Credite. Da Freycinet überdies sich nicht verhehlen konnte, daß er in der Deputirtenkammer keineswegs über eine geschlossene Mehrheit verfügt, daß vielmehr Bonapartisten, Orléanisten und Ultraradicale sich bei nächster Gelegenheit wieder mit einander verbünden werden, faßte er den Entschluß, auf die Leitung der Geschäfte zu verzichten. Noch in der Sitzung vom 2. December hatte er bei Gelegenheit der Budgetberathung weitgehende Pläne über wichtige Reformen angekündigt, welche das im nächsten Jahre vorzulegende Budget aufweisen sollte. Er übersah nur, wie wenig stetig die Verhältnisse der inneren Politik Frankreichs sind, und daß im nächsten Jahre auch auf sein Regiment der melancholische Refrain der berühmten „Ballade des dames du temps jadis" von François Villon Anwendung finden könnte: „Mais où sont les neiges d'antan!" Aber wo ist der Schnee vom vorigen Jahre! Diese Vergänglichkeit französischer Ministerien wird den russischen Machthabern jetzt gerade besonders deutlich werden, da der Zufall es beinahe gefügt hätte, daß Floquet zum Nachfolger Freycinet's ernannt worden wäre. Gerade weil Kaiser Alexander III. so häufig das Andenken seines Vaters anruft, wird er auch nicht vergessen haben, wie Floquet es gewesen ist, der während der Pariser Weltausstellung von 1867 dem Kaiser Alexander II. bei dessen Besuche des Palais de Justice die Worte zurief: „Vive la Pologne!" Soll nun etwa diese Losung die Grundlage des französisch-russischen Bündnisses bilden? Da Floquet bei seiner parlamentarischen Stellung sicherlich noch berufen ist, auf die französische Politik einen maßgebenden Einfluß auszuüben, darf man darauf gespannt sein, wie sich dann das Verhältniß der leitenden russischen Staatsmänner zu ihrem polenfreundlichen „Collegen" gestalten würde.

Bei Gelegenheit der Budgetberathung hatte Freycinet wenige Tage vor Beginn der Krisis, welche mit der Bildung des Ministeriums Goblet-Boulanger ihren Abschluß erhielt, noch seinen „Schwanengesang" in Bezug auf die auswärtige Politik Frankreichs vernehmen lassen. Von ganz besonderem Interesse waren die Erklärungen über die ägyptische Angelegenheit, um so mehr, als behauptet wird, daß die Schwierigkeiten, auf welche das französische auswärtige Amt bisher gerade in Bezug auf die erwähnte Streitfrage gestoßen ist, die Entschließung Freycinet's, bei seinem Entlassungsgesuche zu beharren, mitbestimmt haben. Auf verschiedene Anfragen, welche der Abgeordnete Delafosse an ihn richtete, erklärte der bisherige Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen, daß in Aegypten die Interessen Frankreichs unmittelbar auf dem Spiel ständen. Er betonte, daß derjenige Staat, welcher Herr in Aegypten wäre, das Mittelländische Meer beherrschen würde, sodaß die endgültige Occupation des Landes durch eine fremde Großmacht ein harter Schlag für das Ansehen und die Stellung Frankreichs sein müßte. Freycinet deutete zugleich unter großem Beifalle der Deputirtenkammer an, daß eine dauernde Besitzergreifung Aegyptens nicht geduldet werden würde, mit dem Hinzufügen, daß eine solche Gefahr auch nicht drohe, da die Engländer niemals einer ähnlichen Absicht Ausdruck gegeben, vielmehr stets versichert hätten, sie befänden sich nur provisorisch in Aegypten und würden sich nach der Wiederherstellung der Ordnung wieder zurückziehen. Ueber die diplomatischen Verhandlungen, welche in dieser Angelegenheit erfolgten, berichtete Freycinet, daß die englische Regierung auf die Nothwendigkeit einer schleunigen Lösung im Interesse Europa's sowie im Hinblick auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und England hingewiesen worden wäre. Freilich erscheint die Auffassung allzu optimistisch, daß das Cabinet Salisbury sich nun ohne Weiteres zu Zugeständnissen bereit finden lassen würde. Wenn Freycinet in der Deputirtenkammer die Aufrichtigkeit und die „Tragweite" der von der französischen Diplomatie geführten Sprache hervorhob, so ist gerade die jüngste Krisis, durch welche von Neuem der Mangel an Stetigkeit in der französischen Regierung erwiesen wurde, wenig geeignet, das Ansehen der letzteren im internationalen Verkehre zu erhöhen. Auch die Angelegenheit des Suezkanals, welche der Republik Anlaß zu Beschwerden bietet, hat bisher keineswegs die für dieselbe erwünschte Erledigung gefunden. Der augenblickliche Stand dieser Streitfrage wurde von Freycinet dahin erläutert, daß England und Italien ein gemeinschaftliches Project ausgearbeitet, Frankreich seinerseits einen eigenen Vorschlag den Mächten unterbreitet habe, worauf dann die Antwort erfolgt sei, die französische Regierung möge sich mit der englischen behufs Vereinbarung eines Entwurfes in Verbindung setzen, damit Europa nach dessen Vorlegung in den Stand gesetzt werde, seine Entscheidung zu treffen. Von unbeabsichtigter Komik ist dann mit Rücksicht auf die jüngste Krisis die Versicherung Freycinet's, daß die großen Veränderungen, die „unglücklicherweise" in — England erfolgten, eine Verzögerung der Unterhandlungen herbeigeführt haben. Weiß doch alle Welt, daß die innere Politik Frankreichs noch ganz anderen Wechselfällen unterliegt als diejenige Englands, woselbst nicht so sehr Parteigezänk und Stellen- und Aemterjagd wie die irische Frage Ministerkrisen hervorrufen und die Bildung einer geschlossenen Regierungsmehrheit verhindern.

Ueber die bulgarische Angelegenheit glitt Freycinet ziemlich flüchtig hinweg, indem er dieselbe als eine das gesammte Europa berührende Frage bezeichnete, an welcher Frankreich kein besonderes Interesse habe, sondern nur insofern betheiligt sei, als das allgemeine Interesse der Erhaltung des türkischen Reiches, diese für Frankreich mehr als je wesentliche Angelegenheit, die Sorge für den europäischen Frieden und das Gleichgewicht der Kräfte im Mittelmeerbecken in Betracht kommen.

Lord Salisbury, Graf Kalnoky und der Leiter der auswärtigen Politik Italiens, Graf Robilant, haben dagegen durch ihre Aeußerungen über die bulgarische Angelegenheit bekundet, daß dieselbe nicht einseitig im Sinne Rußlands ihre Lösung finden wird, welches letztere um so mehr Bedenken tragen muß, die vom General Kaulbars in Scene gesetzte gewaltsame Politik auch nach dessen Abberufung fortzuführen, als der

österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen gegenüber den Delegationen unter gewissen Bedingungen ganz formelle Verpflichtungen übernommen hat. So konnte der Präsident der österreichischen Delegation das Ergebniß der Berathungen dahin zusammenfassen, daß die Völker Oesterreich-Ungarns, und zwar ohne Unterschied der Nationalität, ohne Unterschied der Anschauungen und Ueberzeugungen der Parteien fest entschlossen sind, für die Vertheidigung der Lebensinteressen der Monarchie und der ungeschmälerten Machtstellung derselben wie ein Mann einzustehen, „wie ein Mann, der nicht zwei oder mehrere Seelen besitzt, sondern dem eine einzige Seele innewohnt, welche eben die Volksseele von ganz Oesterreich-Ungarn ist." An Deutlichkeit läßt dieser Hinweis auf die Uebereinstimmung der österreichischen Delegation mit der ungarischen nichts zu wünschen übrig, zumal der Minister des Aeußeren, Graf Kalnoky, unmittelbar vorher die kaiserliche Anerkennung für die Opferwilligkeit der Delegationen übermittelt sowie für das ehrende Vertrauen gedankt hatte, welches in den schwierigen und verantwortungsvollen Aufgaben der Regierung Kraft und Sicherheit geben würde, daß sie unter allen Umständen auf die Zustimmung und Hingebung des Landes zählen könnte. Nicht minder entschieden betonte der Präsident der ungarischen Delegation in der Schlußsitzung vom 1. December, daß in Bezug auf das Verhältniß der Monarchie zu den auswärtigen Staaten und die im Orient aufrecht zu erhaltende Stellung zwischen den beiden Delegationen vollkommene Uebereinstimmung herrsche, daß ferner Oesterreich und Ungarn zwar den internationalen Frieden für werthvoll erachten, jedoch die Wahrung der Machtstellung, des Ansehens, und Einflusses der österreichisch-ungarischen Monarchie sowie der Interessen ihrer Völker für noch wichtiger halten, um so mehr, als die Delegationen in der Geltendmachung dieser Interessen die Mittel und die Gewähr eines dauernden fruchtbringenden Friedens zu finden glauben.

Die Erklärungen, welche der italienische Minister des Aeußern in der Deputirtenkammer abgab, waren ebenfalls in hohem Grade bemerkenswerth, insofern Graf Robilant betonte, daß Italien dem friedlichen Programme der Centralmächte zugestimmt habe, und daß diejenige Macht, welche die Aufrechterhaltung des Friedens sowie die Achtung für die bestehenden Verträge anstrebe, sich der Mitwirkung Italiens versichert halten dürfe. Das Verhalten des letzteren Staates in der bulgarischen Angelegenheit wird überdies durch das in der Deputirtenkammer vertheilte Grünbuch aufs Deutlichste illustrirt. So wird der diplomatische Agent Italiens in Sofia angewiesen, mit der bulgarischen Regentschaft die officiellen Beziehungen, wie sie mit der Regierung des Fürsten Alexander unterhalten wurden, fortzusetzen. Allerdings unterläßt auch Graf Robilant nicht, in einer seiner Depeschen daran zu erinnern, daß die Mächte durch den Berliner Vertrag einen besonderen Einfluß Rußlands in Bulgarien keineswegs ausschließen wollten. Die Deputation, welche im Auftrage der bulgarischen Regentschaft in directe Beziehungen zu den Leitern der auswärtigen Politik verschiedener europäischer Staaten treten sollte, um über die Lage in Bulgarien Aufschlüsse zu ertheilen sowie den Wünschen der Bevölkerung ihres Landes in Bezug auf eine Lösung der bestehenden Krisis Ausdruck zu geben, wird von ihrer Rundreise sicherlich mit der Ueberzeugung zurückkehren, daß auch dort, wo die lebhaftesten Sympathien für die gedeihliche Fortentwicklung Bulgariens gehegt werden, an erster Stelle der Wunsch, den europäischen Frieden erhalten zu sehen, maßgebend ist.

Die russische Regierung vermochte gleichfalls nicht, sich diesem Verlangen nach einer friedlichen Lösung der bulgarischen Krisis zu entziehen. Das am 15. December im russischen „Regierungsanzeiger" veröffentlichte Communiqué beweist jedenfalls, welchen Werth Rußland auf den Fortbestand guter Beziehungen zu Deutschland legt, während letzteres vor Allem einen Ausgleich anstrebt. Ist dieser Ausgleich gefunden, so werden alle unbefangenen Staatsmänner zugestehen müssen, daß die deutsche Regierung an erster Stelle durch ihre uneigennützige Vermittelung dieses erfreuliche friedliche Ergebniß herbeigeführt hat.

Literarische Rundschau.

Romane und Novellen.

Elfriede. Eine Erzählung von George Taylor. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Candidat Müller. Von Gotthold Ephraim Walter. Berlin, Gebr. Paetel. 1886.

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Officiers. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1886.

Fritz Kannacher. Historischer Roman von Arthur Hobrecht. 2 Bände. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Novellen von Conrad Ferdinand Meyer. Erster Band: Das Amulet; Der Schuß von der Kanzel; Plautus im Nonnenkloster; Gustav Adolf's Page. — Zweiter Band: Die Hochzeit des Mönchs; Das Leiden eines Knaben; Die Richterin. Leipzig, H. Haessel. 1886.

Aus der langen Reihe von Erscheinungen der deutschen Erzählungsliteratur, welche auch das abgelaufene Jahr hervorgebracht hat, greifen wir einzelne wenige heraus; nicht weil gerade sie hervorragender sind als alles Uebrige; auch nicht, weil dem Stoffe oder der Form nach ein innigerer Zusammenhang unter ihnen obwaltet, sondern im Gegentheil, weil fast jedes dieser Bücher eine besondere literarische Richtung vertreten könnte und jedes sich mit anderen Ansprüchen an andere Ansprüche wendet.

Unser Lesepublicum nimmt mit mannigfaltigen Wünschen ein Buch zur Hand und legt es in noch mannigfaltigeren Stimmungen fort. Die Einen verschlingen, die Anderen knuspern. Den heißen Kopf in beiden Händen, richtiger gesagt: das heiße Köpfchen in beiden Händchen hocken die Einen fest auf ihrem Fleck, tief versenkt in die Scheinwelt, welche ihnen der Autor vorspiegelt, und regen sich nicht eher, als bis sie genau wissen, was aus dem entzückenden Climax und der bezaubernden Constanze geworden ist, ob sie sich haben und behalten, wohin der böse Vetter, die treue Freundin gerathen sind. Ein Lesepublicum dieser Art wird niemals aussterben; darum ist zu wünschen, daß es immer Bücher gäbe, welche sich in solcher Weise lesen lassen, ohne an Leib und Seele zu schädigen.

Ein derartiges Buch scheint mir George Taylor's „Elfriede" zu sein. Es wird unsere heißblütigen Leserinnen fesseln, ergreifen, entzücken. Wenn sie es beim Morgenthau beginnen, werden sie beim Vesperläuten damit zu Ende sein, ohne daß sie sich gedrungen fühlten, eine Seite zu überschlagen. Manches Thränlein wird dem rührenden Schicksal der lieben erblindenden Elfriede geweiht werden, und poetisch angeregt, zum Nachdenken über den Weltlauf geneigt, wird die zartfühlende Leserin ihren Abendimbiß zu sich nehmen. Dabei ist es ein Buch, das nur die allerprüdeste Mutter ihrem herangewachsenen, mit offenen Sinnen in die Welt blickenden Kinde vorenthalten kann. Es verräth von den natürlichen Dingen und Bedingungen des Lebens genug, um ein Menschenschicksal verstehen zu können, umwebt aber dieses Menschenschicksal mit so viel idealem Duft, daß die Rauheit, Unbarmherzigkeit, Bitterniß des Lebens nicht verschwiegen, wohl aber wundersam verklärt wird. Gleich der Anfang hebt die Leserin

auf einen so erhobenen Standpunkt, daß die kleinen Menschenkinder da unten mit ihren Freuden und Leiden auf der Erde wie auf einer kurzen Versuchs- und Probestation erscheinen.

Der Roman beginnt mit einem Phantasma, wie wir es aus Turgenjew's „Gedichten in Prosa" kennen; es ist ein Stück feierlicher Poesie für sich selbst: im ewigen Reiche des Friedens, wo die Seelen nicht in Menschen, sondern in Sternen verkörpert sind, sehnt sich eine friedlose Seele nach Kampf; Gott mahnt milde zum Guten; aber er weiß es am besten: nur im Kampf kann die Unruhige zur Ruhe kommen; darum schickt er sie auf die Erde. Jetzt flimmert sie unstät dicht über unserem Ball, und ein schwankender Charakter, wie sie ist und bleibt, schwankt sie, wo sie ihre Stätte suchen soll. Aber siehe! sie ist nicht allein. Ein freundliches Zwillingsgestirn begleitet sie, seiner selbst und seines Friedens gewiß, zieht es mit ihr hinunter in den Kampf, schützend, verhütend, Gottes Nähe beweisend! Auf daß es dem irrenden Bruder wohl ergehe auch auf Erden! So verlöre seine Erdenfahrt ihren pädagogischen Zweck, wenn nicht noch ein vierter Stern herunterführe, jäh, wild, eine haltlose Schnuppe, die dorthin geräth. wo die Erde am schmutzigsten ist. Nun werden diese vier Sterne als Menschenbilder eine Spanne Zeit neben und gegen einander herwandeln, einander wohl und übel thun, mitsammen sich freuen und dulden und ihr von Gott verhängtes Schicksal erfüllen.

Eine seltsam anmuthende Laune des Dichters läßt unmittelbar auf jenes Vorspiel, das, mit Goethe's Theaterdirector zu reden, „den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreitet", einen schlichten, höchst realen Vorgang folgen: die Taufe vier Neugeborener in einer und derselben Dorfkirche zu einer und derselben Stunde. Wollte ich nacherzählen, welcher Art — einfach, alltäglich und doch romanhaft-romantisch — die vier kurzen Lebenswege sich immer wieder kreuzen und verschlingen, so würde ich meinen Leserinnen, die das Buch selbst lesen wollen und sollen, plauderhaft vorgreifen.

Es geht ein lehrhafter Zug durch die Darstellung, wie er philanthropischen Romanen des vorigen Jahrhunderts eigen ist, aber er verliert seine unvermeidliche Steifheit und Härte durch das Symbolische der Ereignisse. Elfriede, die Zwillingsschwester, erblindet früh, natürlich durch die unmittelbare Verschuldung jenes Irrsterns. Der Moment der Erblindung wird ohne die geringste Schonung und Beschönigung fast grausam geschildert. Aber Elfriede selbst empfindet ihre Blindheit nicht als ein Unglück. Ihr innerer Sinn schärft sich. Hier wie überall offenbart sich ihre Seele als eine Sendbotin Gottes. Ihr Auge sieht den Himmel offen. Was bedarf sie des Anblicks der Erde? Auch daß die guten Zwillinge, deren Erdenzeit von Gott auf dreimal sieben Jahre bestimmt ist, früh ihren Tod im Elemente finden, verschuldet der, welcher die Mitleidigen und darum Mitleidenden nach sich auf die Erde gelockt hat. Aber während diese seine guten Engel aus ihrem Wellengrab emporsteigen in die ewige Heimath, verlassen wir ihn selbst im Irrenhaus, jenen Vierten, seinen bösen Engel, im Zuchthaus. Auf den dunkeln Ausgang des Irren fällt noch ein Hoffnungsstrahl, vom Bösewicht hört man nichts mehr. Die Frage, ob ihn der Teufel holt, bleibt ungelöst.

Es könnte scheinen, als ginge etwas Zelotisches und Zionsmäßiges in dem Buch um; oder als predige der Determinismus hier eine Lehre der Weltentsagung und Abkehr vom Menschlichen. Weder dies noch jenes! Der Dichter ist zu freidenkend und zu geschmackvoll, um in nazarenischer Art über das Jammerthal zu jammern, und er ist zu lebensfroh, um es auf Schopenhauerische Art zu thun; die Moral dieses Buches verstehe ich vielmehr dahin: für ein klares, festes Herz gibt es in der Welt kein wahres Unglück! Es ist ein Grundgedanke des Christenthums, der zugleich der freiesten Weltanschauung Raum gibt. Der liberale, geistvolle deutsche Religionsforscher, welcher sich hinter der wunderlich britischen Kappe George Taylor nicht mehr verbergen kann und darum in Gottes Namen seinen ehrlichen Adolf Hausrath auch für Werke dieser Art bekennen möge, hat diesem Gedanken eine volksthümliche Form gegeben, so edel und einfach, so klar und tief, wie wir sie allen Kanzelreden des Landes wünschten. Daß

er dabei den Prediger in die laienhafte, als weltlich verrufene Jacke des Romandichters steckte, darüber werden die Pharisäer und Schriftgelehrten theils spotten, theils schelten. Und ich glaube diese Schriftgelehrten nicht bloß im geistlichen Lager zu sehen. Vornehm werden die Achsel zucken auch jene Hochmögenden, welche ihren gewiß sehr guten literarischen Geschmack nebst kritischer Elle und ästhetischem Winkelmaß jederzeit in der Brusttasche — nein: etwas weiter von der Brust entfernt — bei sich führen. Diesen Klugen kann „Elfriede" und ihre sanfte Seele nichts sein. Eher schon ist sie für die Zöllner und Sünder vorhanden. Am ehesten aber für unsere hübschen Sünderinnen; und wenn wir jener lachenden Zöllnerin gedenken, welche Gottfried Keller's fahrender Naturforscher zum Ersten küßt und welche nur noch zu erröthen braucht, um den Brückenzoll, den sie entgegennimmt, nicht bloß für Naturgelehrte zu einer ganz erwünschten Abgabe zu machen — so sollte jeder Schriftgelehrte einsehen, daß es nicht allein für seinen eigenen „richtigen" Geschmack, sondern auch für den Geschmack solcher Zöllnerinnen dienliche Erzeugnisse der Dichtkunst geben muß.

Was Elfriede dem Gemüthe der Frauen bietet, das dürfte „Candidat Müller" dem literarisch-kirchlichen Bedürfniß mancher Männer bieten. Beide Bücher beschäftigen sich mit religiösen Angelegenheiten und führen uns ungefähr auf den Standpunkt des Protestantenvereins. Aber im „Candidaten Müller" tritt die Tendenz unzweideutiger, nüchterner, Viele werden sagen: männlicher, Andere werden sagen: prosaischer heraus. Hier wird mit geraden Worten ausgesprochen, was dort poetisch verblümt ist. Wenn wir uns im Lesepublicum Leute des vorigen Jahrhunderts denken, so könnte sich für Elfriede auch Goethe's alte Freundin, das Fräulein von Klettenberg, begeistern. Für den „Candidaten Müller" würde sich der Rationalist Nicolai begeistert haben. Auch der Verfasser dieses Buches steckt sich hinter ein Pseudonym, und schon in der Wahl desselben liegt fast herausfordernd ein Parteiprogramm; wer sich Gotthold Ephraim nennt, erklärt den Krieg allen Dunkelmännern und Eiferern und kehrt in seinem Christenthume weniger die dogmatische, als die philanthropische Seite hervor. Ob freilich „Candidat Müller", ebenso wie vor der Religionsauffassung, auch vor der literarisch-ästhetischen Kritik Lessing's bestehen könnte, ist eine andere Frage, die nicht erörtert werden soll, da dem Verfasser, der das Wort Roman auf dem Titel vermieden hat, die Romanform weniger ein künstlerischer Zweck, als vielmehr ein Mittel seiner Gesinnungswirkung ist.

Diejenigen, welche hinter dieser Form keine dichterischen Absichten suchen, werden in dem Buche viel Gutes finden. Es wird zwar die Orthodoxen und Pietisten nicht so schnell wie seinen Helden, den Candidaten Müller selbst, zu einem freieren, protestantischen Standpunkte bekehren; aber es wird Männer, welche ein metaphysisches Bedürfniß mit gesundem Menschenverstande befriedigen, in ihrer Auffassung bestärken und Vielen unausgesprochene Meinungen aus der Seele nehmen. Gleich im Vorworte hat der Herr Verfasser mit der biedern Treuherzigkeit, welche der liebenswürdigste Zug seines Werkes ist, es ausgesprochen, an welches Publicum er sich wendet: „es empfiehlt sich, die Anschaffung des Candidaten Müller für die „Harmonie" zu beantragen oder die Gesellschaft, welcher du sonst angehörst, und ihn jedenfalls in deinen Lesezirkel aufnehmen zu lassen".

Es ist unzweifelhaft, daß der Verfasser von Dingen und Personen spricht, welche er besser kennt als irgend etwas anderes auf der Welt. Und wenn wir die Personen auch nicht in voller Figur vor uns sehen, so treten uns doch ihre einzelnen charakteristischen Züge so deutlich entgegen, daß jeder in seiner eigenen Pastorenbekanntschaft Aehnlichkeiten suchen und finden wird. Und ist auch die Vorsteherin des frommen Stiftes selbst nicht nach dem Leben gezeichnet, so ist jedenfalls die Eigenschaft, daß sie heimlich schnapsen thut, der Wirklichkeit abgelauscht — womit nicht gesagt sein soll, daß alle, oder auch nur die meisten solcher Damen, einen Hang zum Liqueur haben.

Wie alle gereiften und nachdenklichen Männer, wenn sie einmal ausnahmsweise zur Feder greifen, benutzt auch der Verfasser die Gelegenheit seines „Candidaten Müller", um de omnibus rebus sein Herz auszuschütten. Es werden nicht bloß über religiöse und

kirchliche Fragen, sondern auch über Politik (in den siebziger Jahren aber gab es noch keine deutschfreisinnige Partei, Herr Gotthold Ephraim!), über Recht und Freiheit ausführliche Debatten geführt; und als gegen Schluß hin der fromm-aufgeklärte Professor Friedmann zu dem noch immer mystisch-pietistisch angekränkelten Candidaten etwas ungeduldig sagt: „Wie oft soll ich es wiederholen: Sie müssen zwischen Kern und Schale unterscheiden. Die Kirche ruht . . .", so wird mancher den Ereignissen des Romans gespannt entgegenblickende Leser diese Ungeduld theilen. Denn an Spannung fehlt es sonst nicht: unter den Leserinnen der Elfriede wird auch hier manche ihre Rechnung finden. Es sind zwei Paare: die verständige Maria und die schwärmerische Adele, der schwärmerische Candidat Müller und der verständige Referendar Jahn. Bis zuletzt glaubt man, Maria werde den Referendar, Adele den Candidaten heirathen; aber man irrt sich; es ist eben umgekehrt. Und warum? Frau Professor Friedmann, Mariens Mutter, erklärt es, indem sie die Tochter tröstet, welche etwas betroffen ist über die unerwartete Brautwahl ihres Freundes: „Schlag' Dir das nur aus dem Sinn, Maria! Diese Juristen aus der alten, reichen Beamtenaristokratie machen ganz andere Ansprüche, als daß sie eines Schulmeisters Töchterlein begehrten. Ueberdies seid ihr Beide euch viel zu ähnlich, er ist ein praktischer, kluger Mensch, Du hast auch viel von meiner Art, da würde keine rechte Theilung der Geschäfte herauskommen. Jahn muß ein mehr romantisches Frauchen haben, die ihm die Poesie ins Haus bringt, während er sie, soweit als nöthig, auch zur Prosa des Lebens erzieht. Dir möchte ich im Gegentheil ein Stück von einem Poeten wünschen." In diesem Satze, der recht gut im „Sebaldus Nothanker" stehen könnte, steckt das ganze Buch.

„Candidat Müller" wird eifervolle Leser finden, und in „Harmonien" und Eintrachtsgesellschaften wird über ihn ebenso lebhaft und gründlich debattirt werden, wie im Buche selbst. Auf ein stilleres Publicum rechnet das Zeitbild „Zu spät erkannt". Die Vorgänge, die hier geschildert werden, sind an den Stammtischen und auf Spaziergängen und wo irgend Menschen sich begegneten, besprochen und hin und her gewendet worden, da sie als Tagesereignisse in der Zeitung standen und heftig alle Gemüther durch die Macht der Wirklichkeit bewegten. Wenn im „Candidaten Müller" Angelegenheiten der inneren Welt in Frage stehen, so hier Angelegenheiten der äußeren Welt: die Nachwehen des französischen Krieges, der Kulturkampf, der Fall Ledochowsky, die polnische Frage, das geflügelte Canossa-Wort, die Jesuitenvertreibung, das Deutschthum der Elsässer, die altkatholische Bewegung, eine polnische Jüdin, die sich für Goethe's Iphigenie begeistert, das allgemeine Wahlrecht mit seinem Für und Wider, die Arbeiterstrikes, die socialistische Bewegung, die Enthüllung der Berliner Siegessäule.

Die vornehme und gewandte Feder des Herrn Verfassers verleugnet sich auf keiner Seite. Und nach des Tages Last und Mühe lesen sich ein Halbstündchen vor Zubettegehen etliche dieser Seiten bequem herunter. Man fängt am nächsten Abend an, wo man abbrach, und der Gesammteindruck des Buches wird durch dieses an sich anfechtbare Verfahren in keiner Weise geschädigt.

Einzelne Scenen sind dabei mit der Einfachheit echter Kunst dargestellt. Beispielsweise diese: „Ganz allein standen sie sich gegenüber auf der Wiese, unter dem reinen Abendhimmel, in der wonnigen Sommerluft. Beide schwiegen. Dann klang es plötzlich an Agnes' Ohr: ‚Nur ein paar Worte. Wie eben der Steg, so möge meine Frage uns trennen oder verbinden. Ich kann nur Sie lieben! Können Sie mich lieben?' Ein leises Ja machte ihn zum glücklichsten Menschen." Das klingt nach jenem berühmten Prinzeß, liebst du mich? „Ja, mein Prinz, ich liebe dich!" Aber wenn man aus deutschen Romanen die Liebeserklärungen sammeln wollte, würde so viel Schwulst, Unnatur, Geziertheit und Phrase auf einem Haufen liegen, daß die schlichte Schilderung unseres Autors darnach erquickt, wie ein Stückchen Schwarzbrot nach zu viel süßen Torten.

Im Ganzen hat der Verfasser nicht vermocht, für seinen gewaltigen Stoff, vielmehr für seine gewaltigen Stoffe die einheitliche Kunstgestalt zu finden. Man muß auch hier wie im „Candidaten Müller" für die Gestalt den Inhalt, für den

Ausdruck die Gesinnung nehmen, und will man derartigen Büchern ihre vortheilhafteste Seite abgewinnen, so muß man sie als ehrenwerthe Versuche ansehen, den Geist der Zeit dichterisch zu begreifen. Wohl muthet dieses „Zeitbild“ zuweilen fast Samarowisch an, aber es fehlt ihm die Samarow'sche Sensationssucht. Der Verfasser ging mit unvergleichlich reineren Tendenzen an seine Arbeit. Er suchte nicht lebende Menschen äußerlich abzuconterfeien, sondern er führte eine Reihe von Phantasiegestalten zusammen, deren Persönliches freilich stark zurücktritt hinter der Zeitidee, welche jede vertritt. Es sind wandelnde Zeitfragen, die einander hier begegnen, und die Fabel ist der Kitt, der die Zeitgedanken zusammenhält.

Weitab von den Gedanken unserer Zeit führt uns ein Autor, welcher selbst in der Geschichte unserer Zeit als höchster Communalbeamter, dann als Staatsmann, endlich als Volksvertreter keine unwichtige Rolle gespielt hat, und welchem sich, wie den Politikern des alten Rom, erst procul negotiis die Muse nahte. Auch Arthur Hobrecht bewährt sich als ein Schriftsteller von gewandter und vornehmer Feder, und fast möchte man lieber wünschen, daß das ehemalige Oberhaupt der Kaiserstadt jenen Erfahrungen, welche ihm das steigende Berlin aufdrängte, eine künstlerische Form gäbe oder daß der frühere preußische Finanzminister uns hinter die Coulissen der hohen Politik blicken lasse. Vielleicht besiegte hier die Discretion des Beamten den Plaudergeist des Dichters, vielleicht nur, um jeder reizvollen Versuchung zu widerstehen, flüchtet sich sein otium cum dignitate in die Vorzeit des eigenen Heimathlandes: in das Königsberg des siebzehnten Jahrhunderts. Auf diese Weise ist unsere Literatur um einen historischen Roman stärker geworden. Statt des werdenden deutschen Kaiserreiches haben wir das werdende preußische Königthum, statt Wilhelms des Ersten den großen Kurfürsten, statt des Bürgermeisters Hobrecht den tapfern Bürgermeister Rohde, der so standhaft sein gutes Recht vertrat. Der Roman kommt jenem weitverbreiteten Geschmack entgegen, der im leichten, gefälligen Gewande geschichtliche Belehrung sucht; denn auch hier überwiegt der Gehalt die Gestalt, der stoffliche Werth den künstlerischen.

Durch nichts wird das klarer, als wenn man von Büchern dieser Art, welche seit Walter Scott und Wilibald Alexis im Schwange sind, sich an einen Dichter wie Conrad Ferdinand Meyer wendet, dem die Kunstform obenan steht und der darum unter seinen Lesern sichere Kenner der Dichtkunst und ihrer Mittel voraussetzt. Die Erscheinung eines solchen Autors ist um so freudiger zu begrüßen, je vereinzelter er unter seinen heutigen Dichtgenossen dasteht. Wenn sich irgendwie eine Abnahme des Kunstverständnisses und Kunstinteresses bei unserm Publicum zeigt, so geschieht es durch die leicht zu beobachtende Thatsache, daß dem Inhalt unserer Erzählungen neugieriger nachgefragt wird, als ihrer Form. Was steht darin? worum dreht es sich? das sind die Fragen, welche beantwortet sein wollen, mit denen man sich gern begnügt und mit denen man sich auch an kritische Referate wendet. Weitaus die meisten unserer Bücherbesprechungen in Tageszeitungen und auch in Wochenschriften sind zufrieden, in ausführliche Inhaltsangaben einige Urtheile einzustreuen, welche mehr von subjectivem Geschmack als von einer objectiven Kunstbetrachtung Zeugniß ablegen. Den Wünschen der banausischen Lesewuth wird damit geholfen. Der literarischen Kunst wird damit geschadet. Begabte Dichter, wie Felix Dahn, sind auf diese Weise an eine Art poetischen Bettelstabes gebracht. „Die Tendenz ist es, die den Dichter adelt“, so habe ich kürzlich im Erstlingsdrama eines Anfängers gelesen. Das Sprüchlein muß lauten: Die Form ist es, welche die Tendenz des Dichters adelt. Conrad Ferdinand Meyer ist keineswegs ohne Tendenzen. Seinem Jesuitenhaß, seinem guten schweizerischen Eidgenossenthum gibt er einen so kräftigen wie warmen Ausdruck. Aber er ballt nicht selber die Faust und erhebt nicht selbst die Standarte, sondern er stellt uns vor ein Kunstwerk, in welchem der Kampf der Tendenzen die Geschöpfe seiner frei schaffenden Phantasie steigen und sinken läßt. Seine Novellen sind abgeschlossene Bilder, vor denen der Dichter mit uns objectiv betrachtend steht, wie der Bildhauer vor seiner vollendeten Statue. Alle sind sie auch „Zeitbilder“. Und vielleicht ist es auch hier die Furcht, seine künstlerische Freiheit nicht verwegen aufs Spiel zu setzen, welche den

Dichter aus der eigenen Zeit in die Vergangenheit verbannte, die sich unbefangener, mit kühlem Geiste, wenn auch warmem Herzen durchschauen läßt. Hier wird er dann in seinem poetischen Wagmuth erstaunlich kühn. Er tritt dem Leben weltgeschichtlicher Persönlichkeiten nahe und verwendet sie für seine Zwecke, als wäre es gar nichts. Dort ist Ludwig der Vierzehnte der Hörer seiner Geschichte, hier ist Dante sogar ihr Erzähler; der erhabene Dante in seinem ewigen Glorienschein redet ganz menschlich, und ein Dichter unserer undantischen Zeit erdreistet sich, ihm seine deutsche Prosa in den göttlichen Mund zu legen. Dort treffen bei Nacht und Nebel Wallenstein und Gustav Adolf zu fast vertraulicher Zwiesprache zusammen, und der Dichter zeigt uns dann auch die Leiche des Schwedenkönigs. Hier ragt Karl der Große unter seinen Paladinen, und Alcuin, den berühmten Alcuin „sticht der Hafer seiner Gelehrsamkeit". Die Kühnheit des Dichters ist um so größer, als er diese Unsterblichkeiten nicht in den Vordergrund großer Romane, sondern in den Hintergrund kleiner Novellen stellt. Und doch sprengt ihre gewaltige Persönlichkeit nicht den winzigen Rahmen. Ihre Größe wirft aber einen bald trübenden, bald schützenden Schatten auf das Schicksal weniger Menschenkinder, die mit ihrer Leidenschaft einen Kampf führen, der bald die tragische, bald die humoristische Seite des Lebens hell und charakteristisch und stets treu die Stimmung des geschilderten Zeitalters beleuchtet. Jede Novelle hat ihren eigenen Stil, ihr eigenes Colorit. Darin liegt das Vorbildliche bei diesem Meister der Form. Daher freilich kommt es auch, daß wir ihn lieber einen Künstler, als einen Dichter nennen. Der Dichter lebt in seiner Dichtung, wie nach pantheistischer Vorstellung Gott in seiner Welt. Der Künstler schafft sein Werk, wie Jehova die Welt, der nach gethaner Arbeit sich die rastenden Hände rieb, einen Ruhetag hielt und seine eigene Schöpfung kritisirte. Unter den Künsten werden die bildenden stets mehr nach dieser alttestamentlichen, die tönenden stets mehr nach jener pantheistischen Methode geübt werden. Aber es kommt auch vor, daß, so verstanden, unter den Dichtern bildende Künstler, und unter den bildenden Künstlern Dichter sich finden. Will man leibhaftige Beispiele, so findet man sie am Züricher See nahe beisammen wohnen: Conrad Ferdinand Meyer und Arnold Böcklin. Aber will man jedem eine Folie geben, so wird man neben jenen dichtenden Künstler als dichtenden Poeten noch einen dritten Züricher, Gottfried Keller, neben den malenden Dichter aber als malenden Künstler unsern Adolf Menzel stellen; und es hat sich gezeigt, daß auf beiden Wegen Höchstes erreichbar ist: jenes Hohe, welches am letzten auf diesem Wege erreicht wird, den unsere — man gestatte ein Spottwort aus dem dritten Theile des Faust umzudeuten, den unsere ‚Stoffhuber' einzuschlagen belieben. Denn der Stoff knechtet, die Form befreit.

Ich versuche es nicht, jede der sieben formvollendeten Meyer'schen Novellen einzeln zu untersuchen, wie sich's gebührte. Ich versuche es am wenigsten an dieser Stelle, wo die schöne Gewohnheit festgehalten wird, das Schaffen unserer vornehmsten Autoren in einem literarischen Gesammtbildniß zusammenzufassen. Unter den Wenigen, welche für eine solche Darstellung noch übrig sind, steht Conrad Ferdinand Meyer obenan. Julian Schmidt, der ihm diese schuldige Ehre erweisen wollte, hat leider zu früh die Feder aus der Hand gelegt. Trotzdem wartet die schöne Aufgabe noch ihrer Lösung. Ist sie gelöst, so werden die kleinen Novellen ihren Platz neben den großen Romanen des Dichters finden und durch diese heller beleuchtet werden. Aber nicht bloß der Verfasser eines solchen Zukunftsessays, sondern auch die Leser derselben bedürfen der Vorbereitung. Darum möge man diese sieben Novellen nicht bloß in der „Harmonie" anschaffen, sondern auch im stillen Kämmerlein sorgsam lesen. Dann wird, was stets erfreulich ist, jener Essay von guten Bekannten zu guten Bekannten sprechen.

Paul Schlenther.

Reumont's italienische Charakterbilder.

Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens. Von Alfred von Reumont. Leipzig, Duncker & Humblot. 1885.

Von den deutschen Italienfahrern, welche die schöne Halbinsel noch vor der Julirevolution kennen lernten und sie uns Nordländern durch ihre Schilderungen nahe brachten, lebt jetzt nur noch Alfred von Reumont, der, 1808 geboren, im Winter 1830 nach Florenz gekommen ist. Der Kreis deutscher Gelehrter, der sich in Rom in Bunsen's gastlichem Hause traf, hat mit dem Kirchenrechtslehrer Röstell, der in Marburg im Februar vorigen Jahres starb, sein letztes Mitglied an den Tod abgegeben, von den andern Männern ganz abgesehen, die sich um die Verbreitung der Geschichte des modernen Italiens bei uns große Verdienste erworben haben. Neben Reumont bleiben nur noch, sieht man weiter von den Vertretern der classischen Alterthumsforschung ab, unter denen Henzen und Mommsen obenan stehen, Gregorovius und Speyer übrig, die doch viel jünger sind, als der ihnen auch durch seine sociale Stellung übergeordnete Vertreter des preußischen Staates am Hofe des letzten Großherzogs von Toscana. Brachte diesen seine amtliche Stellung, die sich Reumont durch seine persönliche Tüchtigkeit errungen hatte, den sprachenkundigen und vielseitigen Interessen aufgeschlossenen Mann von selbst in zahlreiche Verbindungen mit hoch- und höchstgestellten Persönlichkeiten, die den übrigen unserer Landsleute in Italien nicht zu Theil geworden sind, so hat er sich auch die Freundschaft und Bekanntschaft mit den noch zahlreicheren italienischen Vertretern der Künste und Wissenschaften durch seine Gelehrsamkeit, seinen ausgebildeten Geschmack und seine, allen Extremen abholde persönliche Liebenswürdigkeit gewonnen. Einer französischen Familie entstammend, die sich in Aachen niedergelassen, hatte er etwas von einem französischen Causeur an sich. Niemand wußte so gut wie er über alle möglichen geschichtlichen, literarischen und genealogischen Details sofort Auskunft zu geben. Sein Gedächtniß war und ist noch heute bewunderungswürdig. Diesen Charakter der belehrenden und unterhaltenden Causerie tragen auch diese „Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens" an sich. Sie, zwölf an der Zahl, wenn man „Azeglio und Cavour" als ein aus zwei Contrastfiguren zusammengesetztes „Charakterbild" einfach zählen mag, schließen sich den „Zeitgenossen" und den „Biographischen Denkblättern" desselben Autors von 1862 und 1878 an. Sie sind schon anderweitig veröffentlicht worden und hier nur gesammelt. Den meisten von ihnen sind wir in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" begegnet, andern an andern Orten.

Die Physiognomien, die uns hier geschildert werden, haben sehr verschiedene Züge, von jenem Herzog von Lucca und Parma, Karl Ludwig von Bourbon, an (S. 1—44), bis zu dem uns Allen bekannten, viel beklagten Karl Hillebrand, dem Reumont als einem in Italien Niedergelassenen mit dem englisch-venetianischen Historiker Rawdon Brown neben den Nationalitalienern auch hier einen Platz gegönnt hat.

Die Gesinnung, mit der Reumont an die Zeichnung der verschiedenen Porträtköpfe herangetreten ist, sowie die Manier, in der er zeichnete, sind bekannt genug. Diese kann keinen Anspruch auf Schärfe in den Umrißlinien machen, weil der Standpunkt, von dem aus Personen und Ereignisse beurtheilt werden, kein ganz fester ist. Den politischen und kirchlichen Vorgängen, welche die italienische Halbinsel in unserm Zeitalter so sehr umgestaltet haben, wie kein anderes Land des civilisirten Europa's, noch zu nahe stehend, schwankt er zwischen persönlichen, für uns sehr begreiflichen Sympathien und Antipathien, die der Ton des hochgebildeten Weltmannes jedoch niemals zu einem unparlamentarischen Ausdruck kommen läßt. Ein gutgläubiger Sohn der katholischen Kirche, persönlich mit einer Anzahl der vertriebenen Souveräne der Halbinsel bekannt, als Kenner der Geschichte Italiens mit vielen der historisch gewordenen Zustände des Landes gemüthlich befreundet, kann er sich nicht leicht in die neue Zeit finden, noch weniger das Thun der Männer durchgehends billigen, die diese neue Zeit

mit heraufbeschworen haben. Doch ist er billig genug, die Zustände des vorrevolutionären Italiens nicht nur im rosigen Lichte anzusehen und zu preisen und in Folge hiervon die Neuerer in Bausch und Bogen zu verurtheilen. Und doch war er über die Consequenzen, welche die Revolution auf allen Seiten nach sich ziehen mußte, nicht wie so manche Andere, selbst unter uns, auch nur einen Augenblick im Zweifel. Das beweisen u. A. die Worte, mit denen er das Charakterbild Pietro Ercole Visconti's, des letzten Commissars der römischen Alterthümer, zum Abschlusse bringt: „Mit dem letzten Commissar der römischen Alterthümer († 1880) ist auch das alte Rom zu Grabe bestattet worden, das antike Rom nicht und nicht das Rom des Alterthums, welches für den Forscher ewig lebt. Aber das Rom des Dichters und des Künstlers, das Rom des Frieden-Suchenden und Weltmüden, des Denkers und des Dulders, das Asyl, wo Alle eine Stätte und eine Heimath fanden, wo die Strahlen der ganzen (!) christlichen Welt convergirten, das für alles Leid und alle Verluste ein Wort des Trostes und der Beruhigung hatte, dieses Rom ist zerstört. General Caderna's glorreiche Kugeln haben es, mitsammt der Porta Pia, in den Grund geschossen."

Wer mit dieser Stimmung sympathisirt, die für die treibenden Mächte der Gegenwart immerhin wenig Verständniß und für die Sünden der Vergangenheit kaum ein strenges Wort übrig hat, dem empfehlen wir das Buch Reumont's zu eifriger Lectüre. Für Andersgesinnte wird es aber allein schon durch einzelne werthvolle, uns hier begegnende Notizen von Interesse sein. Wenn man liest, daß der Staat von Lucca mit etwa 170,000 Einwohnern von einem Conseil von fünf Ministern, sieben Staatsräthen, fünf Ehrenstaatsräthen und sechs Generalsecretären verwaltet wurde, und daß der letzte Staatskalender des Herzogthums Parma, das circa 500,000 Seelen zählte, einen Band von nahe 1000 Sedezseiten bildete (S. 29), so wird man nicht nur heiter gestimmt, sondern es wird dies auch dazu beitragen, uns eine wirkliche Einsicht in die Unhaltbarkeit der vorrevolutionären Zustände Italiens zu vermitteln. O. H.

Güßfeldt's Alpenbuch.

In den Hochalpen. Erlebnisse aus den Jahren 1859—1885. Von Paul Güßfeldt. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1886.

Gewiß darf der durch seine Reisen in Afrika wie durch die in ihrer Art einzig dastehende Besteigung der Andes in wissenschaftlichen Kreisen rühmlichst bekannte Autor von vornherein ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen; doch würden die einfachen, wahrheitsgetreuen Schilderungen unglaublich kühner Thaten, welche er in seinen, den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannten Reiseberichten gibt, allein im Stande sein, die gleiche Theilnahme für ihn zu erwecken. Wenn wir sagen „einfache" Schilderungen, so müssen wir doch sogleich hinzufügen, daß nur durch die höchste Stilvollendung dieser ungekünstelte Eindruck hervorzubringen ist. Der fesselnde Inhalt des Buches, die Spannung, in welche uns die Lectüre desselben versetzt, läßt uns doch niemals die Schönheit der Sprache vergessen. Nirgends Ueberschwänglichkeit, kein längeres Verweilen bei Beschreibung drohender Todesgefahr als zum Verständniß der Situation unumgänglich nöthig ist, kein Wort zu viel. Gerade diese Beschränkung und Knappheit des Ausdrucks, welcher sich ganz der jeweiligen Lage anpaßt, wirkt um so ergreifender und läßt einen tiefen Einblick in die Seele des Verfassers thun; denn nur wer wahr und warm empfindet, vermag sich klar und gemäßigt auszudrücken. Aber Wenige besitzen die Begabung und den Trieb, sich inmitten der aufregendsten und erhebendsten Eindrücke so objektiv über ihre Gemüthsstimmung Rechenschaft zu geben.

Wenn wir bei Beschreibungen ähnlicher Art, z. B. bei denen von Tyndall, selten die Empfindung des Grausigen überwinden, so erfüllt uns bei Güßfeldt dagegen ein

Gefühl der Beruhigung, daß er den Gefahren, welchen er sich aussetzt, gewachsen ist, und wir geben uns darum unwillkürlich dem Eindruck der schönen Darstellung hin, wie beim Genuß eines wirklichen Kunstwerkes.

Der Verfasser hat die einzelnen Abschnitte, aus denen sein Buch zusammengesetzt ist, und welche zumeist von ersten Bergbesteigungen handeln, nach den verschiedenen Berggruppen der Schweiz und nach den Jahren, in welchen sie ausgeführt wurden, geordnet. Darauf folgen mehrere Besteigungen der höchsten Dauphiné-Berge, später noch einige der Schweizer Gipfel, und dann erhält der Leser zum Schluß in einem Anhang ausgezeichnete Winke über die zweckmäßigste Art und Weise der Vorbereitung wie Ausführung solcher Hochalpentouren.

Güßfeldt, welcher stets auch zum Zwecke wissenschaftlicher Ausbeute die Hochalpen durchwandert hat, will an dieser Stelle hauptsächlich nur eine Darstellung der Gefahren, Leiden und Freuden seiner derartigen Erlebnisse geben und widmet deshalb der eigentlichen Alpenforschung entweder specielle Artikel, aber verweist auf die bezüglichen Werke. Und mit Recht; denn Jeder, der sich für Gletscher-Bildungen und -Veränderungen &c. interessirt, wird die Vorträge von Helmholtz u. A. studirt haben; während Demjenigen, welchem es mehr um eine fortlaufende Erzählung zu thun ist, gelehrte Einschaltungen nur unliebsam den Gang der Ereignisse unterbrechen.

Was immer und immer wieder unsere Bewunderung erregt, ist die großartige Thatkraft und Ausdauer des muthigen Bergsteigers; nach einer glücklich überstandenen, doch mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen verknüpften Bezwingung eines jener Bergriesen, welche annähernd die Dauer von vierundzwanzig Stunden in Anspruch nahm, gönnt er sich oft kaum einige Rast, um sofort wieder aufs Neue einen als unerklimmbar geltenden Berg in Angriff zu nehmen, und so folgen nicht selten mehrere Touren auf einander. Körperliche Erschöpfung scheint es für ihn nur in Ausnahmefällen zu geben und auch dann nur vorübergehend. Den Schlüssel hierzu erhalten wir allerdings im letzten, schon erwähnten Abschnitt des Buches. Doch macht der Autor selbst auch darauf aufmerksam, daß geduldige, anhaltende Trainirung, richtige Vorbereitung und weise Eintheilung der Kräfte nicht allein zu einem tüchtigen Alpinisten hinreichen; es gehört vor Allem angeborene natürliche Anlage, ein gesunder Körper und gewiß nicht zum wenigsten der Enthusiasmus für die wunderbaren Schönheiten dazu, welche uns die Natur in dieser Großartigkeit nur in ihren unzugänglichsten Theilen offenbart.

Die Meinung darüber, ob es erlaubt ist oder nicht, mit Gefahr seines Lebens derartige Wanderungen zu unternehmen, der Zweifel, ob der zu erwartende Lohn genugsam für überstandene Mühseligkeiten entschädigen kann; die Frage, ob überhaupt ein anderer Gewinn für die Seele eines Menschen dabei herauskommt, als etwa gewöhnliche Befriedigung des Ehrgeizes oder der Eitelkeit, kann meiner Ansicht nach nicht treffender beantwortet werden, als es in diesem Werke geschieht.

Ungemein wohlthuend berührt die warme Anerkennung, welche Güßfeldt den bewährten Gehilfen bei seinen kühnen Touren zollt; nur die genaue Kenntniß der Leistungen und Opferfreudigkeit der Führer ersten Ranges kann ein so gerechtes Urtheil zur Folge haben. Gewiß ist es nicht zum wenigsten die Rücksicht auf diese treuen Freunde der Alpinisten, welche ihm die eindringliche Warnung in den Mund legt: „Dinge zu unternehmen, denen wir nicht gewachsen sind, ist eine Charakterlosigkeit; ja wenn wir Andere dadurch zu Schaden kommen lassen, so ist es ein Verbrechen."

Es ist unmöglich auf dem hier gegebenen Raum aller einzelnen Vorzüge des Buches zu gedenken; wer sich aber einen seltenen Genuß verschaffen will, der lese dasselbe und mit Aufmerksamkeit. Denn ein jeder der Abschnitte, mögen dieselben sich dem Rahmen nach noch so sehr gleichen, bietet verschiedenartige und immer großartige Bilder. Nichts macht den Eindruck des Gesuchten, überall erkennt man, daß der Verfasser nur seinem innern Drange folgte, indem er den Empfindungen einer edlen Künstlernatur Ausdruck verlieh. D. B.

Kunst und Kunstgeschichte.

Melozzo da Forli.

Melozzo da Forli. Ein Beitrag zur Kunst- und Culturgeschichte Italiens im 15. Jahrhundert von **August Schmarsow**. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1886.

Ein Buch von über Vierhundert Seiten in Folio, allzu prächtig leider gedruckt, da seine Anschaffung nur Bibliotheken und reichen Privatleuten möglich sein wird. Seinem Verfasser stellt es ein schönes Zeugniß aus. Er versucht die Thätigkeit eines Meisters zu reconstruiren, von dem Urkunden und biographische Mittheilungen wenig berichten und von dessen Werken fast Alles zerstört ist. Mit emsig zusammensuchendem Fleiße hat Schmarsow zuerst den historischen Hintergrund der Wirksamkeit Melozzo's uns vor die Blicke gebracht. Wir sehen in die öffentlichen Verhältnisse hinein, in deren Umschwunge der Meister sich bewegte, lernen die Thaten kennen, die er mitangesehen und die er in ihren Folgen mitempfunden haben muß, und erfahren endlich von den Charakteren der Menschen, auf deren Protection Melozzo als Künstler angewiesen war, in so leibhaftigem Zusammentreffen, daß seine Person, ja fast seine Individualität sich aus dem bloßen Gegensatze herausbildet. Mit der Kunst eines Historikers hat Schmarsow den Weg zu diesem Resultate gesucht und gefunden.

Auch bei Melozzo wiederholt sich das Wunderbare, daß der künstlerische Niederschlag der trübsten, verwirrtesten Elemente sich manchmal in einfacher, freundlicher Form gestaltet, und daß Gemälde, die für heillose Menschen gemalt worden, wie liebliche reine Blumen sich aus dem Boden erheben, den überall furchtbar vergossenes Blut düngte. Den in der That trüben Zeiten, in denen Melozzo arbeitete, und dem Kerkergemäuer unserm heutigen Gefühl unerträglich dünkender Verhältnisse, die ihn unserem Maßstabe nach niedergedrückt haben müßten, darf die sonnige Heiterkeit trotz alledem nicht fortgeleugnet werden, die aus seinen Gemälden auf diese Tage zurückstrahlt. Er, der, wohin er um sich sah, Mord und Verbrechen erblickte, hegte Scharen unschuldig lächelnder Kinder mit Engelsflügeln, anmuthige Gestalten von den ersten Jahren bis zu den äußersten Grenzen der Kindheit, in seiner Phantasie, von wo er sie wie aus einem sicheren Taubenschlage ausfliegen ließ. Was sonst möchte den Herzog von Urbino, der als alter Unternehmer von Feldzügen seine Beute endlich in Palästen anlegte, so einfach und wahrhaft adlig in unseren Augen erscheinen lassen, als die Gemälde, die Melozzo für seine Bibliothek malte (und von denen unsere Gallerie zwei besitzt)? Was kennzeichnet zugleich schöner und richtiger das Nest, in dem Raphael aufwuchs, und die Zeit seiner Jugend, als diese Werke? Raphael's, der, Skizzen Melozzo's, die für diese Gemälde dienten, mit ungeübten Händen copirend, aus ihnen vielleicht die ersten Gedanken eigner späterer Compositionen zog.

Was die Meister ersten Ranges, die im Quattrocento arbeiteten, auszeichnet, ist die Versenktheit in ihr Werk. Das richtig und schön zu gestalten, was gerade ihre

Aufgabe war, erscheint als der volle Inhalt ihres Daseins für solange. Wem unter ihnen Allen hätte je an dem gelegen, was sonst um ihn her vorging? Die Arbeit selber war ihre vornehmste Sorge. Von einer zur anderen gehen sie über, wie der Zufall sie von ihnen fordert. In hohen Palastzimmern, in niedrigen Kirchen- und Capellengewölben, in die kaum der Tag eindringt, in abgelegenen, unzugänglichen Klöstern: überall dieselbe mühsame Sorgfalt. Diese Männer wußten, daß der Genuß des Schaffens im Schaffen liege, und brauchten diese Ueberzeugung nirgends gegen anders Denkende etwa zu vertheidigen. Solche Gesinnung ist in Anschlag zu bringen, wenn wir ein Urtheil über die Zeiten Melozzo's im Großen und Ganzen fällen.

Des Meisters Thätigkeit theilte sich zwischen der Provinz, in der er zur Welt kam, und Rom, wohin die Gunst der päpstlichen Familie ihn versetzte. In Rom ist seinen Werken am schlimmsten mitgespielt worden: nur einzelne, aus der an der Wand einer längst abgebrochenen Kirche einst sichtbaren Freske gerettete Stücke (wunderbar erhaltene Köpfe und Figuren, die heute zum Theil in der Sakristei der Peterskirche stehen) lassen uns ahnen, was da geleistet worden war. Schmarsow weist darauf hin, daß Raphael diese Malereien noch in voller Glorie sah; er geht dem Einflusse nach, den sie auf Raphael gehabt haben könnten. So wäre dieser, nachdem er durch Melozzo die ersten tiefsten Jugendeindrücke in Urbino empfangen, in Rom unter seinen Einfluß gleichsam nur zurückgekehrt. Die urbinatischen Arbeiten Melozzo's zeigen Eigenthümlichkeiten, die der gesammten Schule Signorelli's, Giovanni Santi's und Perugino's mangelten, auch der des Piero della Francesca zum Theil fehlten: eine fast an niederländische Auffassung streifende Wiedergabe der realen Natur und eine Art, mit gebrochenen Tönen zu operiren, die den Florentinern und den mit ihrer Kunst im Zusammenhang stehenden umbrischen Meistern abging. Besonders eins von den obenerwähnten beiden Gemälden Melozzo's auf der Berliner Gallerie läßt dies erkennen.

Meine Aufgabe konnte hier natürlich nur sein, auf Einiges hinzudeuten, was in Schmarsow's Buche behandelt worden ist. Wie er die Arbeiten und Erlebnisse Melozzo's fein ineinander webt, zeigt er den Ernst, mit dem er seine Aufgabe gefaßt hat, die Fähigkeit und Gelehrsamkeit sodann, die sie ihn durchführen ließen, sowie die ästhetische Urtheilskraft, mit der er die Bruchstücke der fast verlorenen Thätigkeit des Meisters deutet und neu aufbaut. Daß ein Gelehrter, der sich so tief in seine Quellen hineinarbeitete und Alles für sein Gebäude, den Boden miteingerechnet, auf dem es sich erhebt, aus dem Unbekannten herauszubilden hatte, dem Urtheile des unbefangenen Lesers zufolge hier und da zu viel gesagt, zu eingreifende Folgerungen gezogen, zu lauten Ausdruck für seine Gedanken gewählt zu haben scheint, soll hier nicht als Tadel, sondern nur deshalb erwähnt werden, damit es nicht aussehe, als habe persönliches Wohlwollen an diesem Urtheil bedeutenderen Antheil als sein dürfte. Manches in dem Buche hätte meinem Gefühle nach weitere Ausführung, Manches Einschränkung erfordert; Manches auch ruft Widerspruch hervor. Wie aber sollte dies nicht der Fall sein bei einem Leser, der vor beinahe dreißig Jahren bereits in seiner Weise und, wie nothwendig war, auf ganz anderen Wegen einem Theile des hier behandelten Stoffes nahetrat? Ich bemerke, obgleich dies nur eine Nebensache ist, daß Schmarsow das auf dem hiesigen Museum als ein Werk Lionardo's ausgestellte Gemälde eines aus dem Grabe emporfliegenden Christus dem Lionardo in der That zutheilt, und daß er die von Urlichs publicirte Würzburger problematische Handzeichnung zur Madonna di Fuligno Raphael's ohne weiteres mit Raphael in Verbindung bringt.

Nothwendig, wenn wir dem Buche völlig gerecht werden wollen, ist, daß man den Folianten in der That völlig durchlese. Schmarsow hat richtig gefühlt und auch mit Gründen dargelegt, daß die Aufgabe nicht darin bestand, in chronologischer Reihenfolge der Dinge eine sogenannte „Künstlerbiographie“ zu liefern, sondern die großen Massen der Begebenheiten, innerhalb derer wir Melozzo in seiner Entwicklung zu denken haben, denjenigen Gesetzen zufolge nacheinander zu behandeln, die sich aus der Natur des gesammten Materiales als maßgebend für die Arbeit herausstellten. Sobald wir dies anerkennen, fällt der Vorwurf, der bei bloßem Durchblättern des Buches erhoben

werden könnte, zusammen: es sei hier ja nur eine Zusammenstellung von Urkunden gegeben. Trotzdem schließe ich, da die Arbeit nun soweit gefördert worden ist, mit folgendem Ansinnen an Prof. Schmarsow.

Ihm sowohl als dem Verleger mußte klar sein, daß ein Buch dieser Art kaum in mehr als zweihundert Exemplaren ins Publicum bringen könne. Die Mehrzahl derer, welche ein Interesse an seinem Inhalte haben, werden es nicht besitzen, in vielen Fällen kaum sehen. Im Interesse Beider, des Verfassers wie des Verlegers, würde es liegen, wenn Schmarsow die Resultate des Buches in Gestalt eines Octavbandes von geringer Bogenzahl größeren Kreisen zugänglich machen wollte. Ich habe dabei nicht einen Auszug, sondern ein selbständiges historisches Referat im Sinne, dessen Zuschnitt der Art sein müßte, daß auch die Besitzer des vorliegenden Werkes danach greifen und ein Supplement desselben darin erblicken dürften. Die Geschichte der römischen und umbrischen Kunst in den Jahrzehnten, die Melozzo's Lebenszeit umfassen, könnte hier erzählt und mit Umgehung rein gelehrter Untersuchungen eine Verbindung der Resultate des vorliegenden Werkes mit dem, was im Ganzen die Physiognomie dieses Theiles des Quattrocento ausmacht, gegeben werden. Piero della Francesca, Giovanni Santi und Signorelli, die Melozzo am nächsten stehen, würden, breiter entwickelt, dieser neuen Arbeit Schmarsow's einen Zuwachs lebendigen Interesses gewähren und diese dadurch noch engeren Bezug zu den Anfängen Raphael's gewinnen. H. G.

× **Nationalökonomische Studien,** von Gustav Cohn. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1886.

Wir waren die Ersten, denen es vergönnt war (Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLVI, S. 318), die neu erschienene „Grundlegung der Nationalökonomie" von Gustav Cohn zu besprechen und hoben die Befriedigung gehabt, daß unserm volltönenden Lobe lautes Echo von allen Seiten antwortete. Durch jenes Buch trat Cohn, auch im Urtheil der Fernerstehenden, mit an die Spitze der lebenden deutschen Nationalökonomen. Da ist der Augenblick gut gewählt, einer ersten Sammlung seiner in den Fachzeitschriften zerstreuten Abhandlungen, die unter dem Titel „Volkswirthschaftliche Aufsätze" in Stuttgart 1882 erschien, die vorliegende zweite Sammlung folgen zu lassen. In dieser Form können und sollten die Cohn'schen Aufsätze, mit denen bisher fast nur der Fachgenosse vertraut war, in weitesten Kreisen bekannt werden. Das aber werden sie um so leichter, als der stets geniale Kern aller Arbeiten unseres Verfossers, unter der krystallklaren Schale einer im besten Sinne des Wortes populären, und damit klassischen, Diction hervorleuchtet. — Die Aufsätze selbst begegnen sich mit der bedeutungsvollen Arbeit, inmitten deren Bewältigung unser Verfasser steht: seinem „System der Nationalökonomie". Einzelne sind Vorläufer zu den mit Spannung erwarteten neuen Abschnitten desselben, andere führen als Analekten das in der „Grundlegung" Gesagte näher aus; alle aber beweisen, daß der Verfasser den einen Blick, mit dem er die wirthschaftliche Welt umfaßt, auch in jede einzelne Erscheinungsphase derselben zu versenken weiß. Auch in seinen Detailarbeiten sinkt Cohn nie zum Routinier herab, der handwerksmäßig etwa Auszüge aus alten Archivalten zu Büchern herausputzt oder nach beliebten Mustern munter drauf los zu dogmatisiren versteht. Er ist den großen Künstlern der Renaissance ähnlich, die mit demselben Schwunge die Kuppel eines Doms, wie die feingegliederte Einzelheit eines Schwertgriffs entwarfen: in beide Arbeiten gleich ernst vertieft, in beiden Zeugniß desselben Geistes gebend. — Von den zu dem vorliegenden Band vereinigten Aufsätzen ist der erste: „Politik und Staatswissenschaft" den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohl bekannt: dieselbe brachte im vorletzten Jahrgange jene stolze Protestrede der selbstbewußten Staatswissenschaft gegen die Behauptung, es könne an ihre Stelle eine staatsmännische Kunst, die sich der von jener gefundenen Wahrheiten entschlüge, gesetzt werden. — Der zweite Aufsatz „Ueber das staatswissenschaftliche Studium der preußischen Verwaltungsbeamten" kommt in seiner neuen Auflage gerade recht, um, in Beherrschung der gesammten einschlägigen Literatur, helles Licht auf die zur Discussion stehende Frage der Vorbereitung unserer Verwaltungsbeamten zu werfen. Die anderen Studien besprechen das Genossenschaftswesen, die Gewerbefreiheit, die Regelung der Arbeitszeit, Steuerreformen, Börsensteuer; in einer Erörterung über die finanzielle Behandlung der Verkehrsanstalten wird der muthige Versuch gemacht, mit dem populären Vorurtheil abzurechnen: eine Verbilligung der Verkehrsanstalten sei vor Allem der großen Menge von Nutzen; und schließlich bringt unser Buch eine Reihe von Kritiken. Das aber sind ebenfalls ernste Arbeiten, die das jeweilig besprochene Werk in seiner Stellung zur gesammten Wissenschaft beleuchten und dabei ein stets neue Momente gebendes Bild von dem Denken des Kritikers selbst über die betreffende Materie bieten. Möge unsere Ankündigung des neuen Buches von Cohn eine Mahnung bedeuten, daß Jeder, der über die wirthschaftlichen Tagesfragen mitsprechen will, vorher Alles lese, was Cohn zu denselben sagt. —

y λ. **Allgemeine Naturkunde:** Der Mensch von Prof. Dr. Johannes Ranke. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.

Wir hatten schon kürzlich Gelegenheit, beim Erscheinen der Völkerkunde von Ratzel auf das große gediegene, die Naturkunde behandelnde Werk des Bibliographischen Institutes hinzuweisen. Nunmehr hat ein zweiter Band die Presse verlassen, in welchem einer der berufensten Gelehrten, Prof. J. Ranke aus München, die Entwickelung, den Bau und die Functionen der menschlichen Organe behandelt. Ein weiterer Theil über die körperlichen Verschiedenheiten der Menschenrassen und die vorgeschichtlichen Kulturüberreste soll folgen. Die Anzeige des Ranke'schen Buches ist uns ein besonderes Vergnügen. Denn unter den zahlreichen den Gegenstand behandelnden Werken ist uns kein einziges bekannt, das mit solcher Objectivität und wissenschaftlichen Zuverlässigkeit die gleiche Gemeinverständlichkeit der Darstellung verbindet. In der klarsten Weise und eben deshalb leicht faßlich werden wir in alle wesentlichen Resultate der Anatomie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte eingeführt. Nirgends Hypothesen, die nach dem vom Verfasser citirten Ausspruche Johannes Müller's nur in das Laboratorium der Forscher hineingehören. Die herrliche Darstellung ist durch eine überaus große Zahl sorgfältig gewählter, durchaus guter, zum größten Theile aber geradezu glänzend ausgeführter Illustrationen wirksam unterstützt. Das Buch ehrt den Verfasser wie die Verlagshandlung und wird sich viele Freunde und Bewunderer in der gebildeten Welt erwerben.

y λ. **Werden und Vergehen.** Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Von Carus Sterne. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers). 1886.

Das Buch ist uns seit seiner ersten Auflage, die vor etwa zehn Jahren erschien, ein lieber Bekannter. In dem geistvollen Autor begrüßen wir einen um die Popularisirung und Verbreitung der Darwin'schen Lehre hochverdienten Mann von umfassendem Wissen, der als naturwissenschaftlicher Essayist allgemein geschätzt wird. Vermöge seiner Vielseitigkeit und literarischen Begabung ist er von vornherein wie wenige geeignet, eine populäre Entwicklungsgeschichte zu schreiben. Die Urzustände der kosmischen Massen, die Entstehung der Welten, die Entwicklung der Lebewesen bis zum Menschen, sein Fortschreiten bis zu den ersten Anfängen der Kultur: das

alles wird von ihm überaus anziehend geschildert. Daß dabei auf vieles noch rein Hypothetische Bezug genommen werden mußte, ist bei dem unvollkommenen Stande unseres Wissens begreiflich. Indessen gebietet die Gerechtigkeit zu betonen, daß der Verfasser überall dort, wo festere Unterlagen der Wissenschaft existiren, auch gebührend auf dieselben Rücksicht genommen hat. Wer sich über die Probleme des „Werdens und Vergehens" naturwissenschaftlich unterrichten will, wird das in edler, schöner Sprache geschriebene Buch gern und mit Nutzen zur Hand nehmen. e

Adolphe Jullien, Richard Wagner, sa vie et ses oeuvres. Librairie de l'Art, Paris, Jules Rouam. Londres, Gilbert Wood & Co. 1886.

Es ist sehr merkwürdig, daß diese literarisch-artistische Verherrlichung Richard Wagner's, nach Umfang und Inhalt eine der bedeutendsten, und in ihrer Ausstattung eine der kostbarsten Publicationen über sein Leben und seine Werke, von Frankreich kommt, aus Paris, dieser einzigen Stadt der Welt, welche dem Triumphzuge des deutschen Meisters beharrlichen Widerstand geleistet hat, und heute noch im Großen und Ganzen gegen seinen Genius sich ablehnend verhält. Wie lange noch, ist schwer zu sagen, wenn er solche Pioniere hat, wie dieses Werk, welches, rein an sich betrachtet, eine musterhafte Leistung ist und selbst das Interesse der außerhalb des Wagner'schen Bann- oder Zauberkreises Stehenden lebhaft erregen und dauernd fesseln wird. Denn das Leben eines solchen Mannes, die ungeheure Kraft und Energie, mit welcher er sein Ziel verfolgte und erreichte, ist fast ebenso wunderbar, als die Werke, die er schuf. Das dämonische Element, welches die Massen überwältigt, ist in beiden. Es sind nicht etwa bisher unbekannte Details, die wir Deutschen, Zeitgenossen Richard Wagner's, in diesem Buche des Franzosen zu suchen haben, obwohl diejenigen Abschnitte, welche des jugendlichen Componisten ersten Aufenthalt in Paris und später die Aufführung des „Tannhäuser" in der großen Oper behandeln, manches Neue bringen, zumal aus den Archiven des genannten Instituts, Briefe Wagner's an den Director desselben, Facsimiles aus der daselbst aufbewahrten Partitur ꝛc. Aber in seiner übersichtlichen und genauen Zusammenstellung aller gegebenen Daten und vorzüglich durch den reichen Bilderschmuck, der dieselben illustrirt, bietet das Werk doch eine so vollständige Biographie, wie wir sie in Deutschland noch nicht besitzen. Fünfzehn Porträts, von dem ersten uns erhaltenen aus dem Jahre 1840 von Kietz, bis zu dem letzten, aus dem Jahre 1882 von Renoir, drei davon in Radierungen (unter denen das von Lenbach) begleiten den Text; die Häuser, in denen Wagner gewohnt, von dem Geburtshaus in Leipzig bis zu dem Palazzo Vendramini, in dem er gestorben, Haus Wahnfried und sein Grab werden uns in trefflichen Bildern vorgeführt, ebenso wie die Hauptscenen aus seinen Opern, zumeist in ihren ersten Darstellungen. Nicht am wenigsten werthvoll ist die Fülle von Carricaturen aus den deutschen, englischen und französischen Witzblättern, unter denen keines fehlt als der „Kladderadatsch", — denn Ernst Dohm war einer der überzeugtesten Anhänger Wagner's — und keines so boshaft war wie der „Charivari". „— C'est faux, ce que tu joues là, mon enfant. — Maman, c'est le Tannhaeuser. — Ah! c'est différent." Oder Wagner in einer Tannhäuser-Probe des Pariser Opernhauses: „Sapristi, Monsieur Wagner, votre musique fait trop de tapage! — Ya, moi fouloir être entendu d'ici en Allemagne!" Kurz, in jeder Hinsicht hat Mr. Adolphe Jullien eine höchst anziehende, dankenswerthe Arbeit geliefert, welche wir auch dem deutschen Publicum nicht angelegentlich genug empfehlen können. er.

Richard Wagner-Jahrbuch. I. Band. Herausgegeben von J. Kürschner. Stuttgart im Selbstverlage des Herausgebers. 1886.

Das Wagner-Jahrbuch hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, der Wagnerforschung einen Mittelpunkt zu geben, Alles an einer Stelle zu sammeln, was sich auf Richard Wagner und seine Bestrebungen bezieht. Die äußere Einrichtung ist ähnlich dem Goethe-Jahrbuch von L. Geiger. Es will das biographische Material vor Verzettelung bewahren und nach und nach die kleineren Arbeiten Wagner's, welche in Zeitschriften verstreut und größtentheils unbekannt geblieben sind, ans Licht ziehen. Auch freie Aufsätze bringt das Jahrbuch. Wir heben hervor: „Ueber Ziele und Zwecke" (der Wagnerbestrebungen) von M. Koch, „Die romantische Schule in der Literatur und ihre Beziehungen zu R. Wagner" von A. Ettlinger, „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich" von P. Marsop. Unter „Chronik und Miscellen" gibt der Herausgeber vielerlei Einzelheiten über Wagner's Werke, Hinweise auf Bücher und Zeitungsaufsätze, welche sich mit Wagner beschäftigen, ferner eine Opernstatistik aus den Jahren 1842—1845 und 1885 u. s. w. Es steckt erstaunlich viel Arbeit darin. Der Sammelfleiß und das besondere Redactionstalent des Herausgebers gewahrt man überall. Voraussichtlich wird er bei diesem neuen Unternehmen nicht wieder dieselben Erfahrungen zu machen haben, wie bei seinem vortrefflichen „Jahrbuch für das deutsche Theater", das mit großer Selbstlosigkeit begonnen ward, aus Mangel an Theilnahme bei den Bühnenkünstlern wieder eingehen mußte, in seinen beiden erschienenen Bänden aber eine wahre Fundgrube für alle Freunde des neueren deutschen Theaters und dessen künftige Geschichtsschreiber ist. er.

Johann Herbeck. Ein Lebensbild von seinem Sohne Ludwig. Mit Herbeck's Porträt. Wien, A. J. Gutmann. 1885.

Das Buch ist mit vielem Fleiße geschrieben, hätte aber unseres Erachtens kürzer gefaßt werden müssen. Herbeck war ein ausgezeichneter Künstler, insbesondere ein ungewöhnlich begabter Dirigent, dessen großer Einfluß auf die Entwicklung des Wiener Musiklebens durchaus anerkannt werden muß; allein eine so eingehende Darstellung seines Lebens, wie sie die vorliegende, fast 600 Seiten umfassende Schrift gibt, muß den Leser nothwendig ermüden. Es sind gar zu viele Persönlichkeiten in die Darstellung ver-

flochten, die wenigstens entfernter Stehenden kein Interesse abgewinnen können. So wie die mancherlei Streitigkeiten und Verdrießlichkeiten, welche Herbeck in seiner vielverzweigten Wirksamkeit nicht erspart blieben, weniger eingehend hätten geschildert werden müssen, ebenso wäre eine strengere Auswahl im Abdruck seiner Briefe geboten gewesen. Kurz, wäre das Material sorgfältiger gesichtet und in eine gedrängtere Form gebracht worden, so hätte das Buch auf einen größeren Leserkreis rechnen dürfen. Es enthält übrigens manche werthvolle musikhistorische Notizen, für deren Zuverlässigkeit die überall wahrnehmbare Gewissenhaftigkeit des Verfassers bürgt. Unter den mitgetheilten Künstlerbriefen sind diejenigen von R. Wagner und Liszt von besonderem Interesse.

ρ. **Oeuvres complètes de Gustave Flaubert.** Édition définitive d'après les manuscrits originaux. Vol. VI. Trois contes suivis de mélanges inédits. Paris, Quantin. 1886.

Wir haben dieser schönen Ausgabe von Flaubert's Werken in acht stattlichen Octavbänden bereits beim Beginn ihres Erscheinens Erwähnung gethan, und können jetzt, wo sie vollendet ist, nur anerkennen, daß sie durchaus und in jedem Betracht erfüllt hat, was das Programm versprach. Der vorliegende Band ist besonders interessant; außer drei kleineren Erzählungen („Un cœur simple“, „la légende de St. Julien l'hospitalier“ und „Hérodias“) enthält er eine Reihe von Aufsätzen, unter denen die Vorrede zu der posthumen Sammlung von Gedichten seines Freundes Louis Bouilhet sehr lesenswerth ist, und eine größere Zahl von Inedita, die sich in Flaubert's Nachlaß fanden. Es wird dadurch bestätigt, was seine bisherigen Biographen schon angedeutet, daß er in seiner Jugend eine Menge von Werken plante, die den verschiedensten Gattungen der Geschichte, der Reisen, des Romans, des Dramas und der Kritik angehörten, und von denen nur sehr Weniges wirklich geschrieben worden ist. Merkwürdiger Weise fehlen in dieser langen Liste die Namen „Madame Bovary“ und „Salammbô“, die beiden Ramane, welche Flaubert's Ruhm begründet haben; wogegen sein, nach denselben geschriebener, ziemlich verunglückter Roman „L'éducation sentimentale“ darin aufgeführt ist: der Entwurf stammt aus dem Jahre 1843. Unter den Reisen ist eine Wanderung durch die Bretagne („Par les champs et par les grèves“) aus dem Jahr 1847 vollendet und hier mitgetheilt; ferner Stücke aus einem „Gedicht in Prosa“: „La danse des morts“ und aus einem Roman: „Novembre“, ein Artikel über Rabelais, ein dramatisches Fragment: „Smarrh“, eine Art Mysterium, aus dem Jahre 1839, und einige Notizen über die Orientreise (1850), welche Maxime du Camp seitdem in seinen „literarischen Erinnerungen“ so anziehend beschrieben hat. — Wir fügen noch hinzu, daß der siebente Band („Bouvard et Pécuchet“) durch eine beachtenswerthe Studie über Flaubert von Guy de Maupassant eingeleitet wird, so daß, mit der vortrefflichen Radirung des ersten Bandes, diese Ausgabe in jeder Hinsicht als eine abschließende bezeichnet werden kann.

ρρ. **California from the conquest to the second vigilance committee in San Francisco (1846—1856) by J. Royce.** Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Comp. 1886.

Das vorliegende Werk, welches Scudder's „American Commonwealths“ einverleibt ist, enthält anziehende historische und sociologische Essays. Der Autor schildert zunächst die verschiedenen socialen Typen, den Conflict der gewaltsam eindringenden amerikanischen Einwanderer mit den alten Besitzern des Landes und die Lösung der chaotischen Interessenkämpfe. Während der Werth dieses Abschnittes durch breite Darstellung und allzuviel zersetzende Kritik beeinträchtigt wird, genießt der Leser die folgenden Abschnitte „Kampf um die Ordnung“, „Sociale Entfaltung von San Francisco“ und „Landbesitz-Titel“ mit steigendem Interesse. — Nicht bloß die auffallenden Erscheinungen, sondern auch die stillen socialen Mächte werden treffend charakterisirt und kritisirt. Hervorragend ist die Darstellung, welche uns zeigt, wie die ursprünglich isolirten, egoistischen Individuen durch Berührung und Kampf zur geselligen Ordnung gedrängt werden. Nachdem bedeutende individuelle und sociale Kräfte verschwendet worden, fordern die Einsichtsvollen die Erfüllung der versäumten socialen Pflichten und die undisciplinirte, führungslose Gesammtheit fügt sich dieser Forderung mit einer Raschheit, welche uns eine günstige Vorstellung von dem Intellect Einzelner und von dem socialen Instinct der Massen gibt. Trotzdem man eine quantitative Behandlung (Benützung der reichen Daten der Vital-, Productions- und Verkehrs-Statistik) vermißt, ist das Buch durch seine lebendigen Schilderungen und sociologischen Betrachtungen doch für den Fachmann wichtig, für den weiteren Kreis der Gebildeten anregend und lesenswerth.

ς. **Kunstgeschichte des Mittelalters** von Dr. Franz von Reber. Mit 422 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. 1886. (In zwei Bänden, zwei Hälften enthaltend.)

Schlicht erzählte Geschichte der Kunst von den ältesten christlichen Zeiten bis zum Schlusse des Quattrocento. Gut und übersichtlich angeordnet und abgetheilt. Ueber die streitigen Punkte geht der Verfasser mit einer rationellen Mittelmeinung in angemessener Art hinweg. Die zahlreichen Illustrationen (verschiedenen Ursprungs) sind gut ausgewählt und dienen ihrem Zwecke. Das Ganze trägt den Anschein, als sei es aus Vorlesungen hervorgegangen: jedenfalls wird es denen, die Vorlesungen zu halten haben, eine nützliche und brauchbare Unterlage bieten. Literatur findet sich nur in beschränkter Weise angemerkt.

β. **Studien zur Kunstgeschichte** von Robert Vischer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1886.

Ein herzliches Buch, das seinen Lesern neue Gesichtspunkte eröffnet. Der Verfasser gehört zu denen, die die großen Meister anzufassen den Muth haben: es enthält über Dürer und Raphael in-

haltreiche Betrachtungen, denen ohne Zweifel von Seiten unbefangener Kunstfreunde vielfache Zustimmung zu Theil werden wird. Es ist in seiner Art, die Dinge nach größeren, allgemeineren Gesichtspunkten zu betrachten, von der Mehrzahl der heute erscheinenden Schriften über Kunst verschieden, die sich leider nur zu oft in großartigem Geschwätz dem Cultus von Nebensachen hingeben.

βχ. **The Bostonians.** A Novel by Henry James. 3 vols. London, Macmillan & Co. 1886.

Warum Henry James sein neues Werk „Die Leute von Boston" überschrieben hat, wird aus dem Inhalte kaum zu erklären sein. Vielleicht wollte er nur die Erinnerung an seinen letzten Aufenthalt in dieser Stadt durch den Titel festlegen; denn in Wirklichkeit läßt er den Leser nur ein sehr dürftiges Eckchen von dem alten Gemeinwesen sehen, welches mehr denn eine andere amerikanische Stadt sich zu einer geschlossenen Eigenthümlichkeit entwickelt hat, eine bedeutende Geschichte besitzt und länger als anderthalb Jahrhunderte die Bewegungen anführt, die das geistige Leben der Vereinigten Staaten ausmachen. Wie einst Berlin den Ruhm der vorzugsweise „gebildeten" Stadt Deutschlands genoß, welcher jetzt in den leuchtenderen Glanz der Reichshauptstadt aufgegangen ist, so war Boston allzeit ein Mittelpunkt der Bildung, zuerst auf Grundlage der Calvinischen Theologie, was man in der Stärke des religiösen Lebens noch merkt, dann mit immer weiterer Ausdehnung der Ziele bis zur weltbürgerlichen und künstlerischen Ausgestaltung der Gegenwart. Ein gewisser hochstrebender Idealismus in Literatur und Politik zeichnete die Stadt aus und den Staat Massachusetts, ernst und hingebungsvoll, nicht immer ohne eine leise Beimengung von cant; ihre Nachbarn sind Cambridge, der Sitz der Harvarduniversität, und Concord, das lange Zeit hindurch die auserlesensten Geister (Emerson, Hawthorne, Thoreau u. A.) vereinigte. Hier war die Hauptstätte der Feinde der Sklaverei, Charles Sumner wurde hier zum Senator gewählt, hier, in der Luft der Bostonerultur, sind auch die verschiedensten Secten aufgesproßt, welche die Schäden der modernen Gesellschaft heilen wollten. Diese zu studiren, fehlt es nicht an Gelegenheit, denn Boston ist noch immer ein großer Handelsplatz, eine altberühmte Hafenstadt, auch ein wichtiges Centrum der Industrie. James zeigt uns gar wenig von alledem, und es ist daher nicht zu verwundern, daß man in Boston gegen ihn sehr verstimmt ist und seinem Roman das Recht auf den Titel abspricht. Das Stück Frauenfrage nämlich, welches James behandelt, kann sich ebenso gut in irgend einer großen Stadt abspielen, wenn wir nur von einigen schönen Beschreibungen absehen. Man wird es überhaupt nicht für einen glücklichen Gedanken halten können, daß James die „Frauenfrage", d. h. die Bewegung nach voller Gleichberechtigung von Frau und Mann in aller Art öffentlicher und privater Thätigkeit, zum Hintergrunde seiner Erzählung gemacht hat. Einem großen Theile der europäischen Leser wird das Verständniß dafür fehlen, daß die Amerikanerinnen, welche das Gebiet der weiblichen Arbeit so sehr erweitert haben und gesellschaftlich soviel günstiger gestellt sind als die Frauen anderer Völker, Fortschritte in der Emancipation für nöthig und möglich halten. Bei uns ist doch die „Frauenfrage" als solche ganz zurückgetreten und bildet nur einen Theil der Bestrebungen, welche durch eine neue Ordnung der socialen Verhältnisse die Lebensbedingungen für alle Arbeitenden sichern und erleichtern wollen. Die Art „Frauenbefreiung", welche uns James vorstellt, können wir nicht wohl ernst nehmen, und finden zu unserer Beruhigung, daß der Erzähler selbst sie nicht ernst nimmt. Die ganze Darstellung der Sache ist undeutlich, das Ziel wird nirgends sichtbar, die gehaltenen Reden sind voll kindischer Gemeinplätze. Wenn man also nicht glauben soll, James habe seine ursprüngliche Absicht in dem Romane ganz verfehlt, wozu kein genügender Grund vorhanden (eher vielleicht ist er in der eben erscheinenden Prinzeß Casamassima hinter seinem Vorhaben zurückgeblieben), so kann man nur annehmen, daß die „Emancipation der Frauen" ihm als Rahmen für die Geschichte von drei Personen dienen sollte, für den Kampf, welchen Basil Ransom gegen Olive Chancellor siegreich ausficht, indem er Verena der Freundin und der guten Frauensache schließlich entreißt, um sie zu seiner eigenen Frau zu machen. Und diese Aufgabe ist nun wiederum mit der bekannten Meisterschaft gelöst, die erzählende Analyse der Charaktere, in der Studie und Handlung sich durchdringen, ist tadellos vollendet. Auf die Composition ist diesmal mehr Sorgfalt gewendet, und die Frauen z. B., welche um die Hauptgruppe Olive-Verena gestellt sind, bilden eine Abstufung von Typen der Emancipation, die von köstlicher Feinheit ist. Nicht so durchgeführt ist die Aufstellung der Männergruppe, da genügt dem Autor der Held Basil Ransom, dem als Mississippier und besiegten Kämpfer für die Conföderation der Südstaaten von vornherein sein Standpunkt bezeichnet ist. Reizende kleine Beschreibungen (wie Ransom's Hôtel in New-York) schmücken die Erzählung an wohlberechneten Punkten, ohne ihr ganz über den mißlichen Eindruck verschiedener ermüdender Längen hinweghelfen zu können, zumal die wichtigsten Figuren zwar Interesse (vor Allem Verena Tarrant als neue und glückliche Schöpfung), aber keine wahre Theilnahme erwecken. Eine gewaltige Steigerung und Spannung jedoch macht sich gegen das Ende hin fühlbar, welches durch die Aussicht auf eine trübe Zukunft, wie James sie bei seinen abschlußlosen Erzählungen gern eröffnet, fast wie eine tragische Katastrophe wirkt. —

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 5. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altena. — Der junge Goldschmied. Dichtung von Karl Ernst Altena. Berlin, Wilh. Friedrich Nachf. 1887.

Altona. — Rauhenborn & Sohn. Schauspiel in 5 Akten von Heinrich d'Altona. Annaberg, J. von Groningen.

Amor und Psyche. Ein Märchen. Aus dem Apulejus übersetzt von Albert Mosbach. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Anders. — Benedin. Eine Dichtung von Ludwig Anders. Frankfurt a. O., B. Waldmann's Verlag.

Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. X. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. 1886.

Arnold. — Die Leuchte Asiens oder die große Entsagung. Nach der 24. Aufl. des Originals übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild von Eduard Paulus und Robert Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Avenarius. — Die Kinder von Wohldorf. Von Ferdinand Avenarius. Dresden, L. Ehlermann. 1887.

Balleyguier. — Mademoiselle Palmyre Trymbalmouche. Par Mme. Noémi Balleyguier. Paris, Maison Quantin.

Barron. — Les environs de Paris. Par Louis Barron. Illustré par G. Fraipont. Paris, Maison Quantin.

Baumbach. — Horand und Hilde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Neue, veränderte Ausgabe. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1887.

Baumbach. — Krug und Tintenfass. Gedichte von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1887.

Bender. — Haideblumen. Alte und neue Gedichte von Auguste Bender. New-York, F. W. Christern. 1887.

Berlin. — Die naturwissenschaftlichen und medicinischen Staatsanstalten Berlins. Festschrift für die 59. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte. Im Auftrage Sr. Excellenz des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Herrn Dr. von Gossler bearbeitet von Prof. Dr. med. Albert Guttstadt. Berlin, A. Hirschwald. 1887.

Berlin. — Die Anstalten der Stadt für die öffentliche Gesundheitspflege und für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Festschrift, dargeboten den Mitgliedern der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte von den städtischen Behörden. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1886.

Bern. — Am eignen Herd. Ein deutsches Hausbuch. Herausgegeben von Maximilian Bern. Leipzig, Adolf Titze.

du Bois-Reymond. — Reden von Emil du Bois-Reymond. Zweite Folge. Biographie. Wissenschaft, Ansprachen. Leipzig, Veit & Comp. 1887.

Briefe eines Unbekannten. 2 Bde. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1887.

Brugsch. — Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien von Heinrich Brugsch. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1886.

Buchwald. — Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Von Dr. Gustav von Buchwald. II. Band. Kiel, Ernst Homann. 1887.

Carnoy. — La nuit de Noël. Par Henry Carnoy. Paris, Maison Quantin.

Cavalleristische Briefe an einen Waffengenossen über die technischen Fragen der Bewegungsformen und der Führung bei Cavallerie-Divisionsübungen. Rathenow, Max Babenzien.

Chaucer. — Geoffrey Chaucer's Werke übersetzt von A. von Düring. III. Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1886.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. No. 25: Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1886.

Dewailly. — Le petit monde par Mme. A. Dewailly. Paris, Maison Quantin.

Die Königlichen Theater in Berlin. Statistischer Rückblick auf die künstlerische Thätigkeit und die Personal-Verhältnisse während des Zeitraums vom 5 December 1786 bis 31. December 1885. Zusammengestellt von C. Schäffer und C. Hartmann. Berlin, Berliner Verlags-Comptoir. 1886.

Die Schule des Lebens. Ein Brevier für Weltleute. Herausgegeben von Dr. Karl Manding. Stuttgart, Levy & Müller. 1887.

Dörr. — Bäbchen. Eine kleinstädtische Geschichte in fünf Versbündeln von Julius Dörr. Prenzlau, A. Mieck. 1886.

Drache. — Dämmerstunden. Gedichte von Clemens Drache. Bautzen, Ed. Rühl. 1887.

Dumas. — La dame aux camélias. Par Alexandre Dumas fils. Préface de Jules Janin et nouvelle préface inédite de l'auteur. Illustrations de A. Lynch. Paris, Maison Quantin.

Duncker. — Käte Grumbkow. Novelle von D. Duncker. Berlin, Hermann Paetel. 1886.

Dürer. — Vier Holzschnittfolgen von Dürer. Mit einführendem Text. 1/6 Lfg. Berlin, Photogr. Kunst- und Verlags-Anstalt „Helios". 1887.

Ebeling. — August von Sachsen (1553—1586). Eine Charakterstudie von Friedr. W. Ebeling. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1886.

Ebers. — Die Nilbraut. Roman von Georg Ebers. Drei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887.

Ein Buddhistischer Katechismus nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens bearbeitet von Henry S. Olcott. Erste deutsche Ausgabe. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. (L. Fernau.) 1887.

Elbe. — Souverän. Roman von A. v. d. Elbe. Dresden und Leipzig, J. Pierson's Verlag. 1887.

Eschen. — Meines Lebens Roman. Ein Zeitroman von M. von Eschen. Breslau, S. Schottlaender. 1887.

Ewe. — Silvane, eine Dichtung in 10 Gesängen von Emil Ewe, zu M. v. Schwind's Aquarellen-Cyclus „Die sieben Raben". Berlin, F. Schneider & Comp. 1887.

Ferdinand. — Offenherzigkeiten aus der Armee von Friedrich Ferdinand. Berlin, Walther & Apolant. 1887.

Ferens. — Stimmen des Weltleids. Eine neue Anthologie. Herausgegeben von Zdenko Ferens. Leipzig, Otto Wigand. 1886.

Frapan. — Hamburger Novellen. Von Ilse Frapan. Hamburg, Otto Meißner. 1886.

Freeman. — The chief periods of European history. Six lectures read in the University of Oxford in Trinity term, 1885. With an essay on greek cities under roman rule. By Edward A. Freeman. London, Macmillan and Co. 1886.

Frey. — Gedichte von Adolf Frey. Leipzig, H. Haessel. 1886.

Friedländer. — Aus den Kriegstagen von 1870. Von Georg Friedländer. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Friedmann. — Erlauscht und Unerlauscht. Novellen und Skizzenblätter von Alfred Friedmann. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1886.

Friedmann. — Aus Höhen und Tiefen (Ernstes und Profanes) von Alfred Friedmann. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1886.

Friedrich. — Bunte Blätter. Eine Sammlung aus der Lyrik der neuesten Zeit. Von Georg Friedrich. Mit 10 Vollbildern nach Originalen von R. E. Kepler. Stuttgart, C. Häuselmann's Verlag.

Fromm. — Die Zimmer-Gymnastik. Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstands-Bewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen von Dr. B. Fromm. Mit 71 Figuren. Berlin, August Hirschwald. 1887.

Fulda. — Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag. 1887.

Gaston. — Gunthers Brautfahrt. Ein Lied vom Niederrhein von Heinrich Gaston. Pößneck, Carl Latendorf.

Gawalowski. — Steiermärkisches Dichter-Buch. Herausgegeben von Karl W. Gawalowski. Graz, Franz Pechel. 1887.

Gebhardt. — Adrian von Corneto. Ein Beitrag zur Geschichte der Curie und der Renaissance von Dr. Bruno Gebhardt. Breslau, Preuss & Jünger. 1886.

George. — Mutterlied in Lust und Leid. Herausgegeben von Amaen George. Würzburg, Stahel'sche Universitäts-Buchhandlung. 1887.

Götz. — Frühlengs-Knösvel aus 'n Zipser Blumgorten obgeflockt von Rudolf Götz. Ungvar, Moritz Ledai.

Hameau. — Bebes en vacances. Par Mme L. Hameau. Paris, Maison Quantin.

Hamerling. — Blätter im Winde. Neuere Gedichte von Robert Hamerling. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Haustein. — Menschenlieder. Von Adalbert von Hanstein. 2. Auflage. Berlin, C. F. Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann). 1887.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem

Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. II. Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Heyse. — Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1887.

Honegger. — Lieder und Bilder von J. J. Honegger. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Imer-Cuno. — Chants du pays. Recueil poétique de la Suisse Romande publié par A. Imer-Cuno. Seconde édition. Lausanne, Arthur Imer.

Jensen. — Augen der Seele. Novelle von Wilhelm Jensen. Berlin, Hermann Paetel. 1886.

Jullien. — Richard Wagner, sa vie et ses oeuvres. Ouvrage orné de] quatorze lithographies originales par M. Fantin-Latour, de quinze portraits de Richard Wagner, de quatre eaux-fortes et de 120 gravures, scènes d'opéras, caricatures, vues de théâtres, autographes, etc. Par Adolphe Jullien. Librairie de l'Art. Paris, Rouam. Londres, Wood & Co.

Karlowa. — Maria Stuart's angebliche Briefe an den Grafen J. Bothwell. Ein Beitrag zur Prüfung ihrer Aechtheit von O. Karlowa. Heidelberg, Carl Winter. 1886.

Keller. — Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1886.

Kiehne. — König Hübich. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1886.

Kretzschmar. — Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar. 1. Abth. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1887.

Kym. — Gedichte von Hedwig Kym. München, Theodor Ackermann. 1887.

La Mara. — Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Lenz. — Die Sizilianische Vesper. Trauerspiel von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von Karl Weinhold. Breslau, Wilhelm Koebner. 1887.

Les bébés D'Alsace et de Lorraine. Paris, Maison Quantin.

Loeper. — Zu Goethe's Gedichten. Mit Rücksicht auf die „historisch-kritische" Ausgabe, welche als Theil der Stuttgarter „Deutschen National-Litteratur" erschienen ist. Von G. von Loeper. Berlin, 1886. Dümmler. Hempel.

Loewe. — Die Geschichte des wackeren Leonhard Lodesum. Von Theodor Loewe. Zweite Aufl. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Lohr. — Aus dem Eckstübchen. Vier Erzählungen von Otto Lohr. Prag, Carl Bellmann's Verlag. 1886.

Louvier. — Sphinx locuta est. Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung von Ferdinand August Louvier. Berlin, George & Fiedler. 1887.

Ludwig. — Johann Georg Kastner. Ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken von Hermann Ludwig. Drei Theile. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1886.

Marriot. — Mit der Tonsur. Geistliche Novellen von Emil Marriot. Berlin, F. & P. Lehmann. 1887.

Mauthner. — Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung von Fritz Mauthner. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Meinhardt. — Vier Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, George Westermann. 1887.

Memoiren der Königlich Preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen. Vom Jahre 1709—1742. Sechste Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758. 2 Bände. Leipzig, H. Barsdorf. 1887.

Mennell. — Buchholz und Knebbchen auf dem Skat-Congreß von Arthur Mennell. Fünfte Aufl. Leipzig, Albert Unflad.

Messner. — Die chronische Stuhlverstopfung (Hartleibigkeit) mit besonderer Berücksichtigung des Hämorrhoidalleidens und deren Heilung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Messner. Berlin, A. Zimmer. 1886.

Mestorf. — Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. Herausgegeben von J. Mestorf. 165 Figuren auf 62 Tafeln. Hamburg, Otto Meissner.

Meyers Konversations-Lexikon. — Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Sechster Band. Faidit—Gehilfe. Mit 19 Illustrationsbeilagen und 266 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1887.

Monceau. — L'enfant des Vosges. Par Mme Julie de Monceau. Paris, Maison Quantin.

Nepomuk. — Jovan und Margot. Drama in fünf Akten von Johannes von Nepomuk. Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung. 1887.

Orzeszko. — Ein Frauenschicksal. Socialer Zeitroman von Elisa Orzeszko. Einzig autorisirte Uebersetzung von Leonhard Brixen. Dresden und Leipzig, H. Minden. 1887.

Ottensen. — Schwer gebüßt. Wider Liebe und Pflicht. Zwei Novellen von Hans Ottensen. Düsseldorf, August Bagel.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. Zweite umgearb. und ergänzte Auflage. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1887.

Pharus am Meere des Lebens. — Anthologie für Geist und Herz, aus den Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach den Materien alphabetisch geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle. Zwanzigste Auflage. Iserlohn, J. Bädeker. 1887.

Planta. — Dramatische Geschichten von P. C. von Planta. Bern, K. J. Weiß. 1886.

Postbuch zum Gebrauch für das Publicum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Ober-Postdirection zu Berlin. Ausgegeben im November 1886. Berlin, Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Reich. — Der Epilepsimus aus dem Gesichtspunkte der Medicin, Straf-Rechtspflege und Staatskunst betrachtet. Von Eduard Reich. Berlin, A. Zimmer. 1886.

Reichel. — Shakespeare-Litteratur von Eugen Reichel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Rosenthal. — Zweijährig-Freiwillige von Hermann Rosenthal. 2. verm. Aufl. Berlin, August Böttcher. 1887.

Ruhemann. — Joseph Viktor von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Von Alfred Ruhemann. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Schelhorn. — Zum 25jähr. Todestage des Königs Dom Pedro V. von Portugal, Herzogs zu Sachsen. Von Emil von Schelhorn. München, Theodor Ackermann. 1886.

Schmidt. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Von Julian Schmidt. Dritter Band. 1781—1797. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Schottelius. — Dichtungen von Carl Schottelius. Hameln, Th. Fuendeling.

Schülerliebe. Dichtung in sieben Gesängen von C. P. Riga, Mellin & Neldner.

Schumann. — Robert Schumann's Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. Gustav Jansen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1886.

Seiling. — Perlen der pessimistischen Weltanschauung. In Meisterwerken der Litteratur gefunden von Max Seiling. München, Theodor Ackermann. 1886.

Siccama. — Onze Princessen. Eene geschiedkundige herinnering door J. H. Hora Siccama. Utrecht, J. W. Leeflang. 1886.

Siegert. — Siegfried's Tod. Tragödie in drei Aufzügen von Georg Siegert. München, Jos. Anton Finsterlin. 1887.

Sloët. — Der Raugraf. Eine Erzählung von Léon Sloët. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Stahr. — G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke von Adolf Stahr. 2 Bde. Neunte verm. u. verb. Aufl. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1887.

Special Report of the Bureau of Education. Educational exhibits and conventions at the world's industrial and cotton centennial exposition, New-Orleans, 1884—85. Part I. Washington, Government Printing Office. 1886.

Spielhagen. — Was will das werden? Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen. Zweite Auflage. 3 Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1887.

Stern. — Wanderbuch. Bilder und Skizzen von Adolf Stern. Zweite vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1887.

Stifter. — Adalbert Stifters ausgewählte Werke. 3—6 Lfg. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Sydow. — Alte Gefährten. Zwei Novellen von Claes von Sydow. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Symonds. — Sir Philip Sidney. By J. A. Symonds. London, Macmillan & Co. 1886.

Unter blühenden Blumen. Gemalt von Louise Preußer und Gräfin Olga zu Eulenburg. Worte von Emilie Gerhard. Leipzig, Meißner & Buch.

Uttech. — Gedichte und Scenen zum Polterabend und zur silbernen Hochzeit. Von Pauline und Marie Uttech. Frankfurt a. O., B. Waldmann's Verlag.

Vocke. — Die Zuckerkrankheit von Dr. Vocke. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag.

Wachs. — Die Weltstellung Englands, militärisch-politisch beleuchtet, namentlich mit Bezug auf Russland von Otto Wachs. Kassel, Theodor Fischer. 1886.

Wachsmuth. — Die Diphtheritis-Heilmethode von Dr. Georg Friedrich Wachsmuth. Berlin, A. Zimmer. 1886.

Walling. — Vom Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici). Zweite vielfach veränderte Auflage. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1887.

Wardenburg. — Die Delegation der freiwilligen Krankenpflege in Corbeil während des deutsch-französischen Krieges von F. von Woedenburg. Jena, Gustav Fischer. 1886.

Warnery. — Poésies. Par Henry Warnery. Lausanne, F. Payot. 1886.

Weigand. — Die Wurzeln des musikalischen Ausdrucks. Eine reine Klangtheorie, auf Grund seiner neuen Notation von Ernst Weigand. Oppenheim a. Rh., Ernst Kern's Verlag. 1887.

Wildenbruch. — Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen von Ernst von Wildenbruch. Zweite Auflage. Frankfurt a. O., B. Waldmann's Verlag. 1886.

Wissen der Gegenwart. LV./LVI. Bd.: Aesthetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst von Dr. Max Schasler. Bd. LVII.: Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen von Prof. Dr. R. Hartmann. Bd. LVIII.: Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen von J. Löwenberg. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1886.

Witt. — L'hiver à la campagne. Par Mme de Witt, née Guizot. Paris, Maison Quantin.

Wolff-Kassel. — Pietro Aretino. Charakterlustspiel in drei Akten von Ludwig Wolff-Kassel. Kassel, Gustav Klaunig. 1886.

Wolzogen. — Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten von Ernst von Wolzogen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1886.

Yriarte. — Autour du Concile. — Croquis et Souvenirs d'un artiste à Rome, par Charles Yriarte. Eaux-fortes par Wallet d'après Heilbuth et Illustrations de Detaille, Godefroy Durand, Lix, Bocourt, Wallet, de Liphart, Charles Yriarte, etc. Paris, J. Rothschild. 1887.

Ziemssen. — Im Sonnenschein. Novellen von Ludwig Ziemssen. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1886.

Zimmermann. — Das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. Von Franz Zimmermann. Hermannstadt, Verlag des Archivs. 1887.

Zobeltitz. — Karadi - niso. Roman von F. von Zobeltitz. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1887.

Zwischen zwei Weihnachten. Von Roth-Weiß. Rathenow, Max Babenzien.

In eigener Sache.

Im Decemberheft 1886 der sonst hochansehnlichen, unter den volkswirthschaftlichen Zeitschriften Frankreichs die erste Stelle behauptenden „Journal des Économistes", Paris (Guillaumin & Cie.), veröffentlicht ein gewisser Herr Georges Dufour unter dem Titel „Coup d'œil sur la situation financière des principaux états européens" einen angeblichen Original-Artikel, der, ohne Quellenangabe, **wörtlich** aus dem von uns im Januarheft 1885 veröffentlichten Aufsatz von Prof. Rich. von Kaufmann: „Die Finanzlage der europäischen Großmächte" übersetzt ist.

In dem ganzen Artikel des „Journal des Économistes" ist keine Zeile, die uns nicht buchstäblich entlehnt wäre, wobei für den Plagiator charakteristisch ist, daß derselbe die seit zwei Jahren immerhin etwas veralteten Zahlen nicht einmal durch neuere zu ersetzen sich bemüht hat.

Indem wir uns darauf beschränken, obigen Vorgang einfach zu constatiren, hoffen wir von unsren französischen Collegen, daß dieselben, im Interesse ihrer eigenen Ehre, von dem Verfahren des Herrn Georges Dufour in geeigneter Weise Notiz nehmen werden.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Das Gemeindekind.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

„Tout est l'histoire."
George Sand.
Histoire de ma vie. t. 1. p. 268.

I.

Im October 1860 begann in der Landeshauptstadt B. die Schlußverhandlung im Proceß des Ziegelschlägers Martin Holub und seines Weibes Barbara Holub.

Die Leute waren gegen Ende Juni desselben Jahres mit zwei Kindern, einem dreizehnjährigen Knaben und einem zehnjährigen Mädchen, aus ihrer Ortschaft Soleschau am Fuße des Hrad, einer der Höhen des Marsgebirges, im Pfarrdorf Kunovic eingetroffen. Gleich am ersten Tage hatte der Mann seinen Accord mit der Gutsverwaltung abgeschlossen, seinem Weib, seinem Jungen und einigen gedungenen Taglöhnern ihre Aufgabe zugewiesen und sich dann zum Schnaps ins Wirthshaus begeben. Bei der Einrichtung blieb es während der drei Monate, welche die Familie in Kunovic zubrachte. Das Weib und Pavel, der Junge, arbeiteten; der Mann hatte entweder einen Branntweinrausch oder war im Begriff, sich einen anzutrinken. Manchmal kam er zur gemeinschaftlichen Schlafstelle unter dem Dach des Schuppens getaumelt, und am nächsten Tag erschien dann die Familie zerbläut und hinkend an der Lehmgrube. Die Taglöhner, die nichts hören wollten von der auch ihnen zugemutheten Fügsamkeit unter die Hausordnung des Ziegelschlägers, wurden durch andere ersetzt, die gleichfalls „kehrum — die — Hand" verschwunden waren. Zuletzt traf man auf der Arbeitsstätte nur noch die Frau und ihre Kinder. Sie, groß, kräftig, deutliche Spuren ehemaliger Schönheit auf dem sonnverbrannten Gesicht, der Bub plump und kurzhalsig, ein ungeleckter Bär, wie man ihn malt oder besser nicht malt. Das Mädchen nannte sich Milada und war ein feingliedriges, zierliches Geschöpf, aus dessen hellblauen Augen mehr Leben und Klugheit blitzte als aus den dunklen Barbara's und Pavel's zusammen. Die Kleine führte eine Art Controle über die Beiden und machte sich ihnen zugleich durch allerlei Handreichungen nützlich.

Ohne das Kind würde auf der Ziegelstätte nie ein Wort gewechselt worden sein. Mutter und Sohn plagten sich vom grauenden Tag bis in die sinkende Nacht rastlos, finster und stumm. Lang ging es so fort, und zum Aergerniß der Frommen im Dorfe wurde nicht einmal an Sonn- und Feiertagen gerastet. Der Unfug kam dem Pfarrer zu Ohren und bewog ihn, Einsprache dagegen zu thun. Sie blieb unbeachtet. In Folge dessen begab sich der geistliche Herr am Nachmittag des Festes Mariä Himmelfahrt selbst an Ort und Stelle und befahl dem Weibe Holub, sofort von seiner den Feiertag entweihenden Beschäftigung abzulassen. Nun wollte das Unglück, daß Martin, der eben im Schuppen seinen jüngsten Rausch ausschlief, sehr zur Unzeit erwachte, sich erhob und hinzutrat. Gewahr werden, wie Pavel offenbar voll Zustimmung mit aufgesperrtem Mund und hangenden Armen der priesterlichen Vermahnung lauschte, und hinterrücks über ihn herfallen, war eins. Der Geistliche zögerte nicht, dem Knaben zu Hilfe zu eilen, entzog ihn auch der Mißhandlung des Vaters, lenkte aber dadurch den Zorn desselben auf sich. Vor allen Zeugen, die das Geschrei Holub's herbeigelockt hatte, und deren Anzahl von Minute zu Minute wuchs, überschüttete ihn der Rasende mit Schimpfreden, sprang plötzlich auf ihn zu und hielt ihm die geballte Faust vors Gesicht. Der Pfarrer, keinen Augenblick außer Fassung gebracht, wandte angeekelt den Kopf und gab mit seinem abwehrend in der Rechten erhobenen Stock dem Trunkenbold einen leichten Hieb auf den Scheitel. Martin stieß ein Geheul aus, warf sich nieder, krümmte sich wie ein Wurm und brüllte, er sei todt, mausetodt geschlagen durch den geistlichen Herrn. Im Anfang antwortete ihm ein allgemeines Hohngelächter, doch war seine Sache zu schlecht, um nicht wenigstens einige Vertheidiger zu finden.

In der Schar der Neugierigen, welche den am Boden Liegenden umdrängte, erhoben Stimmen sich zu seinen Gunsten, erfuhren Widerspruch und gaben ihn in einer Weise zurück, die gar bald Thätlichkeiten wachrief. Die Autorität des Pfarrers genügte gerade noch, um die Krakehler zu zwingen, den Platz zu räumen. Sie zogen ins Wirthshaus und ließen dort den vom geistlichen Herrn Erschlagenen so lange hochleben, bis ein Trupp Bauernbursche dem wüsten Treiben des Gesindels ein Ende zu machen suchte. Da kam es zu einer Prügelei, wie sie in Kunovic seit der letzten großen Hochzeit nicht mehr stattgefunden hatte. Die Ortspolizei gönnte dem Sturm volle Freiheit, sich auszutoben, und hatte zum Lohn für diese mit Vorsicht gemischte Klugheit am nächsten Morgen das ganze Dorf auf ihrer Seite. Die allgemeine Meinung war, in der Sache gebe es nur einen Schuldigen — den Ziegelschläger, und man solle keine Umstände mit ihm machen. Zur Lösung des Accords verstand die Gutsverwaltung sich gern, Martin hätte ihn ohnedies unter keiner Bedingung einhalten können; so fleißig Weib und Kind auch waren, zu hexen vermochten sie doch nicht. Holub wurde abgefertigt und entlassen. Von dem Gelde, das ihm außer den bereits erhobenen Vorschüssen noch zukam, sah er keinen Kreuzer; darauf hatte der Wirth Beschlag gelegt.

Nach einem vergeblichen Versuch, sich sein vermeintliches Recht zu verschaffen, blieb dem Gesellen nichts übrig, als seiner Wege zu gehen. Der Auszug der Ziegelschläger fand statt. An der Spitze schritt das Oberhaupt der Familie in knapp anliegender ausgefranzter Leinwandhose, in zerrissener blauer Barchentjacke.

Er hatte den durchlöcherten Hut schief aufgesetzt, sein rothes betrunkenes Gesicht war gedunsen, seine Lippen stießen Flüche hervor gegen den Pfaffen und die Pfaffenknechte, die ihn um seinen redlichen Broderwerb gebracht.

Ein paar Schritte hinter ihm kam die Frau. Sie hatte die Stirn verbunden und schien sich selbst kaum schleppen zu können, schleppte aber doch ein Wägelchen, in dem sich Werkzeug und einiger Hausrath befand, und Milada in eine Decke eingehüllt lag. Krank? Zerbläut? Man konnte das Letztere wohl vermuthen, denn vor der Abreise hatte Martin noch entsetzlich gegen die Seinen gewüthet. Pavel schloß den Zug. Mit beiden Armen gegen die Rückseite des Wagens gestemmt, schob er ihn kräftig vorwärts und half auch mit dem tief gesenkten Kopfe nach, so oft Leute des Weges kamen, die den Auswandernden entweder mit einem Blick des Mitleids folgten, oder einen Trumpf auf Holub's wilde Schimpfreden setzten.

Einige Tage später, an einem stürmischen grauen Septembermorgen, fand der Kirchendiener, als er, sich ins Pfarrhaus begebend, um dort die Kirchenschlüssel zu holen, an der Sakristei vorüber kam, die Thür derselben nur angelehnt. Ganz erstaunt und erst nicht wissend, was er davon denken sollte, trat er ein, sah die Schränke offen, die Meßgewänder auf dem Boden zerstreut und der goldenen Borten beraubt. Er griff sich an den Kopf, schritt weiter in die Kirche, fand dort das Tabernakel erbrochen und leer.

Ein Zittern befiel ihn. „Diebe!" stieß er hervor, „Diebe!" und er meinte, es fasse ihn Einer am Genick und wußte nicht, wie er aus der Kirche und über den Weg zur Pfarrei gekommen . . . .

Der Pfarrer pflegte seine Thür nicht zu versperren. „Was sollen die Leute bei mir suchen?" meinte er; so brauchte der Sakristan nur aufzuklinken. Er that es . . . Schreck und Grauen! Im Flur lag die greise Magd des Pfarrers ausgestreckt, besinnungslos, voll Blut. Wie der scharfe Luftzug über sie hinbläst durch die offene Thür, regt sie sich, starrt den Kirchendiener an, und deutet mit einer schwachen, aber entsetzlich ausdrucksvollen Geberde nach der Stube des geistlichen Herrn.

Der Sakristan, der dem Wahnsinn nahe ist, macht noch ein paar Schritte, schaut, stöhnt — und fällt auf die Kniee aus Entsetzen über das, was er sieht. — —

Eine Viertelstunde später weiß das ganze Dorf: der geistliche Herr ist heute Nacht überfallen, und, offenbar im Kampf um die Kirchenschlüssel, ermordet worden, im schweren Kampf, das sieht man, darauf deutet Alles hin.

Ueber den Urheber der gräßlichen That ist Niemand im Zweifel. Auch wenn die Aussagen der Magd nicht wären, wüßte Jeder: der Martin Holub hat's gethan. In Soleschau wird zuerst auf ihn gefahndet. Er war vor Kurzem da, hat seine Kinder beim Gemeindehirten in Kost gegeben und ist mit seinem Weibe wieder abgezogen.

Nach kaum einer Woche wurde das Paar in einer Diebsherberge an der Grenze entdeckt, in demselben Moment, in welchem Holub einen Theil der in Stücke gebrochenen Monstranz aus der Kirche von Kunovic an einen Hausirer verhandeln wollte. Der Strolch konnte erst nach heftigem Widerstand fest-

genommen werden. Die Frau hatte sich mit stumpfer Gleichgültigkeit in ihr Schicksal gefügt. Bald darauf traten beide in B. vor ihre Richter.

Die Amtshandlung, durch keinen Zwischenfall gestört, ging rasch vorwärts. Vom Anfang an behauptete Martin Holub, nicht er, sondern sein Weib habe das Verbrechen ausgeheckt und ausgeführt, und so oft die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung ihm dargethan wurde, so oft kam er auf sie zurück. Dabei verrannte er sich in sein eigenes grob gesponnenes Lügennetz, und gab das widrige hundertmal dagewesene Schauspiel des ruchlosen Wichtes, der zum Selbstankläger wird, indem er sich zu vertheidigen sucht.

Merkwürdig hingegen war das Verhalten der Frau.

Die Gleichförmigkeit ihrer Aussagen erinnerte an das bekannte: Non mi ricordo; sie lauteten unveränderlich:

„Wie der Mann sagt. Was der Mann sagt."

In seiner Anwesenheit stand sie regungslos, kaum athmend, den Angstschweiß auf der Stirn, die Augen mit todesbanger Frage auf ihn gerichtet. War er nicht im Saale, konnte sie ihn nicht sehen, so vermuthete sie ihn doch in der Nähe; ihr scheuer Blick irrte suchend umher und heftete sich plötzlich mit grauenhafter Starrheit ins Leere. Das Aufklinken einer Thüre, das leiseste Geräusch machte sie zittern und beben, und erschaudernd wiederholte sie ihr Sprüchlein:

„Wie der Mann sagt. Was der Mann sagt."

Vergeblich wurde ihr zugerufen: „Du unterschreibst Dein Todesurtheil" — es machte keinen Eindruck auf sie, schreckte sie nicht. Sie fürchtete nicht die Richter, nicht den Tod, sie fürchtete „den Mann".

Und auf diese an Wahnsinn grenzende Angst vor ihrem Herrn und Peiniger berief sich ihr Anwalt und forderte in einer glänzenden Vertheidigungsrede, in Anbetracht der am Tage liegenden Unzurechnungsfähigkeit seiner Klientin, deren Lossprechung. Die Lossprechung nun konnte ihr nicht ertheilt werden, aber verhältnißmäßig mild war die Buße, welche der Mitschuldigen an einem schweren Verbrechen auferlegt wurde. Das Verdict lautete: „Tod durch den Strang für den Mann, zehnjähriger schwerer Kerker für die Frau."

Barbara Holub trat ihre Strafe sogleich an. An Martin Holub wurde nach der gesetzlich bestimmten Frist das Urtheil vollzogen.

II.

An den Vorstand der Gemeinde Soleschau trat nun die Frage heran: Was geschieht mit den Kindern der Verurtheilten? Verwandte, die verpflichtet werden könnten, für sie zu sorgen, haben sie nicht, und aus Liebhaberei wird sich Niemand dazu verstehen.

In seiner Rathlosigkeit verfügte sich der Bürgermeister mit Pavel und Milada nach dem Schlosse und ließ die Gutsfrau bitten, ihm eine Audienz zu gewähren.

Sobald die alte Dame erfuhr, um was es sich handelte, kam sie in den Hof geeilt, so rasch ihre Beine, von denen eines merklich kürzer als das andere war, es ihr erlaubten. Das scharf geschnittene Gesicht vorgestreckt, die Brille auf der Adlernase, die Ellbogen weit zurückgeschoben, humpelte sie auf die Gruppe

zu, die ihrer am Thore wartete. Der Bürgermeister, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, zog den Hut und machte einen umfänglichen Kratzfuß.

„Was will Er?" sprach die Schloßfrau, indem sie ihn mit trüben Augen anblinzelte. „Ich weiß, was Er will; aber da wird nichts daraus! um die Kinder der Strolche, die einen braven Pfarrer erschlagen haben, kümmr' ich mich nicht . . . Da ist ja der Bub. Wie er ausschaut! Ich kenn' ihn; er hat mir Kirschen gestohlen. Hat Er nicht?" wandte sie sich an Pavel, der braunroth wurde und vor Unbehagen zu schielen begann.

„Warum antwortet Er nicht? warum nimmt Er die Mütze nicht ab?"

„Weil er keine hat," entschuldigte der Bürgermeister.

„So? was sitzt ihm denn da auf dem Kopf?"

„Struppiges Haar, freiherrliche Gnaden."

Ein helles Lachen erscholl, verstummte aber sofort, als die Greisin den dürren Zeigefinger drohend gegen diejenige erhob, die es ausgestoßen hatte.

„Und das ist das Mädel. Komm her."

Milada näherte sich vertrauensvoll, und der Blick, den die Gutsfrau auf dem freundlichen Gesicht des Kindes ruhen ließ, verlor immer mehr von seiner Strenge. Er glitt über die kleine Gestalt und über die Lumpen, von denen sie umhangen war, und heftete sich auf die schlanken Füßchen, die der Staub grau gefärbt hatte.

Einer der plötzlichen Stimmungswechsel, denen die alte Dame unterworfen war, trat ein.

„Allenfalls das Mädel," begann sie von Neuem, „will ich der Gemeinde abnehmen. Obwohl ich wirklich nicht weiß, wie ich dazu komme, etwas zu thun für die Gemeinde. Aber das weiß ich, das Kind geht zu Grunde bei Euch, und wie kommt das Kind dazu, bei Euch zu Grunde zu gehen?"

Der Bürgermeister wollte sich eine bescheidene Erwiderung erlauben.

„Red' Er lieber nicht," fiel die Gutsfrau ihm ins Wort, „ich weiß Alles. Die Kinder, für welche die Gemeinde das Schulgeld bezahlen soll, können mit zwölf Jahren das A vom Z nicht unterscheiden." —

Sie schüttelte unwillig den Kopf, sah wieder auf Milada's Füße nieder und setzte hinzu: „Und die Kinder, für welche die Gemeinde das Schuhwerk zu bestreiten hat, laufen alle barfuß. Ich kenn' Euch," wies sie die abermalige Einsprache zurück, die der Bürgermeister erheben wollte, „ich hab' es lang aufgegeben, an Euren Einrichtungen Etwas ändern zu wollen. Nehmt den Buben nur mit und sorgt für ihn nach Eurer Weise; der verdient's wohl, ein Gemeindekind zu sein. Das Mädel kann gleich da bleiben."

Der Bürgermeister gehorchte ihrem entlassenden Wink, hocherfreut, die Hälfte der neuen, seinem Dorfe zugefallenen Last losgeworden zu sein. Pavel folgte ihm bis ans Ende des Hofes. Dort blieb er stehen und sah sich nach der Schwester um. Es war schon eine Dienerin herbeigeeilt, welcher die gnädige Frau Anordnungen in Bezug auf Milada ertheilte.

„Baden," hieß es, „die Lumpen verbrennen, Kleider aussuchen aus dem Vorrath für Weihnachten."

Bekommt sie auch Etwas zu essen? fuhr es Pavel durch den Sinn. Sie ist

gewiß hungrig. Seitdem er dachte, war es seine wichtigste Obliegenheit gewesen, das Kind vor Hunger zu schützen. Kleider haben ist schon gut, baden auch nicht übel, besonders in großer Gesellschaft in der Pferdeschwemme. — Wie oft hatte Pavel die Kleine hinweggetragen und sie im Wasser plätschern lassen mit Händen und Füßen! — Aber die Hauptsache bleibt doch — nicht hungern.

„Sag', daß Du hungrig bist!" rief der Junge seiner Schwester ermahnend zu.

„Jetzt ist der Kerl noch da! wirst Dich trollen?" hallte das Echo, das seine Worte weckten, vom Schlosse herüber.

Der Bürgermeister, der schon um die Ecke des Gartenzauns biegen wollte, kehrte um, faßte Pavel am Kragen und zog ihn mit sich fort.

Drei Tage dauerten die Berathungen der Gemeindevorstände über Pavel's Schicksal. Endlich kam ihnen ein guter Gedanke, den sie sich beeilten auszuführen. Eine Deputation begab sich ins Schloß und stellte an die Frau Baronin das unterthänigste Ansuchen: weil sie schon so dobrotiva (allergütigst) gewesen, sich der Tochter des unglücklichen Holub anzunehmen, möge sie sich nun auch des Sohnes desselben annehmen.

Der Bescheid, den die Väter des Dorfes erhielten, lautete hoffnungslos verneinend, und die Berathungen wurden wieder aufgenommen.

Was thun?

„Das in solchen Fällen Gewöhnliche," meinte der Bürgermeister; „der Bub geht von Haus zu Haus und findet jeden Tag bei einem andern Bauer Verköstigung und Unterstand."

Alle Bauern lehnten ab. Keiner verlangte, den Sprößling der Raubmörder zum Hausgenossen der eigenen Sprößlinge zu machen, wenn auch nur einen Tag lang in vier oder fünf Wochen.

Zuletzt wurde man darüber einig: Der Junge bleibt, wo er ist — wo ja die eigenen Eltern ihn hingegeben haben; bei dem Spitzbuben, dem Gemeindehirten.

Freilich, wenn die Gemeinde sich den Luxus eines Gewissens gestatten dürfte, würde es gegen dieses Auskunftsmittel protestiren. Der Hirt (er führte den klassischen Namen Virgil) und sein Weib gehörten sammt den Häuslern, bei denen sie wohnten, zu den Verrufensten des Ortes. Er war ein Trunkenbold, sie, katzenfalsch und bösartig, hatte wiederholt wegen Kurpfuscherei vor Gericht gestanden, ohne sich dadurch in der Ausübung ihres dunkeln Gewerbes beirren zu lassen.

Ein anderes Kind diesen Leuten zu überliefern, wäre auch Niemandem eingefallen; aber der Pavel, der sieht bei ihnen nichts Schlechtes, das er nicht schon zu Hause hundertmal gesehen hat.

So biß man denn in den sauren Apfel und bewilligte jährlich vier Metzen Korn zur Erhaltung Pavel's. Der Hirt erhielt das Recht, ihn beim Austreiben und Hüten des Viehes zu verwenden und versprach, darauf zu sehen, daß der Junge am Sonntag in die Kirche und im Winter so oft als möglich in die Schule komme.

Virgil bewohnte mit den Seinen ein Stübchen in der vorletzten Chaluppe am Ende des Dorfes. Es war eine Klafter lang und breit und hatte ein Fenster

mit vier Scheiben, jede so groß wie ein halber Ziegelstein, das nie aufgemacht wurde, weil der morsche Rahmen dabei in Stücke gegangen wäre. Unter dem Fenster stand eine Bank, auf welcher der Hirt schlief, der Bank gegenüber eine mit Stroh gefüllte Bettlade, in der Frau und Tochter schliefen. Den Zugang zur Stube bildete ein schmaler Flur, in dessen Tiefe sich der Herd befand. Er hätte zugleich als Ofen dienen sollen, erfüllte aber nur selten eine von beiden Bestimmungen, weil die Gelegenheiten, Holz zu stehlen, sich immer mehr verminderten. So diente er denn als Aufbewahrungsort für die mageren Vorräthe an Getreide und Brot, für Virgil's nie gereinigte Stiefel, seine Peitsche, seinen Knüttel, für ein schmutzfarbiges Durcheinander von alten Flaschen, henkellosen Körben, Töpfen und Scherben, würdig des Pinsels eines Realisten.

Zwischen dem Gerümpel hatte Pavel eine Lagerstätte für Milada zurechtgemacht, auf der sie ruhte, zusammengerollt wie ein Kätzlein. Er streckte sich auf dem Boden, dicht neben dem Herde aus, und wenn die Kleine im Laufe der Nacht erwachte, griff sie gleich mit den Händchen nach ihm, zupfte ihn an den Haaren und fragte: „Bist da, Pavliček?"

Er brummte sie an: „Bin da, schlaf Du nur," biß sie wohl auch zum Spaß in den Finger, und sie stieß zum Spaß einen Schrei aus, und Virgil wetterte aus der Stube herüber: „Still, Ihr Raubgesindel, Ihr Galgenvögel."

Bebend schwieg Milada, und Pavel erhob sich unhörbar auf seine Kniee, streichelte das Kind und flüsterte ihm leise zu, bis es wieder einschlief.

Als er zum ersten Male ohne die Schwester zur Ruhe gegangen war, hatte er gedacht: „heut' wird's gut, heut' weckt er mich wenigstens nicht auf, der Balg." Am frühesten Morgen aber befand er sich schon auf der Dorfstraße und lief geraden Weges zum Schlosse. Das stand mitten im Garten, der von einem Drahtgitter umgeben war; ein dichtes, immergrünes Fichtengebüsch verwehrte ringsum den Einblick in dieses Heiligthum. Pavel pflanzte sich am Thore auf, das dem des Hauses gegenüberlag, preßte das Gesicht an die eisernen Stäbe und wartete. Sehr lange blieb Alles still; plötzlich jedoch meinte Pavel, das Zuschlagen von Fenstern und Thüren und verworrenes Geschrei zu hören, meinte auch, die Stimme Milada's erkannt zu haben. Zugleich erbrauste ein heftiger Windstoß, schüttelte die todten Zweige von den Bäumen und trieb die dürren Blätter im rauschenden Tanze durch die Luft. Zwei Mägde kamen aus dem Dienertracte zum Hause gelaufen, eine von ihnen wäre beinah über den alten Pfau gestolpert, der im Hofe auf und ab stelzte. Er sprang mit einem so komischen Satz zur Seite, daß Pavel laut auflachen mußte. Im Schlosse und in seiner Umgebung wurde es nun lebendig; es kamen auch Leute zum Gartenthor; wer aber durch dasselbe ein- und ausging, sperrte es sorgsam hinter sich ab. Es war das eine Einführung, die ihrer Neuheit wegen manchen Vorübergehenden auffiel. — Das Gartenthor absperren bei helllichtem Tage; was soll denn das heißen? Wird sich schwerlich lange halten, die unbequeme Einrichtung.

Aber sie hielt sich doch zum allgemeinen und mißbilligenden Erstaunen der Dorfbewohner, und nach und nach erfuhr man auch ihren Grund.

Dem Pavel wurde er durch Vinska, des häßlichen Hirten hübsche Tochter, in folgender Weise mitgetheilt:

„Du Lump Du, Deine Schwester ist just so ein Lump wie Du! Die Petruschka aus der herrschaftlichen Küche sagt, daß die gnädige Frau es mit Deiner Schwester treibt wie mit einem eigenen Kind, und Deine Schwester will immer nur auf und davon. Darum wird das Schloß jetzt abgesperrt wie eine Geldtruhe. Wenn ich die gnädige Frau wäre, ich möcht' solche Geschichten nicht machen; was ich thät', weiß ich . . . Deinen Vater hat man am Hals aufgehenkt, Deine Schwester würde ich an Händen und Füßen binden und an die Wand hängen."

Dieses Bild schwebte dem Pavel den ganzen Tag vor Augen, und Nachts verschwamm es ihm mit einem andern, dessen er sich aus der Kindheit besann.

Da hatte er gesehen, wie der Heger ein gefangenes blutjunges Reh aus dem Walde getragen hatte. Die Läufe waren ihm mit einem Strick zusammengeschnürt, und an denen hing es am Stock über des Hegers Rücken. Pavel erinnerte sich, wie es den schlanken Hals gebogen, die Ohren gespitzt und das Haupt empor zu heben gesucht; er erinnerte sich der Verzweiflung, die dem feinen Geschöpf aus den Augen geschaut hatte.

Im Traume kamen ihm diese Augen nun vor — aber wie Milada's Augen.

Einmal rief er laut: „Bist da?" richtete sich im Halbschlafe auf, wiederholte: „Bist da?" tastete suchend umher und erwachte darüber völlig. Mit der Schnelligkeit des Blitzes, mit der Gewalt des Sturmes kam das verwaisende Gefühl der Trennung über ihn und warf ihn nieder. Der harte Junge brach in Thränen, in ein leidenschaftliches Schluchzen aus, weckte die Leute in der Stube, weckte die Häusler, seine Wandnachbarn mit seinem Geheul. Die ganze Gesellschaft kam herbei, bedrohte ihn, und da er taub blieb für jede, auch die nachdrücklichste Ermahnung, wurde er mit vereinten Kräften zur Thür hinausgeschleudert.

Das war eine tüchtige Abkühlung, selbst für den heißesten Schmerz. Pavel blieb eine Weile ganz ruhig und still auf der fest gefrornen Erde liegen. Die ihm völlig neue und gräßliche Empfindung einer ungeheuern Sehnsucht verminderte sich allmälig, und eine alte wohlbekannte trat an ihre Stelle: Trotz, kalter wühlender Groll.

„Wartet," dachte er, „wartet, ich werde Euch!" . . .

Der Entschluß, ein Ende zu machen, war gleich da; der Plan zu dessen Ausführung reifte langsam in Pavel's schwerfälligem Kopf. Nachdem aber die große Anstrengung, ihn auszudenken, überstanden war, erschien dem Burschen alles Uebrige nur noch wie Spielerei. Er wollte ins Schloß eindringen, die Schwester entführen, mit ihr über die Berge in die Fremde gehen, sich als Arbeiter verdingen und nie wieder den Vorwurf hören, daß er der Sohn seiner Eltern sei.

Mit dem Bewußtsein eines Siegers erhob Pavel sich vom Boden und ging im weiten Bogen hinter den Häusern des Dorfes dem Schloßgarten zu. Die Pfeife des Nachtwächters warnte freundlich vor den Wegen, die zu vermeiden waren. Auf den Feldern lag harter, hoher Schnee; die Erde schimmerte lichter als der Himmel, an dem die bleiche Mondessichel immer wieder hinter treiben-

dem Gewölk verschwand. Pavel gelangte ans Gartengitter, überkletterte es und ließ sich von oben in die Fichten und dann von Zweig zu Zweig zu Boden fallen. Da befand er sich nun im Garten, wußte auch in welcher Gegend desselben, in der dem Dorf entgegengesetzten, der besten, die er hätte wählen können, für jetzt sowohl wie später zur Flucht. Von steigender Zuversicht erfüllt, ging er vorwärts ... immer gerade aus, und man muß zum Schloß kommen. Was dann zu geschehen hätte, malte Pavel sich nicht deutlich aus; er ging, Milada zu befreien, das war ihm herrlich klar, und mochte alles Uebrige Zweifel und Rathlosigkeit sein, der Gedanke erleuchtete ihm die Seele, den hielt er fest. Daß er jämmerlich zu frieren begann in seinen elenden Kleidern, daß ihm die Glieder steif wurden, grämte ihn nicht; aber schlimm war's, daß immer tiefere Finsterniß einbrach und Pavel alle Augenblicke an einen Baum anrannte und hinschlug. Wenn er auch das erste Mal gleich wieder auf die Beine sprang, beim zweiten Male schon kam die Versuchung: „Bleib' ein wenig liegen, raste, schlafe!" Trotzdem aber erhob er sich mit starker Willenskraft, tappte weiter und gelangte endlich ans Ziel, das er sich vorgesetzt — ans Schloß. Hochauf schlug ihm das Herz, als er an die alte verwitterte Mauer griff. Weiß Gott, wie nahe er der Schwester ist; weiß Gott, ob sie nicht in dem Zimmer schläft, vor dessen Fenster er jetzt steht, das er zu erreichen vermag mit seinen Händen .... Es könnte so gut sein — warum sollte es nicht? und leise, leise fängt er an zu pochen ... Da vernimmt er dicht am Boden ein knurrendes Geräusch, auf kurzen Beinen kommt Etwas herbeigekrochen, und ehe er sich's versieht, hat es ihn angesprungen und sucht ihn an der Kehle zu packen. Pavel unterdrückt einen Schrei; er würgt den Köter aus allen seinen Kräften. Aber der Köter ist stärker als er und wohlgeübt in der Kunst, einen Feind zu stellen. Das Geheul, das er dabei ausstieß, that seine Wirkung, es rief Leute herbei. Sie kamen schlaftrunken und ganz erschrocken; als sie aber sahen, daß sie es nur mit einem Kind zu thun hatten, wuchs ihnen sogleich der Muth. Pavel wurde umringt und überwältigt, obwohl er raste und sich zur Wehr setzte wie ein wildes Thier.

III.

Was Pavel im Schlosse gewollt, erfuhr Niemand; aber die Hartnäckigkeit, mit welcher er jede Auskunft verweigerte, bewies deutlich genug, daß er die schlechtesten Absichten gehabt haben mußte. Einbrechen vermuthlich oder Feuer anlegen; dem Kerl ist Alles zuzutrauen. So sprach die öffentliche Meinung, und die mit Elternrechten ausgestattete Gemeinde beschloß Pavel's exemplarische Züchtigung durch den Herrn Lehrer Habrecht in Gegenwart der sämmtlichen Schuljugend.

Der Lehrer, ein kränklicher nervöser Mann, verstand sich äußerst ungern zur Ausübung des ihm zugemutheten Strafgerichts. Seine Ansicht war, daß solche vor einem jugendlichen Publicum vorgenommene Execution Demjenigen, an dem sie vollzogen wird, selten nützt, und Denen, die ihr zusehen, immer schadet. „Dieses Vieh wird durch den Anblick ein noch ärgeres Vieh," äußerte er, viel zu derb für einen Pädagogen. Man hatte, wenn auch nicht ganz überzeugt, seine Einwendung oft gelten lassen, dieses Mal fruchtete sie nichts.

An dem Tage, der zur Bestrafung des nächtlichen Einschleichers bestimmt war, übernahm ihn denn der Lehrer seufzend aus den Händen der Schergen und führte ihn am Schopfe bis zur Thür der Schlafstube. Hier blieb er stehen, hob den gesenkten Kopf des Jungen in die Höhe und sagte:

„Schau' mich an, was schau'st denn immer auf den Boden, schlechter Bub!"

Nicht liebreich diese Worte! und doch, woran lag es denn, daß sie dem Pavel ordentlich wohlthaten, und daß sogar die Art, in welcher der Herr Lehrer ihn dabei an den Haaren zauste, etwas Vertrauen Einflößendes hatte und wie eine Herzstärkung wirkte?

„Fürcht' Dich, Du Bosnickel, Du Trotznickel! fürcht' Dich!" fuhr Jener fort, machte schreckliche Augen und schwang mit äußerst bezeichnender Geberde den dürren Arm in der Luft. Und Pavel, aus dem seit drei Tagen kein Wort herauszubringen gewesen, der seit drei Tagen keinem Menschen ins Gesicht geschaut hatte, richtete mit einem Male seinen scheuen Blick blinzelnd auf den Lehrer und sprach mit einem halben Lächeln:

„Ich fürcht' mich aber doch nicht."

Aus der Schlafstube hatte es früher herausgesummt wie aus einem Bienenkorbe, dann war das Summen in wüsten Lärm übergegangen, und jetzt wurde da drinnen gerauft um die besten Plätze zum bevorstehenden Schauspiel. Der Lehrer brummte unwillig vor sich hin und schüttelte Pavel von Neuem:

„Wenn Du Dich schon nicht fürchtest, so schrei', schrei' was Du kannst, rath' ich Dir!" sagte er, öffnete die Thür und trat ein. Sogleich wurde es still in der Stube, nur einzelne unwillkürliche Ausrufe befriedigter Erwartung ließen sich hören; freundschaftlich rückte man aneinander in den Bänken; die rührendste Eintracht herrschte. Der Lehrer stellte Pavel neben das Katheder und sah sich nach der Ruthe um. Da er sie eine Weile nicht fand oder nicht zu finden schien, rief eine Stimme: „Dort im Fenster steht sie, im Winkel." Die Stimme kam aus einer der letzten Reihen und gehörte dem Arnost, dem Sohne des Häuslers, bei dem Virgil zur Miethe wohnte. Pavel ballte die Faust gegen ihn, was zu einem Gemurmel der Entrüstung Anlaß gab. Mehr als hundert Augen richteten sich schadenfroh und gehässig auf den braunen zerlumpten Jungen. In ihm kochte die Galle, und so klar er zu denken vermochte, so klar dachte er: „Was hab' ich Euch gethan? warum seid Ihr meine Feinde?"

Habrecht gebot Stille und hielt eine Ansprache, in welcher er die Schuljugend auf eine merkwürdige Enttäuschung vorbereitete. „Ihr seid voll Vergnügen. Warum? wieso? Thun Euch die Prügel wohl, die ein Anderer kriegt? Paßt auf! Weh thun werden sie Euch! Jeder von Euch" — seine Stimme senkte sich zu einem geheimnißvollen Geflüster, und er streckte den Zeigefinger langsam gegen das Auditorium aus: „Jeder, der dasitzt und vor Schadenfreude aus der Haut fahren möcht', wird bald vor Schmerz aus der Haut fahren mögen. Jeder, der herglotzt und zuschaut, wie ich meine Schläge austheile, wird sie mitspüren... mitspüren!" wiederholte er seine unheimliche Prophezeiung, bei der ihm selbst zu gruseln schien. „Und jetzt gebt Acht, was der Herr Lehrer kann!"

Alle Kinder schauderten vor dem Wunder, das sich an ihnen vollziehen sollte; nur noch von der Seite streiften zage Blicke den gefürchteten Mann, dessen Erscheinung in ihrer Länge und Magerkeit etwas Gespenstisches hatte. Die Buben stierten zu Boden, die Mädchen verdeckten die Augen mit Schürzen.

Der Lehrer aber ging rasch ans Werk. Mit fabelhafter Geschwindigkeit wirbelte die Fuchtel um den Kopf des Delinquenten und führte dann eine Anzahl Hiebe, die Pavel für die Einleitung zur eigentlichen Strafe hielt. Statt diese jedoch folgen zu lassen, sprach der Lehrer plötzlich: „Herrgott, da fällt mir jetzt die Brille herunter . . . Heb' sie auf . . . Für die Strafe bedanken kannst Du Dich nach der Stunde."

Pavel starrte ihn mit stumpfsinnigem Staunen an; er wartete noch auf die richtigen Wichse — da hörte er, daß er sie schon habe und erhielt den Befehl, sich zu setzen: — auf den letzten Platz in die letzte Bank.

Der Lehrer zog das Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm umständlich eine Prise und begann den Unterricht.

Arnost, der so roth war wie ein Krebs, flüsterte seinem Nachbar zu: „Hast g'schaut?" — „Ein bissel," antwortete der. — „Spürst was?" — „Ich spür's im Buckel." — „Mich brennt's am Ohr." — Ein neugieriges kleines Ding von einem Mädchen, das zufällig mit einem Auge an einen Riß in der Schürze gerathen war und ihn zum Auslugen benützt hatte, gestand einigen Gefährtinnen, daß es meine, auf lauter Erbsen zu sitzen.

Nach beendigter Lehrstunde wollte Pavel sich mit den Anderen davon machen; aber der Schulmeister hielt ihn zurück, betrachtete ihn lange mit stechenden Blicken und fragte ihn endlich, ob er sich schäme.

Pavel antwortete leise: „Nein."

„Nein? wieso nein? Hast aller Scham den Kopf abgebissen?"

Der Bursche verfiel wieder in das hartnäckige Schweigen, das der Lehrer an dem armseligsten und seltensten Besucher seiner Schule kannte. Bisher hatte er ihn laufen lassen, heute jedoch, als er ihn strafen sollte für eine unbekannte Schuld, Mitleid mit ihm gefühlt. Um diese Regung that's ihm nun leid, und er fuhr giftig fort:

„Aufgewachsen in Schande, — ja wirklich schon aufgewachsen, bald vierzehn Jahre — an die Schande gewöhnt, weißt nicht einmal mehr, wie sie thut!"

Nun sprach Pavel: „Weiß schon," und den Mund des Kindes verzerrte ein alternder Zug verbissener Bitterkeit. Er hatte nicht verstanden, was der Herr Lehrer früher gewollt mit seinen Schlägen, die beinahe nicht weh thaten; daß er ihm jetzt den Jammer seines Lebens vorwarf, verstand er wohl.

„Weiß schon," wiederholte er in einem Tone, durch dessen erzwungene Keckheit unbewußt der Schmerz einer tiefen Enttäuschung drang.

Der Lehrer betrachtete ihn aufmerksam — er war das verkörperte Elend, der Bub! — Nicht durch die Schuld der Natur. Sie hatte es gut mit ihm gemeint und ihn kräftig und gesund angelegt, das zeigte die breite Brust, das zeigten die rothen Lippen, die starken, gelblich schimmernden Zähne. Aber die wohlwollenden Absichten der Natur waren zu Schanden gemacht worden durch harte Arbeit, schlechte Nahrung, durch Verwahrlosung jeder Art. Wie der

Junge dastand mit dem wilden braunen Haargestrüpp, das den stets gesenkten Kopf unverhältnißmäßig groß erscheinen ließ, mit den eingefallenen Wangen, den vortretenden Backenknochen, die magere derbe Gestalt von einem mit Löchern besäeten Rock aus grünem Sommerstoff umhangen, die Füße mit Fetzen umwickelt, bot er einen Anblick, abstoßend und furchtbar traurig zugleich, weil das Bewußtsein seines kläglichen Zustandes ihm nicht ganz verloren gegangen schien. Lange schwieg der Lehrer und auch Pavel schwieg; aber immer verdrossener ließ er die Unterlippe hängen und begann verstohlen nach der Thür zu sehen, wie Einer, der eine Gelegenheit zu entwischen wahrzunehmen sucht.

Da sprach der Lehrer endlich: „Sei nicht so dumm. — Wenn Du aus der Schule draußen bist, sollst Du denken: wie kann ich hinein, und nicht, wenn Du drin bist: wie kann ich hinaus?"

Pavel stutzte; das war nun wieder ganz unerklärlich und stimmte mit der weit verbreiteten Meinung überein, der Schulmeister vermöge die Gedanken der Menschen zu errathen.

„Geh' jetzt," fuhr jener fort, „und komm' morgen wieder und übermorgen auch, und wenn Du acht Tage nach einander kommst, kriegst Du von mir ein Paar ordentliche Stiefel."

Stiefel? — wie die Kinder der Bauern haben? ordentliche Stiefel mit hohen Schäften? Unaufhörlich während des Heimwegs sprach Pavel die Worte: „ordentliche Stiefel", vor sich hin, sie klangen märchenhaft. Er vergaß darüber, daß er sich vorgenommen hatte, den Arnost zu prügeln, er stand am nächsten Morgen vor der Thür der Schule, bevor sie noch geöffnet war, und während der Stunde plagte er sich mit heißem Eifer und verachtete die Mühe, die das Lernen ihm verursachte. Er verachtete auch die drastischen Ermahnungen Virgil's und seines Weibes, die ihn zwingen wollten, statt zum Vergnügen in die Schule, zur Arbeit in die Fabrik zu gehen. Freilich mußte dies im Geheimen geschehen; zu offenen Gewaltmaßregeln zu greifen, um den Buben im Winter vom Schulbesuch abzuhalten, wagten sie nicht; das hätte gar zu auffällig gegen die seinetwegen mit der Gemeinde getroffene Uebereinkunft verstoßen.

Sieben Tage vergingen und am Nachmittage des letzten kam Pavel nach Hause gerannt, in jeder Hand einen neuen Stiefel.

Vinska war allein, als er anlangte; sie beobachtete ihn, wie er das blanke Paar in den Winkel am Herd, sich selbst aber in einiger Entfernung davon aufstellte und in stille Bewunderung versank. Freude vermochten seine vergrämten Züge nicht auszudrücken, aber belebter als sonst erschienen sie und es malte sich in ihnen ein plumpes Behagen.

Einmal trat er näher, hob einen der Stiefel in die Höhe, rieb ihn mit dem Aermel, küßte ihn und stellte ihn wieder an seinen Platz.

Aus der Stube erschallte ein Gelächter, Vinska trat auf die Schwelle, lehnte sich mit der Schulter an den Thürpfosten (eine Thür gab es zwischen der Stube und dem Eingange nicht) und fragte:

„Wo hast die Stiefel gestohlen, Du Spitzbub?"

Er sah sich nicht einmal nach ihr um, von Antworten war gar keine Rede. Vinska jedoch wiederholte ihre Frage so oft, bis er sie endlich anbellte:

„Gestohlen! ja just gestohlen!"

„Du Esel," murmelte sie, „siehst Du? jetzt sagst Du's selbst."

Der Blick ihrer begehrlichen grauen Augen wanderte abwechselnd von den Stiefeln zu den eigenen nackten, hübsch geformten Füßen. Pavel hatte sich auf die Erde gekauert neben sein neues köstliches Eigenthum; es war ihm, als müsse er es beschützen gegen eine nahende Gefahr, und er machte sich gefaßt, ihr zu begegnen. Vinska neigte den Kopf auf die Seite, lächelte den Burschen, der drohend zu ihr emporsah, plötzlich an und sprach mit einschmeichelnder Stimme:

„Geh', sag mir, woher hast sie?"

Er wußte nicht, wie ihm geschah. In dem Ton hatte er die Vinska vor Kurzem zum Peter sprechen hören, der ihr Liebhaber war. Heiße Wellen wogten auf in seiner Brust; er verschlang seine reizende Hausgenossin mit den Augen und meinte, was ihn da mit ungeheuerer Macht angepackt hatte, sei die Lust, auf sie loszustürzen und sie — durchzuprügeln.

Dabei jedoch rührte er sich nicht, öffnete nur ganz willenlos die Lippen und sprach:

„Der Herr Lehrer hat sie mir gegeben."

Vinska begann leise zu kichern. „O je — der! Wenn Du sie von dem hast, dann hast Du nichts."

„Was — nichts?"

„Nun — nichts! Wenn Du morgen aufwachst, sind die Stiefel weg."

„Weg? . . . Warum nicht gar!"

„Ja, ja! was der Lehrer schenkt, hält sich nicht über Nacht. Du weißt ja, daß er ein Hexenmeister ist."

Pavel gerieth in Eifer: „Ich weiß, daß er kein Hexenmeister ist."

Das Mädchen warf verächtlich die Lippe auf: „Du Dummrian! Er war drei Tage todt und im Sarge. War er nicht? Und weiß nicht jedes Kind, daß Einer, der drei Tage todt gewesen ist, in die Vorhölle hineingeschaut und dem Teufel eine Menge abgelernt hat?"

Pavel starrte sie sprachlos an, ihm begann zu gruseln. Sie gähnte, drückte die Wange an die emporgezogene Schulter und sagte nach einem Weilchen so nachlässig, als ob sie eine ihr langweilig gewordene, hundertmal erzählte Geschichte wiederhole.

„Der alten blinden Marška, die im vorigen Jahr bei uns gestorben ist, hat er auch ein Paar Schuhe geschenkt. Sie hat sie am Abend vors Bett gestellt, und wie sie am Morgen hineinfahren will, tritt sie statt in die Schuh auf eine Kröte, so groß wie eine Schüssel."

Pavel schrie auf: „Das ist nicht wahr!" Heiß und kalt wurde ihm vor Zorn und Angst, und plötzlich schossen Thränen ihm in die Augen.

Vinska streifte ihn mit einem Blick voll Geringschätzung und kehrte in die Stube zurück.

An dem Abend suchte Pavel sich des Schlafes zu erwehren; er wollte seinen Schatz bewachen; er betete auch ein Vaterunser nach dem andern, um die bösen Geister zu bannen. Trotzdem sank er endlich doch in Schlummer, und als er am nächsten Morgen erwachte, hatte Vinska's Prophezeihung sich erfüllt — die Stiefel waren verschwunden.

IV.

Pavel verlor kein Wort über sein Unglück. Als Vinska ihn schelmisch lachend fragte, wo seine Stiefel wären, führte er einen so derben Schlag nach ihr, daß sie schreiend davonlief. Auch die Erkundigungen seiner Schulkameraden fertigte er mit Püffen ab; die ärgsten erhielt Arnost, der ihn dafür beim Lehrer verklagte. Damit war aber nichts gethan, denn es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten des Letzteren, daß er gleich stocktaub wurde, wenn einer seiner Zöglinge sich über den andern beschwerte. Eine Woche verfloß, Pavel erschien nicht mehr in der Schule; er ging aus freien Stücken in die Fabrik und arbeitete dort von früh bis Abends. Mehrmals schickte der Lehrer nach ihm, und da es vergeblich blieb, begab er sich endlich in eigener Person nach der Wohnung Virgil's, um den Buben abzuholen. Das Weib des Hirten empfing ihn und verblüffte ihn, bevor er noch den Mund aufthun konnte, durch die lauten Ausbrüche ihres Jammers. Nach fünf Minuten war dem Lehrer, als ob er unter einer Traufe stände, aus der statt Regentropfen Schrotkörner auf ihn niederhagelten. Er wurde ganz wirr in seinem müden und schmerzenden Kopf.

Die Frau rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen ihrer Leiden an. Nein, sie hatte nicht geahnt, was sie sich aufhalste, als sie darein gewilligt, das Kind des Gehenkten und der Zuchthäuslerin bei sich aufzunehmen. Viel war ihr im Leben schon begegnet, aber etwas so Schlechtes wie der Bub noch nie. Jedes Wort aus seinem Munde ist Trug und Verleumdung. Erzählt er nicht, daß seine Pflegeeltern ihn abhalten, in die Schule zu gehen und daß sie den Wochenlohn einstecken, den er in der Fabrik verdient?

Von Entrüstung hingerissen, setzte sie hinzu, die bösen Augen weit geöffnet und bedeutungsvoll auf den Alten gerichtet:

„Redet er nicht noch ganz Anderen, als uns armen Leuten, mit Respect zu melden, grausige Dinge nach?"

Der Lehrer hatte sein Taschentuch gezogen und drückte es an den kahlen Scheitel. Er kannte die Gerüchte, die über ihn im Schwange waren, und es bildete den Zwiespalt in ihm, daß sie ihn manchmal verdrossen und daß er sich ein anderes Mal einen Spaß daraus machte, sie zu nähren. Heute war das Erstere der Fall; er winkte abwehrend:

„Still, still! Halte Sie Ihr Maul."

„O Jesus Marie, ich!" rief das Weib, „ich red' nicht! ich möcht' mir lieber die Zunge abbeißen . . . Keinen Pfifferling sollten sich der Herr Lehrer mehr kümmern um den schlechten Buben, sag' ich nur . . . Die schönen Stiefel! nicht zwei Tage hat er sie gehabt."

„So, wo sind sie?"

Die Virgilova (wie sie im Ort genannt wurde) ergoß sich in einem neuen Redeschwall: Wo die Stiefel geblieben seien, müsse der Herr Lehrer den Juden fragen, dem der Bub' sie vermauschelt habe. Der Jud' werde freilich nichts davon wissen wollen, zeterte sie, und Habrecht, völlig betäubt, hielt sich die Ohren zu und trat den Rückzug an. Nach einigen Schritten jedoch blieb er stehen, wandte sich und befahl der Frau, Pavel morgen ganz gewiß in die Schule zu schicken. Sie versprach, den Auftrag zu bestellen, und that es, indem sie Pavel

am Abend mittheilte, der Herr Lehrer sei dagewesen und ließe ihm sagen, nicht mehr unter die Augen solle er ihm kommen.

Die Ermahnung war überflüssig; Pavel wich ohnehin dem Schulmeister auf hundert Schritte aus. Der Vinska hingegen lief er nach und gehorchte ihr wie ein knurriger Hund, der, unzufrieden mit seinem Herrn, immer zum Aufruhr bereit ist und sich doch immer wieder unterwirft. Was sie wollte, geschah; er besorgte ihre Botengänge; er stahl für sie Holz aus dem Walde, Eier aus den Scheunen der Bauern; er gerieth ganz und gar unter ihre Botmäßigkeit.

Indessen, was ihn auch beschäftigte, wohin er auch wanderte — Eines vergaß er nicht, einen Umweg scheute er nie und niemals; Tag für Tag kam er ans Thor des Schloßgartens und spähte in den Hof hinein und starrte die Fenster des Hauses an. Anfangs mit sehnsüchtiger Hoffnung im Herzen, später, als ihm diese allmälig erloschen war, aus alter Gewohnheit.

Eines schönen Mai-Nachmittags fand er, als er an seinen Beobachtungsposten trat, zu seiner höchsten Ueberraschung das Gartenthor offen. Unter den Säulen der Einfahrt stand die Equipage der Frau Baronin, eine geschlossene Kalesche mit dicken Fliegenschimmeln bespannt. Die Dienerschaft drängte sich grüßend und knixend um den Wagen, auf dem ein Koffer aufgebunden war. Nun flog der Schlag lärmend zu, der Lakai sprang zum Kutscher auf den Bock, der schwere Kasten schwankte auf den Schneckenfedern, das Gefährt setzte sich in Bewegung. In kurzem Trabe umkreiste es den Hof, bog ganz langsam um die Ecke am Thorpfeiler und rollte der Straße zu. Pavel hatte einen Blick in das Innere des Wagens geworfen, und war zurückgefahren wie geblendet. Er preßte das Gesicht an die Mauer; er schloß die Augen und sah dennoch wieder — sah mit den geschlossenen klar und deutlich, was er eben mit seinen offenen Augen gesehen: — die Frau Baronin war nicht allein in ihrem wunderbaren Wagen; neben ihr saß ein kleines Fräulein, in schönen Kleidern mit einem Hütchen auf dem Kopfe und hatte wohlbekannte, hatte die Züge Milada's, aber so runde und rosige Wangen, wie seine Schwester nie gehabt.

Plötzlich richtete der Bursche sich empor und sprang in tollen Sätzen dem Wagen nach. Der hatte abermals eine Wendung gemacht und glitt mit eingelegtem Radschuh im Schritt der dicken Schimmel den Abhang des Schloßbergs hinab. Pavel lief quer über das grüne Feld, lief der Kalesche voraus und erwartete sie, am Wegrain aufgestellt, pochenden Herzens. Sie kam quietschend und rasselnd heran, und der Junge streckte sich, guckte und erblickte abermals die liebliche Erscheinung von vorhin. Und jetzt war auch er gesehen worden, ein Freudenjauchzen drang an sein Ohr, die Stimme Milada's rief: „Pavel, Pavel!“ ... Mit solchem Ungestüm warf das kleine Mädchen sich ans Fenster, daß die Scheibe klirrte und in Stücke brach. Sogleich hielt die Carosse, und der Bediente schickte sich an, vom Bock zu steigen. Hastig befahl die Baronin: „Sitzen bleiben! vorwärts, jagt den Buben fort!“ Die Peitsche knallte um Pavel's Kopf, und drinnen im Wagen erscholl lautes Jammergeschrei ... Dazwischen ließ ernster, liebevoller Zuspruch sich vernehmen. — Pavel sah, daß die alte Dame das Kind an sich gezogen hatte, und daß es an ihrem Herzen weinte. Dieses Weinen

ging ihm durch Mark und Bein; dieses Weinen mußte aufhören, dem mußte er ein Ende machen.

Da stieß er auf einmal einen Juchzer aus, wie er dem Uebermüthigsten nicht besser gelungen wäre, und begann in respectvoller Entfernung von der Kutscherpeitsche bärenplump und emsig Räder und Purzelbäume zu schlagen. Wenn der Athem ihm auszugehen drohte, stand er still, lachte zu der Kleinen hinüber, machte Zeichen und schnitt Gesichter, bis sie endlich in ein fröhliches Gelächter ausbrach. Ach, wie hüpfte ihm das Herz im Leibe, als er einmal wieder ihr liebes Lachen vernahm! —

Die Entfernung zwischen ihm und dem Wagen wuchs und wuchs.

Pavel lief und sprang nicht mehr; er schritt nur noch, und als er am großen Berge angelangt war, erklommen die Schimmel eben dessen steilen Gipfel. Mühsam keuchte er die Höhe hinan, und oben brach er zusammen, mit hämmernden Schläfen, einen röthlichen Schein vor den glühenden Augen. Zu seinen Füßen breitete die sonnenbeglänzte Ebene sich aus; an der Grenze derselben lag die Stadt; einzelne ihrer Häuser schimmerten schneeweiß herüber; die vergoldeten Spitzen der Kirchthürme glitzerten wie Sterne am blauen Tageshimmel. In der Richtung gegen die Stadt schlängelte sich die Straße durch die grünen Fluren, und auf der Straße glitt ein schwarzer Punkt dahin, und diesen Punkt verfolgte Pavel so inbrünstig mit den Blicken, als ob das Heil seiner Seele davon abhinge, daß er ihm nicht entschwinde. Als es geschah, als die Schatten der Auen den kleinen Punkt aufnahmen und ihn nicht mehr zum Vorschein kommen ließen, streckte sich Pavel flach auf die Erde und blieb so regungslos liegen wie ein Todter . . . Seine Schwester war ein Fräulein geworden und war fortgefahren in die Stadt. Wenn er jetzt ans Gartenthor kam, mochte er nur vorübergehen; mit der Freude, nach der Kleinen auszulugen, war es nun nichts mehr. Herb und trostlos fiel der Gedanke an den Verlust seines einzigen Glückes dem Jungen auf die Seele. Gern hätte er geweint, aber er konnte nicht; er wäre auch gern gestorben, gleich hier auf dem Fleck. Er hatte oft seine Existenz verwünschen gehört, von seinem eigenen Vater, wie von fremden Menschen, und nie, ohne innerste Entrüstung dabei zu empfinden; jetzt sehnte er sich selbst nach dem Tod: und wenn es einmal so weit gekommen ist mit einem Menschen, kann auch das Ende nicht mehr ferne sein, meinte er. Und steht es einem nicht frei, es zu beschleunigen? Es gibt allerlei Mittel. Man hält zum Beispiel den Athem an, das ist keine Kunst; es handelt sich nur darum, daß es lange genug geschieht. Pavel unternimmt den Versuch mit verzweifelter Entschlossenheit, und wie er dabei den Kopf in die Erde wühlt, regt sich Etwas in seiner Nähe, und er vernimmt ein leises Geräusch, wie es durch das Aufspreizen kleiner Flügel hervorgebracht wird. Er schaut . . .

Wenige Schritte von ihm sitzt ein Rebhuhn auf dem Neste und hält die Augen in unaussprechlicher Angst auf einen Feind gerichtet, der sich schräg durch die jungen Halme anschleicht. Unhörbar, bedrohlich, grau — eine Katze ist's. Pavel sieht sie jetzt ganz nah dem Neste stehen; sie leckt den lippenlosen Mund, krümmt sich wie ein Bogen und schickt sich an zum Sprung auf ihre Beute. Ein Flügelschlag, und der Vogel wäre der Gefahr entrückt; aber er rührt sich

nicht. Pavel hatte über der Besorgniß um das Dasein des kleinen Wesens alle seine Selbstmordgedanken vergessen: — „so flieg', du dummes Thier!" dachte er. Aber statt zu entfliehen, duckte sich das Rebhuhn, suchte sein Nest noch fester zu umschließen, und verfolgte mit den dunklen Aeuglein jede Bewegung der Angreiferin. Pavel hatte eine Scholle vom Boden gelöst, sprang plötzlich auf und schleuderte sie so wuchtig der Katze an den Kopf, daß sie sich um ihre eigene Axe drehte, und geblendet und nießend davonsprang.

Der Bursche sah ihr nach; ihm war weh und wohl zu Muthe. — Er hatte einen großen Schmerz erfahren und eine gute That gethan. Unmittelbar nachdem er sich elend, verlassen und reif zum Sterben gefühlt, dämmerte Etwas wie das Bewußtsein einer Macht in ihm auf . . . einer anderen, einer höheren als derjenigen, die seine starken Arme und sein finsterer Trotz ihm oft verliehen. Was war das für eine Macht? Unklar tauchte diese Frage aus der lichtlosen Welt seiner Vorstellungen, und er verfiel in ein ihm bisher fremdes, mühevolles und doch süßes Nachsinnen.

Ein lauter Ruf: „Pavel, Pavel, komm' her, Pavel," weckte ihn.

Auf der Straße stand der Herr Lehrer, den einer seiner beliebten Nachmittags-Spaziergänge bis hieher geführt hatte, und der seit einiger Zeit den Jungen beobachtete. Er trug einen Knotenstock in der Hand und versteckte ihn rasch hinter seinem Rücken, als Pavel sich näherte.

„Du Unglücksbub, was treibst Du?" fragte er. „Ich glaube, Du nimmst Rebhühnernester aus?"

Pavel schwieg, wie er einem falschen Verdacht gegenüber immer pflegte, und der Schulmeister drohte ihm:

„Aergere mich nicht, antworte! Nimm Dich in Acht!"

Und als der Bursche in seiner Stummheit verharrte, hob der Lehrer plötzlich den Stock und führte einen Schlag nach Pavel, dem dieser nicht auswich und den er ohne Zucken hinnahm.

Im Herzen Habrecht's regten sich sofort Mitleid und Reue.

„Pavel," sagte er sanft und traurig, „um Gotteswillen, ich hör' nur Schlimmes von Dir — Du bist auf einem schlechten Weg; was soll aus Dir werden?"

Diese Anrufung rührte den Buben nicht, im Gegentheil: eine tüchtige Dosis Geringschätzung mischte sich seinem Hasse gegen den alten Hexenmeister bei, der ihn betrogen hatte.

„Was soll aus Dir werden?" wiederholte der Lehrer.

Pavel streckte sich, stemmte die Hände in die Seite und sagte:

„Ein Dieb."

V.

Die Frau Baronin kam noch am Abend desselben Tages nach Hause, aber allein. Ihre Fahrten nach der Stadt wiederholten sich jede Woche den ganzen Sommer hindurch, und man wußte bald im Dorfe, daß ihre Besuche dem Kloster der frommen Schwestern galten, mit deren Oberin sie sehr befreundet war und denen sie die kleine Milada zur Erziehung anvertraut hatte. Das Institut stand in hohen Ehren, und als Pavel hörte, daß seine Schwester dort untergebracht

war, durchströmte ihn ein Gefühl von Glück, Stolz und Dankbarkeit gegen die Frau Baronin. Er widerstand auch einige Zeit lang den Aufforderungen Vinska's und der eigenen Lust, Raubzüge in den herrschaftlichen Wald zu unternehmen. Nur eine Zeit lang. Seitdem der alte Förster pensionirt und sein Sohn an dessen Stelle gekommen, war der Eintritt in den Wald jedem Unbefugten ein für allemal verboten worden. Das neue Gesetz machte böses Blut und reizte gewaltig zu Uebertretungen.

Es bildete sich eine Bande von Buben und Mädeln, lauter Häuslerkindern, deren Führerschaft Pavel übernahm wie ein natürliches Recht. In kleinen Gruppen wanderten sie hinaus, lustig, kühn und schlau. Sie kannten die Schlupfwinkel und gedeckten Stege besser als selbst die Heger und gingen mit köstlichem Gruseln ihren Abenteuern entgegen, die nur auf zweierlei Weisen enden konnten. Entweder glücklich heimkehren, das gestohlene Holz auf dem Rücken, mit der Aussicht auf Lob und ein warmes Abendessen; oder erwischt werden und Prügel kriegen, an Ort und Stelle wegen Dieberei, und daheim, weil man sich hatte erwischen lassen. Das letztere Schicksal traf selten einen Anderen als Pavel, dem es oblag, den Rückzug zu decken und den man immer im Stiche ließ, weil man seiner Verschwiegenheit sicher war. Der Pavel verrieth Keinen, und hätte er es gethan, dem schlechten Buben würde man nicht geglaubt haben.

Sein Ruf verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Fand sich im Walde irgend eine böswillige Beschädigung vor, sie war sein Werk. Entdeckte man eine Schlinge, er hatte sie gelegt; fehlten Hühner, Kartoffeln, Birnen, er hatte sie gestohlen. Trat ihn Jemand an und drohte ihm, dann stellte er sich und starrte ihm stumm ins Gesicht. Die alten Leute schimpften ihn nicht einmal mehr; er wäre im Stande, meinten sie, Einem Steine nachzuwerfen aus dem Busch. So schwarz erschien er mit der Zeit, daß die Familie Virgil förmlich in Unschuld schimmerte im Gegensatz zu ihm.

Daß Pavel hundert Hände und die Kraft eines Riesen hätte haben müssen, um die zahllosen Schelmenstreiche, die ihm zugeschrieben wurden, wirklich auszuführen, überlegten seine Mitbürger nicht; er aber kam langsam dahinter, und ihn erfüllte eine grenzenlose Verachtung der Dummheit, die das Unsinnigste von ihm glaubte, wenn es nur etwas Schlechtes war. Er fand einen Genuß darin, das blöde und ihm übelgesinnte Volk bei jeder Gelegenheit von Neuem aufzubringen, und wie ein Anderer im Bewußtsein der Würdigung schwelgt, die ihm zu Theil wird, so schwelgte er in dem Bewußtsein der Feindseligkeit, die er einflößte. Was er zu thun vermochte, sie zu nähren, das that er, und kannte Aufrichtigkeit nicht einmal gegen den Geistlichen im Beichtstuhl.

Die Zeit verfloß; der Sommer ging zur Neige; der erste September, der Tag des großen Kirchenfestes, kam heran. Im vorigen Jahre noch hatte sich Pavel durch die Menge gedrängt, und während des Hochamtes barfüßig und zerlumpt unter den Bauernkindern gekniet, dicht an den Stufen des Altars. Heute trat er nicht in die Kirche ein; er hielt sich draußen wie die Bettler und Vagabunden, zu denen er seiner Ausstaffirung nach paßte. Sein ehemals langer grüner Rock reichte ihm jetzt gerade bis zum Gürtel und präsentirte, geplatzt an allen Nähten, eine Musterkarte von abgelegten Kleidern der Virgilova in Gestalt von großen

und kleinen Flicken. Das grobe Hemd ließ die Brust unbedeckt; die Leinwandhose, altersgrau und verschrumpft, war so hoch über die Knie heraufgezogen, als ob ihr Eigenthümer eben im Begriff sei, durch den Bach zu waten.

Pavel stand mit dem Rücken an die Planken des Pfarrhofgartens gelehnt, die Arme über den zur Seite geneigten Kopf erhoben, und sah gleichgültigen Blickes den Zug der Kirchgänger vorüberwallen. In Scharen kamen Bursche und Mädel heran; die Letzteren begaben sich sofort in das Gotteshaus, die Ersten blieben bei den am Weg aufgerichteten Marktbuden zurück und erwarteten, deren Inhalt musternd, das Zusammenläuten zur Predigt. Einer unter ihnen, ein kleiner junger Mensch mit häßlichem flachgedrückten Gesicht, that sich dabei durch ein auffallend protziges Wesen hervor. Er trug feine, halb städtische Kleidung; an die schwarze Jacke war aus lauter Wohlhabenheit so viel Stoff verschwendet worden, daß sie sich vorne wie eine Tonne blähte und sich hinten zu einem stolzen Katzenbuckel aufbauschte. Die anderen Bursche begegneten ihm mit einer Rücksichtnahme, die trotz einer kleinen Beimischung von Spott den Wunsch verrieth, auf gutem Fuße mit ihm zu stehen. Natürlich auch! Er war ja der Peter, der einzige Sohn des Bürgermeisters, der Erbe des größten, im besten Stande befindlichen Bauernhofes im ganzen Orte.

Das erste Glockenzeichen klang vom Thurme; der Zudrang der Bevölkerung zur Kirche hatte aufgehört; hastend eilten nur noch einzelne Verspätete die Dorfstraße herab. — Ganz zuletzt, ganz allein erschien Vinska und erregte alsbald die Aufmerksamkeit des Hofstaats, der den Peter umgab.

„Sakerment!“ hieß es, „die Vinska! was die heute schön ist! — Wie prächtig ihr das Kopftüchlein steht. — Es ist von Seide, meiner Treu'! — Und wenigstens sechs Röcke hat sie an. — Und wie bescheiden sie thut! o du Heilige, du!“

Jeder hatte ein boshaftes Wörtlein für sie, oder ein galantes, das viel beschämender war als das boshafte. Nur der Peter schwieg, und sah aufmerksam einem Vogel nach, der auf dem Eckpfeiler des Pfarrhofgartens gesessen hatte und sich in die Luft schwang bei Vinska's Nahen. Sie war bald in der die Kirchenpforte umstehenden Menge verschwunden. Die Bursche folgten ihr nach, und Pavel hörte den einen von ihnen zum andern sagen:

„Ich möcht' nur wissen, wie der Virgil, der alte krummbeinige Lump, zu der hübschen Tochter gekommen ist?“

Der Angeredete verzog den Mund: „und ich möcht' wissen,“ erwiderte er, „wie die Tochter des Lumpen zu den schönen Kleidern gekommen ist?“

Daß sie schöne Kleider trug, hatte Pavel nicht bemerkt, und von der ganzen Vinska nichts gesehen als ihre Füße oder eigentlich ihre Stiefel. — Eine halb verwischte Erinnerung an eine große Freude, an ein bitteres Leid, war beim Anblick derselben in ihm aufgetaucht, und er sann ihr nach in seiner langsamen und hartnäckigen Weise.

Wenn ihn die Vinska schalt, schloß sie meistens mit den Worten: „Und dumm bist Du, dumm, der Dümmste im ganzen Dorfe.“ Vor Kurzem noch hatte diese Versicherung ihn kühl gelassen, seit einiger Zeit begann sie, ihn zu verdrießen; ihm schwante, daß etwas Wahres an ihr sei. „Dumm,“ murmelte er

und griff sich an die Stirn, — „aber so dumm doch nicht, wie sie glaubt, die Spitzbübin.“ So dumm doch nicht, daß aus seinem Gedächtniß Alles verschwunden wäre, was sich vor einem Jahre begeben hatte, und daß er nicht vermöge, einen Verdacht, der damals schon flüchtig in ihm aufgestiegen war, von Neuem, und jetzt kräftiger zu fassen.

Das Hochamt dauerte lange; die Sonne stand bereits im Scheitel, als Gesang und Musik endlich verstummten und die Beter so eilig aus der Kirche herausdrängten, wie sie hineingedrängt hatten. Pavel's Augen suchten nur die Eine und vermochten nicht, sie zu entdecken, auch dann nicht, als das Gewühl sich zerstreute, und ein Theil der Leute die Marktbuden umringte, der andere in leicht übersehbarem Zug die Dorfstraße hinanschritt. Vinska war wie verschwunden, und der Peter mit ihr.

Nach der Messe wäre es Pavel's Sache gewesen, heimzukehren und mit Virgil das Vieh auf die Weide zu treiben; aber das fiel ihm heute nicht ein. Er vagabundirte in der nächsten Umgebung auf den Feldern und im Walde herum und suchte die Vinska. Bis zur Wuth gesteigerte Ungeduld kochte in seiner Brust, und quälend nagte der Hunger an ihm.

Gegen Abend kam er zum Wirthshaus, vor dem es lustig zuging. Betrunkene sangen, Buben balgten sich, kleine Mädchen hüpften im Reigen beim Schall des Cymbals und der Fiedeln, der durch die offene Thür herausgellte. Neugierige hielten die Fenster der Tanzstube besetzt, beobachteten, was drinnen vorging, und machten ihre Glossen darüber. Nach langem Kampf eroberte Pavel einen Platz zwischen ihnen und sah die Paare sich drehen im dunstigen, spärlich erleuchteten Gemach. Ganz nah am Fenster, an dem er stand, schwenkte Peter die Vinska auf einem Fleck herum. Er war schon stark angetrunken, hatte die Jacke und mit ihr seine vornehme Zurückhaltung abgelegt. Der Peter in Hemdärmeln war ein so ordinärer Cumpan, wie der erste beste Knecht.

Die Vinska in seinen Armen schlug züchtig die Augen zu Boden und erglühte feuerroth bei den Reden, die er ihr zuflüsterte und den Küssen, die er ihr raubte.

Ueber den Anblick vergaß Pavel seinen Hunger — seine Ungeduld wich einem rasenden, ihm unbegreiflichen Schmerz; wie in den Fängen eines Raubthieres wand er sich und brachte ein entsetzliches Röcheln hervor.

Die Umstehenden erschraken; man stieß ihn hinweg, und er wehrte sich nicht; er schlich davon, durch die langsam hereinbrechende Dunkelheit, seinem unheimlichen Daheim zu. Aus der Hütte schimmerte ihm der ungewohnte Glanz einer brennenden Kerze entgegen. Sie war auf dem Fenstersimse aufgepflanzt, und in dem von ihrem Schein erhellten Stübchen saßen Virgil und sein Weib auf der Bank und zwischen ihnen stand ein Teller mit Braten und eine Flasche Branntwein. Die beiden Alten aßen und tranken und waren guter Dinge. Pavel beobachtete sie eine Weile vom Feldrain aus, stieg dann zum Hohlweg herab, den die Dorfstraße bei den letzten Chaluppen bildete, und streckte sich auf die ausgebrochenen Ziegelstufen des Eingangs, den Kopf an die Thür gelehnt.

So mußte, im Fall, daß er etwa einschlief, die Vinska ihn wecken, wenn sie ins Haus wollte.

Stunden vergingen; der matte Glanz, den das Licht im Fenster auf den Weg geworfen hatte, erlosch. Das treibende Gewölk am Himmel, der umschleierte Mond mahnten Pavel an die Winternacht, in welcher er ausgezogen war, Milada aus der Gefangenschaft zu befreien.

Was für ein Narr war er damals gewesen — was für ein Narr geblieben bis auf den heutigen Tag . . .

Von dem Einzigen, der ihn nie beschimpft, dem Einzigen, der ihm je eine Wohlthat erwiesen, hatte er sich in blödsinnigem Mißtrauen abgewendet und war der Betrügerin unterwürfig gewesen, die ihn zum Besten hatte, ihn bestahl und verlachte . . . O — ganz gewiß verlachte und verspottete! Sie spottete so gern, die Vinska, und so leicht über viel mindere Veranlassungen als seine grenzenlose Dummheit eine war . . .

„Was thu' ich ihr?" fragte er sich plötzlich und antwortete auch sogleich: „Ich schlag' sie todt."

Keine Ueberlegung: was dann? Nicht die geringste Angst, nicht der kleinste Skrupel, nicht einmal ein Zweifel an der Ausführbarkeit seines rasch gefaßten Vorsatzes.

Er stand auf, öffnete leise die Thür, holte den Knüttel Virgil's vom Herde und legte ihn neben sich, nachdem er seinen früheren Platz und seine frühere Stellung wieder eingenommen hatte.

Nun kam eine große Ruhe über ihn; die Augen fielen ihm zu, und er schlief ein. Nicht tief, so halb und halb, wie er zu schlafen pflegte, wenn er die Nacht mit den Pferden draußen auf der Hutweide zubrachte.

Der Morgen dämmerte, als leichte Schritte, die sich näherten, ihn weckten. Sie war's. Heiter, bequem und friedlich mit ihrer unschuldig-pfiffigen Miene kam sie einher, zögerte ein wenig, als sie Pavel daliegen sah, betrat dann ganz sachte die Stufen und beugte sich, um ihn zur Seite zu schieben. — Da packte er sie am Fuß und riß sie zu Boden. Sie fiel ohne einen Laut, erhob sich aber sogleich auf die Kniee, während er nach dem Knüttel griff . . . Ein Blick in des Jungen Gesicht, und aus dem ihren wich alles Blut.

„Pavel," stammelte sie, „was fällt Dir ein — Du wirst mich doch nicht schlagen?"

Sie stemmte beide Hände gegen seine Brust und sah angstvoll und bebend zu ihm empor.

„Schlagen nicht — erschlagen werd' ich dich," antwortete er dumpf und wandte den Kopf, um ihren flehenden Augen auszuweichen. „Aber zieh' vorher meine Stiefel aus."

„Jesus Maria! wegen der Stiefel willst mich umbringen?"

„Ja, ich will!"

„Schrei' nicht so . . . die Alten wachen auf."

„Alles eins."

Sie schmiegte sich an ihn, ein schüchternes Lächeln umzuckte ihre Lippen. „Sie kommen mir zu Hülfe, wie kannst mich dann todtschlagen? Geh' — sei still, sei gut."

Er suchte sich von ihrer Umarmung loszumachen, die ihn beseligte und em-

pörte; er fühlte, mit Zorn gegen sich, den Zorn gegen sie unter ihren Liebkosungen schwinden: „Spitzbübin!“ rief er.

„Mach' keinen Lärm,“ mahnte sie; „wenn die Leute zusammenlaufen, was hast Du davon? Sei still! Schlag' mich todt meinetwegen, aber sei still — schlag' mich todt, Du dummer Pavel —“ und nun kicherte sie schon völlig vergnügt und siegesgewiß.

Zwischen den wirren Haaren, die ihm über die Augen hingen, schoß ein Blitz so voll düsterer Gluth hervor, daß sie von Neuem schauderte. — Das war kein thörichter Junge mehr, es war ein frühreifer Mann, der sie angeblickt hatte. und instinctmäßig rettete sie sich in der Furcht vor ihm — an seine Brust.

„Thu' mir nichts! wie leid würde Dir sein!“

Sie stand neben ihm und hielt seine Hand, der der Knüttel entsunken war. Sie bat, sie schmeichelte, sie suchte ihn zu rühren und hielt sich selbst eine Todtenklage. „O wie leid wäre Dir um mich, Niemandem so leid wie Dir um die arme Vinska.“

„Du bist nicht arm!“ fuhr er sie an. „Du nicht! ... Schlecht bist Du — und ich geh' aufs Bezirksamt und verklag' Dich.“

„Wegen der Stiefel?“ fragte sie und lachte herzlich und sorglos.

„Ja.“

Flugs ließ Vinska sich auf die Stufen nieder, zog die Stiefel aus und stellte dieselben vor Pavel hin. „Da hast sie, Geizhals! ich brauch' sie nicht! — ich brauch' nur dem Peter ein Wort zu sagen, so kauft er mir andere, viel schönere.“

Pavel brüllte förmlich auf: „Nein, nein! nimm die meinen, behalt' sie, ich schenk' sie Dir. Nur geh' nicht mehr mit dem Peter ... Versprich's!“ Er faßte sie an den Achseln und schüttelte sie, daß ihr Hören und Sehen verging: „Versprich's, versprich's!“

„Sei ruhig — ich verspreche es,“ antwortete Vinska; doch war der Ton, in dem sie es sagte, so wenig überzeugend, und es flog ein so seltsamer Ausdruck über ihr Gesicht, daß Pavel die Faust ballend drohte:

„Nimm Dich in Acht!“

VI.

Die nächste Woche brachte viele Regentage, und an jedem trüben Morgen packte Pavel seine Schulsachen zusammen, und ging zum Gelächter Aller, die ihm auf dem Wege dahin begegneten, in die Schule. Dort saß er, der Einzige seines Alters, unter lauter Kindern und immer auf demselben Platz, dem letzten auf der letzten Bank. Anfangs that der Lehrer, als ob er ihn nicht bemerke; erst nach längerer Zeit begann er wieder, sich mit ihm zu beschäftigen. Einmal, als die Stunde beendet war, die Stube sich geleert hatte, Pavel aber fortzugehen zögerte, fragte ihn der Lehrer:

„Was willst Du eigentlich? In Deinem Beruf kannst Du Dich bei mir nicht ausbilden.“

Pavel machte verwunderte Augen, und der Lehrer fuhr fort: „Hast Du mir nicht gesagt, daß Du ein Dieb werden willst? Nun, Unglücksbub — Unterricht im Stehlen geb' ich nicht.“

Dem Pavel schwebte schon die Antwort auf der Zunge: „Darum ist mir's auch nicht zu thun, versteh's ohnehin." Aber er bezwang sich und sagte nur: „Lesen und schreiben möcht' ich lernen."

„Zur Noth kannst Du's ja."

„Just zur Noth kann ich's nicht."

„Mußt Dir halt Müh' geben."

„Geb' mir Müh', kann's doch nicht."

„Gib Dein Buch her."

Pavel schüttelte den Kopf: „Aus dem Buch kann ich's schon, aber da —" er fuhr mit der Hand, die heftig zitterte, zwischen sein Hemd und seine Brust und zog einen zerknitterten Brief hervor, „da hat mir der Bote Etwas von der Post gebracht . . ."

„Geschriebenes? Ja so! das ist freilich eine andere Sache, da würde ich wohl selber Mühe haben."

Sein Scherz reute ihn, als Pavel denselben für Ernst nahm und zum ersten Male im Leben demüthig sprach: „Ich möcht' den Herrn Lehrer doch bitten, daß er's pobirt."

Pavel küßte, wenn man so sagen darf, das Blatt mit den Augen und reichte es dem Alten hin, sorgfältig, ängstlich, wie ein leicht zu beschädigendes Kleinod.

Der Lehrer entfaltete es und überflog die Zeilen: „Es ist ein Brief, Pavel, — und weißt Du von wem?"

„Er wird von meiner Schwester Milada sein, aus dem Kloster."

„Nein, er ist nicht von Deiner Schwester aus dem Kloster."

„Nicht? —"

„Er ist von Deiner Mutter aus dem —" er stockte, und der Bursche ergänzte mit plötzlich veränderter Miene und rauher Stimme:

„Aus dem Zuchthaus."

„Willst Du ihn hören?"

Pavel hatte den Kopf sinken lassen und antwortete durch ein stummes Nicken.

Der Lehrer las:

„Mein Sohn Pavel!

„Vor drei monat habe ich Meine feder an das papier gesetzt und meiner Tochter Milada einige Parzeilen in das Kloster geschrieben meine Tochter Milada hat sie aber nicht bekommen die Klosterfrauen haben Ihr ihn nicht gegeben sie haben Mir sagen lassen das beste ist wenn sie von der mutter nichts hört so weiß Ich nicht ob Ich recht thu wenn Ich dir schreibe Pavel mein lieber sohn mit der bitte daß du mir antworten sollst ob meine Parzeilen dich und Milada deine liebe schwester in guter gesundheit antreffen was Mich betrifft ich bin gesund und so weit zufrieden in meinen platz.

deine Mutter.

Meine zwei kinder tag und nacht Bete Ich für euch zum Liebengott glaube auch daß meine tochter Milada eine kleine klosterfrau werden wird wenn es die Zeit

sein wird und arbeite fleißig hier imhause was mir zurückgelegt wird für meine kinder ......

In sechs Jahren mein lieber sohn Pavel werde ich wieder Nachhaus kommen und bitt euch noch daß ihr manchesmal inguten an die Mutter denkt die ärmste auf der welt."

Die Lettern des Briefes waren steif und ruhig hingemalt, bei der Nachschrift hatte die Hand gezittert; große matte Flecken auf dem Papier verriethen, daß sie unter Thränen geschrieben worden waren. Mit Mühe entzifferte der Vorleser die halbverwischten Züge, und ihn ergriff die Fülle des Leids und der Liebe, die sich in dieser armseligen Kundgebung aussprach.

„Pavel," sagte er, „Du mußt Deiner Mutter sogleich antworten."

Der Junge hatte sich abgewendet und starrte finster zu Boden. „Was soll ich ihr antworten?" murmelte er.

„Was Dein Herz Dir eingibt für die unglückliche Frau."

Pavel verzog den Mund: „Es geht ihr ja gut."

„Gut, Du dummer Bub? gut im Kerker?"

Der alte Mann gerieth in Eifer, er wurde warm und beredsam; die schönen und guten Dinge, die er sagte, ergriffen ihn selbst, ließen Pavel jedoch kühl. Er hatte auf die Vorstellungen des Lehrers zwei Antworten, die er hartnäckig wiederholte, ob sie paßten oder nicht: „Sie sagt ja selbst, daß es ihr gut geht," und: „die Schwester schreibt ihr nicht, warum soll ich ihr schreiben?"

„Hast Du denn gar kein Gefühl für Deine Mutter?" fragte der Lehrer endlich.

„Nein," erwiderte Pavel.

Der Alte schüttelte sich vor Ungeduld: „Ich denk' der Zeit, wo Du ein Kind warst," sprach er, „und brav unter der Obhut der Mutter, die Dich zur Arbeit angehalten hat und selbst ein braves Weib war, nur gar zu geschreckt und immer halb närrisch aus Angst vor dem niederträchtigen . . . Na!" unterbrach er sich — „jeder Mensch hat Mitleid mit ihr gehabt, sogar den Richtern hat sie Erbarmen eingeflößt, nur Du, ihr Sohn, bist mitleidslos gegen sie. Warum denn, warum? Ich frage Dich, gib Antwort, sprich!" Er schob die Brille in die Höhe und näherte die kurzsichtigen Augen dem Gesichte Pavel's. In den Zügen desselben malte sich ein eiserner Widerstand; aus den düsteren Augen funkelte ein Abglanz jener Entschlossenheit, die, auf eine große Sache gestellt, den Märtyrer macht. —

Der Alte seufzte, trat zurück und sagte: „Geh', mit Dir ist nichts anzufangen." Als Pavel schon an der Thür war, rief er ihm aber doch Halt zu: — „Eins nur will ich Dir sagen. Es ist Dir nicht Alles Eins; ich hab' es bemerkt, wenn die Leute Dich schimpfen; eine Zeit kann kommen, in welcher Du froh wärst, gut zu stehen mit den Leuten und gerne hören möchtest: In seiner Jugend war der Pavel ein Nichtsnutz, aber jetzt hält er sich ordentlich. Für den Fall merk' Dir, merk Dir, Pavel," wiederholte er nachdrücklich, und eine schwache Röthe schimmerte durch das fahle Grau seiner Wangen: „Mach Dich nicht zu Deinem eignen Verleumder. Das Schlechte, das die Andern von Dir aussagen, kann bezweifelt, kann vergessen werden; Du kannst es niederleben. Das Schlechte

oder auch nur das Widersinnige und Dumme, das Du von Dir selbst aussagst, das putzt sich nicht hinweg, das haftet an Dir wie Deine eigene Haut — das überlebt Dich noch!"

Er erhob die Hände über den Kopf, huschte so planlos und unbeholfen im Zimmer umher, wie ein aus dem Schlafe gescheuchter Nachtfalter und wimmerte und stöhnte: „Vergiß meinetwegen Alles, was ich Dir gesagt habe; aber den Rath vergiß Du nicht, den geb' ich Dir aus meiner eigenen Erfahrung!"

Pavel betrachtete den Schullehrer nachdenklich; der alte Herr that ihm leid und kam ihm zugleich unendlich thöricht vor. Worüber kränkte er sich? Konnte es darüber sein, daß die Leute ihn einen Hexenmeister nannten? . . . Das wäre auch der Mühe werth!

Für sein Leben gern hätte er sich erkundigt, wußte aber nicht, wie die Frage stellen. Er nahm so lange keine Notiz von des Lehrers entlassenden Winken, bis dieser ihn heftig anließ: „Was willst Du noch?" dann gab er zur Antwort:

„Wissen, was den Herrn Lehrer kränkt."

Habrecht bog sich zurück, that einen tiefen Athemzug und schloß die Augen „Später, Pavel, später, jetzt würdest Du mich nicht verstehen."

Da platzte Pavel heraus: „Das wegen der Hexerei?"

Ein unwillkürlicher Aufschrei: „Ja, ja!" und der Lehrer packte ihn an den Schultern und schob ihn aus der Thür.

Also richtig! der Alte grämte sich über den Verdacht, in welchem er im Dorfe stand. — Unbegreiflich kindisch erschien das dem Pavel; sein Gönner wurde von Stunde an ein Schwächling in seinen Augen, und er schlug dessen eindringlichste Warnung in den Wind. Ja, sie reizte ihn sogar, ihr zuwiderzuhandeln. Die Leute sollen ihn nur für schlechter halten, als er ist, er will's — nach Lob und Liebe geizen die Feiglinge; sich sagen zu dürfen: Ich bin besser, als irgend Einer weiß — das ist die herbe, die rechte Wonne für ein starkes Herz.

Den Brief der Mutter bemühte sich Pavel nachzubuchstabiren, und jetzt, wo er dessen Inhalt kannte, gelang es ihm so ziemlich. Vinska überraschte ihn bei der Beschäftigung, wollte wissen, was er las, und als er ihr eine Auskunft darüber verweigerte, suchte sie ihm das Blatt zu entreißen.

„Was?" zürnte sie, da er ihr wehrte, „Du willst mir verbieten, daß ich mit dem Peter gehe, hast aber Geheimnisse vor mir? kriegst Briefe und versteckst sie?" Ihre hübschen Brauen zogen sich zusammen, um den Mund zuckte ein unbezwingliches Lächeln. „Meinst denn, daß ich nicht eifersüchtig bin?"

Sie scherzte, sie verhöhnte ihn, er wußte es und — war beseligt, daß sie so mit ihm scherzte. „Ja, just — eifersüchtig! Du wirst just eifersüchtig sein," brummte er, und ein Himmel that sich vor ihm auf bei dem Gedanken, wie es denn wäre, wenn aus dem Spiel, das sie jetzt mit ihm trieb, einmal Ernst werden sollte. Einmal! in der weiten unabsehbaren Zukunft, die noch vor ihm lag und welcher er, wenn auch sonst nichts, doch ein festes Vertrauen auf die eigene Kraft entgegentrug.

Die Vinska hatte eine Hand auf die schlanke Hüfte gestemmt und streckte die andere nach ihm aus: „Von wem ist der Brief, Pavlicek?" fragte

sie schmeichelnd und schelmisch, „der Brief, den Du an Deinem Herzchen versteckst?“

„Von meiner Mutter,“ antwortete er rasch und wandte sich ab.

Vinska that einen Ausruf des Erstaunens: „Wenn's wahr ist! Ich hätt' nicht geglaubt, daß die im Zuchthaus Briefe schreiben dürfen. Was könnten sie auch schreiben? — gute Lehren vielleicht, wie man's anstellen soll, um zu ihnen zu gelangen ins freie Quartier.“

Pavel nagte gequält an den Lippen.

„Wirf den Brief weg,“ fuhr Vinska fort, „und sag' Niemandem, daß Du ihn gekriegt hast; es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus. Die Leute sagen uns ohnehin genug Uebles nach.“

„Noch immer weniger als Ihr verdient,“ rief Pavel heftig aus, und Vinska erröthete und sagte verwirrt und sanft:

„Ich hab' Dein Bestes im Sinn; ich hab' gestern den ganzen Tag für Dich genäht; ich hab' Dir ein ganz neues Hemd gemacht.“

„Ein Hemd — so?“

„Aber glaub' mir, mit der Mutter sollst Du nichts zu thun haben; glaub' mir, sie hat den Galgen mehr verdient als Dein Vater, und er hat gewiß Recht gehabt, wie er immer ausgesagt hat vor Gericht: das Weib hat mich verführt ... Er hat nichts von sich gewußt, er war ja immer besoffen; aber sie — o, sie hat's hinter den Ohren gehabt! ... und es war halt wie im Paradies mit dem Adam und der Eva.“

Sie sah ihn lauernd von der Seite an und begegnete in seinen Zügen dem Ausdruck einer außerordentlichen Ueberraschung.

„War denn der Adam besoffen?“ fragte er mit ehrlicher Wißbegier.

Vinska faßte ihn an beiden Ohren, rüttelte ihn und lachte: „O wie dumm! nicht vom Adam, von Deinem Vater ist die Rede, und daß Deine Mutter ihn verleitet hat, den Geistlichen umzubringen.“

„Schweig'!“ rief Pavel, „Du lügst.“

„Ich lüg' nicht, ich sag', was ich glaube und was Andere glauben.“

„Wer, wer glaubt das?“

Sie antwortete ausweichend, aber er packte ihre Arme mit seinen großen Händen, zog sie an sich und wiederholte: „Wer sagt das, wer glaubt das?“ bis sie geängstigt und gefoltert hervorstieß:

„Der Arnost.“

„Mir soll er's sagen, mir; ich schlag' ihm die Zähn' ein und schmeiß' ihn in den Bach.“

„Dir wird er's nicht sagen, vor Dir fürchtet er sich — laß mich los, ich fürcht' mich auch; laß mich los, guter Pavel.“

„Aha, fürcht'st Dich, fürcht' Dich nur!“ sprach er triumphirend und — entwaffnet. Zum Spaß rang er noch ein wenig mit ihr und gab sie plötzlich frei. Reicher Lohn wurde ihm für seine Großmuth zu Theil: die Vinska sah ihn zärtlich an und lehnte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter. Ein Freudenschauer durchrieselte ihn, aber er rührte sich nicht und bemühte sich, gleichgültig zu scheinen.

„Pavel," begann Vinska nach einer Weile, „ich hätt' eine Bitte, eine ganz kleine. Willst sie mir erfüllen? — es ist leicht."

Sein Gesicht verdüsterte sich: „Das sagst Du immer, ich weiß schon. Was möcht'st Du denn wieder?"

„Der alte Schloßpfau hat noch ein paar schöne Federn," sagte sie, „rupf' sie ihm aus und schenk' sie mir."

Sie bat in so kindlichem Ton, ihre Miene war so unschuldig und er völlig bezaubert. Er ließ sich's nicht merken, brummte etwas Unverständliches und schob sie sachte mit dem Ellbogen weg. Dann nahm er die Peitsche vom Herd und ging zur Schwemme, die Pferde zusammenholen, mit denen er auf der Hutweide übernachten sollte.

Die Hutweide lag in einer Niederung vor dem Dorfe, nicht weit vom Kirchhof, der ein längliches Viereck bildete und sich, von einer hohen weißgetünchten Mauer umgeben, ins Feld hineinstreckte. Es war eine Nacht, so lau wie im Sommer; in unbestrittenem Glanz leuchtete der Mond, und die von seinem Licht übergossene Wiese glich einem ruhigen Wasserspiegel. Still weideten die Pferde. Pavel hatte sich in seiner Wächterhütte ausgestreckt, die Arme auf den Boden, das Gesicht auf die Hände gestemmt und beobachtete seine Schutzbefohlenen. Die Fuchsstute des Bürgermeisters, die weißmähnige, war früher sein Liebling gewesen; seitdem er aber den Sohn des Bürgermeisters haßte, haßte er auch dessen Fuchsstute. Sie kam, auf alte Freundschaft bauend, zutraulich daher, beschnupperte ihn und blies ihn an mit ihrem warmen Athem. Ein Fluch, ein derber Faustschlag auf die Nase war der Dank, den ihre Liebkosung ihr eintrug. Sie wich zurück, mehr verwundert als erschrocken, und Pavel drohte ihr nach. Er hätte Alles von der Welt vertilgen mögen, was mit seinem Nebenbuhler in Zusammenhang stand. Das Versprechen der Vinska flößte ihm kein Vertrauen ein; es war viel zu rasch gegeben worden, viel zu sehr in der Weise, in welcher man ein ungestümes Kind beschwichtigt.

Sie will kein Geschrei, kein Aufsehen; sie thut ja seit einiger Zeit so ehrbar, hat ihr früheres übermüthiges Wesen, ihre Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Leute abgelegt. Die Angst und Hast, mit der sie ausgerufen hatte: „Es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus," klang dem Pavel noch im Ohr. Er meinte, das Blatt an seiner Brust brenne; er griff darnach und zerknüllte es in der geballten Faust. Was brauchte sie ihm aber auch zu schreiben, die Mutter? hatte sie noch nicht Schande genug über ihn gebracht? Sie stand zwischen ihm und allen andern Menschen; zwischen ihn und die Einzige, an der ihm Etwas lag, sollte sie ihm nicht treten ... In seinem tiefsten Innern glaubte, ja wußte er: seine Mutter hat das nicht gethan, dessen man sie beschuldigt, und dennoch trieb ihn ein dunkler Instinct, sich selbst zu überreden: es kann wohl sein ... Und aus dem schwankenden Zweifel wuchs ein fester Entschluß hervor „Ich will nichts mehr mit ihr zu thun haben." Ihren Brief zerriß er in Fetzen. Auf dem letzten, den er in der Hand behielt, waren noch die Worte zu lesen: ‚Deine Mutter die ärmste auf der welt ...' „Das bist Du," [illegible] etwas wehmüthig berührt zugestehen, „das bist Du von ihr gewesen ..." Ihre große Gestalt tauchte vor ihm auf in ihrem Ernst, in ihrer Schweigsamkeit.

Abends erliegend unter der Last der Arbeit, der Noth, der Mißhandlung, am Morgen wieder rastlos am Werke. Er sah sich als Kind an ihrer Seite, von ihrem Beispiel angeeifert, schon fast so still und so vertraut mit der Mühsal wie sie. Er erinnerte sich mancher derben Zurechtweisung, die er durch seine Mutter erfahren und keiner einzigen Aeußerung ihrer Zärtlichkeit ... Vieler jedoch ihrer stummen Fürsorge, ganz besonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Theilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für sich selbst ...

Pavel begann die Fetzen des Briefes zusammenzulesen, legte sie aufeinander und betrachtete das Päckchen, ungewiß, was er damit anfangen sollte. Endlich trug er's zum Friedhof und begrub es dort zu den Füßen der Mauer, unter den herüberhängenden Zweigen einer Trauereiche.

In seine Hütte zurückgekehrt, legte er sich hin und schlief ein, und träumte von dem schönen Hemde, das Vinska für ihn genäht und das eine große Frau mit verhülltem Antlitz, in dunkle Sträflingsgewänder gekleidet, ihm streitig zu machen suche. Das Bild dieser Frau verfolgte ihn fortan; und wenn er in mondhellen Nächten nur eine Weile unverwandt nach dem Friedhofe blickte, ballte es sich zusammen aus Nebel und Dunst und glitt an der schimmernden Mauer vorbei. Pavel starrte die Erscheinung mit tiefem Grauen an und dachte: „Meine Mutter ist vermuthlich gestorben und „meldet“ sich bei mir.“

Der Vinska erzählte er von diesem Erlebniß nichts, hätte auch keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie war unfreundlich mit ihm, guckte immer nach seinen Händen, wenn er heimkam, sagte spitz: „Schön Dank für die Federn!“ — und ging ihm übrigens schmollend aus dem Wege. — Er sah wohl ein, das würde nicht anders werden, bevor er ihr den Willen gethan, und so bequemte er sich zur Erfüllung ihres kindischen Wunsches, die ihm eine leichte Sache schien. Seit Milada's Abreise stand die Pforte des Schloßgartens wieder offen von früh bis Abends, und der alte Pfau stelzte unzählige Male im Tag an ihr vorbei.

Er hatte in der That nur Reste seines sommerlichen Federnschmucks übrig behalten, drei Prachtexemplare an lächerlich langen, vom Nachwuchs noch unbedeckten Kielen. Eines Tages lauerte Pavel ihm auf, und als er ihn kommen sah, schlich er ihm nach in den Garten. Längs eines schmalen Weges, den Bäume und Büsche gegen das Haus deckten, schritt der Vogel gemächlich hin und pickte aus purer Jagdluft hie und da ein Insect vom Boden auf. Plötzlich mußte er, so leise Pavel auch auftrat, dessen Schritte vernommen haben; denn er blieb stehen, reckte mit einer raschen Wellenbewegung den Hals und wandte den Kopf seinem Verfolger zu, wie fragend: Was willst du von mir? — Wirst gleich sehen, dachte der Bursche, und als Meister Pfau ein schnelleres Tempo einschlug, machte Pavel ein paar Sätze, glitt aus und fiel nieder, verlor aber die Geistesgegenwart nicht, sondern streckte die Hand aus und entriß mit festem, glücklichen Griff dem Vogel auf einmal seine letzte Zier. Der stieß ein rauhes Allarmgeschrei hervor, machte Kehrt, schnellte halb fliegend, halb springend empor, und, ehe der noch am Boden Liegende sich besann, saß ihm das zornige Thier im Nacken und hackte mit dem harten, scharfen Schnabel auf seinen Kopf, seine Schläfen los. Es that w[illegible]ch, kam dem Pavel jedoch sehr komisch vor, daß ein

Vogel sich in einen Kampf mit ihm einließ. Er lachte — wohl etwas krampfhaft — und machte eine heftige Anstrengung, das Thier abzuschütteln. Aber es krallte sich mit unheimlicher Stärke fester, spreizte die Flügel, hielt sich im Gleichgewicht, und immerfort kreischend streckte es den kleinen Kopf weit vor, die Augen seines Feindes suchend und bedräuend . . .

Da wurde diesem angst . . . Mit beiden Händen griff er nach dem langen blauen Hals, dessen Gefieder sich unter seinen Fingern sträubte, und drehte ihn zusammen wie zu einem Knoten. Das Thier gab noch einen schrillen, verzweiflungsvollen Laut und glitt über Pavel's Schulter zur Erde, wo es auf dem Rücken liegen blieb mit zusammengezogenen zuckenden Füßen. Ob todt, hatte der Sieger nicht mehr Zeit, sich zu überzeugen; denn er sah aus dem Schlosse Leute herbei kommen, raffte die Federn vom Grase auf und war wie der Blitz aus dem Garten. Draußen auf der Straße mäßigte er seine Schnelligkeit, um nicht durch sie die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Das Herz pochte ihm heftig und er dachte an den Lärm, den es im Schlosse bei der Auffindung der zappelnden Pfauenbestie absetzen würde. An der Spitze der Schar, die auf deren Geschrei nach dem Kampfplatz geeilt war, meinte er, die Frau Baronin erkannt zu haben.

Eine Weile ging Pavel unbehelligt seines Weges und hoffte schon, dem Verdacht und der Gefahr entronnen zu sein, als die Rufe: „Galgenstrick, schlechter Bub!“ an sein Ohr schlugen und ihn eines Andern belehrten. Hinter ihm her waren, wie er sich durch einen raschen Blick überzeugte, der schmächtige, rundrückige Gärtner und zwei alte Arbeiter. „Greif' aus, elendes Krüppelvolk!“ höhnte Pavel und schoß vorwärts im leichten wegverschlingenden Lauf.

Er hatte einen guten Vorsprung vor seinen Verfolgern, und als er zu rennen begann, wurde ein noch viel besserer daraus. An dem Aufsehen, das er erregte, lag ihm jetzt nichts mehr, sondern nur daran, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Glühend, mit funkelnden Augen stürmte er in die Hütte. Vinska stand allein im Flur und erröthete vor Freude, als Pavel ihr die Federn hinreichte. Bei seinen hastig hervorgestoßenen Worten: „Versteck' sie! versteck' Dich!“ erschrak sie jedoch sehr und fragte: „Was gibt's mit ihnen? Ich mag sie gleich nicht, wenn's was mit ihnen gibt.“ Er drang ihr das gestohlene Gut auf, schob sie in die Stube, und trat selbst zum Eingang der Hütte zurück, wo er sich an den Thürpfosten lehnte, die Arme kreuzte und trotzigen Muthes die Häscher erwartete.

Der Anführer derselben war so aufgeregt, daß er nur abgebrochen seine Befehle ertheilen konnte: „Packt ihn! packt den Hund! Ins Schloß mit ihm!“ rief er seinen Begleitern zu, zweien preßhaften und friedfertigen Menschen, die einander ansahen und dann ihn und dann wieder einander. — Packen? war das ihre Sache? . . . Sie hielten sich für verdienstvolle Gärtnergehilfen, weil sie zum Rechen griffen und mit ihm auf den Wegen herumscharrten, sobald sie die Schloßfrau erblickten. Den Rest des Tages lagen sie im Grase, tranken Schnaps und rauchten zuweilen; meistens jedoch schliefen sie.

Dem Pavel wäre es nur ein Spiel und zugleich ein wahres Genügen gewesen, die Guardia anzurennen und zu Boden zu schlagen; aber um Vinska's

willen und ihrer Angst vor einem Skandal verzichtete er auf diese Ergötzlichkeit und ließ sich ruhig beim Kragen nehmen, was die beiden Alten zaghaft und ohne innere Ueberzeugung thaten. Indessen wuchs ihnen der Kamm bei der Widerstandslosigkeit, mit der Pavel sich in sein Schicksal ergab, und ein großer Stolz erwachte in ihnen, als sie den wilden Buben, dem sie sonst von Weitem auswichen, als Gefangenen durch das Dorf führten. Der Gärtner, der Zeter und Mordio schrie, bildete die Nachhut, und die Straßenjugend lief mit. „Was hat er gethan?" fragten die Leute. Er soll Etwas erwürgt haben . . . Was? weiß vorläufig Niemand; aber das weiß man: Der kommt ins Zuchthaus wie die Mutter, der stirbt am Galgen wie der Vater. Fäuste erhoben sich drohend, Steine flogen und fehlten, aber Worte, schlimmer als Steine, trafen ihr Ziel. Pavel blickte keck umher und das Bewußtsein unauslöschlichen Hasses gegen alle seine Nebenmenschen erquickte und stählte sein Herz.

Gelassen trat er in den Schloßhof und wurde sogleich ins Haus und in ein ebenerdiges Zimmer mit vergitterten Fenstern gebracht, dessen Thür man hinter ihm absperrte.

Es war eines der Gastzimmer, in dem Pavel sich befand, und seine Augen hatten, so lange sie offen standen, eine Pracht wie diejenige, die ihn hier umgab, nicht erblickt. Seidenzeug, grün schillernd wie Katzenaugen, hing an Fenstern und Thüren in so reichen Falten, wie der neue Sonntagsrock Vinska's sie warf, und mit demselben Stoff waren große und kleine Bänke, die Lehnen hatten, überzogen. An den Wänden befanden sich Bilder, das heißt eingerahmte dunkelbraune Flecken, aus denen an verschiedenen Stellen ein weißes Gesicht hervorschimmerte, eine fahle Todtenhand zu winken schien . . . Ein großer Schrank war da, dem Altar in der Kirche sehr ähnlich und am Fensterpfeiler ein Spiegel, in dem Pavel sich sehen konnte in seiner ganzen lebensgroßen Zerlumptheit. Als er hineinblickte und dachte: „So bin ich?" gewahrte er über seinem Kopf ein seltsames Ding. Ein flacher eiserner Kübel schien's, aus dem goldene Arme herausragten, und der mit einem äußerst dünnen Seilchen an der Decke befestigt war. Pavel sprang sogleich davon und betrachtete das böse Ding mißtrauisch aus der Entfernung. Es schien keinen andern Zweck und auch keine andere Absicht zu haben, als auf die Leute, die so unvorsichtig waren, in sein Bereich zu treten, niederzustürzen und sie zu erschlagen.

Nach kurzer Zeit ließen Schritte auf dem Gange sich hören; die Thür wurde geöffnet, und die Baronin trat ein. Sie ging mühsam auf den Stock gestützt, war sehr gebeugt und blinzelte fortwährend. Fast auf den Fersen folgte ihr, tief bekümmert, die spärlichen Haare so zerzaust, als hätte er eben in ihnen gewühlt — der Schulmeister. Sein ungeschickt fahriges Benehmen fiel sogar dem schlechten Beobachter Pavel auf.

„Wohin belieben Euer Gnaden, sich zu setzen?" fragte der Alte, schoß dienstfertig umher und rückte die Sessel auseinander, um der Frau Baronin den Ueberblick und somit die Wahl zu erleichtern.

„Lassen Sie's gut sein, Schullehrer," sagte sie ärgerlich, nahm gerade unter dem Kronleuchter mit dem Rücken gegen die Fenster Platz, legte den Stock auf ihren Schoß und gab Pavel Befehl, näherzutreten.

Er gehorchte. Der Lehrer jedoch stellte sich hinter den Sessel der gnädigen Frau und, über ihren Kopf hinweg, bedrohte er abwechselnd den Delinquenten mit Blicken der Entrüstung oder suchte ihn durch Mienen, welche die tiefste Wehmuth ausdrückten, zu erschüttern und zu rühren.

Die Baronin hielt die Hand wie einen Schirm an die Stirn und sprach, ihre rothgeränderten Augen zu Pavel erhebend: „Du bist groß worden, ein großer Schlingel. Als ich Dich zum letzten Mal gesehen habe, warst Du noch ein kleiner. Wie alt bist Du?"

„Sechzehn Jahre," erwiderte er zerstreut. Das eiserne Ding an der dünnen Schnur nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Geist sah er's herunterfallen und die Frau Baronin auf ihrem Richterstuhl zu einem flachen Kuchen zusammenpressen.

Diese nahm wieder das Wort: „Schau nicht in die Luft, schau mich an, wenn Du mit mir redest . . . Sechzehn Jahre! . . . Vor drei Jahren hast Du mir meine Kirschen gestohlen, heute erwürgst Du mir meinen guten Pfau, der mir, das weiß Gott, lieber war als mancher Mensch."

Der Lehrer erhob seine flehend gefalteten Hände und gab dem Burschen ein Zeichen, diese Geberde nachzuahmen. Pavel ließ sich aber nicht dazu herbei.

„Warum hast Du das gethan?" fuhr die Baronin fort. „Antworte!"

Pavel schwieg, und der alten Frau schoß das Blut ins Gesicht. Erregten Tones wiederholte sie ihre Frage.

Der Junge schüttelte den Kopf; aus seinem dichten Haargestrüpp hervor glitt sein Blick über die Zürnende, und ein leises Lächeln kräuselte seine Lippen.

Da wurde die Greisin vom Zorn übermannt.

„Frecher Bub!" rief sie, griff nach ihrem Stock und gab ihm damit einen Streich auf jede Schulter.

Nun ja, dachte Pavel, wieder Prügel, immer Prügel . . . und er richtete einen stillen Stoßseufzer an das eiserne Ding: Wenn du doch herunterfallen, wenn du ihr doch auf den Kopf fallen möchtest! . . .

Habrecht machte hinter dem Rücken der Baronin ein Compliment, in dem sich Anerkennung aussprach: „Euer Gnaden haben dem Holub Pavel eine spürbare Zurechtweisung gegeben," bemerkte er. „Das war gut; eine sehr gute Vorbereitung zum Verhör, das ich jetzt mit Euer Gnaden Erlaubniß vornehmen will."

Der alten Frau war nach ihrer Gewaltthat nicht wohl zu Muthe. Sie hatte ihren Zorn auf einmal ausgegeben und lag nun im Bann eines viel unleidigeren Gefühls: einer grämlichen, sentimentalen Entrüstung. „Was ist da zu verhören?" sprach sie; „der schlechte Bub hat mir meinen Pfau erwürgt und will nicht sagen warum, weil er sonst sagen müßte: aus Bosheit."

„So ist es! o gewiß!" bestätigte der Lehrer. „Dem armen Pfau fehlten, als man ihn todt auffand, seine letzten Schwanzfedern, die hat der schlechte Bub ihm gewiß ausgerupft — aus Bosheit!"

„Das ist nun wieder albern, Schulmeister!" fiel die Baronin ärgerlich ein. „Wenn der Junge — wie schon viele andere dumme Jungen vor ihm — meinem

armen Pfau nur Federn ausgerupft hätte, wäre das noch kein Zeichen von Bosheit — Dummheit wäre es gewesen und Dieberei."

„O wie wahr!" entgegnete Habrecht, — „Dummheit und Dieberei. So ist es und nicht anders, Euer Gnaden."

„Ist es so? wer weiß es?"

„— Ganz recht, wer . . . außer — Euer Gnaden, die sogleich Licht in die Sache gebracht haben. Federn ausrupfen? Ei, ei, ei! Um Federn war's dem Buben zu thun, dadurch hat er den Pfau gereizt und einen Kampf hervorgerufen, in dem das gute Thier gefallen ist."

Wie der Rabe Odins an dessen Ohr neigte sich Habrecht an das Ohr der Baronin und flüsterte: „Nicht ohne an dem Feind Spuren seiner Tapferkeit zu hinterlassen. Geruhen sich zu überzeugen, die Stirn des Buben ist zerhackt und voll Blut."

„So? Ja — mir scheint so . . ."

„Sprich Holub Pavel!" rief der Lehrer, sich wieder aufrichtend, „entschuldige Dich. Um die Federn war Dir's dummen Jungen zu thun, eine böse Absicht hast Du nicht gehabt."

„Sprich!" befahl auch die Baronin. „Hat Dich Jemand zum Raub der Federn angestiftet; denn im Grund," setzte sie nach kurzer Ueberlegung hinzu, „was solltest Du mit ihnen?"

„Freilich, was? ein solcher Bettler, mit Pfauenfedern . . ."

Jedesmal, wenn das Wort Federn ausgesprochen wurde, überrieselte es den Burschen; als ihm aber der Lehrer nun mit der bestimmten Frage zu Leibe ging: „Wer hat Dich angestiftet? war's nicht die saubere Vinska?" da überkam ihn eine Todesangst vor den schlimmen Folgen, welche dieser Verdacht für die Tochter des Hirten haben könnte, und fest entschlossen, ihn abzuwenden, sprach er mit dumpfer Stimme: „Es hat mich Niemand angestiftet; ich hab's aus Bosheit gethan."

Die Baronin stieß ihren Stock heftig gegen den Boden und erhob sich: „Da haben Sie's," sprach sie zum Schullehrer, „da hören Sie ihn . . . den geben Sie auf, der ist verloren."

„Erbarmen sich Euer Gnaden!" flehte der Alte. „Glauben ihm nicht. Der unsinnige Tropf lügt sich zum Schelm; der Tropf weiß nicht, was er thut, Euer Gnaden!"

Sie winkte ihm zu schweigen und trat dicht an Pavel heran. Ihre müden Augen maßen den Wildling mit traurigem Ausdruck: „Und das ist der Bruder meines lieben Kindes," sagte sie tief aufseufzend. „So oft das Kind an mich schreibt, und so oft ich es sehe, fragt es: „wie geht's meinem Pavel? wann wird mein Pavel zu mir kommen? . . ." Es weiß, daß ich mit ihm nichts zu thun haben will; ich habe es erklärt und bleibe dabei; aber es fragt doch, das Kind . . ."

Pavel war zusammengefahren, er riß die Augen weit auf, seine Nasenflügel bebten: „Welches Kind? — die Milada?"

„Wann wird mein Pavel zu mir kommen?" wiederholte die Baronin erregt

und gerührt und mit den Thränen kämpfend. „Aber kann ich Dich zu ihr schicken, Dieb, schlechter Bub, schlechtester im Dorfe! . . . kann ich denn?"

„Schicken Sie mich," sagte Pavel leise.

Der Lehrer zog die Schultern in die Höhe, schob die Kinnlade vor und machte ihm die eindringlichsten Zeichen: „Haben Euer Gnaden die Gnade, ich bitte unterthänigst, Euer Gnaden! so spricht man."

Pavel aber zermarterte seine verschränkten Finger, seine Brust hob sich keuchend, mit einem trockenen Schluchzen sprach er noch einmal: „Schicken Sie mich."

Die Baronin wandte sich dem Lehrer zu: „Es scheint ihm Eindruck zu machen."

„Es macht ihm einen außerordentlichen Eindruck. Euer Gnaden haben das Rechte getroffen mit diesem weisen Beschluß . . ."

„Beschluß? von einem Beschluß ist noch gar keine Rede."

Den Einwand überhörend, fuhr der Lehrer fort: „Das unschuldige Kind wird besser als irgend wer auf sein Gemüth zu wirken verstehen, das Kind . ."

„Das Kind," fiel die Baronin ein, „ist der Stolz und der Liebling des Klosters."

„Sehen Euer Gnaden! . . . Und was könnte für den verwahrlosten Jungen heilsamer und aneifernder sein, als der Anblick seiner wohlgerathenen Schwester, als ihr Beispiel, ihre Ermahnungen?"

„Vielleicht," entgegnete die alte Dame nachdenklich. „Und so wollen wir es denn in Gottes Namen versuchen . . . Ein letztes Mittel. Schlägt das fehl, dann — mein Wort darauf: bei seiner nächsten Uebelthat kommt er nicht mehr vor m e i n — sondern vor das Bezirksgericht."

„Hörst Du's?" rief der Lehrer, und Pavel murmelte ein ungerechtfertigtes „Ja." In Wirklichkeit wußte er nicht, was und ob überhaupt gesprochen worden, seitdem man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß er seine Milada wiedersehen solle. Das unerreichbare Ziel seiner jahrelangen Sehnsucht stand plötzlich nah vor ihm; sein heißester, in tausend Schmerzen aufgegebener Wunsch war ihm auf das Unerwartetste erfüllt. Das Herz hüpfte ihm im Leibe; ein Jauchzen, das er nicht unterdrücken konnte, drang aus seiner Kehle; er wandte sich auf den Fersen: „Und jetzt geh' ich zur Milada!" sagte er.

„Halt!" rief die Baronin, „bist närrisch? So ohne Weiteres geht man nicht zur Milada. Jetzt trollst Du Dich nach Hause, und am Samstag kommst Du ins Schloß und holst einen Brief für die Frau Oberin ab. Den wirfst Du ins Kloster tragen und bei der Gelegenheit vielleicht Deine Schwester zu sehen bekommen."

„Gewiß! ich werde sie gewiß zu sehen bekommen — wenn ich nur einmal dort bin!" sprach Pavel und schürzte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Aermel auf.

„Nicht gar zu viel Zuversicht," versetzte die Baronin. Sie war müde geworden und schickte sich an, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Da sprang Pavel auf sie zu, schob sie hastig zur Seite und den Lehnsessel aus dem Bereich des Kronleuchters hinaus: „So," rief er, „jetzt setzen Sie sich."

Die Greisin war nahe daran gewesen, umzusinken, als sie statt des Stützpunkts, den sie suchte, einen Stoß erhielt. Mit einem Schrei der Angst klammerte

sie sich an den in tiefster Ehrfurcht dargereichten Arm des Lehrers, der die gnädige Frau zu ihrem Sitz geleitete und dann bebend vor Unwillen die Faust gegen Pavel erhob:

„Was thust? was fällt Dir ein — Spitzbube?"

Pavel deutete ruhig nach der Schnur des Lustres:

„Wenn das Stricker1 reißt, ist sie ja todt," sprach er.

„Esel! Esel — fort! hinaus!" rief Habrecht, und der Junge gehorchte, ohne mit Abschiednehmen Zeit zu verlieren.

Die Baronin beruhigte sich allmälig und sagte:

„Er ist blitzdumm, aber er hat wenigstens eine gute Absicht gehabt."

„Das weiß Gott," rief der Lehrer, „— wenn Euer Gnaden nur nicht so erschrocken wären!"

„Ach was! daran liegt nichts." Sie zog das Taschentuch und drückte es an ihre Stirn. „Viel schlimmer ist, viel schlimmer, daß ich einmal wieder inconsequent gewesen bin . . . Wie oft habe ich mir vorgenommen: es bleibt dabei, meine Milada darf ihren Bruder nicht mehr sehen — und jetzt schicke ich ihn selbst zu ihr! . . . Keine Willenskraft mehr, keine Energie — der geringste Anlaß, und — mein festester Vorsatz ist wie weggeblasen."

„Kommt vom Alter, Euer Gnaden," fiel Habrecht in liebenswürdig entschuldigendem Tone ein — „da können Euer Gnaden nichts dafür . . . Der Mensch ändert sich. Bedenken nur, Euer Gnaden! auch die Zähne, mit denen man in der Jugend die härtesten Nüsse knackt, beißt man sich im Alter an einer Brotrinde aus."

„Ein unappetitlicher Vergleich," erwiderte die Baronin; „verschonen Sie mich, Schullehrer, mit so unappetitlichen Vergleichen."

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die Florentinische Malerei und der Charakter der Kunst im Quattrocento[1]).

Von

Julius Meyer.

In der großen Bewegung, welche sich auf dem Gebiete der gesammten bildenden Künste in Italien während des 15. Jahrhunderts vollzieht, behauptet Toscana und insbesondere Florenz die erste und führende Stelle, die es schon im 14. Jahrhundert eingenommen hatte. Wie in der politischen Gestaltung Florenz allen anderen Gemeinden, die eine selbständige Staatsform anstrebten, voranging, wie es für den Aufschwung des ganzen geistigen Lebens, das wir, die gelehrte und humanistische Bildung einbegriffen, unter dem Ausdruck „Renaissance" zusammenfassen, die Hauptstätte und den Mittelpunkt bildete: so steht Florenz erst recht an der Spitze der künstlerischen Entwicklung. Denn in dieser, im künstlerischen Schaffen, hat jenes volle Leben seinen höchsten Ausdruck gefunden. So war in jeder Hinsicht in Erfüllung gegangen, was Giovanni Villani, der älteste Geschichtsschreiber der Stadt, zur Empfehlung seines Unternehmens schon bald nach 1300 ausgesagt hatte: „meine Vaterstadt ist im Aufsteigen begriffen und zur Ausführung großer Dinge bereit." Daher stellt und löst Allen voran Florenz die große künstlerische Aufgabe des Quattrocento. So bedeutsam auch die Betheiligung des übrigen Italiens an dieser Arbeit ist, nirgends beschreibt die Bewegung so vollständig ihren Kreis, gewährt so reichlich alle die Anregungen, erfüllt so gründlich alle die Bedingungen, welche zur künstlerischen Darstellung der neu erschlossenen Welt führen.

In Masaccio, und nach gewissen Richtungen in Fiesole nahm die neue Bewegung ihren Ausgang; Masaccio insbesondere, vermöge seiner epochemachenden und weit vorgreifenden Begabung allen Anderen vorauseilend, hatte deutlich die große Bahn vorgezeichnet, welche die Kunst nun durchschreiten sollte. Was aber

[1]) Der vorliegende Aufsatz ist einem größeren Werke entnommen, das, von der Generalverwaltung der Königlichen Museen herausgegeben und von der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung verlegt, alle Hauptwerke der Berliner Gemäldesammlung in Reproductionen mit begleitendem Text umfassen soll. Die ersten Lieferungen werden im April d. J. erscheinen.

die Begründer der neuen Epoche begonnen, vorbereitet und in bedeutsamen Zügen angekündigt hatten, das mußte nun im Verlaufe des Jahrhunderts in harter und mühsamer Arbeit durchgeführt, nach allen Seiten ausgebildet, zu immer größerer Vollendung ausgeprägt werden.

Schon hieraus ergibt sich für die Entwicklung der Kunst in Florenz dasselbe Gesetz, das für die gesammte künstlerische Entwicklung des 15. Jahrhunderts gilt: das Quattrocento ist die Epoche strenger, alle Momente der Erscheinung erforschender, alle Mittel der Darstellung aufspürender Kunstübung. Denn es gilt nun, die neue Welt, welche vor dem Auge des Künstlers sich aufthut, d. h. die ganze Natur und Wirklichkeit, die ihm noch fremd gegenüber steht und erst allmälig vertraut wird, nach allen Richtungen zu erfassen, die Gesetze der vielgestaltigen Erscheinung zu ergründen und einzudringen in die feinsten Einzelheiten ihrer Form und Bewegung; andererseits aber jene unendliche Mannigfaltigkeit der Beziehungen geistiger und sinnlicher Art, in welcher sich die Menge der vereinzelten Dinge zu einem Ganzen verbindet, mit ordnender Hand in ein fest umschlossenes Gebilde zu fassen. Nothwendig trägt die Kunst, die eine solche Aufgabe zu lösen hat, die ernsten Züge des Studiums und der Anstrengung; ihr haften sichtbar die Spuren des Ringens an, jener Härte und Sprödigkeit der Darstellung, die der in die Natur eindringende Geist nicht zu überwinden vermag, so lange er ihr das Geheimniß ihrer Gestalt und Bildung nicht spielend ablauschen kann, sondern in strenger Arbeit abgewinnen muß. Eine Kunst mithin, die sich nicht leicht und gefällig darbietet, vielmehr der in raschem Genuß befriedigten Anschauung sich entzieht und auch von Seiten des Beschauers eine gewisse Arbeit erfordert; daher sie denn auch den Gebildeten unserer Tage nicht selten herb und reizlos erscheint. Allein wer unbefangenen Sinnes und mit suchendem Verständniß der Betrachtung sich hinzugeben vermag, der wird bald in der Kunst des Quattrocento einen ganz eigenthümlichen Zauber finden. Den Zauber nämlich, der immer und überall in der unmittelbar erfaßten, noch still in sich beschlossenen Lebensfülle liegt, jene Anmuth naiv gestalteter Erscheinung, welche aus der ersten und ursprünglichen Berührung des Geistes mit der Natur entspringt, dagegen der bewußten Meisterhand des auf der Höhe der Entwicklung angelangten Künstlers nur zu leicht entgleitet. Und dann: noch ist der Künstler des Quattrocento der einfachen religiösen Stimmung der älteren Zeit nicht entfremdet; er gibt daher seinen Madonnen und Christuskindern den Ausdruck einfach menschlichen Gefühls, einer natürlichen Anmuth und Heiterkeit, die dennoch keineswegs weltlich wirkt; denn dieser naive Liebreiz steht noch nicht in bewußtem Gegensatz zu einer vertieften, der Gefahr des Conflicts ausgesetzten Empfindung. Vielleicht hat die Kunst nie wieder — auch die der höchsten Blüthe nicht — so naiv lebenslustige Kinder, so mädchenhaft reizende Madonnen geschaffen, als gerade das Quattrocento mit seinen strengen, einfach der Natur entnommenen Typen, noch unkundig der aus bewußter Formenwahl hervorgegangenen Schönheit; die liebenswürdigsten, knabenhaft übermüthigen oder zu voller Jungfräulichkeit aufgeblühten Engel nicht zu vergessen, welche die Kunst jenes Jahrhunderts zumeist in vollen Scharen auftreten und eine so wesentliche Rolle spielen läßt. Und über alle diese Gestalten ist fast immer die ungetrübte

Lebensfreude einer Weltliches und Göttliches noch ungetrennt in sich bergenden Seele ergossen.

Doch ein anderer Reiz noch ist dieser ansteigenden Kunst eigen: der Reiz der vorwärts dringenden, im Ringen immer mehr erstarkenden, die Schwierigkeiten mit dem begeisterten Vorgefühl des Sieges überwindenden Gestaltungskraft. Wenn die auf der Höhe angelangte Kunst durch die scheinbar mühelos gewonnene Herrschaft der vollendeten Form über den widerstrebenden Stoff einen Zauber ausübt, wie die ohne Kampf und Schmerz in voller Schönheit dem Meere entstiegene Göttin: so hat die aufstrebende Kunst den ganz eigenartigen Reiz des noch in harter Arbeit sich mühenden, aber schon siegesgewissen Geistes, der die Natur sich allmälig zu eigen macht, gleichsam Schleier auf Schleier von ihr ablöst und so die wunderbare Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt und Bildung zu immer größerer Reinheit, immer zunehmendem Glanze dem überraschten Auge aufdeckt. Es ist, wie wenn in und mit dem Künstler der Beschauer selber sehend würde und in der von einem neuen Lichte erhellten Welt eine Fülle der Erscheinungen wahrnähme, von denen sich seine Sinne und seine Vorstellungen bisher nichts träumen ließen. Endlich noch, was damit eng zusammenhängt, die Freude an der fortschreitenden Meisterschaft der Künstlerhand. Wie diese selber aus dem gesteigerten Vermögen der Gestaltung neue Impulse empfängt und in der Begeisterung der zunehmenden Herrschaft der Darstellungsmittel, im Genuß gleichsam eines sich immer weiter ausbreitenden Besitzes auch das Kleine und Unsichtbare mit hingebender Sorgfalt ausgestaltet: so überkommt auch den Betrachtenden ein Gefühl stiller Befriedigung, wie wenn ihm durch Menschenhand ein neues Stück Welt im Einzelnen und Kleinen nun erst wirklich gewonnen würde.

Es ist der neue Inhalt mithin und der Proceß der Arbeit, seiner Herr zu werden, die den Charakter der Kunst des Quattrocento bedingen, ihre Mühen und ihre Erfolge ausmachen, ihren Ausgangspunkt und ihre Ziele bilden. Die neu entdeckte Welt der Natur und Wirklichkeit, die nun erst in der Selbständigkeit ihres Lebens, in der unendlichen Weite ihres in tausendfältigen Erscheinungen ergossenen Daseins dem menschlichen Auge aufging — diese Welt war in feste Formen zu fassen und erforderte dazu die ganze künstlerische Schaffenskraft des Jahrhunderts. Oder vielmehr, diese selbst, das erkennende Auge, die gestaltende Hand des Künstlers war der eigentliche Entdecker, der Natur und Wirklichkeit aus dem dunklen Schoß unbewußter Existenz an das Licht des neuen Tages hervorholte und mit dem doppelten Vermögen des Genius, erkennend zu schauen und schöpferisch zu bilden, zugleich in die Form dauernder lebensvoller Erscheinung brachte.

In geradem Gegensatz stand so die künstlerische Thätigkeit des Quattrocento zu der des Mittelalters. Diese, eingeengt durch corporative Gesinnung und durch eine streng gemessene Stufenfolge der Classen, der jede individuelle Kraft unterlag, gebunden an kirchliche Ueberlieferung und an ein System von unabänderlichen Satzungen, war lediglich auf einen in bestimmten Grenzen und Gestaltungen abgeschlossenen Kreis von Vorstellungen angewiesen, innerhalb dessen sie, bei geringem Wechsel, stets die gleichen bekannten Wege ging. Ganz

anders das Quattrocento. Ihm wird Alles, was nun aus der weit sich öffnenden Welt in den menschlichen Gesichtskreis tritt, Gegenstand der künstlerischen Anschauung, d. h. der Darstellung. Alles nimmt diese Kunst in sich auf; die Dinge der belebten wie der unbelebten Natur und jegliches Menschenwerk, vor Allem aber das menschliche Dasein selbst. Denn ihr Hauptinhalt wird nun der Mensch in seiner realen Bestimmtheit und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit individuellen Lebens. Und zwar nicht bloß in seiner leiblichen Erscheinung und dem wechselvollen Ausdruck seines Innenlebens; sondern auch die idealen Bildungen menschlichen Sinnens und Vorstellens empfangen nun von der Kunst Körper und Gestalt. Daher die große Bedeutung der bildenden Kunst jener Epoche; in ihr gelangt die gesammte geistige Bewegung des Zeitalters zu ihrem höchsten Ausdruck. Gegenüber der glänzenden Wirkung, mit welcher die zur vollen Blüthe entfaltete Kunst des Cinquecento die neuere Anschauung beherrscht, darf es wohl ausdrücklich wiederholt werden: das Quattrocento ist es, das in gewissem Sinne der Menschheit die gesammte Welt erschließt und in lebensvollen Formen zu bleibendem Besitz überliefert. Hier gehen Erkenntniß und schöpferische Gestaltung von Anfang an und gleichen Schrittes Hand in Hand.

An dieser umfassenden Arbeit sind vorab jene Culturvölker des Abendlandes betheiligt, in denen sich überhaupt der geistige Umschwung des Zeitalters vollzieht. Naturgemäß findet eine Arbeitstheilung statt, indem den zu dem großen Werk berufenen Völkern je nach ihrer Anlage und ihrer geschichtlichen Entwicklung die geeignete Aufgabe zufällt. Es sind insbesondere die Deutschen, die Niederländer und die Italiener, welche in zwei Hauptgruppen, dem germanischen und romanischen Naturell entsprechend, die Welt der Erscheinungen von zwei verschiedenen Seiten fassen und, sich ergänzend, zu einem Gesammtbild ausgestalten. Die Vertreter des germanischen Naturells, vorab die Niederländer, erfassen sofort die Natur in der Fülle ihrer mannigfaltigen Beziehungen, im Reichthum ihrer verschiedensten Erscheinungsweisen und zugleich in der realen Bedingtheit des eigenen Zeitalters. Sie schildern ein ganzes Stück Welt auf einmal, in voller sinnlicher Bestimmtheit auch der geringsten Dinge, bis zum Geräth des täglichen Lebens und den Gräsern und Blümchen der Landschaft: denn ihnen ist auch das kleinste Natur- oder Menschenwerk in seiner Erscheinung nicht minder werthvoll als der Mensch und sein Inhalt. Selbst seine Heiligen, seine idealen Gestalten kleidet der Künstler in das Gewand des realen Lebens, das ihn rings umgibt. Denn ihm ist das volle, gegenwärtige Scheinen der Dinge im Lichte des Tages, der sich nun über die ganze Welt ergossen hat der eigentliche Gegenstand der Darstellung. Ihr Schimmern und Leuchten, ihre farbige Bestimmtheit, worin sowohl der stoffliche Charakter sich ausspricht, als auch ahnungsvoll das verborgene Innere sich ankündet — so die erscheinende Welt im Bilde festzuhalten, ist die Eigenart der altniederländischen Kunst. Nur andeuten läßt sich hier, was später bei der Betrachtung der altniederländischen Schule näher auszuführen ist. Aber soviel erhellt schon jetzt, daß diese Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes malerisch ist, wie denn auch das gesammte künstlerische Schaffen des Volkes in der Malerei als solcher seinen vollsten Ausdruck findet. Verwandter Art, wenn auch vielfach unterschieden, ist die

deutsche Kunst. Sie rückt die menschliche Gestalt und in ihr die Bewegung des Seelenlebens mehr in den Vordergrund; aber auch sie gibt den Menschen in der Bedingtheit des realen Daseins, mit jener malerischen Auffassung, welche der Erscheinung einerseits durch den energischen Ausdruck der individuellen Eigenart oder auch durch den zarten Zug eines weichen innigen Empfindens, andererseits durch Fülle und Farbigkeit der Gewandung einen besonderen Charakter verleiht.

Ganz anders die italienische Kunst. Für sie ist der Mensch als solcher das eigentliche Object der Darstellung, d. h. seine leibliche Form und Gestalt, der gegliederte Bau des Körpers in der Mannigfaltigkeit seiner Bewegung: beseelt durch den großen klaren Zug eines einfachen Gefühlslebens, sowie durch die tiefer erfaßte, aber in festen allgemeinen Normen geregelte Beziehung zu anderen Gestalten. Daraus ergeben sich die wesentlichen Eigenschaften dieser Kunst: das Verständniß und die Durchbildung der Form in Zeichnung und Modellirung, sodann das wohlabgewogene und rhythmische Verhältniß der Figuren zu einander in Gruppirung und Composition. Es leuchtet ein, daß hier, im Gegensatz zu der Anschauung der nördlichen Völker, der plastische Charakter die Gestaltung bestimmt. Daher übernimmt hier auch, bei gemeinsamer Entwicklung der Künste, doch zumeist die Plastik die führende Stelle oder vielmehr, da die Malerei als der eigentliche Ausdruck des Zeitalters doch die gesammte Anschauung beherrscht, die erste bahnbrechende Arbeit. Also innerhalb der im allgemeinsten Sinne malerischen Gestaltung ist das bildnerische Element bestimmend und wesentlich.

Immer bleibt daher das ganze Quattrocento hindurch die Ausgestaltung des menschlichen Körpers, die plastische Durchbildung seiner Formen Hauptaufgabe, und damit in nahem Zusammenhang die Anordnung der Figuren im Raume nach großen allgemeinen Gesetzen. Wohl zieht auch die italienische Kunst in immer weiterem Umfang die gesammte Natur und Wirklichkeit in den Kreis ihrer Darstellung, ja selbst ihre idealen Gestalten kleidet sie nicht selten in das Gewand ihres Zeitalters. Aber zugleich — anfangs noch an die reale Erscheinung gebunden, dann immer mehr sie beherrschend — prägt sie das Gebilde des menschlichen Körpers zu immer größerer Klarheit, Kraft und Sicherheit des organischen Baues aus. So gelangt sie allmälig, bei besonnener Auswahl und fortgesetzter Läuterung der Formen, zu jener Freiheit und Vollendung, zu jenem Adel der Gestaltung, den wir mit dem Namen der Schönheit und als das eigentliche Wesen der italienischen Kunst bezeichnen. Doch dieses Ziel zu erreichen, war erst dem Cinquecento vergönnt. Der Kunst des 15. Jahrhunderts fiel die Aufgabe zu, den Weg zu bahnen, im unmittelbaren Anschluß an die Natur die schwierige und mühsame Arbeit allmäliger Entwicklung zu vollbringen.

Durchaus italienisch, mit dem eingeborenen Volkscharakter in Einklang und seinem innersten Wesen entspringend, ist diese Anschauung und Gestaltungsweise. Sie liegt im Naturell des Volkes; wie auch in letzterem selbst das natürliche Vorbild gegeben ist, das nur der schöpferischen Auswahl bedarf. Der harmonische Rhythmus, die edle Gliederung des Körpers, die vornehme Leichtigkeit der Haltung, die Freiheit der gelenken Bewegung, die wir an den Gestalten aus dem Volke bewundern, sei nun der Typus mehr zierlich und beweglich wie der

toscanische, oder üppig, weich und stattlich wie der venetianische, oder gelassen und kraftvoll wie der römische: überall begegnen uns die gleichen Charaktere, die allgemeinen Züge sowohl wie die einzelnen typischen, in den Verzweigungen der italienischen Kunst. Daher tritt auch in den individuellen Gestalten überall das Gemeinsame wie das Typische deutlich erkennbar hervor, namentlich in der Kunst des Quattrocento, die sich noch strenger an die natürliche Eigenart der verschiedenen Stämme hält. Nirgends hat hier die von der Natur losgelöste, phantastisch oder launenhaft nur auf sich gestellte vereinzelte Erscheinung eine Stelle; der italienischen Kunst sind solche Erzeugnisse der nordischen Vorstellungskraft fast ganz fremd.

Wie nun aber der Italiener in der Natur seines Landes, auf dem eigenen Boden das Urbild seiner Gestalten findet, so ist ihm auch deren Läuterung und Vollendung, die Durchbildung der Formenwelt, in seiner Geschichte, in der Vergangenheit und ihren Denkmälern vorbildlich vorgezeichnet. Hier ist es, wo aus der großen römischen Vorzeit der Einfluß der Antike anregend, belebend und befruchtend eintritt. Das eigenartige und bedeutsame Verhältniß, in welchem die Kunst dieser Epoche zu der mit tieferem Verständniß und in weiterem Umfang als bislang wiederentdeckten Antike steht, muß hier näher zur Sprache kommen. Schon der Ausdruck Renaissance, unter dem wir die gesammte geistige Bewegung der Zeit und vornehmlich den Aufgang der neuen Kunst verstehen, bezeichnet deutlich und zwar in zwiefachem Sinn die große Bedeutung, welche die Erneuerung des klassischen Alterthums gewann: einmal als Wiedererweckung der Antike selbst, an sich eines der fruchtbarsten Ereignisse für alle Zeiten, und dann als Wiedergeburt des menschlichen Geistes gleichsam, die durch jene bewirkt wurde. Allein für die bildende Kunst liegen die Dinge so einfach nicht, als es den Anschein hat. Nicht so ist die große Wirkung zu verstehen, welche auch auf diesem Gebiete der wiedererstandenen Antike zukommt, als ob nun mit der klassischen Gestaltenwelt das untrügliche Muster gefunden sei, dessen entwickelte Formensprache nur nachbildend zu übernehmen wäre, um der eigenen Welt der Erscheinungen sowie den neuen Lebensmächten zu künstlerischem Ausdruck zu verhelfen. Das wäre im Grunde nichts weiter als ein Spiel mit entlehnten Formen, das weder die Natur noch den Inhalt des Lebens in sich zu fassen vermöchte. Denn in der bildenden Kunst sind Form und Inhalt Eins, oder vielmehr die Form selbst ist Alles, der erscheinende Inhalt; und der neue gährende, gehaltvolle Wein läßt sich in alte Schläuche auch von klassischer Gestalt nicht fassen. Es bedarf nur eines Blicks auf die vielverheißenden Anfänge der Kunst des 19. Jahrhunderts, um zu erkennen, wie die zaghaft nachbildende Hand, auch wenn sie von bedeutsamen, aber noch formlosen Vorstellungen angetrieben wird, nimmermehr im Stande ist, lebensvolle Gestalten zu schaffen; sie bringt es nur zur Schablone, die den neuen Lebensinhalt bestenfalls kümmerlich andeutet. Darin bewährte sich sofort die angeborene schöpferische Kraft der Kunst des Quattrocento, daß sie Natur und Wirklichkeit mit eigenen Augen sah; daher vermochte sie das Geheimniß ihres Lebens zu erfassen und in eigenthümlichen Formen zu selbständigem Ausdruck zu bringen. Nicht nachbildend also verhielt sie sich zur Antike. Wenn sie sich dieselbe in gewissem Sinne zum Vorbilde nahm,

so ist dies doch nur so zu verstehen, daß sie aus dem Studium der klassischen Formenwelt die Mittel gewann, die Natur in ihren großen formenbildenden Zügen rascher zu erkennen, den Gesetzen ihres organischen Baues tiefer und sicherer nachzuspüren und so der Bedingungen Herr zu werden, welche die Erscheinung und deren künstlerische Gestaltung wesentlich bestimmen. Aber diese Gestaltung bewirkt nun der Künstler aus der eigenen Anschauung heraus, die ihrerseits vom Charakter des Volkes und des Zeitalters ihr besonderes Gepräge empfängt. Selbst wenn der Künstler dem klassischen Alterthum ideale Gestalten entnimmt, die dessen eigenstes Erzeugniß sind, bildet er sie dennoch in jenen Formen aus, in denen ihm selber die Natur erscheint. Die mythologischen Darstellungen des Quattrocento liefern dafür den deutlichen Beweis.

Wesentlich verschieden von diesem Verhalten der bildenden Künste ist die Stellung, welche die Literatur in Poesie und Wissenschaft, sowie andererseits die Architektur zur Antike einnimmt. Mit schrankenloser Begeisterung geben sich die Humanisten der Aufgabe hin, die Werke des antiken Geistes im weitesten Umfange ihrem Zeitalter zu erschließen, die Gedanken und Vorstellungen des Alterthums, das sie als ihre eigene Vorzeit empfinden, in vollen Strömen den lebenden wie den künftigen Geschlechtern zuzuführen. Und zwar in ihrer echten, ursprünglichen, unverfälschten Gestalt, als die Grundlage aller menschlichen Bildung; denn in den Schriften der Alten finden sie den Inhalt eines echt menschlichen, zur höchsten Blüthe entwickelten Lebens in vollendeter Form mustergültig ausgesprochen. Begreiflich daher, daß sie ganz in dieser Arbeit aufgehen. So gründlich vollziehen sie diesen Aneignungsproceß, daß sie selbst nur in den Formen und der Sprache der Alten denken und schreiben und auch für den eigenthümlichen Inhalt ihres Zeitalters nach antikem Muster den klassischen Ausdruck suchen. Selbständiger verfährt die Architektur. Denn diese hatte für die Bedürfnisse und Aufgaben eines neuen Lebens den Raum zu gestalten und mithin aus dem Charakter des Zeitalters nach eigenen Gesetzen die Hauptformen der baulichen Anordnung, aus selbständiger künstlerischer Empfindung den Einklang der Verhältnisse zu finden. Zwar übernimmt sie unbedenklich, mit treuem Studium und nachbildend, gewisse Einzelformen und Gliederungen der antiken Bauweise, in denen das Gesetz des wagerechten Aufbaues zu einem für alle Zeiten mustergültigen Ausdruck gelangt ist. So bleibt sie in enger und fester Beziehung zum klassischen Alterthum. Aber auch hier, wo ihr die Antike Vorbild ist, schreitet sie zu freier und selbständiger Verarbeitung der entlehnten Formen fort, wie sie andererseits im Spiel der Ornamentation, wo sie sich unmittelbar mit der Plastik berührt, der Antike wohl die wesentlichen Elemente entnimmt, aber dieselben schöpferisch umbildet und mit neuen Formen bereichert. In diesem freieren Verhältniß bewährt die Architektur ihre innere Verwandtschaft zur Sculptur und Malerei und bezeugt so ihrerseits, daß die bildende Kunst dieser Zeit zwar unter dem vorbildlichen Einfluß der Antike erstarkt und sich entwickelt, aber doch den eigenen Inhalt des Lebens in selbständigen Schöpfungen von eigenthümlicher Gestalt verkörpert.

So beschreiben Literatur und Kunst in der Aneignung und Verwerthung der klassischen Formenwelt eine aufsteigende Linie. Es ist nun beachtenswerth,

zu sehen, wie innerhalb dieses verschiedenartigen Verhältnisses zur Antike die humanistische Wissenschaft wie auch die Architektur ihrerseits auf die bildende Kunst einwirken und letztere diese Einflüsse verarbeitet. Der Architektur entnimmt insbesondere die Malerei eine ganze Reihe von Gestaltungen als umgebende Scenerie, in der sich die von ihr geschilderten Vorgänge abspielen: von dem feierlich in reichen Formen aufgebauten Thron der Madonna, um den die Heiligen als ihr Hofstaat gleichsam versammelt sind, bis zum einzelnen Stadtbilde mit seinen Kirchen und Palästen, in welchem die biblischen und weltlichen Helden ihr Schicksal erfüllen. Sie weiß so der Darstellung des Raumes, in den sie ihre Gestalten setzt, einen besonderen Reiz zu geben und zudem, durch die verschiedenartige Anordnung der Figuren in der reichgegliederten Architektur, die Schilderung des Vorganges mannigfach zu beleben und auszubilden. Ja, die Malerei hat ihre besondere Freude an einer reichen und vielgestaltigen Behandlung der baulichen Formen und gestattet sich daher in deren Darstellung, in ihrer Um- und Weiterbildung eine größere Freiheit als die Architektur selbst. Auch das anmuthige Spiel der Ornamente entnimmt die Malerei nicht selten der Baukunst und gibt damit ihren Werken einen erhöhten Reiz; auch hier übrigens die antiken Elemente, welche sie von der Architektur empfängt, aus eigener Erfindung fort- und umbildend. Nicht umsonst sind öfter von Giotto bis Raphael die Maler zugleich Baumeister gewesen; hier zeigt sich einer der Vorzüge jener Vereinigung der drei Schwesterkünste in einem und demselben Meister, der wir noch öfters als einem bedeutsamen Merkmal der Renaissance begegnen werden. Doch in noch anderem Sinne wirkt die Architektur jener Epoche auf die Malerei ein. Bewährt in der Verwerthung der baulichen Formen die Malerei eine ihr eigenthümliche Freiheit: so empfängt sie andererseits Maß und Ordnung von der streng gesetzlichen Architektonik des Aufbaues. Die Klarheit der Gestaltung, der Rhythmus der Verhältnisse, der Schein eines wohlgegliederten Organismus bei freiem Spiel der Detailformen, der ruhige Einklang der Hauptformen in der mannigfaltigen Bewegtheit des Ganzen: diese charakteristischen Züge der Baukunst haben auf Composition, Anordnung und Gruppirung in der Malerei entschiedenen Einfluß geübt. Insbesondere zeigen die größeren monumentalen Darstellungen jener Epoche, also namentlich die Fresken, mehr und mehr diesen architektonischen Zug. — Ihrerseits führt die humanistische Literatur der bildenden Kunst eine große Anzahl neuer Stoffe aus der Antike zu, eine Welt von Gestalten und Vorgängen, die insbesondere der Malerei ganz neue Gebiete eröffnen. Aber auch hier zeigt sich sofort die Selbständigkeit der neuen Kunst. Die Sculptur des Quattrocento macht von diesen antiken Stoffen kaum einen Gebrauch; da sie sich dem schon gestalteten Stoff gegenüber mehr oder minder nachbildend verhalten müßte, hat sie gar kein Bedürfniß — wie eifrig auch die Donatello und Ghiberti die klassischen Bildwerke sammelten und studirten — die Gestalten der Antike in den Kreis ihrer Darstellung zu ziehen. Nicht minder bewährt hier die Malerei ihre schöpferische Eigenart. Sie behandelt die so gewonnenen Stoffe als bloßes Material, das sie, unbekümmert um seine ursprüngliche Form, nach ihrer eigenen Art und Weise, ihrer eigenen Anschauung gemäß umbildet. Sie schaltet mit diesem neuen Inhalt nach freiester Willkür.

Entweder gießt sie die ihr überlieferten Gestalten und Dinge in ihre eigenen, der Natur und Wirklichkeit entnommenen Formen, oder sie kleidet umgekehrt die Geschöpfe ihrer eigenen Phantasie in das passende klassische Gewand. Und selbst wenn sie einmal bestimmte Gestalten in ihrer charakteristischen Haltung und Bewegung der Antike entnimmt, wie wir dies z. B. bei der mediceischen Venus finden werden, so verfährt sie doch, zumeist wohl unbewußt, in der Bildung der Einzelformen nach ihrer Eigenart. Erst die Kunst des Cinquecento schließt sich häufiger an die Antike an und nimmt in weiterem Umfang und mit größerer Treue die klassische Gestaltenwelt in sich auf.

Bei diesem Verhältniß zur Antike ist nun dem Humanismus wie der bildenden Kunst ein durchgreifender Zug gemeinsam, das große Wahrzeichen der Zeit und ihres epochemachenden Aufschwungs: der Zug nämlich zur höchsten Entfaltung des Rein-Menschlichen in klar ausgeprägter, vollendeter Form. Das ist das große Ziel, dem das neue geistige Leben zustrebt, wie ihm ihrerseits die Antike zugestrebt hatte. Hierauf beruht auch die innere Verwandtschaft des Quattrocento mit dem klassischen Alterthum. Doch bezeugt hier wieder die neue Zeit ihren von der Antike verschiedenen Charakter. In seinem Innenleben durch die geistige und gemüthliche Vertiefung, welche das Christenthum herbeigeführt hatte, schärfer und reicher ausgebildet, steht nun der Mensch mit voller Selbständigkeit der Natur und Geschichte gegenüber; so findet er sich mit dem Trieb und dem Vermögen ausgestattet, einerseits seine Eigenthümlichkeit bestimmter auszuprägen, andererseits erkennend und gestaltend die Welt tiefer und in weiterem Umfang zu erfassen. Ihm genügt nicht mehr, was der Antike als Höchstes erschien: die Darstellung des menschlichen Wesens im berechtigten Einklang geistigen und natürlichen Lebens, so weit es mithin in geläuterter sinnlich vollendeter Form sich aussprechen kann.

Es ist, wie schon oben angedeutet, insbesondere die bildende Kunst, welche die neue Anschauung der Welt und des Lebens zum Ausdruck bringt. Sie übernimmt die Darstellung des Menschen, wie ihn die neue Zeit versteht und hervorbringt; sie übernimmt andererseits die Darstellung der Wirklichkeit, wie sie in dieser neuen Stellung der Mensch erfaßt und begreift. Deshalb bewährt sich in ihr die selbständige schöpferische Kraft des Zeitalters, während der Humanismus auf die Wiederbelebung des klassischen Alterthums als sein eigentliches Gebiet beschränkt bleibt. Darauf beruht die hohe Bedeutung, welche die bildende Kunst gewinnt. Das neue Princip, welches die Signatur des Zeitalters bildet, der individuelle Mensch, der sich selbst und die Natur gleichsam aufs Neue entdeckt, ist im Künstler als solchem unmittelbar gegenwärtig; der Künstler selber, schöpferisch im Bewußtsein seiner persönlichen Kraft, ist vor Allem eine scharf ausgeprägte Individualität. Der Zug mithin, der die hervorragenden Charaktere im öffentlichen sowie im Privatleben des Quattrocento — wir erinnern nur an die Gewaltherrscher der einzelnen Städte — kennzeichnete, er ist auch im Künstler die treibende Kraft. Daher auch die bestimmte Eigenthümlichkeit, die trotz der ausgleichenden Schulung und Uebung, trotz des Allen gemeinsamen Studiums der Antike und der Natur, jeden irgend bedeutenden Meister unschwer erkennen läßt. Eine Eigenart, die selbst die Schüler der Meister von einander zu unterscheiden

und anonyme, ihrem Leben und ihrer Herkunft nach unbekannte Meister aus ihren Werken als bestimmte Individualitäten aufzustellen gestattet. Von hier aus begreift sich auch die bedeutsame Rolle, welche im Quattrocento das Bildniß spielt. Und zwar nicht bloß das Einzelporträt, sondern vornehmlich jene Versammlungen zeitgenössischer Persönlichkeiten, welchen wir als Zuschauern oder als nur leise betheiligten Begleitern in fast allen größeren Darstellungen biblischer und weltlicher Vorgänge begegnen. Der Künstler schildert mit Vorliebe die das Mittelmaß überragende Individualität, wie er in sich selber die Macht und Eigenart des Individuellen empfindet. Aus demselben Grunde nimmt er keinen Anstand, das alt- oder neutestamentliche Ereigniß, das er schildert, in das Gewand seiner Zeit zu kleiden: die Niederkunft der heiligen Anna gestaltet er zum Wochenbett der vornehmen Florentinerin, die Heimsuchung als Begegnung zweier Bürgersfrauen in Begleitung anmuthiger Freundinnen, ja selbst die Vermählung Mariä wie ein Verlöbniß nach zeitgenössischem Brauch. Der kräftig entwickelten Individualität erscheint eben ihre Welt als die unmittelbar lebensvolle wirkliche Welt, und gewiß ist ihr als Erscheinung nur, was sie mit eigenen Augen gesehen, aus eigener Beobachtung gestaltet hat. Hier zeigt sich, wie die Ausbildung des individuellen Elements auf die künstlerische Anschauung der Realität zurückwirkt. Man sollte denken, dem Meister des Quattrocento hätte es bei seinem Verhältniß zur Antike besonders nahe gelegen, den biblischen Vorgang in klassischem Gewand zu schildern, um so mehr, als dasselbe gerade für diesen Stoff wenigstens gleichzeitig und somit vornehmlich geeignet erschien: wie denn z. B. Nicolas Poussin in seinem ganz klassisch gebildeten Zeitalter wirklich so verfahren ist. Allein der Künstler des 15. Jahrhunderts greift nur für Christus und seine Jünger, sowie für die Engel und himmlischen Heerscharen zu einer der Antike frei nachgebildeten Gewandung, während er selbst die heiligen drei Könige und ihre Begleitung mit Vorliebe in das prächtige Kleid der vornehmen Herren seiner Zeit und ihres Gefolges hüllt.

Fassen wir die großen Züge zusammen, welche den Charakter der Kunst des Quattrocento bestimmen, so gelangen wir zu denselben Merkmalen, welche wir oben schon als wesentliche Eigenschaften dieser Kunst selbst aufgewiesen haben. Ihr eigentliches Ziel ist die Schilderung des zu voller Blüthe und Kraft entwickelten, individuell ausgeprägten, von der Vorstellung der neuen Zeit erfüllten Menschen inmitten der weit erschlossenen Wirklichkeit. Mag sie nun mit Madonnenbildern und biblischen Darstellungen die Kirchen, mit allegorischen und profanen Gestalten die öffentlichen Gebäude und Paläste der Privaten schmücken: die lebensvolle Erscheinung des in jenem Sinne bestimmten und erfüllten menschlichen Daseins macht ihren wahren Inhalt aus. Daher ist vor Allem, wie wir gesehen, ihr Object die beseelte menschliche Form in der charakteristischen Bildung und Gestalt, wie sie auf dem eigenen Boden, in der eigenen Zeit geworden ist: vertieft in ihrem Innenleben durch die religiöse Empfindung und bereichert durch die mannigfachen Beziehungen zu der umgebenden Welt. So erweist sich auch in diesem Zusammenhange, wie innerhalb der im Ganzen malerischen Richtung doch die plastische Kunst die voranschreitende und zunächst die bestimmende ist. Denn es gilt vor Allem, den menschlichen Körper in seinem Bau und Or-

ganismus genau zu erkennen und lebensvoll wiederzubilden. Daher werden Fortgang und Entwicklung der Malerei im Quattrocento und insbesondere der Florentinischen, welche die erste, die führende Stelle einnimmt, wesentlich bedingt durch den Einfluß der Sculptur. Wir werden sehen, wie scharf und bestimmt der plastische Charakter innerhalb der Malerei hervortritt, wie die großen Bildner ihrerseits an entscheidender Stelle als treibendes und fortbildendes Element in die Malerei eingreifen, wie insbesondere die Verrocchio und Pollajuolo, in erster Linie Bildhauer, dann aber auch Maler, sich selbst an der Malerei betheiligen; wie sogar Verrocchio derselben durch neue Impulse die Mittel zur höchsten Ausbildung zuführte.

Andererseits aber nimmt die Kunst des Quattrocento den Menschen in seiner natürlichen Bedingtheit, sowie im Zusammenhang der Welt, inmitten der Wirklichkeit, zum Gegenstand. Daher wird ihr das Studium der natürlichen und realen Erscheinung in allen ihren Einzelheiten, in den Besonderheiten des Charakters, der Form, Bewegung und Farbe, in ihrer mannigfachen Beziehung zu den umgebenden Dingen eine überaus wichtige Angelegenheit. Florenz weist, nachdem Masaccio und Fiesole die neue Epoche eröffnet haben, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine bestimmte Anzahl von Künstlern auf, welche diese Aufgabe übernehmen: vor Allem bemüht, durch treues Naturstudium plastische Bestimmtheit, individuellen Ausdruck und der Wirklichkeit abgelauschte Bewegung die Erscheinung in ihrer voller Schärfe wiederzugeben. Naturalisten also; aber noch mit einem großartigen feierlichen Zug, der an die ältere Kunst erinnert, und unter dem Einfluß der bahnbrechenden Vorgänger und älteren Zeitgenossen Masaccio und Donatello. Hierher gehören vornehmlich Andrea del Castagno, dessen wahre Gestalt erst neuerdings durch die Forschung deutlicher herausgearbeitet wird, Domenico Veneziano und Paolo Uccello: nur der mittlere, dessen Charakteristik übrigens durch die geringe Anzahl seiner noch erhaltenen Werke erschwert wird, mit einem zwar kleinen, aber beachtenswerthen Bilde in Berlin vertreten. Diesen Meistern, deren Kunst noch mühevolle Arbeit ist, stehen zwei eigenthümliche Talente gegenüber, die sich die Errungenschaften des neuen Studiums unschwer zu Nutze zu machen wissen, ausgestattet mit einer glücklichen Leichtigkeit, mit naiver Weltfreude, mit echt künstlerischem Sinn für sinnliche Anmuth und doch auch mit einem gewissen idealen Zug, der die Erscheinung aus der Noth des Tages in eine leuchtende und festliche Region erhebt: Fra Filippo Lippi und Benozzo Gozzoli. Von dem zweiten minder bedeutenden hat die Galerie nur ein Jugendbild aufzuweisen; dagegen ist der erste, ein besonders hervorragendes Talent und einer der liebenswürdigsten Meister der Renaissance, vortrefflich vertreten. Mit ihm beginnen wir als dem unmittelbaren Nachfolger des Masaccio und Fiesole unsere Darstellung. Er ist berechtigt, als verheißungsvoller Bote am Beginn und an der Spitze der neuen Epoche zu stehen; denn er verbindet mit dem Geschick umfassender Schilderung und einem entschlossenen, aber keineswegs peinlichen Realismus frohe Sinnlichkeit, leicht gestaltende Phantasie und ideale Empfindung, Eigenschaften, die ihn befähigt haben, schon in dieser erst ansteigenden Zeit zu einer gewissen künstlerischen Vollendung zu gelangen. Ein solcher Meister konnte nicht ohne Nachwirkung bleiben;

in seiner Kunst war ein fruchtbares und lebendiges Element, das beizubehalten und weiter auszubilden war. Allein noch bedurfte es fortgesetzter Studien und ernster Anstrengung, um der Natur und Wirklichkeit auch in allen Einzelformen immer mehr Herr zu werden; zugleich galt es, um die Erscheinung in ihrem vollen Leben wiederzugeben, neue Mittel der Darstellung zu finden und die schon bekannten zu vervollkommnen. Somit folgte jener ersten Naturalisten-Gruppe um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine zweite, die es sich wesentlich angelegen sein ließ, auch die Darstellungsmittel weiter auszubilden und durch neue technische Versuche und Methoden den unmittelbaren Ausdruck des Lebens immer mehr zu erreichen. Daher trachteten sie nach dem Vorgang der Niederländer, deren Werke ihnen wenigstens zum Theil bekannt waren, das malerische Element mehr zu entwickeln und die Form durch die sinnliche Wärme und Fülle des farbigen Scheins mehr und mehr zu schmeidigen. Es ist begreiflich, daß diese Meister die Wahrheit der Erscheinung erst recht in der unmittelbaren Gegenwart, in der örtlich und zeitlich bedingten Gestalt, die ihnen vor Augen steht, zu verkörpern suchen. Selbst biblische und heilige Vorgänge wollen sie in der zweifellosen Gewißheit ihres Tages, ihrer Welt, verbildlicht sehen, und sie scheuen auch das zufällige Detail nicht, das den Schein voller Gegenwart verstärkt. Sie sind insofern zugleich Realisten, im engeren Sinne des Wortes. Nicht selten vereinigen sich in dieser Gruppe Malerei und Sculptur in einer Person. Denn zum vollen Schein der Wirklichkeit gehört vor Allem die scharfe Ausprägung der Form, die plastische Bestimmtheit der Erscheinung, und seinerseits bemüht sich auch der Bildhauer, seine Gestalten zu voller überzeugender Wahrheit, die keineswegs die kleinen Züge der Wirklichkeit ausschließt, herauszuführen. Zugleich wird nun die Sauberkeit und Präcision in der Ausarbeitung aller Einzelheiten ein Mittel lebensvollen Ausdrucks. Es ist bezeichnend, daß nicht wenige dieser Künstler Goldschmiede waren oder doch von der Goldschmiedekunst ausgingen, die eben damals als höchstes Handwerk in der Schärfe und Feinheit der Ausführung — bei künstlerischen Formen — zu hoher Ausbildung gelangt war. Zu dieser Gruppe gehören namentlich Alesso Baldovinetti, Francesco Pesellino, Andrea del Verrocchio, und die beiden Pollajuolo. Die letzteren Meister weitaus die bedeutendsten, Maler und Bildhauer zugleich; insbesondere Verrocchio eine hervorragende künstlerische Natur, Führer einer großen Schule, neue Bahnen eröffnend und die Kunst hart an die Schwelle der Vollendung führend. In der Berliner Gallerie sind dieselben gut und charakteristisch vertreten.

Auf Grund der Errungenschaften dieser Künstler, sowie als Erbe jener älteren Meister, deren ideale Elemente auf jüngere Zeitgenossen übergehen, entwickelt nun die florentinische Malerei in fruchtbarer Mannigfaltigkeit eine immer größere Freiheit und Lebensfülle der Darstellung. Diese Bewegung fällt in die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Sie zeitigt eine Reihe von Schöpfungen, die einen ganz besonderen Reiz gewähren. Zwar sind die Meister dieser Richtung noch nicht zu jener Vollendung gelangt, welche in der Beherrschung der Darstellungsmittel, sowie in jener Auswahl und Läuterung der Formen, die wir als Schönheit bezeichnen, die höchste Blüthe der Kunst ist; dafür aber haben sie den Zauber naiver Frische und ursprünglicher Empfindung, den Duft

und Hauch natürlichen Lebens, den die Werke des Cinquecento nur zu oft vermissen lassen. Die hierher zählenden Künstler, die mithin das dritte Stadium der Entwicklung bilden, lassen sich, bei vielen gemeinsamen Zügen, unschwer in zwei Gruppen theilen. Die einen erscheinen insbesondere als Nachfolger des Fra Filippo, sofern in ihnen neben dem Realismus der Schilderung ein gewisses Streben nach idealer Anmuth der Erscheinung, sowie der spielende Reichthum einer märchenhaften Phantasie deutlich hervortreten. An ihrer Spitze steht Sandro Botticelli, einer der anziehendsten und eigenthümlichsten Künstler des Quattrocento; ihm folgen Filippino Lippi, den ein phantastisches und bizarres Element kennzeichnet, Raffaellino del Garbo, ein bescheidener Meister, auf ein kleines Gebiet beschränkt, aber von zarter Empfindung und seltener Holdseligkeit der Gestalten, endlich Piero di Cosimo, auch er anziehend durch Erfindung und den märchenhaften Zug seiner Schilderungen. Von allen diesen Meistern besitzt unsere Sammlung charakteristische und gute, zum Theil hervorragende Werke. Dieser Gruppe steht — auf gleichem Boden — eine andere gegenüber, welche die Ergebnisse aller jener Studien, die erlangte Fähigkeit, die natürliche Erscheinung lebensvoll wiederzugeben, in großem Maßstab zur ausführlichen Schilderung des Lebens in der Breite und Weite des Geschehens verwerthet: zu Compositionen, die auch den heiligen oder idealen Vorgang zur Gewißheit weltlicher Realität vergegenwärtigen, aber zugleich durch einen großen gleichsam historischen Zug über das bloße Zeitbild hinausheben. Hier ha neben dem minder bedeutenden Cosimo Rosselli vor Allem Domenico Ghirlandaio seine Stelle, eines der größten Talente des Jahrhunderts und der Führer einer ganzen Schule, mit welcher er den Hauptbestandtheil dieser Gruppe bildet. Neben seinen Brüdern Davide und Benedetto und diesen überlegen sind hier noch Bastiano Mainardi und Francesco Granacci zu nennen. Auch von dieser Gruppe hat unser Museum eine Anzahl von Werken aufzuweisen.

Eine Sonderstellung, aber gleich den übrigen Meistern dieser Periode aus der vorangegangenen Kunst hervorgewachsen und unmittelbar zu den Meistern des Cinquecento überleitend, nimmt Lorenzo di Credi ein. Arm an Erfindung, einseitig im Ausdruck und auf einen kleinen Kreis von Darstellungen beschränkt, prägt er eine bestimmte Eigenschaft des Quattrocento zu einer Vollendung aus, in der er es allen anderen zuvorthut: bei sorgsamer Durchbildung der Modellirung ist ihm eine fast peinliche Sauberkeit und Feinheit der Ausführung eigen, die sich indeß von einem etwas handwerksmäßigen Charakter nicht ganz freisprechen läßt. In das sechzehnte Jahrhundert weit hineinragend bleibt er doch als Künstler an dessen Schwelle stehen, wenn er bisweilen auch durch die reine Lieblichkeit seiner Gestalten den großen jüngeren Zeitgenossen sich nähert.

Noch ist sodann des Unterschiedes von Tafelbild und Wandbild zu gedenken, der für die Würdigung der italienischen Malerei des Quattrocento von wesentlicher Bedeutung ist. Wenn sich diese Kunst keineswegs mühelos und ohne Weiteres der Betrachtung ergibt, so gilt dies vom Tafelbilde, das allein in unserer Gallerie vertreten ist, in weit höherem Grade, als von der Wandmalerei. Dem Frescobilde kommt von vorn herein zu statten, daß es, an seinem naturgemäßen

Platz verblieben, der Stimmung und dem Verständniß des Beschauers weit mehr entgegenkommt, als das von seiner Umgebung losgelöste und willkürlich an einen fremden Platz versetzte Tafelbild. Allein der Unterschied in der Wirkung hat noch tiefere Gründe. Der Beschauer wird sich von der Eigenart des Quattrocento in der Capelle Brancacci der Kirche del Carmine oder im Chor von S. Maria Novella viel entschiedener angezogen fühlen, als vor dem Altargemälde, das noch seine alte ehrwürdige Stelle einnimmt; es ist die Darstellung in Fresco selbst, die weit unmittelbarer auf ihn wirkt und ihm sowohl das künstlerische Wesen jener Zeit als auch deren Sitte und Lebensführung weit rascher erschließt. Denn der Künstler selbst bewegte sich im Fresco mit größerer Freiheit und Leichtigkeit, als in dem engbegrenzten Rahmen des Tafelbildes. Das letztere hatte sowohl in der sorgfältigen Ausführung der Einzelformen als im Ausdruck der feineren Züge des Seelenlebens, dann auch technisch in der Nachbildung des Scheins, der Färbung und des Lichts weit größere Anforderungen zu erfüllen, endlich im Gebrauch der Darstellungsmittel noch besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Im Fresco dagegen vermochte der Meister auf ausgedehnter Wandfläche den großen auf das Monumentale gerichteten Zug, der in der italienischen Anschauung liegt, mit den bequemen Mitteln einer wohl geübten und überlieferten Technik, folglich mit einer gewissen unmittelbaren Frische zu lebenskräftigem Ausdruck zu bringen; daher denn die Mühe der Arbeit und Anstrengung weniger zu Tage tritt und der Genuß der Betrachtung rascher sich einstellt. Dafür bietet andererseits das Tafelbild in seinen besten Erzeugnissen eben durch jenes tiefere Eingehen auf das sinnliche sowohl als auf das geistige Wesen der Erscheinung einen Einblick gleichsam in das Geheimniß des Lebens, sowie eine äußere Vollendung, die ihm einen besonderen und eigenthümlichen Werth geben.

Die Bevölkerungsdichtigkeit in den modernen Miethshäusern vom ärztlichen Standpunkte,

mit besonderer Rücksicht auf Berlin.

Von

Dr. Hermann Wasserfuhr.

Mit der großartigen Entwicklung der Industrie und dem raschen Wachsthum der Bevölkerung unserer größeren Städte haben letztere bekanntlich ein wesentlich verändertes Aussehen bekommen. Mauern und Wälle sind gefallen, Gräben zugeschüttet, neue Stadttheile mit breiten, baumbepflanzten, canalisirten, gas- oder selbst elektrisch-beleuchteten Straßen und Plätzen entstanden, besetzt mit Gebäuden, welche wegen ihrer imposanten Höhe und geschmückten Vorderfronten nicht selten den Anblick von Palästen bieten. Einer oberflächlichen oder nur ästhetischen Betrachtung von der Straße aus erscheinen alle diese Veränderungen als Fortschritte der Cultur, der Wohlhabenheit und des Geschmacks. Anders aber fällt das Urtheil aus, wenn man vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege aus jene massenhaft entstandenen neuen Wohnhäuser einer Prüfung unterwirft.

Sehen wir nämlich von den gewöhnlich mit überreichlichen Räumen versehenen Dienstwohnungen höherer Beamten sowie von den Häusern mit villenartigem Charakter ab, in welchen ein Theil der glücklicher gestellten Minderzahl der Bevölkerung sich in der Peripherie der Städte ein nicht nur gesundheitlich befriedigendes, sondern häufig luxuriöses, mit Miethern nicht getheiltes Unterkommen geschaffen hat, so ergibt sich, daß die Mehrzahl der neuen Wohnhäuser aus großen Miethsgebäuden besteht, welche außer dem Erdgeschosse mindestens drei, häufig aber vier oder fünf Stockwerke nebst Dach- und Kellerwohnungen enthalten. Nach hinten schließen sich ebenso hohe Seitenflügel oder Hintergebäude an, in welchen sich zu ebener Erde nach dem Hofe hinaus häufig Werkstätten verschiedener Art, nicht selten auch Pferdeställe befinden. Vorder- und Hinter-

gebäude sind mit Wohn- und Wirthschaftsräumen von unten bis oben dicht versehen. Von entsprechend construirten, nicht minder hohen Nachbargebäuden berührt, schließt ein solcher Wohnungscomplex statt eines der Flächenausdehnung und Höhe der Gebäude entsprechenden freien Hofes oder Gartens nur einen schmalen, engen, mehr oder weniger kaminartigen Hohlraum in sich. Wenn in letzterem noch eine Seite frei geblieben ist, in welche Luft und Licht von außen ungehindert eintreten können, so ist dies fast nur in solchen neuen Straßen der Fall, in welchen vorläufig die Neubauten noch mehr oder weniger vereinzelt stehen; mit der Bebauung der Nachbargrundstücke verfallen auch diese Häuser dem System der kaminartigen Höfe. In letzteren lagern allerhand feste, mehr oder weniger in Zersetzung begriffene Hausabfälle; außerdem bergen sie in ihrem Untergrunde in den zahlreichen Städten, welche noch einer systematischen Canalisation mit Wegspülung der flüssigen und löslichen Hausabfälle entbehren, durchlässige Unrathgruben mit faulendem Inhalt und übelriechende, mehr oder weniger schlecht construirte Abzugscanäle.

Dieser Häusertypus, welcher durch hohe, aber nur einen winzigen Hof einschließende, vom Keller bis unter das Dach mit Wohnungen versehene Gebäude charakterisirt wird, zeigt natürlich im Einzelnen je nach Städten, Stadttheilen und dem Mietherpublicum, auf welches man rechnet, mancherlei Abarten; im Allgemeinen aber ist er für die Wohnhäuser unserer größeren Städte im letzten Jahrzehnt mehr und mehr der vorherrschende geworden. Insofern er es mit sich bringt, eine übergroße Anzahl von Personen, welche zur Miethe wohnen müssen, unter demselben Dache zu beherbergen, hat man ihn mit Recht den Miethskasernen-Typus genannt. Man soll hierbei aber nicht vergessen, daß viele der neuen Soldatenkasernen den Miethskasernen hygienisch überlegen sind, schon weil zu jenen Luft und Licht von allen Seiten Zutritt haben, und für jeden Bewohner ein genügender Luftraum vorschriftsmäßig sichergestellt ist. Der Miethskasernentypus verdankt seinen Ursprung dem durch den Zufluß der Bevölkerung in die größeren Städte hochgesteigerten Wohnungsbedürfnisse, dem übermäßigen, immer noch zunehmenden Werthe des Bodens in jenen Städten und dem mit hygienischer Unkenntniß gepaarten Eigennutze vieler Grundeigenthümer, Hausbesitzer und Häuserspeculanten, welcher sie bestimmt, so viel von ihrem Grundstück in Fläche, Höhe und Tiefe mit Wohnungen zu bebauen als irgend möglich, zu dem Zwecke, eine möglichst hohe Rente aus demselben zu ziehen.

Für die Gesundheit der Miether haften leider Schädlichkeiten der verschiedensten Art diesen Speculationsbauten an, welche die Devise „billig und schlecht" oft nur mit Mühe unter dem Stuck und den Farbentönen ihrer mehr oder weniger „stylvollen" Vorderfronten verbergen. Ich verzichte auf die Erörterung derjenigen Gesundheitsschädlichkeiten, welche sich auch in Neubauten anderer Art aus hygienisch fehlerhaften baulichen Anlagen ergeben, z. B. aus ungesundem Baugrunde — kommt es doch vor, daß man Neubauten in alten Festungsgräben errichtet — ferner aus schlechtem Baumaterial, mangelhaften Vorrichtungen für Wasserversorgung, Entwässerung und Entfernung der festen und flüssigen Hausabgänge u. s. w. Ich beschränke mich vielmehr darauf,

diejenigen Schädlichkeiten hervorzuheben, welche dem von mir skizzirten Miethskasernentypus eigenthümlich sind. Dieselben bestehen in der Dichtigkeit der Bevölkerung in solchen Häusern, der aus dieser Dichtigkeit hervorgehenden Luftverpestung in denselben und in dem Mangel an Licht in den auf den Hof hinausgehenden Räumen.

Abnorme Dichtigkeit der Hausbevölkerung ist die nächste schädliche Folge jenes Baustyls. Er pfercht von Jahr zu Jahr immer mehr Menschen jedes Alters und Geschlechts unter dasselbe Dach — die Wohlhabenderen in weitere, die Aermeren in enge und ganz enge Räume — über und neben einander, hoch über die Erde und unter die Erde. Zu was für hohen Graden solcher Zusammendrängung von Menschen in dicht neben einander stehende Häusermassen die Wohnungsnoth und die Bauart in ihrer gegenseitigen Einwirkung führen, dafür bietet unsere hygienisch übrigens so hoch entwickelte Reichshauptstadt Berlin das schlimmste Beispiel. Hier ist nach Mittheilungen des Herrn Dr. Berthold, wissenschaftlichen Hilfsarbeiters am städtischen statistischen Amte, in seiner, in den Schriften des „Vereins für Socialpolitik" kürzlich veröffentlichten Arbeit „Ueber die Wohnverhältnisse in Berlin, insbesondere bei den ärmeren Klassen", die Zahl der Bewohner, welche durchschnittlich auf ein bewohntes Grundstück entfallen, von 48 i. J. 1861 auf 66 i. J. 1885 gestiegen. Mit dieser Steigerung der Behausungsziffer verminderte sich allmälig die Bodenfläche, welche auf 1 Einwohner fiel, und sank von 63 Quadratmeter i. J. 1876 auf 48 i. J. 1885. Theoretisch nimmt man an, daß die Dichtigkeit von 1 Million Einwohner auf die Quadratmeile nicht überschritten werden soll (56 Quadratmeter auf den Einwohner), oder man berechnet den Luftraum, welchen eine Familie für Haus, Hof und Garten nebst Straßenraum aus sanitären Gründen mindestens haben sollte (etwa 55 Quadratmeter auf den Einwohner). Nach jeder dieser Rechnungen kommt man zu dem Ergebniß, daß Berlin zu dicht bevölkert ist. Zwar hat die Bevölkerung in der Mitte der Stadt etwas abgenommen, um desto größer aber war die Zunahme im Umkreise, besonders in der Friedrichs- und Schöneberger sowie der Tempelhofer Vorstadt, der Friedrich-Wilhelmstadt, in Moabit und dem Wedding. Gleichzeitig hat die Zahl der leerstehenden Wohnungen abgenommen, besonders in der jenseitigen Luisenstadt, der Oranienburger und Rosenthaler Vorstadt sowie dem Wedding. Es ist somit die Vermehrung der Wohnungen hinter der Zunahme der Bevölkerung zurückgeblieben, und nur durch größere Inanspruchnahme der leerstehenden Wohnungen, selbst wenn dieselben den Verhältnissen der Miether nicht entsprachen, eine unmittelbare Wohnungsnoth verhindert worden. In welchem Umfange die Bevölkerung Berlin's zusammengedrängt wohnt, erhellt auch daraus, daß von den i. J. 1880 gezählten 256365 Haushaltungen 39298 oder 15,3 % sogenannte Schlafleute hielten. Am meisten war dies der Fall im Stralauer Viertel, in der Luisenstadt, der Rosenthaler und Oranienburger Vorstadt. Eine dieser Haushaltungen (in der diesseitigen Luisenstadt) hielt 34 Schlafleute, eine 11; in 7 anderen fanden sich 10 Schlafleute. Noch trüber wird das Bild, wenn man erwägt, daß unter jenen 39298 Haushaltungen mit Schlafleuten sich 15000 oder ungefähr 38 % befanden, welche nur über einen

einzigen Raum verfügten, in welchem dann außer der Familie noch die Schlafleute sich aufhielten. In diesem einen Raume wohnten in 7000 Fällen noch ein Schlafbursche und in 4000 Fällen ein Schlafmädchen, in 1800 Fällen aber 2 Schlafburschen, in 700 Fällen 2 Schlafmädchen und in 357 Fällen 3 Schlafburschen mit der Familie zusammen. Die höchsten Zahlen i. J. 1880 waren 8 Schlafleute, nämlich 7 Männer und 1 Frau in einem von einem Ehepaar mit Kindern bewohnten Raume, und 10 Schlafburschen in einer nur einen einzigen Raum enthaltenden Haushaltung, deren Vorstand eine Frau bildete. Die Dichtigkeit der Bevölkerung einzelner Häuser ist fast unglaublich; ein einziges Haus beherbergte 487 Menschen, unter ihnen 170 Kinder, in 141 Haushaltungen. Dabei wohnten i. J. 1880 mehr als 10000 Menschen in nicht heizbaren Räumen, und 478000 Menschen oder 43,8% der Bevölkerung in Wohnungen, welche nur ein einziges heizbares Zimmer enthielten. 300000 oder 27,7% hatten 2 heizbare Zimmer. Es hat ferner in den Jahren 1871 bis 1880 die Zahl der Grundstücke mit mehr als 10 Wohnungen zugenommen. So gab es i. J. 1871 nur 4886 Grundstücke mit 11 bis 20 Haushaltungen, i. J. 1880 aber deren 6383, und i. J. 1871 nur 587 Grundstücke mit mehr als 30 Wohnungen, i. J. 1880 aber 1228.

Aehnlich, obwohl nirgend so schlimm wie in Berlin, steht es mit der Zunahme der Wohnungsdichtigkeit in anderen großen Städten. Die beiden letzten Bände der Schriften des „Vereins für Socialpolitik": „Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhilfe" liefern auch nach dieser Seite hin ein reichliches Material, besonders für Hamburg, Breslau, Leipzig, Chemnitz, Frankfurt a. M. und Straßburg. Auch lehrt schon der bloße Augenschein, daß in jenen Städten, zu welchen man besonders Magdeburg noch hinzuzählen muß, neugebaute Miethskasernen wie Pilze aus der Erde schießen und die Wohnungsdichtigkeit zunimmt.

Aus der abnormen Menschenmenge, welche diese Häuser bewohnt, resultirt eine abnorme Luftverderbniß in denselben. Im Allgemeinen wird der wichtige Prozeß der Athmung im Innern der Häuser um so normaler und gesundheitsgemäßer vor sich gehen, je mehr die eingeathmete Luft in ihrer Zusammensetzung der freien atmosphärischen Luft entspricht. Wie weit aber die Luft schon in den Straßen und Gassen unserer Städte trotz des großen, alle gasigen Körper auszeichnenden Diffusionsvermögens von jener Zusammensetzung in Folge fremdartiger Beimischungen entfernt ist, das lehrt uns Städter theils der Geruchssinn, theils das Unbehagen, welches wir so oft in jener Atmosphäre empfinden und welches uns antreibt, aus derselben so häufig wie möglich ins Freie zu entfliehen, theils die chemische, physikalische und mikroskopische Untersuchung der Straßenluft. Wie rein ist aber die letztere im Vergleich zur Luft im Innern unserer mit Menschen überfüllten Miethshäuser! Schon durch die Producte der Lungenthätigkeit der Bewohner wird die Außenluft in hohem Grade verändert. Man braucht nur zu erwägen, daß jeder Erwachsene mit jedem Athemzuge durchschnittlich ½ Liter Luft ein- und ebenso viel wieder ausathmet, sowie daß der Gehalt der ausgeathmeten Luft an Kohlensäure um 4 bis 5 Proz. höher, an Sauerstoff um ebenso viel niedriger ist. Mit dieser sauerstoff-

armen, kohlensäure- und wasserreichen Luft mischen sich nun die organischen Ausdünstungen der Bewohner, die aus dem Kochen der Speisen in den Küchen entstehenden und die in schlecht canalisirten Städten aus dem Untergrunde, den Hofgruben und Abzugscanälen emporsteigenden Dünste und Organismen, die massenhaften kohlensäurereichen Producte der künstlichen Beleuchtung, ferner entwichenes Leuchtgas, der von den Bewohnern an Kleidern und Schuhen ins Haus getragene mineralische und organische Straßenstaub, die aus den Vorräthen in den Kellern, z. B. Kartoffeln und Kohlen, sowie die aus Waschküchen, Pferdeställen und Werkstätten sich entwickelnden Dünste. Dies in beständiger Diffusion und Zersetzung begriffene Gemenge von Gasen, Staub und kleinsten Organismen der verschiedensten Art verbreitet sich in den einzelnen Stockwerken, auf- und absteigend je nach der Temperatur des Untergrundes, der geheizten und ungeheizten inneren Räume, der Straßen- und Hofluft, sowie der Stärke des Windes. Ein größerer oder geringerer Theil, je nach den Unterschieden der Temperatur und Feuchtigkeit zwischen innerer und äußerer Luft, entweicht schneller oder langsamer durch Fenster, Thüren oder poröse Wände nach der Straße oder dem Hofe zu. Ein viel größerer Theil könnte mittelst Oeffnens von Thüren und Fenstern hinausgelassen werden. Da aber die Bewohner im Winter die künstliche Wärme in ihren Zimmern möglichst bewahren wollen, andererseits eine große Scheu vor Zugluft und sogenannter „Erkältung" zu haben pflegen, viele auch unentwickelte Geruchsorgane besitzen, unterläßt man jene einfachste und billigste Art der Ventilation. So erfolgt denn der Austausch der verdorbenen Haus- und Zimmerluft gegen die Straßen- und Hofluft nur langsam. Außerdem wird, was von der Hausluft nach außen entwichen ist, fortwährend von innen her durch nicht minder verunreinigte Luft ersetzt, da ja die Quellen dieser Verunreinigung nicht aufhören zu fließen, so wenig die Bewohner aufhören zu athmen und zu leben. Wenn ferner schon die Straßenluft mehr oder weniger bedenklich zu sein pflegt, so ist die von den schachtförmigen Höfen her in die Häuser dringende Ersatzluft oft nicht minder verunreinigt als die Hausluft.

Natürlich finden in diesen Vorgängen viele Abstufungen, Variationen und Schwankungen statt, auf welche besonders die verschiedenen Jahreszeiten, die Winde und meteorischen Niederschläge, sowie Höhenlage und Untergrund der einzelnen Städte und Stadttheile von Einfluß sind. Soviel aber ist klar, daß, da die Verunreinigung der Luft im Innern der Häuser und auf den Höfen unserer größeren Städte von dem Athmen und dem Stoffwechsel der Hausbewohner, sowie von deren Bedürfnissen hinsichtlich Ernährung, Beleuchtung, Erwärmung und von ihrer Erwerbsthätigkeit herrührt, jene *Luftverunreinigung im Allgemeinen um so größer* sein muß, je *mehr Menschen in vielstöckigen, dicht neben einander gefügten Häusern mit minimalen freien Zwischenräumen zusammengedrängt* wohnen.

Daß eine so stark verunreinigte Luft auf die Hausbewohner mehr oder weniger gesundheitsschädlich wirken muß, läßt sich auf Grund pathologischer Gesetze von vorn herein annehmen, und die ärztliche Erfahrung hat es vielfach bestätigt. Der Wissenschaft aber können weder aprioristische Annahmen noch allgemeine empirische Wahrnehmungen genügen; sie muß sich bemühen, die *krank-*

machenden Potenzen und ihre Wirkungen im Einzelnen näher nachzuweisen. In dieser Beziehung erklären die Veränderungen, welche die Außenluft im Inneren großer Miethshäuser durch Verschiebungen in den Mengeverhältnissen ihrer unorganischen Bestandtheile erleidet, uns die Schädlichkeiten der Hausluft für die Gesundheit der Bewohner nur zum geringen Theil. So fällt die in Folge des Athmens derselben und anderer Verbrennungsprozesse in solchen Häusern stattfindende Verringerung des gewöhnlichen Sauerstoffes wenig ins Gewicht, da derselbe rasch aus der äußeren Atmosphäre wieder ersetzt wird. Anders steht es mit dem Ozon, welches schon in der Straßenluft nur ausnahmsweise beobachtet wird, im Inneren großer Miethshäuser aber gänzlich zu fehlen pflegt, weil dasselbe durch die daselbst zahlreich vorhandenen fremdartigen Gase und durch stickstoffhaltige Körper, nach Wolffhügel's Untersuchungen besonders durch den stickstoffhaltigen Staub auf Wänden, Decken und Möbeln der Wohnzimmer, rasch verzehrt wird. Die näheren Beziehungen jener Form des Sauerstoffes, welche bekanntlich ein intensives Oxydationsvermögen besitzt, zum menschlichen Organismus sind zwar wissenschaftlich noch keineswegs genügend aufgeklärt, aber die ärztliche Erfahrung spricht für eine belebende und erfrischende Wirkung. Das Wohlbehagen, welches das Einathmen einer ozonreichen Luft verursacht, wie sie sich auf dem Lande, in Wäldern, auf Höhen, am Meeresstrande, in bewegter Luft, nach Regen und Gewittern findet, im Gegensatz zu jener Hausluft, hat Jedermann empfunden. So dürfen wir immerhin den Mangel freien Ozons in derselben als Uebelstand betrachten.

Von geringerer Bedeutung scheint der durch die Athmung so vieler Personen vermehrte Gehalt der Hausluft an Kohlensäure. Die giftigen, ja tödtlichen Wirkungen der von zusammengedrängten Menschenmengen ausgeathmeten stark kohlensäurehaltigen Luft, wenn letztere an der Diffusion gehindert ist, stehen zwar außer Frage. Beispiele hierfür liefern die rasche und massenhafte Sterblichkeit unter zusammengepferchten Soldaten und Negersklaven auf Transportschiffen, deren Luken man wegen Sturmes hatte schließen müssen, sowie die berüchtigte „schwarze Höhle", in welcher ein indischer Fürst 146 gefangene Engländer hatte einsperren lassen; 123 derselben waren nach zehn Stunden todt. Mannigfache neuere Erfahrungen und Versuche haben aber gelehrt, daß es nicht der verhältnißmäßig geringe Ueberschuß von Kohlensäure ist, welcher in solchen Fällen den Tod bewirkt, sondern organische Zersetzungsproducte der Lungen- und Hautausdünstung. Freilich gibt es in den großen Miethshäusern noch andere Quellen der Kohlensäurevermehrung als das Athmen der Bewohner. Abgesehen von der Kellerluft und der Feuerung in Kochherden und Oefen, erzeugt namentlich die künstliche Beleuchtung neben unvollkommenen Verbrennungsproducten, wie feinvertheilter unverbrannter Kohle, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoffen, beträchtliche Mengen von Kohlensäure. Aber der größte Theil entweicht rasch auf dem Wege natürlicher Ventilation nach außen. So kommt es, daß auch in den überfülltesten Miethswohnungen der Kohlensäuregehalt den der freien Atmosphäre nie um mehr als einige Tausendstel überschreitet, eine Vermehrung, welche für sich allein giftige Wirkungen nicht auszuüben vermag. In neuester Zeit hat besonders Professor Wolpert auf die Irrthümlichkeit der Annahme

hingewiesen, daß die durch Anwesenheit vieler Menschen erzeugte gefährliche Verschlechterung der Zimmerluft von der Abnahme des Sauerstoffs und der Zunahme der Kohlensäure herrühre. Vielmehr dürfe der Sauerstoffgehalt der Luft fast um ein Drittel geringer sein als der normale, und der Kohlensäuregehalt fast 100 Mal so groß als in der freien Atmosphäre, ohne daß wir dabei Athmungsbeschwerden erleiden, wenn die Luft dabei nur rein ist. Hiernach bleibt der Kohlensäuregehalt der Luft in bewohnten Räumen nur dadurch bedeutsam, daß er uns einen ungefähren Maßstab für den Grad der in denselben stattfindenden allgemeinen Luftverschlechterung abgibt.

Der Gehalt der Luft an Stickstoff scheint für den menschlichen Organismus ziemlich indifferent zu sein. Ebenso bedeutungslos erscheinen die äußerst geringen Mengen von Ammoniak, welche, an Kohlensäure, Salpetersäure und salpetrige Säure gebunden, mit der Außenluft in die Wohnungen dringen, und von unorganischen Gasen — Kohlen- und Schwefelwasserstoffen —, welche mit der Athemluft und den Körperausdünstungen austreten und rasch wieder verschwinden.

Von größerer sanitärer Bedeutung ist der Feuchtigkeitsgehalt der Zimmerluft. Da die ausgeathmete Luft im Verhältniß zur Temperatur des Körpers nahezu mit Wasser gesättigt ist, und ein Erwachsener in 24 Stunden mindestens 1000 g Wasser durch Lungen und Haut ausscheidet, so nähert sich die relative Feuchtigkeit in stark bewohnten, zumal warmen Zimmern bald dem Sättigungspunkte. Eingeathmet kann solche Luft in den Lungen nur noch wenig Wasser aufnehmen, und erzeugt deshalb in solchen Räumen ein drückendes Gefühl, ähnlich wie vor Gewittern. Andererseits hindert feuchte Stubenluft mehr oder weniger, je nach ihrer Temperatur, die Verdunstung und Wärmeabgabe von der Oberfläche der Haut und lockert auch wohl die letztere durch stärkere Wasseraufnahme, wodurch sie für Erkältungen empfindlicher zu werden scheint. Wenn nun auch der Feuchtigkeitsgehalt der Stuben in den großen Miethshäusern noch von manchen anderen Einflüssen abhängig ist als von der Athemluft der Bewohner, namentlich vom Feuchtigkeitsgehalt der Wände und der äußeren Luft, so ist doch eine constante Sättigung der Stubenluft mit relativer, aus den Lungen der Bewohner stammender Feuchtigkeit in jenen übervölkerten Häusern durchschnittlich in viel höherem Grade vorhanden als in solchen, welche nur von einer kleinen Anzahl von Personen bewohnt sind.

Bedenklicher als alle Veränderungen, welche die atmosphärische Luft in den Mengeverhältnissen ihrer normalen gasigen Bestandtheile im Innern großer Miethshäuser in Folge der mannigfachen Lebensthätigkeiten ihrer Bewohner erleidet, ist der Staub, welcher theils im Inneren erzeugt, theils von außen hineingetragen wird. Seine Qualität hängt zunächst von den Flächen ab, von welchen er herstammt. Man findet in demselben daher Partikelchen von der verschiedensten physikalischen und chemischen Zusammensetzung: Körnchen und Splitterchen jener Gesteinarten, aus welchen das Pflaster, die Mauern und Dächer bestehen, Pferdemist und sonstigen Unrath, Kohlentheilchen, Ruß, Haare, Woll- und Baumwollfasern, von Abnutzung der Kleidungsstücke herrührend, Stärkezellchen u. dergl. Eine Bewegung der Atmosphäre nach verschiedenen Rich-

tungen erhält den Staub schwebend; Wohnräume aber, in welchen die Luft ruhig ist, befördern das Ablagern desselben. Solcher Staub findet sich gerade in unseren Miethskasernen massenhaft, weil der Menschenverkehr in ihnen sehr lebhaft ist, und die gemeinsamen Zugänge: das Vorhaus, die Treppen, Flure und Corridore deshalb schwer rein zu halten sind.

Schlimmer als das Einathmen dieses meist unorganischen Staubes ist das Einathmen der fremdartigen organischen Bestandtheile, welche durch die verschiedenen Lebensthätigkeiten der zusammengehäuften Bewohner erzeugt und der Haus- und Stubenluft zugeführt werden. Hierhin gehören zunächst organische Ausscheidungen ihrer Lungen und Haut, welche sich namentlich mit dem Wasserdunst an Wänden und Möbeln niederschlagen und zum Stickstoffgehalt des Staubes beitragen. Ihre Anhäufung verdirbt die Luft lange bevor letztere durch Verlust von Sauerstoff und Vermehrung von Kohlensäure in jenen undichten Wohnungen die Bewohner zu schädigen vermag. Sie verrathen sich schon durch den modrigen Geruch, welcher bei mangelnder Lüftung und Reinlichkeit in den Zimmern häufig zu finden ist. Allen Aerzten ist der sogenannte Geruch „nach armen Leuten" bekannt. Personen, welche sich in schlecht gelüfteten, überfüllten Wohnräumen aufhalten, pflegen denselben in den Kleidern mit sich herumzutragen. Der Geruchssinn reicht freilich nicht aus, um jene Stoffe von anderen Ausdünstungen genügend zu unterscheiden, und die chemische Analyse hat noch nicht vermocht, dieselben darzustellen. Vermuthlich sind Mikroorganismen bei ihrer Entstehung betheiligt. Je größer die Zahl der Haus- und Stubenbewohner, je geringer Luftwechsel und Reinlichkeit, um so mehr von solchen rasch faulenden Stoffen muß sich in den Zimmern anhäufen, der Luft staubförmig sich mittheilen und mit dem Athmen ins Blut dringen.

Daß diese organischen Lungenausscheidungen bereits in frischem Zustande ein Gift enthalten, ist schon seit langer Zeit angenommen worden, und Versuche an Thieren haben diese Annahme bestätigt. Verschiedene Forscher sind geneigt, dasselbe auf eine Linie mit den sogenannten Ptomaïnen oder Leichengiften zu stellen — höchst giftigen krystallisirbaren Substanzen, welche die chemischen Reactionen der Pflanzenalkaloide bieten und sich in thierischen, in Zersetzung begriffenen Materien, besonders in ausgegrabenen Leichen, aber auch im Blute gewisser Infectionskranker anscheinend als Folge von Bacterienwirkung finden.

Ueberall in der Luft dichtbewohnter Häuser sind ferner bekanntlich zahllose mikroskopische Organismen suspendirt, welche morphologisch als Bacterien, Monaden, Vibrionen, Mikrokokken u. s. w. unterschieden und von den Bewohnern massenhaft eingeathmet und verschluckt werden. Ueber ihre mit der Temperatur und Feuchtigkeit wechselnde Menge in der Luft sind in neuerer Zeit mannigfache Beobachtungen angestellt worden. Der größte Theil dieser von den Franzosen unter dem Namen „Mikroben" zusammengefaßten Organismen scheint der Gesundheit nicht zu schaden; andere hingegen, z. B. die Fäulnißpilze, mögen, in größeren Mengen und täglich eingeathmet, nicht ohne Einfluß sein. Daß freilich Schimmelpilze auch auf der Haut sich einnisten und daß in Folge davon eine ganze Familie „verschimmelt" sein soll, ist wohl nur eine nicht übel er-

fundene Wiener Sensationsnachricht. Gewisse der niedrigsten Gattung — den Bacterien — angehörige, aus organischen Zersetzungsprozessen hervorgegangene Pilze finden bekanntlich unter gewissen Bedingungen nicht bloß im Erdreich, in Nahrungsmitteln u. dergl., sondern auch im menschlichen Körper einen geeigneten Nährboden und erzeugen dann sogenannte Infectionskrankheiten. Viele von ihnen reproduciren sich in dem erkrankten Körper und gelangen nach ihrer Vermehrung mit den Excretionen desselben wieder nach außen in die Luft, den Boden, das Wasser und so wieder durch Lungen oder Magen in andere menschliche Organismen, welche sie bei vorhandener Disposition mit derselben Krankheit anstecken. —

Die durch übergroße Anhäufung von Menschen in den großen Miethshäusern erzeugte Luftverderbniß charakterisirt sich somit durch verminderten Sauerstoff, Vermehrung der Kohlensäure und des Wassergehaltes, Mangel an Ozon, durch Staub, giftige organische Beimischungen und mehr oder weniger giftige Pilze. Aber der moderne Miethskasernenstyl bringt noch eine zweite erhebliche Gesundheitsschädlichkeit mit sich, nämlich den Mangel an Licht und namentlich an directem Sonnenlicht in den fast überall nach dem Hofe hinaus liegenden Schlafzimmern der Vorderhäuser, sowie in sämmtlichen Wohnräumen der Hintergebäude, Seitenflügel und Keller. In manche der schmalen, von hohen Mauern oft allseitig umgebenen Höfe fallen von dem Stückchen Himmel, welches über demselben sichtbar ist, nur im Hochsommer einige Strahlen hinab. Der Einfluß des Sonnenlichtes aber steigert die Erregbarkeit der Nerven und die Leistungsfähigkeit der Muskeln, regt den Stoffwechsel an, bedingt lebhaftere Athmung, vermehrt die Aufnahme von Sauerstoff, die Abgabe von Kohlensäure, und zwar geht letzteres in blauviolettem Lichte stärker als in gelbem oder rothem vor sich. Die Erfahrung lehrt, daß lichtarme Räume durchschnittlich viel schlechtere Luft enthalten als lichtreiche, und mit Recht sagt ein italienisches Sprichwort: „Wo die Sonne nicht eintritt, tritt der Arzt ein." Nicht hoch genug zu veranschlagen ist ferner der Einfluß des Sonnenlichtes auf das psychische Leben der Individuen wie der Völker. Hat doch Jedermann die Erfahrung gemacht, daß Sonnenlicht Muth, Hoffnung und Frohsinn hervorruft, trüber Himmel und Halbdunkel aber Hypochondrie. Solche Stimmungen wirken sehr erheblich auf das körperliche Leben zurück. Es ist ferner bekannt genug, daß von zwei gleichgepflegten Pflanzen in demselben Erdreich, von welchen aber die eine dem directen Sonnenlichte ausgesetzt ist, die andere nicht, mit Ausnahme weniger Gattungen, die erstere sich voll und kräftig mit Blüthen und Früchten zu entwickeln pflegt, während die zweite mehr oder weniger verkümmert. —

Das Ziel, auf einem gegebenen Bauplatze eine möglichst große Zahl von Wohnungen zu schaffen, bringt ferner mit sich einerseits die Herstellung von Wohnkellern, andererseits von zahlreich über einander gethürmten Stockwerken mit abnorm hoch gelegenen Wohnungen und Dachwohnungen, ferner die „Hängeböden", in welchen in vielen Berliner Haushaltungen den Dienstmädchen ein geradezu menschenunwürdiger Schlafraum angewiesen ist, zu geschweigen von den schmalen, dunkeln und nicht zu lüftenden Korridoren. Die Kellerwohnungen sind überall dunkel und feucht, die Wohnungen in den obersten Stockwerken und die Dachwohnungen aber bieten vermöge der dünnen

Construction der Mauern und Wände keinen genügenden Schutz gegen die Witterung, sind im Sommer zu heiß, im Winter zu kalt, und bannen die Bewohner, namentlich schwächliche oder kränkliche Personen und kleine Kinder, wegen der Beschwerden des Treppensteigens viel mehr in die Zimmerluft, als dies bei den niedriger wohnenden Familien der Fall ist. —

Im Einzelfalle ist es freilich für den Arzt nur selten möglich, bestimmt nachzuweisen, daß dieser oder jener Krankheitsfall in einem übervölkerten Miethshause ausschließlich oder auch nur vorwiegend aus einer der vorerwähnten, diesem Baustyle anhaftenden sanitätlichen Schädlichkeiten entstanden sei. Denn die Erkrankung eines Menschen kann in der Regel nur dann auf eine einzige Ursache zurückgeführt werden, wenn die Wirkung unmittelbar der Ursache folgt, wie z. B. bei äußeren Verletzungen. Namentlich bei Erkrankungen der Gesammtconstitution concurriren fast immer mehrere Ursachen: Art der Ernährung, Lebensalter, Beschäftigung, Erblichkeit u. s. w., und auch die sogenannten Infectionskrankheiten setzen in der Regel eine individuelle, häufig auch eine zeitliche und örtliche Disposition voraus, um einen Menschen zu befallen. Aber die allgemeine ärztliche Erfahrung hat wenigstens gelehrt, daß das fortgesetzte tägliche und nächtliche Einathmen einer ozonarmen, feuchten, staubhaltigen, mit menschlichen Zersetzungsproducten der verschiedensten Art überfüllten Luft, in Verbindung mit Mangel an Sonnenlicht auch ohne Zutritt anderer Schädlichkeiten gewöhnlich die Ernährung beeinträchtigt, die Haut blaß und schlaff macht und die Widerstandskraft des Organismus herabsetzt. Es ist klar, daß, wenn auch kräftige Männer und Frauen, sowie solche Personen, welche den Tag über außerhalb in besserer Luft beschäftigt sind, sich mehr oder weniger lange gesund erhalten mögen, doch die vielen Personen, welche von Natur schwächlich oder kränklich sind, und Kinder unter den geschilderten Wohnungszuständen in jener Richtung besonders leiden müssen. Hierfür spricht auch die große Sterblichkeit der in den Hintergebäuden und Seitenflügeln der großen Miethshäuser, wie in den Kellern und obersten Stockwerken gewöhnlich massenhaft vorhandenen Kinder im ersten und zweiten Lebensjahre an Ernährungsstörungen und Gehirnaffectionen, zumal dieselben an solchen Uebeln gerade in derjenigen Jahreszeit am zahlreichsten erkranken, in welcher die Luft in jenen Häusern und Höfen in Folge der erhöhten Luft- und Bodentemperatur am meisten mit organischen Zersetzungsproducten erfüllt und die natürliche Ventilation am schwächsten ist, nämlich im Hochsommer.

Aber abgesehen von der Herabsetzung der allgemeinen Lebensenergie der Bewohner und ihrer hierdurch mittelbar gesteigerten Morbidität und Mortalität gibt es bestimmte constitutionelle Krankheiten, welche in der durch die Dichtigkeit des Zusammenwohnens bedingten Luftverderbniß und Lichtentziehung den günstigsten Boden für ihre Entwicklung finden; nämlich Blutmangel, Bleichsucht, Skrofeln und die sogenannte „Englische Krankheit“ oder Rhachitis. Diese Erfahrung ist unter Aerzten und Laien so verbreitet, daß Jedermann in der Versetzung in eine reinere Luft die Vorbedingung, ja das Hauptmittel für die Heilung jener chronischen Krankheiten erblickt. Arzneimittel oder bessere Ernährung und Pflege allein sieht man mit Recht als nicht ausreichend

an. Auf jener allgemeinen Erfahrung beruht denn auch zum großen Theil die, man möchte sagen, fast proportional zur Dichtigkeit der Bevölkerung zunehmende Zahl der sogenannten Luftkurorte und Sommerfrischen, sowie das Interesse, welches sich in neuester Zeit in den großen Städten der Absendung von Kindern, die, an pathologischen Zuständen jener Art leidend, größtentheils aus übervölkerten Häusern stammen, in Ferienkolonien und an die Seeküste zugewandt hat.

Der Lichtlosigkeit der engen Höfe und damit aller nach letzteren liegenden Wohnräume fällt außer ihrer schädlichen Einwirkung auf die Gesammtconstitution der Hausbewohner noch ein anderer erheblicher Nachtheil zur Last. Sie tragen nämlich wesentlich zur Schwächung des Sehvermögens derselben bei. Dieser Schaden ist gerade für unsere Nation besonders hoch zu veranschlagen, weil sich dieselbe ohnehin durch Schwachsichtigkeit in bedauerlicher Weise vor ihren Nachbarvölkern auszeichnet. Nirgends trifft man so viele Personen jeden Alters, männliche und weibliche, welche Brillen oder Kneifer tragen, wie in Deutschland, und wenn man im Auslande einem Herrn oder einer Dame mit dergleichen Instrumenten über der Nase begegnet, spricht die Vermuthung immer dafür, daß man es mit Deutschen zu thun habe.

Daß ferner das beständige Einathmen auch nur der unorganischen Bestandtheile des innerhalb der großen Miethshäuser gewöhnlich reichlich vorhandenen Staubes entzündliche Luftröhren- und Lungenaffectionen begünstigt, ist zweifellos; führt doch massenhafte Anhäufung mineralischen Staubes bei Kohlen- und Eisenarbeitern sogar direct zum Tode! Andererseits muß der hohe, aus der Athemluft der zahlreichen Bewohner stammende Feuchtigkeitsgehalt der Stubenluft dieselben nach allgemeinen pathologischen Lehren zu katarrhalischen und rheumatischen Erkrankungen besonders disponiren. Dies gilt auch von dem hohen, vorwiegend aus dem Erdboden stammenden Feuchtigkeitsgehalte der Kellerwohnungen.

Eine weitere Gefahr droht den Bewohnern, insofern viele Infectionskeime vorzugsweise bei allgemein geschwächten, blutarmen oder skrofulösen Personen einen geeigneten Nährboden finden. Mit anderen Worten: der moderne Miethskasernenstyl schafft eine weit verbreitete individuelle Disposition zu Infectionskrankheiten. Zu den Krankheiten dieser Art gehört in erster Reihe die Lungenschwindsucht, welche denn auch in Häusern jener Art häufig zu finden ist. Ferner ist die Gefahr, mit einer von einem Menschen auf den anderen übertragbaren Infectionskrankheit — und zu diesen gehört auch die Lungenschwindsucht — angesteckt zu werden, für jeden Bewohner eines dicht bevölkerten Miethshauses größer als für Bewohner von Häusern mit einer dünnen Bevölkerung. Denn solche Ansteckungen erfolgen wohl niemals im Freien, auf der Straße oder auf großen Höfen, sondern fast stets im Inneren der Häuser, und hier um so leichter, je häufiger und näher die Berührung der Hausbewohner unter einander, und je schwerer es für Gesunde ist, die Berührung mit den erkrankten Personen, mit ihrem Dunstkreise und ihren Effecten zu vermeiden. Wenn in einem von 20 Personen bewohnten Hause eine von einer ansteckenden Krankheit befallen wird, so sind nur 19 Personen mehr oder weniger der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt, in einem von 60 Personen aber 59. In dieser Beziehung kommen natürlich die Krankheiten mit einem flüchtigen Conta-

gium besonders in Betracht, also die hitzigen Hautausschläge: Pocken, Masern, Rötheln und Scharlach, sowie Keuchhusten und Diphtherie, welche vorzugsweise Kinder befallen, ferner Flecktyphus. Vor Ansteckung mit diesen Krankheiten, insbesondere mit Scharlach, Diphtherie und Flecktyphus, schützt auch die in ihrer gesundheitlichen Bedeutung zuweilen überschätzte größere Wohlhabenheit nicht, und wenn Kinder armer Leute im Keller oder im vierten Stock von einer jener Krankheiten befallen werden, sind auch die Kinder der in den zwischenliegenden Stockwerken wohnenden wohlhabenderen Familien mehr oder weniger gefährdet.

Endlich ist zu beachten, daß die übermäßige Anhäufung so vieler Familien und Personen jedes Alters und Geschlechts unter einem Dache eine Menge von Unbequemlichkeiten, Streitigkeiten und sittlichen Gefahren mit sich bringt, welche innerhalb einer dünnen Hausbevölkerung nicht vorzukommen pflegen. —

Es wäre nun für die Hygiene sehr erwünscht, daß man die der wissenschaftlichen Medicin und der ärztlichen Erfahrung entnommenen Schlußfolgerungen bezüglich der Gesundheitsschädlichkeiten des modernen Miethskasernenstyls, wenn nicht durch die Erkrankungsstatistik, welche sich noch in ihrer Kindheit befindet, so doch durch die Statistik der Todesursachen bestätigen könnte. Letztere ist jedoch in Folge der Lücken des Reichsgesetzes von 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und des Widerstandes, welchen die preußische Staatsregierung leider der Einführung einer allgemeinen obligatorischen Leichenschau im Deutschen Reiche entgegensetzt, noch so unentwickelt, daß aus ihr für den Zusammenhang zwischen Sterblichkeit und Wohnungsdichtigkeit bis jetzt nur spärliches Material zu schöpfen ist. Wenn man selbst für viele große Städte nicht einmal erfährt, an welchen Krankheiten ihre Bewohner sterben, wie soll man da den Zusammenhang zwischen diesen tödtlichen Krankheiten und der Wohnungsdichtigkeit ziffermäßig nachweisen? Aber auch das vorhandene Material darf medicinisch nur mit Vorsicht benutzt werden, weil die Wohnungsdichtigkeit unter den zahlreichen Factoren der Sterblichkeit nur einen ausmacht, und es sehr schwierig ist, behufs Würdigung des Causalzusammenhanges die zahlreichen übrigen, wie Wohlhabenheit, Alter, Beschäftigung u. s. w. auszuschließen. Immerhin fehlt es nicht an Beispielen, daß große Wohnungsdichtigkeit mit erhöhter Sterblichkeit Hand in Hand geht. Unter den Stadtbezirken Berlins hatten im Jahre 1880 diejenigen mit der größten Grundstücksdichtigkeit fast ohne Ausnahme auch die größten Sterbeziffern. So die Luisenstadt jenseits des Canals, die Oranienburger Vorstadt, das Stralauer Viertel und die Rosenthaler Vorstadt. Andererseits hatten die Stadtbezirke mit der geringsten Wohnungsdichtigkeit, nämlich Berlin-Köln, die Friedrichsstadt und die Friedrichs- und Schöneberger Vorstadt, die niedrigsten Sterbeziffern. Die Sterbeziffer Berlins ist zwar bei weitem nicht so hoch wie die mancher anderen deutschen Großstädte, z. B. wie die von Chemnitz und Straßburg. Sie ist auch seit dem Jahre 1875 allmälig gesunken. Die Abnahme hätte aber gegenüber den großartigen Verbesserungen der sanitätlichen Einrichtungen durch die städtischen Behörden in den letzten fünfzehn Jahren, namentlich in Bezug auf Canalisation, Trinkwasserversorgung, Krankenhäuser, Schlachthausbau und Fleischbeschau, viel ersichtlicher sein müssen, wenn nicht die Wegräumung zahlreicher allgemeiner Gesundheitsschädlichkeiten auf der einen

Seite durch die Zunahme anderer Gesundheitsschädlichkeiten mehr oder weniger neutralisirt worden wäre. Es ist sehr wahrscheinlich, daß letztere hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, aus der starken Zunahme der Wohnungsdichtigkeit der Bevölkerung hervorgegangen sind.

Für Bern sind von Dr. Wyttenbach für die Jahre 1871 bis 1880 nicht bloß die Grundstücksbevölkerung, sondern auch die Zahl der auf jedes Wohnhaus kommenden bewohnbaren Räume, die der Haushaltungen in jedem Hause, ferner die der Bewohner jedes Hauses und der in demselben auf jede Haushaltung sowie auf jeden bewohnten Raum kommenden Personen in verdienstvoller Weise mit der Sterblichkeit verglichen worden. Aus den von ihm veröffentlichten Tabellen ergibt sich deutlich — den Berliner Verhältnissen entsprechend —, daß die Stadtbezirke mit der größten Dichtigkeit der Hausbevölkerung auch die höchsten Sterbeziffern hatten und umgekehrt. Unter den verschiedenen Altersklassen scheint das Kindesalter unter dem Einflusse des dichten Zusammenwohnens am meisten zu leiden, denn der Unterschied in der Kindersterblichkeit zwischen den Stadttheilen Berns mit der dichtesten und denen mit der dünnsten Wohnungsbevölkerung war ganz enorm.

Noch einen Schritt weiter ist Körösi, Director des städtischen statistischen Bureaus in Pest, gegangen, indem er, um einen Causalzusammenhang zwischen Wohnungsdichtigkeit und gewissen Infectionskrankheiten zu ermitteln, die Zimmerbelegung als Maßstab genommen hat. Seine Berechnungen haben ergeben, daß die Sterblichkeit an Infectionskrankheiten im Ganzen mit der größeren Dichtigkeit der Zimmerbelegung zunahm. Körösi hat ferner das Durchschnittsalter der Verstorbenen mit der Wohnungsdichtigkeit verglichen. Es ergab sich, daß dasselbe um so geringer war, je mehr Personen in der Wohnung der Verstorbenen auf ein Zimmer entfielen. Schließlich stellt derselbe es als eine statistisch erhärtete Thatsache hin, daß der Aufenthalt in überfüllten Wohnungen von schädlichstem Einflusse ist und eine sehr empfindliche Lebensbedrohung involvirt

Was soll nun dem gegenüber seitens der öffentlichen Gesundheitspflege geschehen? Fürst Bismarck soll einmal im Scherz gesagt haben: wenn es nach ihm ginge, müßten die großen Städte vom Erdboden verschwinden. Vom hygienischen Standpunkte kann man sich diesem Wunsche nur anschließen, denn jede dauernde Anhäufung größerer Menschenmengen in dicht an einander stoßenden geschlossenen Räumen ist gesundheitsgefährlich. Die praktische Hygiene hat denn auch solche Anhäufungen auf anderen Gebieten ihres Bereiches — und zwar nicht bloß durch künstliche Ventilation — zum Theil mit großem Erfolge bekämpft. Man hat die Anhäufung von Kranken und Verwundeten in Lazarethen, Häusern, Dörfern und Städten, auf Kriegsschauplätzen durch das sogenannte Zerstreuungssystem möglichst beseitigt. Man zerstreut auch innerhalb der stabilen Spitäler und Irrenanstalten die Kranken über größere Flächen in isolirte niedrige Gebäude, in Blöcke, Pavillons und Baracken. Man wendet dasselbe Princip auf Gefängnisse und in Frankreich auch auf die Kasernirung von Soldaten an. Man bemißt die Zahl von Schülern in jeder Klasse, von Kranken in jedem Spitalzimmer, von Soldaten in den Kasernenstuben nach dem vorhandenen Luftraume;

industrielle und philanthropische Gesellschaften erbauen Arbeitshäuser und Arbeitervorstädte nach dem Cottagesystem xc. Hiermit stehen die Bestrebungen vieler Bauherren in einem schneidenden Gegensatze, denn sie führen das bei öffentlichen Anstalten verpönte Kasernirungssystem, d. h. das System der Anhäufung zu großer Menschenmengen unter einem Dache, für Privatwohnungen ein, für welche dasselbe früher unbekannt war. An der mächtigen socialen Bewegung, in welcher letztere Bestrebungen wurzeln, nämlich in dem Zuströmen der Bevölkerung in die großen Städte, vermag die öffentliche Gesundheitspflege freilich nichts zu ändern. Es ist dies auch nicht ihre Aufgabe; letztere besteht vielmehr darin, solchen Bewegungen zu folgen und Gesundheitsschädlichkeiten, welche in denselben liegen, auf ein möglichst geringes Maß herabzusetzen. Das erste Mittel, welches ihr hierfür zu Gebote steht, ist Aufklärung und Belehrung des Publikums. Wer in einem vielstöckigen, für eine große Zahl einzelner Haushaltungen eingerichteten Hause mit Keller- und Dachwohnungen, Hintergebäuden und einem winzigen Hofe eine Wohnung miethet, muß wissen, daß er damit sich und die Seinigen einer Reihe von Gefahren aussetzt, welche den entsprechenden Wohnräumen nicht anhaften würden, wenn sie in einem nur von wenigen Familien bewohnten minder hohen Hause mit geräumigem Hofe belegen wären. Möge deshalb jeder Miether Wohnungen ersterer Art so viel wie möglich vermeiden, bei Wahl einer Wohnung aber vor allem den Hof des Hauses recht genau betrachten und sich nicht blenden lassen durch sogenannte stylvolle Vorderfronten und den Luxus des Treppenaufgangs. Viele moderne Berliner Miethshäuser erinnern den kundigen Arzt nur zu sehr an Personen, welche kostbare Kleider und Schmucksachen, aber keine saubere Wäsche tragen. Wenn die Miether erst in größerer Zahl solche Gesichtspunkte zur Geltung bringen, werden auch die Erbauer neuer Häuser denselben mehr Rechnung tragen, und wahrscheinlich nicht zu ihrem Nachtheil, denn viele Miether werden geneigt sein, die ihnen gebotenen Gesundheitsvortheile auch angemessen zu bezahlen.

Aber nur eine sehr optimistische Weltanschauung kann von den Mitteln der Aufklärung und Belehrung eine der zunehmenden Größe des Uebelstandes entsprechende Abhülfe erwarten. Denn der Mehrzahl der Miether bleibt keine Wahl; sie müssen ein Unterkommen haben, um den Kampf um das Dasein fortführen zu können, sei es auch auf Kosten ihrer und der Ihrigen Gesundheit. Da ist es Pflicht des Staates, wenn derselbe ein den Zwecken der Gerechtigkeit und der öffentlichen Wohlfahrt dienendes Institut sein will, in dem Widerstreit der pecuniären Interessen der vermögenden und einflußreichen Grundbesitzer mit den gesundheitlichen Interessen Hunderttausender von unvermögenden Miethern zu interveniren und ersteren gewisse Beschränkungen der Baufreiheit aufzuerlegen, welche die letzteren wenigstens vor groben Gesundheitsschädlichkeiten sicherstellen. Auf demjenigen Gebiete der Wohnungshygiene, welches uns beschäftigt, bedarf es nach dem Vorgesagten vor Allem der baupolizeilichen Feststellung einer Minimalfläche für den Hof und einer Maximalhöhe der Häuser und Stockwerke bei Neubauten und Umbauten. Der neueste Entwurf einer Baupolizeiordnung für Berlin hat diesen Anforderungen in befriedigender Weise Rechnung getragen, indem er bestimmt, daß bisher nicht bebaute Grundstücke höchstens bis

auf 2/3, bereits bebaute aber höchstens bis auf 3/4 ihrer Grundfläche bebaut, beziehungsweise wieder bebaut, und daß Gebäude in den Fronten nicht höher als 22 Meter errichtet werden dürfen. Zu einem gänzlichen Verbot der Kellerwohnungen hat man sich noch nicht entschließen können, aber wenigstens ihre Tiefe auf 0,50 Meter unter dem Straßenniveau beschränkt. In anderen Städten ist man weniger peinlich gewesen. So ist in Paris, Bern und Stuttgart das Bewohnen von Kellern absolut verboten.

Es wäre jedoch ein Irrthum, zu glauben, daß durch gute sanitäre Polizeivorschriften über die bauliche Anlage von Wohnhäusern der Wohnungsüberfüllung eine genügende Schranke gezogen werden könne. Denn einerseits lassen jene Vorschriften die bestehenden Gebäude durchweg unberührt, andererseits schließen sie nur eine Controle über die vorschriftsmäßige Herstellung der Gebäude in sich, aber nicht über deren Benutzung. Mögen die nach Maßgabe der neuen Baupolizeiordnungen hergestellten Wohnungen in ihrer baulichen Anlage noch so sehr einer übermäßigen Anhäufung von Miethern unter demselben Dache entgegenwirken, eine solche Anhäufung kann — wie Miquel[1]) des Näheren ausgeführt hat — durch die Baupolizei nicht ausgeschlossen werden, weil die Art und Weise der Verwendung der einzelnen Localitäten nicht zu ihrer Zuständigkeit, sondern zu der der Sanitätspolizei gehört. Der letzteren fehlt es aber in dieser Beziehung an sicheren gesetzlichen Grundlagen und an den zur Durchführung entsprechender Vollmachten erforderlichen Organen. So lange die Vermehrung billiger Miethswohnungen im Umkreise der großen Städte, in welchen der Grundwerth noch nicht die enorme Höhe wie in den Mittelpunkten genommen hat, hinter dem Zuflusse der arbeitenden Klassen vom Lande in die Städte zurückbleibt, wird ein großer Theil der Miether immer geneigt sein, die Zahlung des ihr Einkommen übersteigenden Miethszinses durch Aftervermiethung und Aufnahme von Schlafleuten sich zu erleichtern, und dadurch gesundheitsschädliche Anhäufungen von Menschen in engen Wohnungen herbeiführen. Die öffentliche Gesundheitspflege muß daher außer baupolizeilichen Vorschriften noch allgemeine gesetzliche Bestimmungen über den Minimal-Luftraum für die Bewohner einer Miethswohnung verlangen, wie solche in Bezug auf Herbergen und Schlafhäuser polizeilich schon mehrfach erlassen worden sind. Die Unmöglichkeit einer ins Ungemessene gehenden Ausnutzung der vorhandenen Wohnhäuser wird voraussichtlich die gesundheitlich erforderliche Flächenausdehnung der großen Städte durch den Bau gesunder, den neuen baupolizeilichen Vorschriften entsprechender Häuser in den Vororten begünstigen, und, da der Grundwerth dort billiger ist, die Miethen allgemein herabdrücken, vorausgesetzt, daß für zahlreiche, billige und rasche Verkehrsmittel, besonders vom Mittelpunkte nach dem Umkreise hin, gesorgt wird.

Möchten die vorstehenden Ausführungen dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auch nicht-ärztlicher Kreise auf die Schäden zu lenken, welche die hohen Miethshäuser mit engen Höfen und ihre Ueberfüllung mit Menschen der öffentlichen Gesundheit in den großen Städten und besonders in Berlin zufügen!

[1]) In dem neuesten Hefte der Schriften des „Vereins für Socialpolitik".

Moritz Seebeck.

Ein Lebensbild aus dem neunzehnten Jahrhundert

von

Rudolf Eucken.

Das Interesse der Gesellschaft verdienen nicht nur die Männer schaffender That, nicht nur solche, deren Wirken sich in einzelnen gewaltigen Leistungen verkörpert; auch ordnende, fördernde, vermittelnde Geister können unsere Theilnahme in hohem Grade anziehen. Trifft bei ihnen mit der größeren Freiheit geistiger Existenz seelische Tiefe zusammen, so mögen sie die Aufgaben des Daseins reicher erfassen und seine Erfahrungen reiner in Anschauung verwandeln als die anderen. Stellt weiter das Schicksal eine derartige Persönlichkeit mitten in den Strom der Zeit und läßt es sie alles Große, alle entscheidenden Wandlungen thätig mitmachen, so kann ihr Streben, das Wesentliche von dem Zufälligen zu sondern und aus der Zerstreuung des Wirkens, ja aus dem Streit der Parteien, ein Gemeinsames herauszuheben, ein bedeutsames Spiegelbild der Zeit werden. Ihr Lebenswerk mag dazu antreiben, den Blick von den verworrenen Erscheinungen der Umgebung auf die schaffenden Mächte des Grundes zu richten, es mag gegenüber den Mißständen der augenblicklichen Lage den Idealgehalt einer Culturepoche ins Bewußtsein rufen.

Ein Mann solcher Art und solcher Erlebnisse war Moritz Seebeck, geb. am 8. Januar 1805, gest. am 7. Juni 1884. Bekannt ist er zunächst den Kreisen der Gelehrtenwelt als langjähriger Curator der Universität Jena; aber ein reiches und fruchtbares Leben lag hinter ihm, als er in diese Stellung eintrat. Als Sohn von Thomas Seebeck, den jeder Physiker und jeder Freund Goethe's kennt, früh in enger Berührung mit den ersten Geistern der Zeit, seines Zeichens classischer Philolog, wirkte er eine Reihe von Jahren als Lehrer am Joachimsthal in Berlin, war in Meiningen erst Gymnasialdirector, dann Erzieher des jetzt regierenden Herzogs, ferner Oberconsistorialrath in Hildburghausen, Diplomat in Frankfurt u. s. w., dort u. a. zum Reichsminister auserfehen, endlich Curator in Jena. Alle großen Wendungen unseres Jahrhunderts hat ihm dieser Lebenslauf nahe gebracht; das Schaffen der ersten Jahrzehnte an den Principien, der Aufschwung des politischen und nationalen Lebens, die Entfaltung des Reich-

thums der Einzelwissenschaften, alles das ist an ihm nicht etwa nur vorbeigezogen, sondern es hat sein eigenes Thun kräftig erregt und ist ihm ein Ganzes innerer Erfahrung geworden. Wichtige Aemter fielen ihm zu, aber Aemter, die ihre Bedeutung wesentlich durch die Persönlichkeit des Inhabers erhielten, und die daher seine Eigenart mehr entwickelten als einengten. So konnte er durch allen Wechsel der Stellungen eine fortlaufende Linie menschlicher Entwicklung verfolgen, das Frühere für das Spätere verwerthen und zu immer weiteren Ueberblicken aufsteigen. Eigenthümlich war dabei, daß seine Bildung und mit ihr seine Grundüberzeugung in völlig anderen Zusammenhängen wurzelte, als in die das Wirken seines Lebens gestellt war. Der Schüler Goethe's und Hegel's sah sich mit seiner Thätigkeit tief verflochten in eine Zeit des Realismus und der unbegrenzten Specialisirung der Arbeit. Aber eben die Art, wie er beides an einander brachte, wie er ideale Gesinnung und praktische Thätigkeit verwob und in den Aufgaben der Gegenwart die Maßstäbe der classischen Zeit festhielt, macht das Bild seines Lebens nicht nur dem Kreise seiner Freunde, sondern allen Beobachtern der Zeit bedeutsam. Es zeigt die geistigen Mächte unseres Jahrhunderts in eigenthümlicher Verbindung und gegenseitiger Ausgleichung.

Das Vorhaben, von der Gesammtart dieser Persönlichkeit und den Hauptpunkten ihres Wirkens zu berichten, können wir nicht in Angriff nehmen, ohne mit aufrichtigem Dank der Leistungen vortrefflicher Männer Erwähnung zu thun, die das Bild Seebeck's so bald nach seinem Tode literarisch fixirt haben. An erster Stelle ist hier Kuno Fischer zu nennen, dem wir ein ausführlicheres Werk über Seebeck verdanken[1]). Kuno Fischer's geistige und schriftstellerische Art ist zu bekannt und zu anerkannt, als daß wir irgend etwas zur Charakteristik hinzuzufügen brauchten. Nur das Eine sei bemerkt, daß das Buch nicht nur eine literarische Leistung, sondern auch ein schönes Zeugniß freundschaftlicher Pietät bildet. Selbstlos tritt der Verfasser hinter seinen Gegenstand zurück und zeigt sich mit der Kunst seiner Darstellung lediglich darauf bedacht, ihn in seiner eigenen Wahrheit vor uns zu entwickeln. Mit seiner feinsinnigen Beobachtung und sorgfältigen Zeichnung versetzt uns das Buch mitten in bedeutende Kreise und bewegte Zeiten; auch wer Seebeck nicht persönlich kannte, wird gern davon Kunde nehmen.

Die Schätzung dieses Werkes hindert nicht die Anerkennung anderer Arbeiten, die durch Heraushebung einzelner Seiten eine sehr dankenswerthe Ergänzung bringen. In der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen (Jahrgang 1885) hat Professor Johannes Seebeck, ein Neffe des Verstorbenen, einen Nekrolog veröffentlicht, der Seebeck zunächst als Praktiker und Theoretiker der Pädagogik schildert, darüber hinaus aber manche wichtige Mittheilungen und aufhellende Gedanken enthält. Die Thätigkeit in Jena steht dagegen im Vordergrunde in einer geist- und geschmackvollen Gedächtnißrede, welche Dr. G. Richter, Gymnasialdirector in Jena, zu Anfang d. J. im akademischen Rosensaale daselbst gehalten

[1]) K. Fischer, Erinnerungen an Moritz Seebeck. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

hat[1]). — So fehlt es nicht an Material; in unserer Aufgabe, die allgemeine Art des Mannes im Verhältniß zu seiner Zeit zu schildern, werden wir ferner unterstützt durch lange Freundschaft und engen philosophischen Verkehr mit ihm.

Deutlicher als bei den meisten scheiden sich in Seebeck's Lebenslauf die Abschnitte der Lehrjahre, Wanderjahre und Meisterjahre.

An den großen Eindrücken der classischen Zeit deutscher Literatur und Philosophie durfte er seine eigene Art entfalten, ja zu mehreren der leitenden Geister in persönliche Beziehung treten. Die gewaltige geistige Erregung jener Zeiten spiegelt auch das Leben seines Vaters. Als Haupt einer zahlreichen Familie, kam er wissenschaftlicher Interessen wegen nach Jena; hier stand die Wiege von Moritz Seebeck. Bei der Schlacht von Jena mußten die Eltern aus ihrem Hause fliehen und mit den Geschwistern ward der kleine Moritz mitten durch den Kriegslärm und die brennenden Häuser fortgetragen. 1810 verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Bayreuth, der Heimath von Seebeck's Mutter, wo sie dasselbe Haus mit Jean Paul bewohnten, 1812 nach Nürnberg, dessen Gymnasium damals der von Jena her befreundete Hegel leitete, 1818 nach Berlin, wo Moritz Seebeck zuerst das Gymnasium zum grauen Kloster, seit 1823 aber die Universität besuchte. Hier fand er eine mächtige Bewegung, eine Reihe von ausgezeichneten Geistern auf der Höhe ihres Wirkens. Was ihm hier geboten wurde, — ein einjähriger Aufenthalt in Leipzig war ohne erhebliche Einwirkung —, das hat über die Richtung seines ganzen Lebens entschieden.

Seine reiche, anschmiegende und dabei fest auf den Kern des Reinmenschlichen gerichtete Natur befähigte ihn, von den verschiedenen Richtungen Bedeutendes anzunehmen, und es hat ein allgemeines Interesse, zu sehen, was an jeder Stelle sich eine solche Natur aneignete und wie sie das Mannigfache zu einem Ganzen verband.

Den Grundstock seiner Ueberzeugungen hat Seebeck von der Philosophie her gebildet. Von den einzelnen Philosophen aber hat ihn Niemand so ergriffen wie Hegel. Leuchtenden Auges schilderte er auch im Alter gern den gewaltigen Eindruck seines keineswegs fließenden, aber unmittelbar aus schöpferischem Denken quellenden Vortrages. In der Sache verehrte er Hegel vornehmlich als energischen Verkünder der Lehre von dem Walten einer objectiven Vernunft in den Dingen, von einer allem Wollen und Meinen der Individuen überlegenen, nach Weltgesetzen des Geistes fortschreitenden Entwicklung. Die nähere Ermittlung des Inhalts solcher Weltentwicklung galt auch Seebeck als Kern aller Forschung, die völlige Unterordnung des Handelns unter das Gesetz der Sache als Inbegriff der Ethik. Was er aber unter dieser „Sache“ verstand, das zeigt mit besonderer Anschaulichkeit ein Gedicht von ihm, welches Richter mittheilt.

Die rechte Sache.

Du mußt in Allem, soll dein Werk gedeihen,
Dem Wohl der Sache nur zum Dienst dich weihen;

[1]) Veröffentlicht in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, sowie auch als Sonderabdruck.

Doch Sache hörst du vieles trüglich nennen,
Drum habe acht, die rechte zu erkennen.

Was rings vor deinen Augen leibhaft stehet,
Das ist sie nie; denn alles das vergehet;
Und doch im Hier und Jetzt ist sie zu greifen,
Du gehst sie fehl, willst du ins Ferne schweifen.

Im Gegenwärt'gen ist sie, ist das Streben,
Das rastlos treibende, tiefst innre Leben,
In dem allein ans Vor das Nach sich kettet,
Aus Untergang das Ewige sich rettet.

Was je dir glückt in diesen Strom zu treiben,
Wie klein es sei, wird mit ihm dauernd bleiben;
Das Andre, wie 's auch scheine, wird verderben,
Es soll und muß, denn es ist werth zu sterben.

Auch darin ward ihm die Hegel'sche Denkart bedeutsam, daß sie den Trieb seiner Natur stärkte, über sich selbst und sein Handeln stets volle Klarheit zu haben; was er that, denkend zu thun. Die Energie, mit welcher er bei allem Unternehmen den Plan des Ganzen, die Forderungen der Sache, das Maß des eigenen Vermögens nicht nur im Voraus erwog, sondern auch fest beim Handeln gegenwärtig hielt, gab ihm in wechselnden Lagen, im Besonderen in der Leidenschaft politischer Kämpfe, Ruhe und Sicherheit des Handelns, ja eine Ueberlegenheit über manche sog. Praktiker. Das kann Niemand von einem wissenschaftlichen System lernen; aber sollte nicht eine philosophische Denkart, welche in dem Selbstbewußtsein des Geistes den Höhepunkt der Wirklichkeit findet, die natürliche Anlage gekräftigt haben?

Jedoch verfolgte Seebeck nicht einfach den Weg Hegel's. Er hätte auf ihm in Gefahr kommen können, über dem Gesetz des Ganzen den Reichthum des individuellen Lebens, über begrifflichen Feststellungen die lebendige Anschauung, über dem Inhalt die Form zurückzusetzen. Solchen Gefahren wirkte vornehmlich der Einfluß Goethe's entgegen, der durch die Freundschaft mit dem elterlichen Hause und auch durch eigene persönliche Bekanntschaft geradezu wie gegenwärtig war. Eine liebevolle Versenkung in das Schaffen Goethe's entwickelte den Grundzug von Seebeck's Wesen, sich der unendlichen Fülle des Daseins zu erfreuen und vor allem den Menschen mit seinem Streben und Schaffen zum Mittelpunkte der Arbeit zu machen. Bei Allem, was in seinen Gesichtskreis trat, auch bei der Natur und der Kunst, ging sein Interesse allererst auf das, was dabei der Mensch erlebte und aus sich machte. Aber auf die Fassung des Menschlichen wirkte wieder der Hegel'sche Grundgedanke dahin, daß nicht sowohl das Individuum nach seiner zufälligen Art und Lage als die Persönlichkeit in ihrem Verhalten zu den Problemen des Alls und der Menschheit, daß der Mensch in seinen geschichtlichen Verhältnissen in den Vordergrund trat. Dieses Interesse am Menschen gab Seebeck's Wirken den Grundton der Humanität und ließ das Bestehen auf dem Recht der Sache nicht zu einer Härte gegen die Personen werden.

Weiter aber wirkte für Seebeck Goethe als Meister echter und edler Form. Hier war die Form nicht ein der Sache nachträglich umgehängtes Gewand, sondern

die von Innen aufstrebende, vom Wesen unabtrennbare Gestalt. Damit ward sie zugleich ein Maß aller Lebensäußerung, das jedes Ungefüge, Vage und Stürmische fernhielt. Die künstlerische Art Seebeck's zeigte sich zunächst in seiner Rede, die mit dem Tact der Wortwahl die Gabe treffenden bildlichen Ausdrucks verband und den Hörenden unmittelbar in eine eigenthümliche Welt versetzte; sie zeigte sich weiter in der Geklärtheit und Anmuth aller Lebensäußerung, der auch eine vornehme und geisteserfüllte Erscheinung zu Gute kam. So zeigte in dieser Hinsicht sein Dasein einen Abglanz des Goethe'schen Geistes.

Der Respect vor den objectiven Mächten des Seins und die Ueberzeugung, daß den Kern alles Wirklichen die Persönlichkeit bilde, wirkten zusammen, um ihn die Welt der Erfahrung an weitere geistige Zusammenhänge anknüpfen zu lassen, um die Religion zu einem wesentlichen Stücke seines Daseins zu machen. Aber die Religion führte ihn weniger zur Weltflucht als zur Weltverklärung. Indem sie zugleich mit der Ehrfurcht vor überlegenen Gewalten das Maß des Menschen lehrte, ergoß sie mehr ruhiges Vertrauen und fromme Heiterkeit über alles Thun und Erfahren, als daß sie das Menschliche und das Göttliche in einen Gegensatz gebracht und unser Dasein in herbe Conflicte verwickelt hätte. Die Grundstimmung des Ganzen war insofern nicht ohne Optimismus, als die Freude an der gesammten Entwicklung des Lebens die Sorge um die Gefahren und Mißstände innerhalb dieser Entwicklung überwog.

Bei solcher Gesinnung konnte Seebeck nicht ohne Einfluß von Schleiermacher bleiben. Allerdings vermochte weder die Begründung der Religion auf das Gefühl, noch die Dialektik Schleiermacher's den Schüler Hegel's zu gewinnen. Aber die gesammte geistige Art des Mannes hat ihn gewaltig angezogen; wodurch vornehmlich, das findet sich in einem Bericht über Schleiermacher's Leichenbegängniß ausgesprochen, den die „Allgemeine Zeitung“ vom 23. Februar 1834 brachte, und den kein anderer als Seebeck verfaßt hat, wie ich aus persönlicher Mittheilung weiß. Als das, was alle in der Hochschätzung des Mannes geeint habe, erachtet er das Bewußtsein davon, „daß er zu jeder Zeit und wenn auch Andere Furcht oder Gleichgültigkeit lähmte, ebenso standhaft und besonnen als unermüdlich und kühn nach jeder Seite und mit aller Kraft für das, was er als das Höchste erkannt hatte, gekämpft hat.“ In ihm sah er einen unerbittlichen Gegner sowohl „jedes abergläubischen Heilighaltens hohler Formen“, als „jener modernen Sophistik, welche durch eine den Geist tödtende Analyse die sittlichen Existenzen zu zerstören droht“. Was er und nach seiner Ueberzeugung mit ihm die Andern an dem Mann verehrten, war „geistige Hoheit, die sich in Einsicht und Gesinnung hervorthut“.

In der Hochhaltung geistiger Freiheit, in entschiedener Abwehr alles erstarrenden Dogmatismus war und blieb Seebeck ein Schüler Schleiermacher's.

So trafen in ihm die großen Mächte der Zeit eigenthümlich zusammen; hätte er sie so unmittelbar zum Schaffen vereinigen wollen, er wäre dem Eklekticismus schwerlich entgangen. Er aber konnte bei dem Reinmenschlichen der Eindrücke verbleiben; er konnte zusammenfassen, ohne das Charakteristische abzustumpfen, weil der Mittelpunkt seiner Thätigkeit nicht im Forschen und Erweitern, sondern im Mittheilen und Erwecken lag: seine Natur war eine er-

ziehende, im weitesten und besten Sinne des Wortes. Die Schätze des geistigen Alls den Einzelnen zu vermitteln und in solcher Mittheilung auf dem gemeinsamen Grunde idealer Ueberzeugungen ein enges Verhältniß von Mensch zu Mensch zu gewinnen, das war der Punkt, an dem alle seine Interessen zusammenliefen und von dem sich ihm die Lebensaufgabe gestaltete. Die Erziehung war ihm, im Sinne eines Pestalozzi, nicht ein Modeln von draußen her, sondern ein Unterstützen der von innen aufstrebenden Natur, eine Handreichung, ein Dienen, nicht ein Befehlen. Den vollen Lohn aufopfernder Thätigkeit fand er in der Freude an dem Aufgehen des Lebens; ja seine Natur war insofern sokratischer Art, als das eigne Werden und Denken sich wesentlich in der Mittheilung an den Andern gestaltete. So war die Erziehung nicht eine zufällig gewählte Aufgabe, sondern eine Nothwendigkeit seines Wesens.

Das alles entschied mit Sicherheit über die genauere Richtung seines Studiums, über das Arbeitsfeld seiner Thätigkeit. Er fand es in der classischen Philologie, der Philologie in dem philosophischen und historischen Sinne eines Boeckh, den er als Meister der Forschung sein ganzes Leben hindurch treu verehrte. Was ihn am Alterthum anzog, und warum dasselbe ihm die bleibende Grundlage der höheren Bildung dünkte, das bedarf bei jenen Grundanschauungen keiner Erörterung. Für sich fand er hier den Berührungspunkt zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und dem Wirken zum Menschen; hier faßte er die reichen Interessen seines Geistes zusammen, um sie als Lehrer und Erzieher in lebendige Thätigkeit umzusetzen.

So entschied bei ihm die Wahl des Studiums der Philologie zugleich für die Laufbahn des Gymnasiallehrers. Eine Reihe von Jahren wirkte er unter großer Anerkennung am Joachimsthal'schen Gymnasium und war zugleich einige Zeit im Altenstein'schen Ministerium als Hilfsarbeiter unter Johannes Schulze beschäftigt. In diese Epoche fällt seine Verheirathung mit der treuen Gefährtin seines Lebens, Ida von Krausenec, einer Tochter des Generalstabschefs von Krausenec. So schien schon früh sein Leben und Wirken in ruhige Bahnen geleitet.

Aber nun führte ihn das Geschick Schritt für Schritt weiter zu neuen Aufgaben. Im Jahre 1835 kam an ihn ein Ruf, als Gymnasialdirector nach Meiningen zu gehen, wo eine Umgestaltung der Schulverhältnisse nach preußischem Muster in Aussicht genommen war. Die zwanziger und dreißiger Jahre waren ja Zeiten nicht bloß gewaltiger wissenschaftlicher Bewegung, sondern auch eines unablässigen Fortschreitens der inneren Organisation. Für das Gelehrtenschulwesen stand hier Johannes Schulze voran, seine Empfehlung war bei der Berufung Seebeck's mit im Werke. Für Seebeck macht diese Berufung insofern einen bleibenden Abschnitt, als seine Thätigkeit sich damit dauernd von Preußen nach den sächsischen Herzogthümern verlegte. Er blieb darum in dem Sinne Preuße, daß er stets alles Heil für die politische Entwicklung Deutschlands von der preußischen Führung erwartete; er blieb es auch in dem weitern, gemäß der altpreußischen Tradition alles Wirken als einen pflichtmäßigen Dienst am Ganzen zu verstehen; aber eben seine Natur mußte sich lebhaft angezogen fühlen von der großen geistigen Tradition Thüringens, von der reichen Entwicklung des indivi-

duellen Lebens, welche die dortigen Verhältnisse mit sich bringen. Daß in kleineren Kreisen wissenschaftliches und künstlerisches Schaffen ohne zu enge Verflechtung mit den Nothwendigkeiten und den Schwankungen eines größern Staatslebens erblühen könne, das betrachtete er als einen erheblichen Vorzug deutscher Entwicklung. So ist er nicht nur für das Recht der kleinen Staaten innerhalb des nationalen Ganzen stets aus voller Ueberzeugung eingetreten, er hat in Thüringen, wo ja auch seine Wiege stand, seine zweite Heimath und sein Grab gefunden.

Jene Stellung als Gymnasialdirector behielt er aber nicht lange. Bald übertrug ihm der Herzog die Leitung der Erziehung seines einzigen Sohnes, des jetzt regierenden Herzogs von Meiningen. Die eigenartige Aufgabe übernahm Seebeck unter manchen Bedenken, aber sie fand ihn innerlich nicht unvorbereitet. Der neuen Stellung gab seine tiefe und vielseitige Bildung einen sichern Rückhalt; fand er überhaupt in der Erziehung den Höhepunkt seines Wirkens, so mußte ihm die Uebernahme der Gesammterziehung eines reichbegabten und zu hoher Stellung berufenen Knaben und Jünglings eine fesselnde und bedeutsame Aufgabe werden. Wie er diese Aufgabe behandelte, das hat Kuno Fischer mit feinem Tact zu lebendiger Anschauung gebracht; mit welchem Erfolge er sie löste, darauf ziemt es sich nicht, hier einzugehen. Nur das sei erwähnt, daß die für das deutsche Theater so wichtige künstlerische Entwicklung des Herzogs insofern in directem Zusammenhange mit Seebeck's Erziehungsmaximen stand, als diese es entschieden verwehrten, hervorragende menschliche Anlagen zu unterdrücken, weil sie dem besondern Lebensberuf keinen unmittelbaren Nutzen brächten. Denn das Ganze der menschlichen Bildung stand ihm immer vor allen besonderen Zielen; der Erzieher aber sollte auch in dem vorliegenden Fall „von früh an zur möglichst freien Entwicklung des eigensten Wesens mitbehilflich sein". Auch sonst bewährte sich in diesem Verhältnisse Seebeck's Art, überall auf das Reinmenschliche zurückzugehen; rasch fand sich jenes gegenseitige Vertrauen, jene innere Gemeinschaft der Arbeit, ohne die das Werk nicht hätte gedeihen können. Auch hier wuchs aus den amtlichen Beziehungen eine menschliche und freundschaftliche Verbindung hervor, die das ganze Leben hindurch in gegenseitiger Treue beharrte. Forderte das Erziehungswerk in seinem täglichen Laufe die Concentration gleichmäßiger Arbeit, so fehlten nicht manche Anregungen, nicht Blicke in die weite Welt. Im Besondern zu erwähnen ist hier eine Reise nach England (1842) und ein gemeinsamer Aufenthalt auf der Universität Bonn (1844—45). Hier wie dort gewann Seebeck Anschauungen und Bekanntschaften, die für weitere Phasen seines Lebens wichtig wurden.

Mit diesem Bonner Aufenthalt war sein Erziehungswerk beendet. Das Vertrauen seines Fürsten berief ihn zunächst in höhere Verwaltungsämter der Schule und der Kirche. Auf einen größeren und bewegteren Schauplatz aber führten ihn die Ereignisse von 1848.

Am 31. Juli 1848 ward er vom Herzog von Meiningen zu seinem Gesandten bei der provisorischen Centralgewalt, dem Erzherzog-Reichsverweser, in Frankfurt am Main ernannt und bald auch von Sachsen-Weimar bevollmächtigt; später vertrat er im Verwaltungsrathe und im Fürstencollegium der Union zu Berlin,

in Erfurt und beim Congreß in Frankfurt allmälig elf Regierungen: die der sachsen-ernestinischen, der anhaltinischen, der schwarzburgischen und der reußischen Staaten. Mit wichtigem und verantwortlichem Amte sah sich der Schüler Goethe's und Hegel's mitten in den Strom der Ereignisse, in den Widerstreit der Interessen und die Leidenschaft der Parteien hineingestellt; nie war sein Wirken so entfernt von der Quelle seiner Bildung, nie hatte er die Weite seines Geistes und die Kraft seiner Gesinnung auf einem so fremdartigen Gebiete zu bewähren. Aber es bewährte sich hier in der That die Ueberlegenheit einer in den wesentlichen innern Verhältnissen sicher begründeten Natur. Sein Vermögen, bei Menschen und Dingen über den Schein hinaus auf den Kern zu gehen, die unbestechliche Klarheit seiner Einsicht, die keine Illusionen über die reale Lage der Dinge aufkommen ließ, die Wahrhaftigkeit und männliche Offenheit seines Handelns, sie gaben seinem Urtheil wie seinem Wirken eine große Bedeutung. Wenn die geschichtliche Entwicklung ein politisches Urtheil bestätigen kann, worüber bekanntlich die Gelehrten streiten, so hat sie das seine bestätigt. Denn in allen Hauptzügen war es eben das heute Erreichte, was seinem Denken als Ziel vorschwebte.

Wie sehr aber sein Wirken und seine Persönlichkeit geschätzt wurden, das bekundeten zunächst die Vertrauenserweise seiner Fürsten und der Werth, den sie seinen Rathschlägen beilegten, das bekundete nicht minder die geachtete Stellung, welche er in Frankfurt selber einnahm. Zu manchen hervorragenden Männern trat er in engere Beziehung, mit Niemandem schloß er ein so enges Freundschaftsverhältniß wie mit dem Bremer Bürgermeister Smidt, dem Gründer Bremerhavens. Daß der einunddreißig Jahre ältere Bremer Staatsmann, dessen Ueberzeugungen durchaus in republikanischen Zusammenhängen wurzelten, daß diese kernige, thatkräftige Natur einen so herzlichen und dauernden Freundschaftsbund mit Seebeck schloß, das zeigt besonders deutlich, daß der Verkehr am Hofe Seebeck nicht zum Höfling gemacht hatte. Wie man aber in weiteren Kreisen über die politische Fähigkeit Seebeck's dachte, zeigt die wenig bekannte Thatsache, daß ihm nach Abgang des Gagern'schen Ministeriums am 11. Mai 1849 vom Reichsverweser das Ministerium des Innern und damit zugleich die Leitung des Reichsministeriums angeboten wurde. Seebeck lehnte ohne alle Bedenkzeit ab. „Armes Deutschland!" so hatte er schon ein halbes Jahr vorher beim ersten Auftauchen eines solchen Planes geschrieben (s. K. Fischer S. 87): „Wenn man einen alten Schulmeister darauf ansieht, ob er nicht der Mann sein möchte, im großen weiten Reiche Ordnung zu halten!" Als dann die Frage wirklich an ihn kam, bewährte sich die Klarheit seiner Selbstkenntniß. „Du weißt," so schreibt er in einem Privatbriefe (s. Fischer S. 90), „daß in mir das Gemüth zu sehr vorwaltet, als daß ich eine Bahn betreten könnte, wo es nothwendig werden dürfte, mit Kanonen statt mit Worten zu sprechen. Dies zu können, fordert eiserne Naturen."

Von der Aussichtslosigkeit der damaligen Bestrebungen schon früh überzeugt, beharrte er dennoch unverdrossen am Werke, so lange er hoffen konnte, irgend etwas zu nützen. Aber auch das war bald nicht mehr der Fall. Am 5. Juli 1850 schrieb er in einem vertraulichen Briefe (s. Fischer 80): „Neulich hat Radowitz zu einem Freunde gesagt: O! wenn ich doch Schulze hieße und in

irgend einem Winkel Deutschlands unbeachtet säße. Ich kann das Letztere wohl haben, ohne den Namen aufgeben zu müssen."

Ohne äußern Erfolg ging seine Thätigkeit zu Ende; innerlich brachte sie ihm Vieles. Der Einblick in die Wirklichkeit des politischen Lebens entschied für die Dauer über seine persönlichen Ueberzeugungen von staatlichen Dingen. Vor Allem hatte sich ihm die Selbständigkeit der politischen Welt gegenüber allen Theorien eingeprägt, die Unmöglichkeit, mit bloßen Einsichten den Lauf von Dingen zu lenken, deren Entscheidung erstenorts bei den Interessen und Leidenschaften liegt. Aber auch das Unvermögen aller bloß subjectiven Gesinnung, die Ohnmacht auch des edelsten Wollens ohne entsprechendes Können war ihm augenscheinlich geworden. So galt ihm die Politik vielmehr als eine Kunst, und zwar als eine, die mehr als andere Tradition, Talent und Uebung verlange. Das moderne Leben mit der Verwicklung seiner Aufgaben und der Verflechtung des Staates in alle Probleme der Menschheit schien ihm durchaus nicht dazu angethan, um den Schwerpunkt der politischen Entscheidung unmittelbar in die Einzelnen und von ihnen her in die Parlamente zu verlegen. Im Besonderen fürchtete er, daß, was als Fortschritt der Verfassung leichten Eingang finde, für die Verwaltung, ja die Culturentwicklung sich als Nachtheil erweisen möge; nicht minder auch, daß aus der Auflösung der historischen Zusammenhänge zu Gunsten der unbedingten Herrschaft des Individualitätsprincips eine Steigerung der hierarchischen Macht und damit eine Gefährdung der Freiheit erwachsen werde.

Aber wenn die Form, in welcher die Zeit nach Freiheit strebte, nicht die seine war, er blieb darum ein entschiedener Anhänger und Verfechter der geistigen Freiheit; was immer in politischen Dingen nach Reaction aussah, war ihm zuwider; noch mehr waren es die Bestrebungen, das ewig fortquellende und immer neue Formen hervortreibende religiöse Verlangen der Menschheit an die Dogmen einer vergangenen Zeit zu binden. Eben in der geschichtlichen Bewegung des Geistes sah und suchte er das Walten des Göttlichen; sectenartig dünkte ihm Alles, was sich dem Zuge dieser Bewegung entgegenstellte, selbst wenn es die Mehrzahl der Stimmen gewinnen sollte.

So kam auch von hier aus seine Art der Aufgabe entgegen, die ihm nach Abschluß seiner diplomatischen Thätigkeit übertragen wurde, der Aufgabe, als Curator die Geschäfte einer Universität zu leiten, welche in der regen Theilnahme an der Bewegung des Geisteslebens ihren Ruhm sieht. — Die Stellung, welche ihn in Jena erwartete, war äußerlich und innerlich voller Schwierigkeiten. Einen Curator hatte Jena längere Zeit nicht gehabt, das Amt schien Manchem überflüssig, wohl gar lästig; das Vertrauen der akademischen Lehrer hatte Seebeck erst zu gewinnen. Ferner waren die äußeren Mittel verhältnißmäßig gering; auf den Curator fiel die erste Sorge, wie mit ihnen den unaufhörlich wachsenden Forderungen der einzelnen Wissenschaften zu genügen sei. Auch der amtliche Geschäftsgang hatte wegen der Betheiligung von vier Staaten an der Universität eigenthümliche Schwierigkeiten. Aber andererseits war es außerordentlich viel, was ihn zu diesem Amte hinzog und dafür geeignet machte. Ihm selbst war es nach den aufregenden Wirren der letzten Jahre wie eine Befreiung, zu geschlossener Concentration geistiger Arbeit zurückzukehren, und nirgends hätte er sich dabei

wohler fühlen können, als in der kleinen Stadt seiner Geburt, die ihm durch große Traditionen, durch die Anmuth der Lage, durch die Leichtigkeit des persönlichen Verkehrs mit bedeutenden Männern so Vieles bot. Und kein Amt konnte ihm willkommner sein als dieses, das den ganzen Reichthum seiner Interessen und seiner Welt- und Menschenkenntniß einem Zusammenhange des Wirkens dienstbar machte, das bei allen Ansprüchen an seine organisirende Kraft das Verhältniß vom Menschen zum Menschen in den Vordergrund stellte und ihn gleichsam seine erziehende Thätigkeit in höherer Potenz wieder aufnehmen ließ. Abermals war ihm ein Amt zugefallen, das nicht dem Menschen eine bestimmte Richtung aufdrängte, sondern das sich durch die Persönlichkeit erfüllte und mit ihrer Bedeutung wuchs.

Seebeck faßte nach seiner Art die Aufgabe des Amtes in großem Sinne. Er verstand sie nicht als die eines bloßen Verwaltungsbeamten, der den Geschäftsgang zwischen dem Staate und der Universität zu vermitteln habe; noch weniger strebte er darnach, sie aus vorgesetzter Stellung bureaukratisch anzuordnen. Vielmehr fand er darin sein Ziel, als wissenschaftlicher Mann das Ganze der Wissenschaft in der besonderen Verkörperung, wie es die Universität Jena bot, mit allen Kräften rastlos zu fördern. Seine principiellen Ueberzeugungen von der Wissenschaft waren dabei völlig im Geiste jener großen Denker, zu deren Füßen er gesessen hatte. Mit unermüdlicher Energie vertrat er nach außen wie nach innen vor allem den absoluten Selbstwerth der wissenschaftlichen Arbeit, die Hoheit der Forschung rein um des Erkennens willen. Daraus ergab sich ihm einmal, daß der Staat die Universitäten nicht als bloße Bildungsanstalten für praktische Zwecke behandeln, noch weniger aber Interessen der jeweiligen politischen Lage in ihre Verwaltung hineintragen dürfe. Auch solle sich der Staat keine Sorge um etwaige Gefährlichkeit wissenschaftlicher Lehren machen; die Wissenschaft werde den Irrthum um so sicherer überwinden, je mehr sie unbekümmert um alles Andere allein den Zweck der Wahrheit verfolge. Für den Gelehrten aber ergab sich aus solcher Schätzung der Wissenschaft die Maxime, bei seinem Schaffen nicht einen Einfluß jenseits der Forschung zu suchen und wohl gar um die Gunst wechselnder Tagesströmungen zu buhlen, wenn anders er nicht seine Erstgeburt für ein Linsengericht verkaufen wolle. Die Wissenschaft, das war seine Ueberzeugung, wird den Einfluß auf das Leben um so sicherer finden, je weniger sie ihn sucht. Indem sie mehr und mehr die Gründe der Dinge erschließt und die Weiten des Alls eröffnet, verwandelt sie den Bestand der geistigen Existenz; solche Wandlung aber wird mit Nothwendigkeit durch ihre innere Macht die Gemüther ergreifen und die Verhältnisse beherrschen.

Mit solcher Ueberzeugung eng verbunden war ein unermüdliches Dringen auf den Zusammenhang aller Erkenntniß, ein energisches Verwahren dagegen, daß über den Wissenschaften die Wissenschaft verloren gehe. Die Eindrücke der Jugend und die Forderungen der Gegenwart wußte Seebeck hier in glücklicher Weise zu verbinden. Daß sich der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeit von den fundamentalen Fragen in die reiche Verzweigung der einzelnen Gebiete verlegt hatte, das verstand nicht nur seine historische Einsicht als nothwendig, sondern das ließ ihn auch sein Sinn für den Reichthum des Daseins freudig begrüßen; dazu hatten

ihn die Weite seiner Interessen, enge persönliche Beziehungen und die Mannigfaltigkeit seiner Stellungen in so vielfache Berührung mit den einzelnen Wissenschaften gebracht, daß ihm keine der Hauptdisciplinen fremd war. Ist es ihm doch wiederholt zugestoßen, von hervorragenden Gelehrten, deren Rath er in Berufungssachen persönlich einholte, und zwar von Gelehrten ganz verschiedener Fächer, für einen Fachgenossen gehalten zu werden. Aber andererseits waren ihm die Gefahren der wachsenden Specialisirung in voller Deutlichkeit gegenwärtig, und eben in seiner Stellung sah er eine besondere Aufforderung, ihnen entgegenzuarbeiten. Das hat er denn auch mit aller Kraft gethan. Ueberall war er bemüht, das Bewußtsein des Zusammenhanges der Wissenschaften zu stärken, die den verschiedenen Gebieten gemeinsamen Ideen herauszuheben und im Besonderen aus dem Gedanken einer universalen geistigen Entwicklung alle Mannigfaltigkeit als Verzweigung eines Stammes zu begreifen.

Solche Ideen von der Wissenschaft vertrat Seebeck nicht bloß als Sache persönlicher Ueberzeugung, er war sich bewußt, eben damit im Sinne der Tradition und der Individualität der Universität Jena zu handeln.

Daß jede Universität eine solche Individualität suche und wahre, das dünkte ihm von großem Belang. Denn die deutschen Universitäten sollten mehr sein als Copien desselben Musters, mehr als eine zufällige und wechselnde Vereinigung von Gelehrten; dem Ganzen der Wissenschaft und des Culturlebens wird die einzelne Universität am besten dienen, wenn sie innerhalb der gemeinsamen Arbeit einen unterscheidenden Charakter entwickelt. Die Aufgabe der Universität Jena aber schien ihm bezeichnet schon durch den Gedanken ihrer Gründung, deutlich entwickelt aber durch die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts. Die in ihren äußeren Mitteln von jeher beschränkte Universität hatte sich stark darin erwiesen, mit jugendlicher Frische allgemeine Bewegungen des Geisteslebens zu ergreifen, in schaffender That, in anregendem Wirken voranzugehen. Was Jena für die klassische Zeit der Literatur und der Philosophie bedeutete, ist in Aller Munde; bei veränderter Lage der Zeit wirkte von Jena aus kräftig der nationale Gedanke; an dem gegenwärtigen Aufblühen der Naturwissenschaften hat wiederum Jena einen mächtigen Antheil: in Jena entwarf Schleiden seine Zellentheorie, von Jena aus hat sich die moderne Entwicklungslehre nach allen Seiten verbreitet. Seebeck's maßvoller Geist verkannte nicht die Gefahren dieser Art; aber die Sympathie für ein jugendfrisches, thatenfreudiges Schaffen konnten ihm dieselben ebenso wenig rauben als seine Ueberzeugung erschüttern, daß in dieser Richtung die Universität dauernd ihre Größe zu suchen habe. Vor Allem darauf schien es ihm anzukommen, daß Jena fortfahre eine Stätte geistiger Production zu sein; es in den Persönlichkeiten und in den allgemeinen Lebensverhältnissen dieser Aufgabe treu zu erhalten, das war der Grundgedanke, der aller Mannigfaltigkeit seines Thuns eine bestimmte Richtung und einen festen Zusammenhang gab. Was dem Schüler Hegel's von Jugend auf als Kern aller Aufgaben galt, die Hingebung an den Zusammenhang und das Gesetz der Sache, das hatte für den Mann auf der Höhe seines Wirkens in dem Verhältniß zur Universität Jena seine Verkörperung gefunden.

Es war Seebeck eine große Freude, in solchem Streben von den verschiedensten Seiten kräftige Unterstützung zu finden. Seine ideale Auffassung der Wissenschaft

sah er von edlen Fürsten und hervorragenden Staatsmännern getheilt und gefördert; nicht minder erkannten auch die akademischen Kreise bald, wie viel sie an ihm besaßen; man sah, wie er seine bedeutende Kraft ganz dem Dienst der Sache widmete, und wie Niemand von der Würde und der Freiheit der Wissenschaft größer denken konnte als der Mann, welcher zwischen dem Staat und der Universität in der Mitte stand. Natürlich blieben darum Meinungsverschiedenheiten, namentlich in Berufungsfragen, nicht aus, und es soll nicht behauptet werden, daß dabei die Seebeck'sche Art, den einzelnen Fall vom Principiellen und Ganzen her zu behandeln, gegenüber einer anderen, ihn ohne weitere Voraussetzungen nach seiner unmittelbaren Lage zu nehmen, immer im Recht war. Aber solche Differenzen lösten sich meistens schon vor aller amtlichen Erörterung in gegenseitiger persönlicher Verständigung; einen verbitterten Charakter annehmen konnten sie schon deswegen nicht, weil Seebeck nie die Autorität des Beamten, sondern immer nur die Gründe des wissenschaftlichen und welterfahrnen Mannes in die Wagschale warf, und weil gegen die absolute Lauterkeit seiner Absichten nie auch nur der leiseste Zweifel aufkommen konnte. Am ehesten lag darin eine Gefahr seiner Art und seiner in Hegel begründeten Ueberzeugung, das siegreich Aufsteigende und mächtig sich Ausbreitende als an sich werthvoll zu schätzen, das minder Glückliche aber als minder bedeutend zu erachten. Eine Gefahr sagen wir, nicht schon ein Mißstand. Denn von ganzer Seele war er bemüht, Jedem das Seine zu geben, an Jedem das Positive zu sehen und auch der minder hervortretenden und von Anderen übersehenen Leistung zur Anerkennung zu verhelfen.

Solches Wirken für die Sache hätte keinen Fortgang haben können ohne die Entwicklung mannigfacher Beziehungen zu den Persönlichkeiten der Umgebung. Aber zur Anknüpfung solcher Beziehungen trieb Seebeck keineswegs bloß das Interesse seines Amtes, sondern die Nothwendigkeit seiner Natur. Seine amtliche Stellung mit aller officiellen Anerkennung hätte ihm kalt und unbefriedigend gedünkt, hätte nicht zu den Männern, in deren Kreise er lebte, ein Verhältniß gegenseitigen Wohlwollens, geistigen Austausches, womöglich herzlicher Freundschaft stattgefunden. Das fand sich aber bald und in reichem Maße. Vor Allem wirkte dazu die hervorragende Gabe Seebeck's, mit der ganzen Weite seiner Interessen das Schaffen der Anderen in selbstloser, freudiger Hingebung mitzuerleben. Namentlich im unmittelbaren persönlichen Verkehr wußte er sich ganz in den Gedankenkreis des Anderen zu versetzen, die Spannung seiner Probleme, die Freude seiner Erfolge zu theilen. Dankbaren Sinnes glaubte er in diesem Verkehr nur zu empfangen; in Wahrheit gab er viel mehr zurück, als er empfing. Was ihm gebracht wurde, das wußte er aus seiner philosophischen und universalen Art bald zu vertiefen, bald weiterzuführen; mit großem Geschick ward der Kern der Sache herausgehoben, mit allgemeinen Ideen verknüpft oder auch durch Analogien aus anderen Gebieten bereichert. Ja selbst wenn Seebeck nur im Ausdruck das Dargebotene von sich aus formulirte, so kam es in klarer und edler Gestalt, mit deutlicher Abstufung des Wesentlichen und minder Wesentlichen, und daher wie ein neues an den Urheber zurück. Dabei war seine Theilnahme so activ, so jugendfrisch, daß er nach Erörterung wichtiger Probleme nicht selten sofort einen Besuch erwiederte, um den angesponnenen Faden weiterzuführen, oder auch schrift-

lich seine Gedanken mittheilte. So ging von dem Manne, den die Natur nicht zu wissenschaftlichem Schaffen bestimmt hatte, und der sich selbst wohl scherzhaft mit einem Kaufmanne verglich, der seine Waaren nicht selbst producire, sondern sich nur bemühe, sie an den rechten Ort zu bringen, eine mächtige Anregung zum Schaffen aus. Auf manche Forscher der verschiedensten Fächer hat er so einen stillen, aber erheblichen Einfluß geübt und gerade durch diesen Verkehr von Person zu Person viel dazu beigetragen, Jena seiner alten Aufgabe treu zu erhalten. Dabei hatte solcher Verkehr keineswegs den Charakter peinlichen Ernstes. Seebeck's Umgangsart war voll liebenswürdigen Humors, sein Haus, von seiner umsichtigen und thatkräftigen Frau bestens verwaltet, eine Stätte froher und feiner Geselligkeit; aber bei allem Frohsinn blieb immer ein geistiger Gehalt und die Richtung auf ein Wesenhaftes.

Natürlich hatte das Verhältniß Seebeck's zu den einzelnen Persönlichkeiten verschiedene Grade der Herzlichkeit. Aber mochte seine Art praktischen Naturen zu weit ausholend erscheinen, sein Idealismus klugen und kühlen Menschen kaum verständlich sein, in Summa waren doch in geradezu seltener Weise überaus viele Männer aller Richtungen, Gemüthsarten, Lebensstellungen ihm in herzlicher Gesinnung zugethan und erachteten die Freundschaft mit ihm als ein werthvolles Gut ihres Lebens.

Durch solches Wirken für die Sache und solchen Verkehr mit den Personen hat Seebeck in langjähriger Thätigkeit einen mächtigen Einfluß auf Jena geübt. Es war ihm vergönnt, für die Organisation der Universität, sowie durch Errichtung neuer Institute u. s. w. Bedeutendes zu schaffen, er sah die einzelnen Wissenschaften in reger Entwicklung und zugleich ihre Vertreter in lebendigem, fruchtbarem Verkehr, wie er sich heute selten findet. Nicht nur die Naturwissenschaften betraten neue Wege, die Jenaische Theologie bewahrte und befestigte ihre angesehene Stellung, Männer wie Pfleiderer, Lipsius, Schrader wurden nach Jena berufen; wie die Medicin auf der Höhe der Entwicklung stand, zeigt genügend die Thatsache, daß die gegenwärtigen Leiter der bedeutendsten Kliniken, Gerhardt in Berlin, Leube in Würzburg, Nothnagel in Wien, nach einander in Jena wirkten; das Jenaische staatswissenschaftliche Seminar wurde unter Hildebrand's Leitung eine Pflanzschule der Nationalökonomen. Dabei behauptete sich die alte Tradition des Hochhaltens universeller Bildung: in der Philosophie lehrte mächtig Kuno Fischer, in der Geschichte Adolf Schmidt. Auf allen Gebieten begannen zahlreiche jüngere Gelehrte als Docenten ihre Laufbahn, so zeigt das Personalverzeichniß vom Sommer 1861 zuerst Ernst Haeckel und zwar als Docenten der Medicin.

Als 1858 das Jubiläum der Universität unter allseitiger Theilnahme gefeiert wurde, war die Empfindung allgemein, daß Jena seiner Aufgabe nicht untreu geworden sei, sondern dieselbe mit frischen Kräften in die Zukunft weiterführe. Seebeck hielt damals die Rede bei der Einweihung des Johann Friedrich-Denkmals, das namentlich durch seine Bemühungen zu Stande gekommen ist; er pries in derselben das Geschick und die Art der Jenaischen Universität „immer mit der innerlichen Kraft geistigen Ringens mehr als mit der Hilfe äußerer Mittel ihr wachsendes Gedeihen erarbeiten zu müssen". Jenes Fest war ein Höhepunkt seines Lebens.

In solchem Sinne hat Seebeck über sechsundzwanzig Jahre unter reicher Anerkennung des Staates und der Universität gewirkt; er hat dieses Wirken immer als Kern seiner Lebensarbeit erachtet. Langsam kamen die Boten des Alters, aber sie kamen und waren für ihn ein Wink, sich von dem geliebten Amte zurückzuziehen, das in die Hände des vortrefflichen und die Arbeit in edlem Sinne fortführenden, nun auch schon dahingeschiedenen Freiherrn von Türcke überging.

Für Seebeck folgten Jahre stiller Sammlung. Im Rückblick auf ein reiches Leben wandte er sich besonders gern wieder zu den Interessen der Jugendzeit. Kant und Hegel wurden neu vorgenommen, die Alten eifrig gelesen, die Probleme der Culturentwicklung und Menschenbildung durchdacht. Neben der philosophischen Betrachtung der Dinge stand jetzt mächtiger die historische; dem Fortschritt des Ranke'schen Werkes zu folgen, war eine Hauptfreude seiner letzten Jahre. Abgesehen von der Häuslichkeit, die ihn wohlthuend umfing, ward jetzt sein Leben stiller und einsamer. Wohl blieb ihm Aller Werthschätzung und Hochachtung, sowie ein engerer Verkehr mit manchen Freunden; aber die Gemeinschaft des Wirkens und den ununterbrochenen wissenschaftlichen Verkehr mußte er entbehren, und das war für seine Natur in Wahrheit eine Entbehrung. Auch die Zeitereignisse berührten ihn in Manchem fremdartig. Die Ausdehnung der Bewegung auf die Massen, die Zurückdrängung der idealen Fragen durch die Bedürfnisse der physischen Existenz, die wachsende Leidenschaft des Kampfes ums Dasein, die Verbitterung der Parteien, alles das erfüllte den Mann, der die Weltanschauung Goethe's und Hegel's durch das Leben bewahrt hatte, mit schweren Sorgen für die Zukunft. Allerdings hielt dem gegenüber seine philosophische Ueberzeugung unerschüttert daran fest, daß im letzten Grunde überall eine Idee walte, und daß sich schließlich aus allen Wirren die Vernunft siegreich herausheben werde; aber den unmittelbaren Eindruck der Disharmonien völlig verwischen konnte diese principielle Ueberzeugung nicht. So ward ihm die Außenwelt fremder und er zog sich immer mehr in eine innere Welt des Geistes und des Glaubens zurück, ohne sich aber der orthodoxen oder der pietistischen Art der Religiosität irgend anzunähern.

Am 7. Juni 1884 ging sein reiches Leben zu Ende. An seinem Grabe sprach aus dem Kreise und im Sinne der Universitätsgenossen Lipsius bedeutende und tiefempfundene Worte.

Das Andenken von Seebeck's Wirken ist mit der Universität Jena unzertrennlich verknüpft; in den Herzen der Freunde aber bleibt lebendig die Persönlichkeit des Mannes, dessen Denken und Sein die classische Zeit geistigen Schaffens unter uns gegenwärtig hielt, und der die reichen Schätze seines Geistes jeden Augenblick in den Dienst der Freundschaft zu stellen bereit war.

Deutschland und das Elsaß.

Selten ist eine politische Maßregel von einem großen Volke mit solcher Einstimmigkeit und Entschiedenheit gefordert worden, wie nach den ersten Siegen des Jahres 1870 die Wiedervereinigung des Elsaß mit Deutschland. Es war einer jener großen, seltenen Momente, wo man, nach des Dichters Wort, dem Weltgeist näher ist als sonst, wo das Nothwendige, das geschichtlich Geforderte sich auch dem schlichtesten Verstande mit der Evidenz eines mathematischen Satzes aufdrängt. Daß die Bevölkerung des Elsaß mit vereinzelten Ausnahmen gegen die Lostrennung von Frankreich leidenschaftlich protestirte, wurde in der freudetrunkenen Stimmung jener Tage kaum beachtet. Der eigenen überschwänglichen Liebe zu dem schönen Lande traute man die Kraft zu, die Herzen seiner Bewohner im Sturme zu erobern.

Die optimistischen Illusionen jener Tage hatten ihren Grund in einer sehr entschuldbaren Unkenntniß der Sachlage. Man schmeichelte sich mit der Vorstellung, daß das Elsaß immer nur äußerlich mit Frankreich verbunden gewesen, daß der deutsche Charakter des Volkes, wie ein hundertmal wiederholtes Schlagwort lautete, nur „mit einem französischen Firniß überzogen" sei. Seither hat die Erfahrung eines halben Menschenalters gezeigt, daß die französische Herrschaft Geist und Herz des Volkes verändert hatte, und daß in der neuen Provinz nicht eine momentane Erregung zu bemeistern, sondern eine bedeutende geistige Macht zu überwinden war.

Als das Elsaß sich von uns trennte, war Deutschland politisch erniedrigt und zerrissen, in seiner materiellen und geistigen Cultur tief gesunken. Das Land wurde einem Organismus eingefügt, in welchem bei allen schweren Schäden des Volkslebens doch die Unterordnung aller Einzelinteressen unter die centrale Staatsidee streng durchgeführt und neben einer festen politischen Ordnung eine äußerlich glänzende Cultur errungen war. Die Anfänge eines neuen Deutschlands in dem Verfall des alten Reichs blieben den Zeitgenossen verborgen, während der Segen einer selbstbewußten und energischen Staatsgewalt für die materielle Entwicklung des Landes sich einem jeden aufdrängte. Bei dem Besuche Karls X. im Jahre 1828 konnte der Präsident des Colmarer Appellations-

gerichts dem König ohne Uebertreibung sagen: „notre belle province est redevable à votre royale famille de plus de cent cinquante ans de prospérité et de paix succédant à des siècles de dévastations et de guerres.“

In den Stürmen des Revolutionszeitalters begann die innere politische Vereinigung des Landes mit Frankreich. An die Stelle der wesentlich passiven Beruhigung bei dem Geschehenen trat seit den großen Tagen der napoleonischen Weltherrschaft eine freudige Hingabe an die Ideen und Ziele der französischen Politik. Während die Helden der Befreiungskriege den Tag schon gekommen glaubten, um Frankreich seinen Raub zu entreißen, standen die Elsässer noch unter dem Eindrucke des Rheinbundes. Eine Flugschrift aus dem April 1815 erinnert „die teutschen Nachbarn“ höhnend an die Zeit, „da ihre Fürsten als französische Kreisdirectoren sich behandeln ließen.“

Der nationale Anschluß des Landes an Frankreich wurde in dem halben Jahrhundert nach dem Pariser Frieden vollendet. Einer der wenigen Elsässer, welche sich nach der Annexion mit Entschiedenheit auf die Seite Deutschlands gestellt haben[1]), nannte im Jahre 1854 den Elsaß „la province je ne dirai pas la plus gauloise mais la plus patriotique de l'Empire français.“ Der Gebrauch der französischen Sprache machte reißende Fortschritte und, wenn nach der Annexion von deutscher Seite mit Emphase darauf hingewiesen wurde, daß die Sprache des Elsaß deutsch geblieben sei, so ist dies eine Halbwahrheit, welche zu vielen ungerechten Urtheilen geführt hat. Gewiß ist das Deutsche immer Volkssprache geblieben, aber das Französische war zur Zeit der Annexion und ist noch heute die Sprache der Bildung. In der Sitzung des Landesausschusses vom 9. December 1881 sagte der Abgeordnete Zorn von Bulach von der französischen Sprache: „on ne la proscrira jamais de nos cœurs, parceque c'est la langue dans laquelle nous avons été élevés, c'est la langue dans laquelle nous avons appris à parler, à prier, à aimer, à travailler, à lutter et à souffrir.“ Diese pathetische Declamation enthält doch eine thatsächliche Wahrheit: das Französische beherrschte zur Zeit der Annexion nicht nur die leichte Conversation des Salons, es war das Medium für alle idealen Bestrebungen, für alle Bildungsinteressen geworden. Deutsch wird in guten Häusern nur mit den Dienstboten gesprochen, und daher ist auch dem gebildeten Elsässer das Deutsche nur in der Form des Dialects, nicht aber die Sprache Goethe's geläufig. Als die Muttersprache der Bildung hat das Französische eine gewaltige Anziehungskraft für alle vorwärts strebenden Elemente gewonnen. Selbst für den Bauern und Kleinbürger war es zur Zeit der Annexion keine fremde Sprache mehr. Man beherrschte dasselbe, soweit man seiner bedurfte, und gab ihm namentlich im geschäftlichen Verkehr den Vorzug vor der Muttersprache. Zwar durfte der Elsässer den Spott seiner Landsleute nicht scheuen, wenn er seines Französisch froh werden wollte. Denn in seinem Munde klang „projet“ wie „brochet“, und um die Unterscheidung der harten und weichen Consonanten wurde ein eben so hartnäckiger, aber eben so aussichtsloser Kampf geführt wie im Königreich Sachsen. Aber dieses arg ver-

[1]) Ludwig Spach in der Schrift über den Präfecten Lezay-Marnesia.

unzierte Französisch galt dem glücklichen Besitzer als das Zeichen höherer Cultur gegenüber dem „Dietsch“ des Bauern. Die Muttersprache hatte Ehre und Ansehen verloren. Deutscher Chauvinismus hat in diesem Punkte den neuen Landsleuten oft Unrecht gethan, indem er als bösen Willen auffaßte, was doch nur der Ausdruck einer culturgeschichtlichen Thatsache war. Leute, die ohne Bedenken die russischen Ostseeprovinzen dem deutschen Sprachgebiete zuzählen, weil dort eine herrschende Aristokratie deutsch spricht, verkennen die Bedeutung dieses Moments der Bildungssprache gegenüber den Elsässern. Aber selbst in unserem demokratischen Jahrhundert werden Charakter und Bildung eines Volksstammes, wenn man denselben, wie der Politiker soll, als eine organische Einheit betrachtet, nicht durch die Massen bestimmt, sondern durch die leitenden Gesellschaftsclassen.

Gewiß haben starke Reste deutscher Cultur der Fremdherrschaft zweier Jahrhunderte widerstanden. In denjenigen Gebieten des geistigen Lebens, welche die Volksseele am tiefsten berühren, widerstrebte das deutsche Gemüth am längsten der Annahme fremden Ausdruckes. Ludwig Spach erzählt, daß im Jahre 1840 ein protestantischer Professor in Straßburg im Gespräch mit einem französischen Literaten fast verzweifelnd ausrief: „nein, unser deutsches Christenthum wenigstens sollen sie uns lassen!“ Der 1865 verstorbene Abbé Mühe, der bedeutendste katholische Kanzelredner Straßburgs, hat nur einmal in seinem Leben eine französische Predigt gehalten. Diese war zudem, charakteristisch genug, keine Auslegung des Evangeliums, sondern eine Lobrede auf den heiligen Laurentius, und auf das Concept dieser Predigt schrieb er die Worte: „unus et unicus“. Gegen die Mitte des Jahrhunderts und vor allem unter dem zweiten Kaiserreich bekam mit der neukatholischen Geistesrichtung auch die französische Sprache die Oberhand. Noch erkannten Geistliche von ernsterer Richtung die Gefahren, welche die Unterdrückung der Muttersprache für Glauben und Sitte des Volkes mit sich brachte, und der Straßburger Domherr Cazeau schrieb seinen „Essai sur la conservation de la langue allemande en Alsace“, in welchem er den Satz vertheidigt, daß ein Land von der eigenthümlichen Lage und Geschichte des Elsaß ohne Schwierigkeiten und ohne Schaden zweisprachig sein könne. Aber die Bildungsanstalten der Geistlichkeit nahmen immer mehr einen französisch-jesuitischen Charakter an, die Schulbrüder und Schulschwestern wirkten in der Volksschule, und in den unter dem zweiten Kaiserreich besonders begünstigten „salles d'asile“ wurden den unmündigen Kindern die ersten kindlichen Sprüche und Gebete in französischer Sprache eingelernt.

Unter der protestantischen Geistlichkeit hielt die bibelgläubige Richtung an der deutschen Theologie fest. Ihre Söhne gingen nach Leipzig, Erlangen und Tübingen, und die treffliche Mühlhäuser Familie Stoeber hat durch ihre erbliche Begabung für Volkspoesie und Volksschriftstellerei der Erhaltung deutschen Wesens reiche Dienste geleistet. Die rationalistische Richtung, welche gegen Ende der französischen Herrschaft das Uebergewicht erlangt hatte, fühlte sich Voltaire und Rousseau näher verwandt als der deutschen Reformation. Sie wirkte ausgesprochen französisch und ist dieser Tendenz auch nach der Annexion getreu geblieben, während der Pietismus in seiner natürlichen Indifferenz für politische

und nationale Fragen passiv blieb und dem einbrechenden Strome französischer Bildung und Sprache keinen Widerstand leistete. Seit dem Beginn des Jahrhunderts gehörte es zu den Seltenheiten, wenn ein junger Elsässer in Deutschland studirte, während wenige gebildete Männer zu finden waren, die nicht wenigstens ein Jahr ihrer Jugend in Paris zugebracht hatten. Daher verlor auch der literarische Geschmack das Verständniß für deutsche Kunst und Bildung. Männer wie Ludwig Spach, welche durch ein reines Kunstgefühl eine Mittelstellung zwischen beiden Literaturen einnahmen, waren eine große Seltenheit. Und wie schmerzlich empfanden gerade solche den tiefen Zwiespalt in ihrer Bildung! „Den alsatischen Gelehrten und Poeten," sagt Spach, „ist es nicht wohl geworden: der Zwiespalt hat in mehr als einem Busen zu tiefe Furchen eingegraben, das Schwanken zwischen zwei Nationalitäten hat auf die innere Ruhe solcher Naturen verhängnißvoll eingewirkt. Es konnten dieselben nicht zur Klarheit kommen über ihre eigentliche Bestimmung." Dieses ergreifende Bekenntniß erklärt den Fanatismus, mit welchem die Mehrzahl der Elsässer Schriftsteller sich in das französische Element stürzte. Es galt, diesem peinigenden Zwiespalt zu entgehen, und die Energie dieses Bestrebens würde im Laufe weniger Jahrzehnte die letzten Reste deutscher Geistesbildung im Elsaß vernichtet haben.

In breiten Schichten des Volks hat auch das sittliche Leben schon viele derjenigen Züge angenommen, welche uns bei den Franzosen so peinlich berühren. Wir sind weit entfernt, das Elsaß in dieser Beziehung auf eine Linie mit Frankreich zu stellen. Aber wer längere Zeit in dem Lande gelebt hat, wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß die Anhänger des modernfranzösischen Positivismus in den gebildeten und halbgebildeten Classen zahlreich sind und daß gerade deshalb für die besten Tugenden deutschen Volksthums, die Treue in Staat und Familie, die Fähigkeit der Begeisterung für das Ideale in Kunst und Leben, Blick und Verständniß fehlen.

Wäre die Annexion des Elsaß ein halbes Jahrhundert später erfolgt, so würden wir zwischen Rhein und Vogesen ein Volk gefunden haben, dem deutsche Art und Bildung so fremd gewesen wäre wie den Polen. Die innere Wiedergewinnung des Landes, die Befreiung des Volksgeistes von der Fremdherrschaft wäre dann ein fast aussichtsloses Unternehmen gewesen.

So steht es, Gott sei Dank, heute nicht. Der historische Proceß, der vor zwei Jahrhunderten begann, war im Jahre 1870 noch nicht vollendet. Noch sind in den breiten Schichten des Bauernstandes in Sprache und Gesinnung feste Grundlagen vorhanden, auf denen eine neue Zeit bauen kann. Aber die Aufgabe, welche Deutschland durch die Annexion übernommen hat, erfordert Geduld und Thatkraft. Es ist klar, daß das Werk zweier Jahrhunderte und einer zielbewußten, rücksichtslosen Staatskunst nicht im Laufe einiger Jahre rückgängig gemacht werden kann. Hier darf überhaupt nicht nach Jahren, sondern nur nach Generationen gerechnet werden. Aber es wäre verkehrt, zu glauben, daß die Zeit, welche mitwirken muß, allein helfen könne. Die Lösung der Aufgabe erfordert ernste Arbeit. Denn hier ist ein wirklicher Culturkampf zu kämpfen, ein Kampf deutscher Bildung gegen den französischen Geist, der Herz und Leben

des Volkes durchdrungen hat, ein Kampf, dessen siegreicher Ausgang eine Ehrensache für Deutschland ist.

Daß die Unterschätzung dieser Aufgabe zu politischen Mißgriffen führen muß, dafür hat das Regiment des ersten Statthalters im Reichslande einen beherzigenswerthen Beweis geliefert.

Der Feldmarschall von Manteuffel hatte vor dem letzten Acte seines bewegten Lebens schon zweimal eine civile Regierungsgewalt ausgeübt: einmal in Schleswig unter der Herrschaft des Gasteiner Vertrages und sodann während der Occupation in Nancy. In beiden Stellungen war es ihm gelungen, als Vertreter einer unwillkommenen Gewaltherrschaft eine gewisse persönliche Popularität zu gewinnen. Diese Erfolge mochten dem greisen Feldherrn den Muth geben, die Mission nach Straßburg anzunehmen. Aber in Schleswig und Nancy kam es nur darauf an, Uebergangszustände, die ihrer Natur nach nicht dauern konnten, in einer für die Regierenden und Regierten möglichst erträglichen Weise zu gestalten. Es galt, die Gefühle der Bevölkerung zu schonen und Conflicte zu vermeiden. Hierzu war ein gebildeter und wohlwollender Mann, aber kein Staatsmann erforderlich. Ganz Anderes war in Straßburg zu leisten, und die oberflächliche Auffassung seiner Aufgabe hat dem Regiment des Feldmarschalls den tragischen Charakter vergeblicher Arbeit, verlorener Liebesmühe gegeben. Unzweifelhaft besaß Herr von Manteuffel die Kunst vollendeter persönlicher Liebenswürdigkeit, aber eine unglaublich naive Eitelkeit täuschte ihn über den Werth dieses Rüstzeuges für die Erfüllung seiner politischen Aufgabe. Er glaubte durch den Zauber seiner Person die feindliche Gesinnung der gebildeten Elsässer überwinden zu können. Daher war in den zahlreichen, stilistisch vortrefflichen, Ansprachen des Statthalters immer von ihm selbst die Rede. Er sucht Beispiele aus der Geschichte, um seine Stellung und Gesinnung zu kennzeichnen. Wie der Doge von Venedig mit der Adria, will er mit dem Elsaß vermählt sein und fordert für diese schwärmerische Hingebung die entsprechende Gegenliebe. Aus Liebe zu ihm soll die Bevölkerung ihren französischen Sympathien entsagen und die Zugehörigkeit zu Deutschland rückhaltslos anerkennen. Aber die Notabeln, welche den Statthalter umgeben und seine Schwächen ausnutzen, zeigen für die Schönheiten eines rein platonischen Verhältnisses kein Verständniß. Sie wollen praktische Liebesbeweise. Sie verlangen nach französischer Tradition als Freunde des Machthabers in allen Verwaltungsangelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen. Sie begehren für ihre Clienten Aemter, Wirthschaftsconcessionen, Straflosigkeit bei Uebergriffen aller Art und andere „faveurs administratives“, wie der französische Kunstausdruck lautet. Auch die unteren Beamten sollen ihre Rathschläge als Befehle betrachten, und wo dieser Gehorsam verweigert wird, verlangen sie die Zurechtweisung oder Versetzung des unbequemen Oberförsters oder Kreisdirectors. Der Statthalter kann nicht zurück, denn es gilt ja die Herzen um jeden Preis zu gewinnen, und so folgt aus dem System der Herzensgewinnung durch persönliche Liebenswürdigkeit zunächst das persönliche Regiment, das fortgesetzte, willkürliche Hineingreifen in den ordentlichen Gang der Verwaltung, und sodann die Notabelnherrschaft. Letztere ist das erbliche Uebel der französischen Verwaltung. Sie ist fast unvermeidlich und in gewissem

Sinne begreiflich bei einer Regierung, deren Existenz auf dem suffrage universel beruht. Denn natürlich nimmt jedes Mitglied einer souveränen Nationalversammlung einen Theil dieser Souveränetät für sich in Anspruch und betrachtet daher in seinem Wahlkreise den Vertreter der Regierung als einen Untergebenen. Aber in einem monarchischen Staatswesen fehlt für die Notabelnwirthschaft jede Entschuldigung und im Reichslande, wo gerade die höheren Gesellschaftsclassen Deutschland fremd und feindselig gegenüberstehen, muß ein Notabelnregiment nicht nur ungerecht, sondern geradezu unsinnig genannt werden.

Zwar ist das leidenschaftliche Verlangen des Statthalters nach persönlichen Huldigungen reichlich befriedigt worden. Aber politischen Erfolg haben diese Anfreundungen nicht gehabt. Auf eine glänzende Triumphreise in den Landkreis Metz, welche in der Kreuzzeitung als ein hochpolitischer Erfolg gefeiert wurde, folgte unmittelbar die Wiederwahl des unversöhnlichsten Protestlers in den Reichstag, welche gegen die Abstimmung der Stadt Metz durch eben diesen Landkreis durchgesetzt wurde. Auch die unruhige Hast des Statthalters konnte sachlich nur schaden. Bei jeder Gelegenheit sprach er unverhohlen aus, daß ihn die Aussicht auf einen langsamen und allmäligen Wechsel der Verhältnisse nicht befriedigen könne, weil ihm sein hohes Alter keine Aussicht auf ein langes Regiment biete. Die milde Resignation des Greises, welcher nach des Dichters Wort „Bäume pflanzt zum Nutzen eines späteren Geschlechts", war dem Feldmarschall fremd. Ihn lockten nur solche Erfolge, die ihm noch persönlich zum Ruhme gereichen konnten. Daher war ihm ein schöner Schein lieber als eine unbequeme Wahrheit, und einem schlechten Arzte gleich behandelte er die Symptome der Krankheit ohne den Sitz des Uebels anzutasten.

Noch immer wird in Zeitungen und Gesprächen von den Gesinnungen der Elsässer in einem Tone gesprochen, als ob die Aenderung derselben Sache des freien Willens wäre und daher durch Härte oder durch Güte erzwungen werden könnte. Aber die höheren Classen der Bevölkerung *können* gar nicht deutsch fühlen, weil sie eine französische Cultur haben. Ihre Gesinnung ist nur Folge und Symptom ihrer Bildung und kann sich nur mit dieser ändern. Die elsässische Frage ist also eine Erziehungsfrage. Wie kann der deutsche Staat auf die Heranbildung der kommenden Geschlechter einen maßgebenden Einfluß gewinnen, denselben eine deutsche Cultur geben? — das ist die Frage, welche der deutsche Staatsmann im Elsaß zu lösen hat.

Schule und Heer sind die Erziehungsmittel des modernen Staates. Daher entsprach es einem richtigen Instincte, daß die ersten Thaten der deutschen Verwaltung im Elsaß die Einführung der Schulpflicht und der Heerespflicht waren. Die Bedeutung dieser Maßregeln wurde auch von den Gegnern sofort erkannt. Die clericale Partei richtete ihre heftigsten Angriffe gegen die deutsche Volksschule, während die Autonomisten die sofortige Einstellung der jungen Elsässer in das deutsche Heer als eine verfrühte Maßregel beklagten. Aber nichts wäre verkehrter gewesen, als zwischen französischer und deutscher Herrschaft ein Interregnum einzuschieben, in welchem das Elsaß wie ein zweites Luxemburg ein staatloses Dasein geführt und seine ruhmreichen militärischen Traditionen verloren hätte. In Wahrheit ist auch die Einführung des deutschen Militärrechts im Elsaß überraschend schnell und

leicht von Statten gegangen. Auch die allgemeine Schulpflicht ist eine Thatsache, über welche längst nicht mehr discutirt wird. Den Clerus freilich kann die Regierung in Fragen der Volkserziehung nie zufriedenstellen. Aber welche unermeßliche Kluft trennt auch die Anschauungen desselben von den Idealen deutscher Bildung! In einer Sitzung des Landesausschusses wagte der Pfarrer Winterer, der unbestrittene politische Führer der Geistlichkeit, eine höhere Töchterschule in Mühlhausen auf das heftigste anzugreifen, weil in derselben Schillers Glocke gelesen werde. Hier ist in principiellen Fragen kein Ausgleich möglich, und alles Entgegenkommen der Regierung vergeblich. In beklagenswerther Schwäche gegen die Ansprüche des Clerus hat Herr von Manteuffel die gemischten Schulen geopfert und damit den Unterricht der Mädchen den religiösen Congregationen fast vollständig preisgegeben. Trotz solcher Mißgriffe hat die deutsche Volksschule im Allgemeinen erfüllt, was man von ihr erwartete, und der Bauernstand des Elsaß wird in wenigen Jahren eine so rein deutsche Cultur haben, wie vor 200 Jahren. Ganz anders aber steht es in den höheren Classen. Bis jetzt ist es denselben gelungen, ihre Söhne dem Einfluß jener beiden pädagogischen Mächte fast vollständig zu entziehen. Der Mühlhäuser Fabrikantensohn wird noch heute, sobald er der reinen Familienerziehung entwachsen ist, in ein französisches Lyceum geschickt und dort als Sohn des unglücklichen Elsaß mit besonderer Sorgfalt im französischen Geiste erzogen. Mit 16 Jahren erhält er die Entlassungsurkunde und wird auch der Nationalität nach Franzose. Nach einer Abwesenheit von einigen Jahren kehrt er zurück, läßt sich wieder in der Heimath nieder, verheirathet sich und erzeugt Kinder, mit denen dasselbe Verfahren von Neuem beginnt. So kann man darauf rechnen, daß die um 1870 geborene Generation noch französischer sein wird als ihre Väter, und wenn der geschilderten Praxis nicht bald Einhalt geschieht, so muß man es als eine unabwendbare Thatsache hinnehmen, daß im Elsaß eine deutsche Bevölkerung von einer französischen Minorität beherrscht wird.

Es ist nun freilich nicht möglich, die Söhne der gebildeten Familien für den höheren Unterricht in deutscher Sprache mit Gewalt heranzuziehen. An Gymnasien fehlt es nicht, aber diesen Anstalten entgeht gerade dasjenige Material, auf welches sie vorzugsweise berechnet sind. Der unvermeidliche Zwang muß daher bei der Frage der Nationalität einsetzen. Die Bestimmung des Reichsrechts, welche bis zum vollendeten 17. Lebensjahre volle Freiheit der Auswanderung gewährt, entspricht einem berechtigten Zuge der modernen Cultur, welche eine Ueberspannung des Nationalitätsprincips nicht erträgt. Aber Logik und Politik fordern, daß wer sich der Erfüllung seiner Bürgerpflichten entzieht, auch thatsächlich der Heimath verlustig gehe. Wer es nicht über sich gewinnen kann, seinen Sohn in die deutsche Armee eintreten zu lassen, der soll denselben dauernd nach Frankreich schicken und für ihn auf die Heimath verzichten. Wird dieses Entweder — Oder mit aller Schärfe aufgestellt, so muß sich eine Scheidung vollziehen, welche den Blick klären und die Luft reinigen wird. Die Unversöhnlichen werden das Land räumen. Diejenigen aber, denen die Heimath lieber ist als ihre politischen Traditionen, werden deutsche Soldaten werden. Sie werden durch den Fahneneid in ihrem Gewissen an Kaiser und Reich gebunden

und durch die preußische Heereszucht zu deutscher Staatsgesinnung erzogen werden. Und wenn es erst einmal feststeht, daß auch die gebildeten Elsässer Deutsche werden müssen, dann wird auch die deutsche höhere Bildung nicht mehr verschmäht, sondern gesucht werden. Dann wird auch die deutsche Schule dasjenige Material erhalten, auf welches sie zugleich human und patriotisch einwirken kann. Der Statthalter von Manteuffel hat gegen Ende seiner Regierung den Grundsatz aufgestellt, daß Söhnen von Optanten und jungen Männern, welche vor vollendetem 17. Jahre ausgewandert sind, der dauernde Aufenthalt im Reichslande nicht mehr zu gestatten ist. Damit ist nach einer fünfjährigen Periode unheilvoller Schwäche die Praxis, welche schon unter dem Oberpräsidenten von Möller geherrscht hatte, im Princip wenigstens, wiederhergestellt worden. Aber der schwankende Charakter der Anordnung, welche sich nur auf unverheirathete junge Leute bezieht und nur einen „dauernden" Aufenthalt der jungen Franzosen verbietet, fordert zu halben Maßregeln und zu schwächlicher Rücksichtnahme auf die Wünsche der Familien heraus. Eine so entscheidende Frage sollte dem administrativen Belieben ganz entzogen und ein für alle Male gesetzlich festgestellt werden. Es wäre gewiß nicht unbillig, wenn ein Reichsgesetz anordnete, daß junge Elsässer, die von der besprochenen Bestimmung des Indigenatsgesetzes Gebrauch machen, kraft Gesetzes ausgewiesen seien und nur in dringlichen Fällen mit Erlaubniß der Behörde auf drei oder vier Tage zurückkehren können. Die Naturalisation solcher Emigranten sollte nur dann gestattet werden, wenn der Heimkehrende seiner Heerespflicht nachträglich genügen kann und will. Schließlich sollten die Häupter von Familien, die ihre Söhne auswandern lassen, grundsätzlich von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden.

Es kann hiergegen eingewendet werden, daß dieses Drängen auf eine Entscheidung viele reiche Familien des Ober-Elsaß veranlassen könnte, nach Frankreich auszuwandern. Aber der kaufmännische Geist ist in dem Baumwollenadel von Mühlhausen zu stark, als daß derselbe geneigt sein sollte, seine Capitalien aus den blühenden industriellen Unternehmungen zurückzuziehen. Sollte aber in einzelnen Fällen die politische Abneigung stärker sein als die Freude am Gewinn, so würde deutsches Capital und deutsche Technik an die Stelle treten, gewiß nicht zum Nachtheil der deutschen Sache.

Durch eine rücksichtslos energische Haltung in der Nationalitätsfrage müssen die höheren Classen des Elsaß gezwungen werden, sich der deutschen Erziehung in Heer und Schule zu unterwerfen. Wenn die Regierung in diesem Punkte Energie beweist, so kann sie mit gutem Gewissen auf die Ausnahmsbestimmungen verzichten, welche kurz nach der Annexion erforderlich scheinen konnten, jetzt aber einen Gegenstand gerechter Beschwerde bilden. Im Moment der Annexion mußte man die Möglichkeit voraussehen, daß es gewissenlosen Agitatoren hier oder da gelingen könnte, einen gewaltsamen Widerstand zu organisiren. Für solche Fälle wurden durch den sogenannten Dictaturparagraphen außerordentliche Gewaltmaßregeln in Aussicht gestellt. Aber eine „Gefahr für die öffentliche Sicherheit", durch welche die Anwendung dictatorischer Befugnisse gesetzlich bedingt ist, hat im Elsaß niemals bestanden und besteht auch zur Zeit nicht. Der Dictaturparagraph hat fast nur gegen die Presse Anwendung gefunden. Er hat

eben so wenig wie das chicanenreiche französische Preßgesetz die Ausfälle der clericalen Presse zu beseitigen vermocht. Die „Union", welche durch ihre ganze Erscheinung und durch ihr wenigstens halbgebildetes Publicum zu einem gewissen Anstand genöthigt war, ist von Herrn von Manteuffel unterdrückt worden, während die clericale Winkelpresse ihre jedes Maß überschreitende Verunglimpfung aller Errungenschaften des modernen Geistes im Elsaß so gut wie diesseits des Rheins fortsetzt. Diese durch den Clerus in jedes Bauernhaus getragenen Wochenblätter wirken viel gefährlicher als große Zeitungen, weil die Receptivität ihres Publicums keine Grenzen hat. Aber polizeiliche Maßregeln können gegen solche Mächte nichts ausrichten. Wir glauben daher, daß die Abschaffung des Dictaturparagraphen und die Einführung des deutschen Preßgesetzes ohne Gefahr erfolgen könnten, und daß die Abstellung so begründeter Beschwerden nicht verschoben werden sollte.

Was wir oben gegen die Manteuffelsche Notabelnherrschaft gesagt haben, hatte nicht den Zweck, einer hochmüthigen und selbstzufriedenen Bureaukratie das Wort zu reden, welche es verschmäht, mit den einsichtigen Männern des Landes Fühlung zu suchen und zusammenzuarbeiten. Im Gegentheil ist die Heranziehung der Bevölkerung zur Mitarbeit an den Aufgaben der Verwaltung eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben der deutschen Regierung. Das französische Verwaltungsrecht ist reich an Institutionen, welche den Schein der Selbstverwaltung an sich tragen. Aber nur die Bezirkstage haben in den Finanzangelegenheiten des Bezirks und in Wegesachen ernsthafte Befugnisse. In der Kreisverwaltung, in welche die deutsche Gesetzgebung mit gutem Grunde den Schwerpunkt der Regierung verlegt hat, fehlt eine organisirte Mitwirkung der Bevölkerung vollständig. Denn die Kreistage haben in allen wichtigen Sachen höchstens berathende Stimme und führen ein vollkommen nichtiges, unnützes Dasein. Echte Selbstverwaltung soll den Gegensatz von Regierenden und Regierten dadurch mildern, daß sie die Regierten zu Regierenden macht. Dazu müssen aber die Organe der Bevölkerung wirkliche Verwaltungsbefugnisse haben und die Last der Verantwortung, welche mit dem Regieren verbunden ist, in voller Schwere fühlen. Schon unter dem Oberpräsidenten von Möller war der Entwurf einer Kreisordnung dem Landesausschusse vorgelegt worden. Dieser aber wollte von dem Project nichts wissen und hat alle Bestrebungen dieser Art fortdauernd abgewiesen. Notabelnwesen und Selbstverwaltung sind eben Gegensätze, weil diese durch gesetzliche Organisation das Bedürfniß befriedigt, dessen Bestehen zu einer willkürlichen, illegalen und nicht controlirten Einmischung in Verwaltungsangelegenheiten führt. Die Notabeln werden es immer vorziehen, indirect, ohne eigene Verantwortung durch Beeinflussung der Beamten zu regieren, wobei nur Macht zu gewinnen, aber keinerlei Mißerfolg zu fürchten ist. Auch würden in einer nach dem Princip der Selbstverwaltung organisirten Kreisvertretung die bäuerlichen Elemente zum Worte kommen, welche aus Schüchternheit und Unbeholfenheit nicht bis in den Bezirkstag und den Landesausschuß gelangen.

Freilich setzt die Einführung einer Kreisordnung die Aufhebung der Bezirke voraus. Denn da nach der bestehenden Organisation die Mitglieder der Bezirkstage nicht zugleich dem Kreistage angehören können, so müssen dem letzteren alle

Capacitäten entgehen. Eine Kreisvertretung, die ihrer Aufgabe gewachsen und fähig wäre, zu gemeinsamer Arbeit mit dem Kreisdirector einen Kreisausschuß zu bilden, kann nur dann geschaffen werden, wenn die jetzigen Mitglieder der Bezirkstage ihr angehören. Dann könnten dem Kreisausschusse Zweige der Verwaltung übertragen werden, welche jetzt von den Bezirkspräsidenten und Kreisdirectoren rein bureaukratisch erledigt werden: die Aufsicht über die Gemeindeverwaltung und über das niedere Schulwesen, verschiedene Zweige der Polizei u. a. Das Material für eine solche Ordnung der Verwaltung fehlt in dem wohlhabenden, reich entwickelten Lande keineswegs. Nur die Organe für eine gesunde Mitwirkung der Bevölkerung fehlen. Eine Reform auf diesem Gebiete würde ein wirksames Mittel sein, um den Gegensatz zwischen Regierung und Bevölkerung durch gemeinsame Arbeit zu überwinden, die politischen Antipathien zu mildern und die Bevölkerung zu deutscher Staatsgesinnung heranzubilden.

Fürst Hohenlohe hat im vergangenen Winter dem Landesausschusse, welcher auf eine Programmrede wartete, die Erklärung gegeben, daß er eine gute Verwaltung für das beste Programm halte. Und gewiß ist die Praxis der Verwaltung wichtiger als eine Verfassungstheorie. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die unklare staatsrechtliche Stellung des Landes eine Calamität ist, weil durch dieselbe haltlose und ziellose Bestrebungen hervorgerufen werden, welche die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen lassen.

Die Bildung des Reichslandes war ein Versuch einer originalen Verfassung, nach welcher in einem Theile des deutschen Bundesstaats die aus dem Begriffe desselben folgende Trennung von Centralgewalt und Staatsgewalt wegfallen und dem Reiche die gesammte Staatsgewalt zustehen sollte. Dieses Princip ist auch als solches nicht aufgegeben worden. Noch wird Elsaß-Lothringen von dem Reiche beherrscht, ohne im Bundesrathe vertreten zu sein; noch wird jeder Act der Staatsgewalt „im Namen des Reichs“ ausgeübt. Aber die Verlegung der Regierung nach Straßburg und die Bekleidung des Landesausschusses mit Befugnissen der Gesetzgebung haben die Tendenz bekundet, aus dem Reichslande einen Bundesstaat zu machen.

Schon bald nach der Annexion wurde das Schlagwort „Autonomie“ als ein Specificum gegen die Schwierigkeiten der Lage ausgesprochen. Das autonomistische Programm war eine der Regierung willkommene Reaction einer geschäftsmäßigen Behandlung der Politik gegen den reinen Idealismus des Protests. Während dieser vom Standpunkte des Gefühls und Gewissens aus jede Verhandlung mit dem Gewaltherrscher abwies, versuchten die Autonomisten die Thatsache der Annexion, deren Unwiderruflichkeit ihnen einleuchtete, durch ein halbes Entgegenkommen gegen den Sieger möglichst unschädlich zu machen. Wenn man sich in die Trennung von Frankreich fügen mußte, so bot vielleicht Deutschlands eigenthümliche Verfassung die Mittel, um die völlige Germanisirung abzuwenden. Die Verwandlung des Reichslandes in einen Bundesstaat wurde als Programm aufgestellt und ohne Widerspruch der Regierung immer stürmischer gefordert. Herr von Manteuffel hat das autonomistische Programm wiederholt in entschiedenster Weise zu dem seinen gemacht: die Ausführung desselben sollte „die letzten Monde“ seines Lebens beschäftigen. Aber bei diesem Vertragsschluß wurde nie

ein Wort darüber gesprochen, wem denn nach Beschränkung der Reichsgewalt auf die ihr im übrigen Reiche zustehenden Befugnisse die Staatsgewalt im Elsaß zustehen, wer das Reich beerben solle. Das Ideal der Autonomisten ist die Regierung des Landes durch den Landesausschuß, die Verwandlung desselben in eine souveräne Nationalversammlung. Die Regierung hingegen kann doch nicht wohl eine Republik schaffen wollen. Soll aber der neue Bundesstaat eine Monarchie werden, so kann der Monarch Niemand anders sein als der Kaiser. Im Sinne einer deutschen Regierung kann also das autonomistische Programm nur die Bedeutung haben, daß der Kaiser in Zukunft die Staatsgewalt im Elsaß nicht mehr im Namen des Reichs, sondern im eigenen Namen ausüben soll. Mit andern Worten, da Kaiser nach Reichsrecht nur der König von Preußen sein kann, an die Stelle der Reichslandsverfassung würde die Personalunion mit Preußen treten.

Den deutschen Mittelstaaten kann die Autonomie in diesem Sinne bedenklicher erscheinen als eine preußische Annexion. Denn wenn die Vertreter des neuen Bundesstaats durch den König von Preußen ernannt werden, so bedeutet dies eine Vermehrung des preußischen Uebergewichts im Bundesrathe, eine Stärkung der centralisirenden Kräfte im Organismus der Reichsverfassung. Man muß aber annehmen, daß das Einverständniß der deutschen Regierungen über diese Frage gesichert ist. Denn sonst würde Herr von Manteuffel nicht ermächtigt gewesen sein, das autonomistische Programm in officiellen Kundgebungen im vollen Umfange zu acceptiren. Die Regierung des neuen Bundesstaats würde kein leichtes Leben haben. Der jetzige Landesausschuß ist eine Notabelnversammlung, welche theils durch die Bezirkstage, theils durch indirecte Wahlen der Gemeinderäthe zusammengesetzt ist. Mit dieser Volksvertretung kann sich das Land bei einer dauernden Organisation nicht zufriedengeben. Die Ablehnung der trefflichen Gesetzentwürfe über das Immobiliarsachenrecht hat erst im letzten Jahre gezeigt, daß der jetzige Landesausschuß in seiner großen Majorität die Interessen des beweglichen Capitals vertritt und gegen die Bedürfnisse des Bauernstands gleichgültig ist. Ein künftiges Parlament muß auf breiterer Grundlage aufgebaut werden und wird dann voraussichtlich eine clericale Majorität haben. Aber diese unvermeidlichen Schwierigkeiten sind nicht groß genug, um die Lösung der Verfassungsfrage ins Unendliche zu verschieben. Das öffentliche Recht des Landes gibt der Regierung ausreichende Befugniß, um auch ohne die Unterstützung einer Volksvertretung die wesentlichen Interessen Deutschlands zu vertreten, und bei dem ruhigen, gesetzlichen Sinn der Bevölkerung, bei dem trefflichen Zustand seiner Finanzen wird sich der neue Kleinstaat eines behaglichen Stilllebens erfreuen können. Dies aber nur unter einer Voraussetzung: es muß die innerlich unbegründete Verbindung mit Lothringen gelöst und Letzteres an Preußen annectirt werden. Lothringen ist nach der Majorität seiner Bevölkerung ein grundfranzösisches Land, welches weder geschichtlich noch national mit dem Elsaß zusammenhängt. Zwar wird die Stadt Metz durch die deutsche Einwanderung und französische Auswanderung in einigen Jahrzehnten eine ganz deutsche Stadt sein, aber die Masse der lothringischen Bauern wird französisch bleiben. Ein so lebenskräftiges Staatswesen wie Preußen kann ohne Gefahr

diesen Zuwachs an Bevölkerung fremder Zunge ertragen. Aber in einem neugeschaffenen Kleinstaat würde dieses heterogene Element jede gesunde Entwicklung hindern. Der im Grunde deutsche Charakter des Elsaß ist die Thatsache, ohne welche jeder Gedanke an Autonomie ein Unsinn wäre. Wer möchte daran denken, etwa im Osten des Reichs einen polnischen Bundesstaat zu gründen? Wenn aber der Elsaß selbständig gemacht werden kann, weil er deutsch ist, so ist die Ausschließung Lothringens von der neuen Staatsbildung eine unabweisliche Folgerung. Die Einführung der deutschen Sprache für die Verhandlungen des Landesausschusses, welche in einer rein elsässischen Landesvertretung eine selbstverständliche Sache gewesen wäre, war für die Lothringer eine unverkennbare Härte und eine Ursache dauernder Verbitterung. Während im Elsaß mit aller Energie germanisirt werden muß, verdient Lothringen in allen Sprachfragen Schonung und Zurückhaltung. Lothringen wird daher wegen seiner Verbindung mit dem Elsaß immer viel härter und rücksichtsloser behandelt, als der Sache nach angemessen und gerecht wäre. Daher wird die Annexion Lothringens an Preußen zwar momentan eine heftige Erregung verursachen, aber, da die preußische Regierung den neuen Landsleuten viel schonender begegnen kann als eine deutsche Regierung im Elsaß, so wird sich der lothringische Bauer bald in sein Schicksal fügen und die Trennung von dem ihm im Grunde antipathischen Elsaß bald verschmerzen. Die Stadt Metz aber, in welcher schon jetzt die deutsche Bevölkerung das entscheidende Wort spricht, wird gewiß keinen Grund haben, sich über eine preußische Annexion zu beschweren.

Dies sind die Grundsätze, nach welchen die Verfassung des Elsaß neu geregelt werden könnte. Will das Reich das Princip des Reichslandes aufgeben und die Autonomie gewähren, so ist nicht einzusehen, weshalb man diese Maßregel verschieben sollte. Die Schwierigkeiten, welche die Einrichtung des neuen Staatswesens mit sich bringt, werden durch den Ablauf der Zeit nicht geringer und die Herbeiführung eines endgültigen, auf Dauer berechneten Zustands kann dem Fortschritt der deutschen Sache im Elsaß nur zu Statten kommen.

In dem Augenblicke, wo der deutsche Reichstag die Machtmittel bereit stellt, um die Errungenschaften des Jahres 1870, wenn es sein muß, gegen Feinde von Osten und Westen zu vertheidigen, geziemt es sich wohl, die Frage zu erörtern, wie die Aufgaben der inneren Politik, die aus jenen Errungenschaften erwachsen sind, zur Ehre Deutschlands und zum Wohl des Elsaß zu lösen sind. Möchten diese Zeilen zur Prüfung dieser Frage einen bescheidenen Beitrag liefern.

Anfangs Januar 1887.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner.

Nebst Erinnerungen und Erläuterungen
von
Eliza Wille, geb. Sloman.

I. Eingang.

Es sind schon einige Jahre vergangen, seit von begeisterten Freunden Richard Wagner's die Mahnung an mich kam, Briefe des Meisters, dessen Werke jetzt im Triumphe die Welt durchziehen, nicht als mir allein gehörend anzusehen, sondern diese aus der Fluth möglicher Gefahren des Unterganges und der Verschleuderung in den sichern Port nationaler Aufbewahrung zu retten.

Das Wagner-Museum in Bayreuth wäre wohl ein sicherer Reliquien-Schrein für den Schatz solcher Briefe gewesen. Aber der Reliquiendienst, das Wühlen im Staube nach todten Gebeinen, das Sammeln von Handschriften und Dingen, welche die Hände berühmter Menschen berührt haben, ist nicht nach meinem Sinn und ein armseliger Nothbehelf. Lebensvoll wirkt und waltet der Geist jener Männer, die schöpferisch arbeitend, künstlerisch gestaltend, Tod und Vernichtung überwunden haben. Ihre Werke, die der Welt gehören, verkünden ihre Ehre.

Ich ließ die Mahnung in meinen Gedanken ruhen; jetzt aber bei hohem Alter, wo ich, meine Papiere ordnend, Vieles durchlese und verbrenne, was nicht Andern, sondern mir allein anvertraut worden ist, daß es in Weihe des innern Verständnisses eines edlen Todes sterbe, habe ich Briefe Wagner's, welche allgemein bekannte Thatsachen berühren und mit einer bedeutenden Wendung in seinem Geschick zusammenhängen, abschreiben lassen, damit ich, die Originale für meine Familie bewahrend, auch Andere Theil nehmen lasse an dem einfach Guten, das aus diesen Briefen mir zum Herzen spricht.

Es sind fünfzehn Briefe, welche ich zusammenlege und der Oeffentlichkeit zu übergeben nicht Anstand nehme. Elf derselben sind aus den Jahren 1864 und 1865, und ihre warmen Aeußerungen hängen mit einer Zeit zusammen, die Wagner in alter Freundschaft in Mariafeld am Zürichersee in unserm Hause verlebte. Verwicklungen der widerwärtigsten Art hemmten damals seinen Lebens-

gang, so daß die eiserne Arbeitskraft, das Wollen und Schaffen seines energischen, kühnen Geistes, wenn auch nur zeitweilig und vorübergehend, daran zu erlahmen drohte.

Diese Schmerzensepisode endete mit dem Eintritt des außerordentlichen Glückes, das, wie in einem Feenland, aus der Hand eines Königs goldene Strahlen auf die umdüsterte Stirne des „Meisters der Töne" fallen ließ. Ein Jüngling, fast noch ein Fremdling in der Wirklichkeit des Lebens, unbekannt mit Regentensorgen, Verantwortung und öffentlicher Pflicht, hatte in schöner Idealität sich berufen gefühlt, die Bahn frei zu machen, die diesen hochstrebenden Geist zum Ziele führen sollte.

Nicht nur als einen Glücksfall für Wagner, auch als einen Gewinn für die Welt, die den Meister in seinen Werken bewundert, ist die Kunstbegeisterung des königlichen Jünglings zu preisen, welchen Wagner in der Widmung zur „Walküre" den „holden Schirmherrn seines Lebens" nennt. In Mariafeld hatte der Abgesandte des Königs von Bayern Wagner aufgesucht.

Die drei letzten Briefe aus den Jahren 1869 und 70 weisen hin auf das Stillleben des Glückes, welches Wagner mit der ihm ebenbürtigen Frau, Liszt's genialer Tochter, in der Nähe Luzerns, an einem der schönsten Punkte der Erde, in voller Befriedigung des Herzens, in Freiheit des Geistes, ungefährdet von der Welt auf einem Höhepunkt seines Lebens genießen durfte.

Was ist Mariafeld am Zürichersee? Auf keiner Karte ist der Name des Gutes zu finden. — Wer sind die Leute, zu denen der Schöpfer des Musikdrama's in so guter Freundschaft stand, daß er sie zu einer Zeit aufsuchte, die nicht zu den Lichtpunkten seines Lebens zählt? Zu den Berühmtheiten, die Jeder kennt, gehören sie nicht.

Die Stürme der Revolution von 1848 hatten Menschen in der Fremde zusammengeführt, die sich sonst nicht nahe gekommen wären, und ich will, indem ich von uns selbst erzähle, den Briefen Wagner's einen Rahmen geben. Ich nehme mir vor, rasch skizzirend vorwärts zu gehen, und muß doch den Leser bitten, daß er, das Hauptthema im Auge, sich die Nebenzüge gefallen lasse. —

Im Jahre 1851, nach dem Scheitern der großen Freiheitsbewegung, die im Jahre 1848 jede Stadt, jedes Dorf, jeden Fleck Deutscher Erde und jedes Herz erschüttert hatte, war Doctor François Wille, von Hamburg weg, mit seiner Familie in die Schweiz, die Heimath seiner Voreltern, gezogen. Er gehörte dem Canton Neufchâtel an durch seinen Vater, der, aus der Grafschaft Valangin stammend, mit einer Hamburgerin verheirathet in Hamburg gelebt hatte und dort verstorben war. Seinem französischen Familiennamen hatte der Vater einen seiner Vocale genommen, um ihn den Leuten, mit denen er lebte, in der Aussprache zu erleichtern, so daß der Sohn mit dem französischen Vornamen „François" dem deutschen „Wille" die Signatur gab, welche er als Journalist in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht hat. Deutsche Universitätsstudien hatten ihn mit Deutschland innerlichst verwoben; aber das burgundische Blut war in seinem Temperament, vielleicht auch in seinem Charakter.

Burgunder, also germanischen Ursprungs, sollen die französisch redenden Neuenburger sein.

François Wille hatte eine zum Theil stürmische Jugend hinter sich, ehe er in Hamburg in die Journalistik eintrat.

Die Auflösung der Familie durch geschäftliches Mißgeschick und der Tod seiner geliebten Mutter hatten den kaum dem Knabenalter Entwachsenen genöthigt, sich, alleinstehend, aus trüben Verhältnissen emporzuringen; er gab Unterricht in Latein und Mathematik. Ein später geretteter Rest des väterlichen Vermögens machte ihm möglich, seine Studien fortzusetzen. Auf der Universität gab er sich mit allen Illusionen seiner Jugend dem Verbindungsleben hin, das damals wilder, aber auch romantischer und geistig angeregter gewesen sein mag als das Corpsleben heutiger Tage. Die Kläglichkeit der öffentlichen Zustände Deutschlands drückte das ideale Streben nieder, ohne welches die Jugend verkümmert, und mag die aus lustiger Verzweiflung hervorgegangene Gründung einer „Selbstmörder-Gesellschaft" entschuldigen, über welche noch lange abschreckende Mythen verbreitet waren. Das Hambacher Fest und das Frankfurter Attentat gingen aus ähnlichen Bewegungen hervor. Wille hatte sich nicht abhalten lassen, dem Rufe zum Hambacher Feste zu folgen; aber er hat oft geäußert, wie ihn das dortige unpraktische, in großen Reden ausmündende Treiben ernüchterte und ihm für immer zur Lehre diente. Nach seinem Temperament war es ihm Bedürfniß, sich mit seiner Person einzusetzen. Rücksichtlose Worte mußte er bezahlen und, selbst ungeübt in den Waffen, hat er gern gegen überlegene Gegner sein Kaltblut auf die Probe gestellt. Die Narben von Stich-, Hieb- und Schießwunden gaben Kunde von studentischer Thätigkeit auf diesem Felde. Von einer dänischen Festung weg, auf welcher er als Secundant bei einem Duell mit tödtlichem Ausgang eine Ruhezeit zum Arbeiten und Studiren gut benutzt hatte, war er nach Hamburg zurückgekehrt und wurde dort mit Franz v. Florencourt Redacteur der „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", trat aber zurück, als er mit diesem, so hoch er ihn stellte, nicht einig gehen konnte. Er war dann anfangs mit Ludolf Wienbarg, dem Mitführer des „Jungen Deutschlands", später mit Heckscher, dem Reichsminister (zur Zeit des deutschen Parlamentes), Redacteur der „Hamburger Neuen Zeitung", hierauf wieder Mitbesitzer und Herausgeber der „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle".

Er hat nie viel Gewicht gelegt auf seine, durch den Kampf mit der überängstlichen Censur eines Kleinstaates beengte journalistische Thätigkeit; doch hat z. B. Hoffmann v. Fallersleben im dritten Bande seiner Erinnerungen dieser Thätigkeit viel Verdienst um das politische Leben der vormärzlichen Zeit nachgerühmt, und auch von anderer Seite wurde der Journalist werthgehalten, der den Ideen einer neuen Zeit, einer geknechteten Presse zum Trotz, mit guten und fein geschliffenen Waffen zu Hilfe gekommen ist. Wort und Witz standen ihm zu Gebot, und wenn er auf der Bresche täglich allen Pfeilen ausgesetzt war, die aus dem Hinterhalte auf ihn zielten, so hat ihn dieses nicht aus seiner Position gedrängt.

Ein Ziel bürgerlichen Ehrgeizes, Fortkommen und Stellung in irgend einer

Schichte der Gesellschaft schien nicht in seinen Absichten zu liegen. Er lebte nach dem Rechte der eignen freien Persönlichkeit, hatte den Umgang, der ihm gefiel; uneigennützig, aber unbeugsam in sich beharrend.

Männer wie Welcker und andere Liberale aus Süddeutschland besuchten ihn, so oft sie nach Hamburg kamen, hervorragende Persönlichkeiten aus Schleswig-Holstein schätzten den Journalisten, dessen Artikel die Rechte der Herzogthümer mit Energie vertheidigten. Heinrich Heine, Detmold, Wienbarg, Hoffmann v. Fallersleben — ich finde nicht die Namen aller der Schriftsteller und Literaten, mit denen er persönlich befreundet war. Man konnte ihn aber auch in anderer Gesellschaft finden, auch unter Männern von Geist, aber „ohne Glück und Stern". Der Humor des Lebens zog ihn an — fahrende Leute im Stile Fielding's, wie z. B. der Novellist Hermann Schiff, Ausläufer einer absterbenden Romantik, erregten Wille's Interesse. Ueberreizte Naturen, welche nur die Verzerrungen, nicht die unfreiwillige Komik mancher Lebenserscheinungen begreifen, waren ihm unsympathisch. Dem Schleswig-Holsteiner, dem grandiosen Hebbel, dessen „Judith" er in einem geistvollen Artikel besprochen hat, blieb er fern. Auch Gutzkow, der lange in Hamburg lebte, den er gut kannte, gehörte nicht zu denen, welche er aufsuchte.

Daß François Wille nicht zum Familienleben passe, hierin stimmten seine Freunde wie seine Feinde überein.

Im Jahre 1845 hat er sich dennoch verheirathet und muß wohl einiges Talent für das Familienleben gehabt haben, da er dasselbe seit bald zweiundvierzig Jahren übt und hoffentlich noch einige Jahre mehr auf Mariafeld zum Heil für Kinder und Kindeskinder fortführen wird.

Es hat sich Vieles in Hamburg verändert, die große Zeit, die seit sechszehn Jahren Alles erneut und aufbaut und kräftigt, so daß Deutschland in Einigkeit erreicht hat, was viele seiner treuen Söhne vor fünfzig Jahren wünschten und damals nicht wünschen sollten, hat auch der alten Reichsstadt ein neues Gewand angelegt. Aber der Pavillon am Jungfernstieg und der Balkon an der Seite, die der Alster zugekehrt ist, soll noch heute so fein wie in den Jahren, als François Wille dort an Sommerabenden in lebhaft angeregter Gesellschaft zu sitzen pflegte.

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten."

So sage ich unwillkürlich, indem ich unter den Nebeln einer fernen Vergangenheit nach Bildern meines frühen Lebens suche; denn habe ich den Mann skizzirt, so soll ja auch die Frau sich nennen.

„Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf.
Gleich einer alten halb verklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweg geschwunden —

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich" —

Nachdem ich mit den edlen Worten Goethe's die Weihe und das Beste der Erinnerung im hohen Alter ausgesprochen habe, dürfte ich meine Feder hinlegen; aber wir wollen die Persönlichkeit haben, — so mag sich diese, unbedeutend wie sie an und für sich ist, darstellen.

Wenn mein Mann in seiner Jugend sich durchringen mußte, so habe ich nicht des Lebens Herbigkeit in früher Zeit erfahren.

Nie waren Kinder glücklicher als wir in unserm Elternhause, durch die reinste Liebe getragen, durch das Beispiel von Vater und Mutter unbewußt zu dem, was schön und gut und recht ist, angeleitet.

Nie hat ein junges Mädchen sich nach eigenem Gefühl und Bedürfniß freier entwickeln dürfen als ich, die ich heute mit sechsundsiebzig Jahren zurückschaue auf die Segnungen meiner unvergleichlich schönen Jugend.

Wir Töchter waren in keine Schule geschickt worden, Lehrer und Gouvernante besorgten den Unterricht, fremde Sprachen gehörten zur gesellschaftlichen Bildung, der Vater sprach Englisch mit uns Kindern, es war seine Muttersprache; mit unsrer Mutter und unter uns sprachen wir Deutsch, mit der Gouvernante Französisch. Zeichnen, Musik, Tanzen, etwas Geographie und Geschichte, die Anfänge der Literatur sollten wir lernen — von den Eltern lernten wir leben, lieben, dankbar sein, dienen und gehorchen. Ehrfurcht vor den Heiligthümern jeder Religion hatte unser Vater, dem nach den Lehren englischer Moralisten die Pflicht das Höchste war, und diese war es, die er als beseelende Kraft uns ins Gewissen pflanzte. „Frei sollst du sein," so hieß es, „aber unumstößlich fest, gebunden durch übernommene Pflicht. Was deine Schuldigkeit ist, kann Niemand für dich thun." In diesem Sinne ward von ihm der Grund gelegt, auf dem wir bauen sollten in jedem Verhältniß unseres Lebens.

Zur Zeit meiner Jugend war die wissenschaftliche Ausbildung der Frau nicht wie heute. Ein Mädchen, das nach höherem Wissen strebte, lernte aus Büchern, die ihr nicht entzogen wurden, durch Umgang oder aus Gesprächen der Männer. In unserm Hause war ein freies, geselliges Leben. Ich suchte und fand die Körnlein Wissen, die ich brauchte, wie die Vögel, die in ihrem Flug Alles picken, was sie ernährt. Aber es lag Seligkeit im Suchen und im Finden!

Musik gehörte in unser Leben. Unser Vater hatte seine Quartett-Abende; sein Geigenspiel wie auch seine Weise des Vortrags tönt mir heute noch in der Seele. Meine älteste Schwester hatte eine herrliche Stimme; Louise Reichardt, die Tochter des Capellmeisters, den wir als Goethe's Freund verehren, war ihre Lehrerin. Ich hatte Clasing zum Lehrer, und dankbar bewahre ich sein Bild und weiß und fühle, was er mir gegeben hat.

Einmal im Monat waren nicht unbedeutende musikalische Aufführungen in unserm Hause. Vielleicht ist die Erinnerung schöner als die Wirklichkeit war. Es würde wohl kaum ein Musiker heutiger Tage wie ich das Quintett des Prinzen Louis Ferdinand mit Interesse spielen — freilich hatte mir Bernhard Romberg mit seinem Violoncello die Ehre der Begleitung erwiesen.

„Düstre Harmonien hör' ich klingen,
Muthig schwellen sie ans volle Herz;
In die Seele fühl' ich sie mir dringen,
Wecken mir den vaterländ'schen Schmerz."

So beginnt das Gedicht Körner's bei der Musik des Prinzen Ferdinand, den ich liebte, eben um den „vaterländischen Schmerz", der ihn nach der verlorenen Schlacht bei Saalfeld in den Tod getrieben hatte.

Ich habe anderswo erzählt, wie mein Vater, zur Zeit Napoleon's aus Hamburg (das eine französische Stadt geworden war, die vierte im Range der Monarchie Frankreich) als Engländer ausgewiesen, in Holstein schwere Jahre durchlebte; wie meine Mutter mit ihrem starken Herzen und ihrem lautern Gemüth ihm zur Seite stand, und, wie nach Hamburg zurückgekehrt, seit dem Jahre 1815 ihnen das Leben leicht und meines Vaters geschäftliche Thätigkeit segensreich geworden ist. Im Nachhall der Gefühle, welche den Befreiungskrieg Deutschlands groß gemacht haben, war ich aus der Kindheit in die erste Jugend gekommen, — mir däucht, etwas Enthusiastisches war schon im ersten dunklen Bewußtsein meiner Kindheit.

Die blaue Blume der Romantik, wie sie auf den Inseln der Seligen blüht, ist mir nie in den Sinn gekommen, aber mit Bewunderung sah ich Männer an, die den Freiheitskrieg mitgemacht hatten. Ein Freund meines Vaters, der zum Krüppel geschossen worden, ward das Ideal meiner Seele. Zu Körner's edlen Worten hörte ich Weber's wundervolle Melodien mit ihren freudigen, herzerschütternden Klängen. Noch heutigen Tages vibrirt meine Seele, wenn die alte Erinnerung wach wird. Männerwerth und Tapferkeit! Treue bis in den Tod für Vaterland und Frauenliebe! In diesem Sinne blühten die Träume der Romantik auf in mir. — Das Jahr 1830 hatte Freiheitskämpfer erweckt: Polen und Italiener zogen als Verbannte und Geächtete durch Deutschland — Verfolgte und Märtyrer unsers Vaterlandes standen vor unsren inneren Augen wie geweihte Opfer.

Ich gehe über Jahre hinweg, in welchen ich Welt und Leben, Glück und Glanz, aber auch Ernst und Tiefe, in Schmerz und Schwere kennen lernte. — Auch über die sechs Jahre gehe ich hinweg, die vorüberzogen, ehe François Wille und ich zu dem Entschlusse kamen, mit einander durchs Leben zu gehen.

Meines Vaters geliebtes England bewunderte ich und hielt es hoch, aber der Gedanke an ein lebensstarkes, todesmuthiges Deutschland, die Heimath edler Menschen, stand wie ein Lichtbild am fernen Horizonte. Der Journalist, der hierfür wirkte und strebte, hatte für mich etwas von der Bedeutung eines Ulrich von Hutten, der ja auch zu seiner Zeit ein Journalist gewesen.

Ich weiß nicht und will nicht behaupten, daß nicht auch andere mehr weibliche Beweggründe mich aus meiner Unabhängigkeit in die Abhängigkeit der Ehefrau geführt haben. Jedenfalls sind Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens mir nicht zum Schaden gediehen.

Es sind Jahre voll tiefer Erregung, voll Gemüthsbewegung erschütternder Art, die ich mit erlebt habe, während mein Mann gleichsam in einem Mittelpunkte politischer Leidenschaften stand.

Es war schlimme Zeit für Deutschland seit den Jahren, wo im Nachhall der Juli-Revolution die Blicke der Liberalgesinnten hinüber nach Frankreich schweiften, von wo aus das „ça ira" der Freiheit tönte, anders als die Begeisterung, welche einst mit feurigen Zungen geredet hatte zur Zeit des Befreiungskrieges.

Das Jahr 1830 hatte die Welt elektrisirt: Italien, Polen, Deutschland hatten sich aufgemacht. Viel Schlamm und Staub war aufgewühlt worden, den Freiheitsschatz, den man suchte, die Perle von unschätzbarem Werth, hatte Niemand gefunden: die besten Männer büßten im Gefängniß oder Zuchthaus. Unendlicher Jammer war über unzählige Familien gekommen, — Lieder, welche die Väter gesungen hatten, waren verboten: Schande und Kerkerhaft kamen über diejenigen, die von einem einigen Deutschland träumten.

Im Jahre 1840 war es, als halte das fordernde Jahrhundert den Athem an, um dem neuen Könige von Preußen zu freier Bestimmung des Guten, das von ihm erwartet wurde, Zeit zu lassen.

Als der erste preußische Landtag zusammenkam, trug ein vertrauender Glaube seine Forderungen dahin, wo des Königs Macht und des Volkes Recht mit einander wirken sollten. Aber eine Täuschung nach der andern machten Hoffnung und Vertrauen zu nichte und der Zorn regte sich über gebrochene Gelübde und vorenthaltenes Recht. — Was die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, aufgezeichnet hat, gehört nicht hierher; ich will nur noch erwähnen, mit welcher Begeisterung man nach der kleinen Schweiz schaute, als der Volksgeist dort sich gegen den Sonderbund erhob, in welchem die Einflüsterungen fremder Mächte sich fühlbar machten.

„Im Hochland fiel der erste Schuß," so sang Freiligrath als Gruß dem aufgehenden Licht entgegen. Und wie sprach ganz Deutschland sich von Süd bis Nord für Schleswig-Holstein aus, das deutsch sein und bleiben wollte und sein angestammtes Recht der Zusammengehörigkeit gegen die dänische Krone geltend machte! Nach Einheit strebend, regten sich in Deutschland die zertheilten Glieder. Mein Mann hatte damals die Herzogthümer, deren Sache er mit Wort und That verfocht, den Eckstein genannt, auf dem das Einheitsbewußtsein sich zum Heile Deutschlands aufbaue.

Vorbei rauschen Bilder und Gestalten, und doch sind's markirt lebende Gebilde, die aus den Nebeln der Erinnerung auftauchen. Ich, die ich mein Lebenlang für Freiheit und Menschenrechte geglüht hatte, sollte schaudern lernen vor den Schrecknissen und dämonischen Mächten, welche hervorbrachen in den Märztagen 1848. Schlag auf Schlag kamen die großen Ereignisse — Berlin, Wien, Dresden, Baden — die deutsche Erde schien zu vibriren von den ungeheuren Gewalten, die mit Gigantenschritten sich ins Leben drängten.

Auch in unserm alten Hamburg gährte und wogte es mit der Triebkraft der bewegten Zeit. Der neue Most sollte nicht mehr in die alten Schläuche gefaßt werden. Ich sehe noch den Zug, der auf das Rathhaus zog, wo die

versammelte Bürgerschaft saß; wie er sich vom Steinweg, von unzähligem Volk begleitet, herbewegte. Angstbleiche Gesichter sah man unter den Zuschauern.

Noch ehe der März zu Ende ging, war das Vorparlament in Frankfurt beisammen. Wille war dahin abgeordnet worden durch eine Deputation aus den hannöverischen Marschen; die Zeit hatte ihn zu höchster Thätigkeit entflammt. In unserm Hause meldeten sich auf seinen Aufruf Freiwillige zum Waffendienst in Schleswig-Holstein.

In der Paulskirche hatte Wille ein nüchternes, klares Urtheil über Vieles, was Andere zu maßloser Exaltation fortriß.

Ich war indeß inne geworden, daß ich wenig von der Natur des spartanischen Weibes habe. Unordnung und Gesetzlosigkeit erschreckten mich, und Beruhigung kam über mich, als wir dem Einzug des Alexander-Regiments zusahen, welches als Bundeshülfe in die Herzogthümer gesandt wurde. Das Regiment zog über die Esplanade nach Altona weiter, die Straße war mit grünen Zweigen geschmückt; aber preußische Soldaten waren dem Volk ein widerwärtiger Anblick. Diese hatten in Berlin gegen das Volk gestanden. Die festgeschlossene Kraft, Selbstbeherrschung und sichere Haltung sprachen von Ordnung und Ruhe; das ging mir wie eine Art von Verheißung durch den Sinn.

Ich breche hier ab; die Ereignisse jener Zeit sind allgemein bekannt. Zum Schlusse will ich nur noch sagen, daß mir mein Mann, bereits Familienvater, im Jahre 1849, als in Hamburg die gesetzgebende, aus der Revolution hervorgegangene Versammlung tagte, mit durchschossenem Oberarm ins Haus gebracht wurde. Er hatte dem Führer der Linken im Hamburger Verfassungsrathe, Doctor Trittau, vor dem Rathsaale erwidert: „Drinnen muß ich Ihre Reden auf der Tribüne anhören, hier draußen verbitte ich mir Ihre Worte." — Wille hatte übrigens, wie bei ähnlichen Begegnungen, obgleich selbst verwundet, dem Gegner über den Kopf geschossen. Auf fünfzehn Schritte Entfernung war die Forderung zu diesem Pistolen-Duell gewesen.

Genug von diesem Allen — und nur schon zu viel.

Nach dem Scheitern der ungeheuren Bewegung in Deutschland, als auch Schleswig-Holstein, von Deutschlands Bundeshülfe verlassen, auf eigene Kraft gestellt, nach der verlornen Schlacht von Idstedt zurückdiplomatisirt wurde in die alte Abhängigkeit von Dänemark, war der Aufenthalt in Hamburg für die Theilnehmer an Allem, was sich ereignet hatte, nicht mehr geboten.

Eine Zeit des Wartens, des Zuschauens aus der Ferne war gekommen. Der Stern, der mit seinem reinen Licht keine unedlen Regungen erweckt hatte, war nicht erloschen. Wer seiner Natur nach stark im Glauben ist, der hofft auf Wunder und hat den Stab des Propheten, der in der Wüste Quellen aufspringen läßt. Es war keine schwer zu durchwandelnde Wüste, die wir durchschreiten sollten, als wir Hamburg verließen. Freiwillig hatten wir uns dazu entschlossen, keine politische Verfolgung trieb uns fort.

Meine Familie, welche mit einer Art Clans-Bewußtsein sich um das geliebte Elternpaar als Haupt und Halt ihres Zusammenhanges sammelte, sah uns mit Verwunderung und ungern scheiden. „Was wollen Sie von

Hamburg weg und auf dem Lande verbauern?" So äußerte sich ein gediegener Bürger und liberaler Handwerker gegen meinen Mann, der ihm wohlwollte. Es gab noch andere gebildete Leute, welche der Meinung waren, nur im Tumult einer großen Stadt könne ein Mann von Geist, der mit der Presse sich beschäftigt habe, existiren. — „Habe ich mein Lebenlang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt," sagte Wille, „so muß ich doch wohl jetzt dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt."

Erst nach zehnjährigem Aufenthalte, als er die glücklichen Verhältnisse der kleinen eidgenössischen Republik genugsam zu kennen glaubte, betheiligte sich Wille an den öffentlichen Angelegenheiten. Seine Absicht war, sich vorderhand neben eigenen tiefen Studien seiner kleinen Landwirthschaft und der Ausbildung seiner Söhne bis zur Universität zu widmen.

Ich hab' in meinen alten Tagen so viel von Erblichkeit von Urgroßväter Seite her reden hören, daß es mir in den Sinn gekommen ist, es sei nicht unmöglich, daß ein solcher Zwang meinen Mann in die Heimath zurückgezogen habe. Die Welt lag vor uns offen; wir konnten wählen, wohin wir wollten. Italien, das Ziel der wandernden Nomaden, hätte uns verlocken dürfen. Ich hatte es schon öfter gesehen im Geleite meiner Eltern. Es war damals noch das Italien, wie Goethe und Byron es schildern, mit seiner Poesie, seiner Naturschönheit, seinen Kunstwerken und den Trümmern seiner großen Vergangenheit. Aber wir wollten seßhaft werden, Heim und Haus für unsre zwei Söhne gründen, die Poesie und Herrlichkeit Italiens paßte nicht für uns.

Auch die Schweiz hatte ich mit meinen Eltern im Jahre 1835 gesehen. Es gab damals noch keine Eisenbahnen; man reiste langsam im eigenen Wagen und wollte auch die kleinen Städte kennen lernen. Wie gefielen mir der eigenthümlich ausgeprägte Charakter in den verschiedenen Cantonen, die stattlichen Bauwerke der größeren Städte, die naiven Gemälde an den Rathhäusern und den Brückendächern! Nichts nach einem Schema, sondern nach dem Bedürfniß und dem Sinn der Zeit, in welcher es entstanden war. Als wir den Rigi besuchten, stieg man noch zu Fuß hinauf und logirte in einem Bretterhause. Wie hatte ich mich weggehoben gefühlt über den Staub der Welt in der himmlisch reinen Luft und der tiefen Stille! Nichts störte uns, nur wenige Gäste wollten wie wir die Sonne aufgehen sehen. Aus den Nebeln stiegen an jenem Morgen die Spitzen der Berge hervor, die seit uralter Zeit die Thäler und Flächen bewachen, zwischen denen gute und genügsame Menschen sich niedergelassen hatten und ein Volk in Arbeit und Tapferkeit durch Jahrhunderte seine Unabhängigkeit gewahrt hat, so daß es mit Ehren in die Weltgeschichte eingereiht ist! — Ich hatte Johannes von Müller's Schweizergeschichte gelesen. Schon der schöne Name eines Staatenbundes, der sich als „Eidgenossenschaft" zwischen den Monarchien und mächtigen Nachbarn erhalten hatte, zog mich an. Es wäre wohl in der Ordnung gewesen, wenn mein Mann bei der Rückkehr in die Schweiz dem Canton Neuenburg, welchem er angehörte, sich zugewendet hätte. Er wußte die Vorzüge des französisch redenden Theiles der Eidgenossenschaft zu würdigen.

Aber weder die Grafschaft Valangin noch Lassagne paßten zu ihm. — Es ist seltsam, wie manchmal eine Zufälligkeit dem Schicksalsgange die Richtung gibt!

Heinrich Simon, einer der Reichsregenten aus den Tagen des Rumpfparlaments, das in Stuttgart aufgehoben worden war, hatte einen Käufer gesucht für ein Gut, das er in der Nähe Zürichs erstanden und gerne wieder los sein wollte. — Hierüber hatte er nach Hamburg an Wille geschrieben. Seine Beschreibung des lieblichen Gutes, die Nähe von Zürich gaben den Ausschlag. In Zürich, der Universitätsstadt, floß der Strom lebensvoller Bildung und deutscher Wissenschaft, welche Wille nicht entbehren konnte.

Mariafeld liegt wohl eine Meile von Zürich entfernt in einer durch Thätigkeit und Fleiß blühenden Gegend; zerlumpte Armuth thut hier nicht dem Auge weh.

Etwas erhöht auf einer Terrasse, von Wiesen und Weinbergen auf sanft ansteigenden Höhen umgeben, liegt inmitten des Gartens das schlichte Haus, das in seiner Bauart eine gewisse altväterische Würde bekundet und seinen Patrizierursprung verräth. Zwei alte Nußbäume und eine hohe stolze Platane stehen auf dem Hofe, der die Einfahrt zur Freitreppe bildet. Ein fließender Brunnen, damals noch von zwei Weidenbäumen umhangen, gehört mit seinem reinen, kräftigen Wasser noch immer zu den Wohlthaten, die Mariafeld spendet. — Von Garten und Haus blickt man über den See, über das schön bebaute Gelände des jenseitigen Ufers, wo eine Ortschaft sich an die andere reiht. Die herrliche Bergkette der Glarner-Alpen zieht sich gegen Süden in die Ferne.

Als ich zum ersten Mal diese Schneegipfel rosig leuchten sah im Glanze der Abendsonne und die Glocken am ersten Sonntage mit ihren feierlichen Stimmen über den See hinübertönten und meine Knaben vor meinen Augen im Garten spielten, fühlte ich mich wie mit sanfter Gewalt zu der neuen Heimath hingezogen.

Ich habe das Durcheinanderwirren in großen Städten, das Besuchsleben und die Forderungen einer oberflächlichen, nicht rastenden Geselligkeit lebenslang gerne vermieden.

Der Verkehr mit der Stadt war damals nicht so leicht und bequem wie heutigen Tages; Mariafeld war still und einsam: hier konnten wir zu uns selbst kommen. Freiheit der Zeit und der Gedanken erschließen für den denkenden und unterrichteten Menschen Tiefen der Erkenntniß; Bücher, die stummen Freunde, reden mit eignen Stimmen da, wo sie eindringen ins Bewußtsein und werth gehalten werden zu dauerndem Umgang.

Die Ruhe war Labung nach all' den Stürmen, die wir durchlebt hatten, nach Meinungsstreit und Parteienkampf, wo in den Familien nicht mehr die alte Harmonie war, wo Freunde nicht mehr gemüthlich zusammensaßen, sondern die Nächsten und Liebsten einander verletzend entgegentraten bei Gespräch und Meinungsaustausch.

Wohl weilten meine Gedanken bei den geliebten Meinigen, bei Eltern und Geschwistern. Das Heimweh ist nicht nur eines Schweizers Sehnsucht nach seinen Bergen, auch wir Kinder der Ebene wissen davon zu sagen. — Ich hatte Stunden, wo ich in meinen Träumen das Rauschen des Meeres hörte, wo ich den grauen Himmel vermißte, und Verlangen hatte nach der Ebene, über die der

Sturmwind fährt und seine wilden Lieder singt. Ich hatte Verlangen, die alte liebe Stadt Hamburg wiederzusehen, die Thürme, die engen Gassen und die Kanäle. Alles, was ich ehemals nicht schön gefunden, wob sich mit einer Art von Märchenreiz ein in meine Phantasie.

Briefe hin und her gehend, halfen mir die Trennung ertragen.

Ich hatte unsere Möbel von Hamburg mitgenommen, weil ich am Alten hänge und mir jedes Stück lebendig wird durch den Gebrauch. Mein Mann, der sonst keine Reliquien verehrt, hielt die Medaille werth, die ihm vom Statthalter Schleswig-Holsteins überreicht worden war als Dank der Herzogthümer. Diese Medaille wird, nebst dem schwarz-roth-goldenen Bande als ein Nachhall der Idealität seines Universitäts- und Manneslebens bis zum heutigen Tage von ihm bewahrt.

Während ich zur Ruhe kam und an den langen Winterabenden, wenn meine Knaben an dem einen Ende meines Zimmers Stall- und Kutscherspiele trieben, am andern Jeremias Gotthelf las, Uli der Knecht und Uli der Pächter, und Käthi die Großmutter, die mir den „Weg zeigte durch alle Noth" zu herzinnigster Erhebung, war Wille von Parteigenossen, die in Zürich lebten (unter verschiedensten Verhältnissen ihrer Heimath entrissen), in Anspruch genommen. Aus dem Badischen waren Hilfsbedürftige gekommen, deren nicht Wenige in der Schweiz feßhaft geworden sind.

Von unsern nordischen Landsleuten waren keine bis zu uns gelangt. Wir wußten, wie viele Schleswig-Holsteiner in Hamburg vegetirten und auf bessere Zeiten hofften. Persönliche Freunde meines Mannes waren nach Amerika ausgewandert; andere, welche im holsteinischen Heere gedient hatten, waren nach dem Kap entsendet worden zur Colonisation einer Strecke Landes, welche ein Braunschweiger, ein Freund Schleswig-Holsteins, zu diesem Zwecke erstanden hatte. Es war Vieles ernst und Manches trostlos traurig. — Im December des Jahres 1851 war plötzlich wieder ein stürmisches Hoffen über Flüchtlinge und Exilirte gekommen. Mächtig hatten die Ereignisse in Frankreich auch meinen Mann ergriffen. Die „Napoleonische Mythe" hatte, wie er sagte, den Staatsstreich möglich gemacht; aber eine Revolution zur Rettung der Volksfreiheit war zu fürchten. Hierauf hofften einige der Flüchtlinge und begaben sich nach Paris. Andere, die ihr Leben arbeitend fristeten, waren des Kampfes müde und hofften auf Frieden.

In Mariafeld gestaltete sich, als der Frühling eintrat, ein heiteres und gemüthliches Leben. Mein Mann hatte Freunde in Zürich, die er von der Universität her kannte. Doctor Gieseker, der später in Zürich Professor geworden, Osenbrüggen, der in Kiel mit ihm studirt hatte, Doctor Lüning aus Westphalen, diese und ihre Familien waren uns ein lieber Umgang. — Die Universität Zürich konnte sich damals rühmen, den Physiologen Ludwig und Mommsen, den großen Historiker zu besitzen. An manchem Sonntage kamen diese nach Mariafeld und brachten eine Stimmung mit, die mir angenehm in der Erinnerung ist. Mommsen brachte uns einmal Klaus Groth's Gedichte mit und

las uns den Fischzug von Beile und Anderes vor, was mit seinem guten plattdeutschen Klange wie ein Gruß aus der Heimath mir das Herz erwärmte.

Es gibt keine angenehmere Geselligkeit, als wo ein kleiner Kreis gebildeter Männer bei einem guten Glase Wein nach Tische lange sitzen bleibt, und „Wort und Rede fließen frei." Natürlich muß Wohlwollen der Grundton der Gespräche sein und nichts von dem armseligen Gefühl durchklingen: „ôte-toi que je m'y mette."

Ich will noch eines seltsamen Gelehrten gedenken, der viele Jahre in Mariafeld aus- und eingegangen ist. Es war Professor Ettmüller, in angelsächsischer, nordischer und altdeutscher Weisheit tief gelehrt. Dieser erzählte uns, daß Richard Wagner in Zürich weile, und daß der berühmte Komponist nordische Heldensage und die Edda studire und Anweisung und Erklärung suche, weshalb Ettmüller ihn oft sehe.

Zur Zeit Oken's war der seltsame Professor, welcher Jenenser Burschenschafter gewesen, an die junge Hochschule Zürichs berufen worden, und hatte, wie mir eine alte liebe Nachbarin erzählte, Aufsehen erregt, wenn er im altdeutschen Rock mit einem Spitzenkragen und einer Guitarre am blauen Bande durch die Straße schritt, um Abends seiner späteren Frau, einer ehrsamen Züricher Jungfer, ein Ständchen zu bringen.

Ettmüller war in seinem Fache hochgelehrt. Uhland besuchte ihn, wenn er nach Zürich kam; er gehörte zu den Sonntags-Gästen des Grafen Bentzel-Sternau auf Maria-Halden, war befreundet mit Follen, dem ersten Beschützer und Freunde Georg Herwegh's. In seinen letzten Lebensjahren sah Ettmüller mit seinem langen Bart, der gleichsam von nordischem Eise starrte, wie ein wunderlicher Heiliger aus.

Ich schließe hiermit meine Plauderei über uns und Mariafeld. — Fortan sei nur dasjenige von mir mitgetheilt, was mit Wagner und unsern Beziehungen zu ihm einigen Zusammenhang hat.

II. Wagner und Mariafeld
in der Zeit von 1852 bis 1855.

Verehrte Frau!

So eben bin ich in die Nähe der Stadt aufs Land gezogen, um mich bei gehofftem guten Wetter und in freier Luft von meinen letzten Anstrengungen zu erholen. Zu meinen Erquickungsmitteln rechne ich jedenfalls einen, und wenn Sie es erlauben, auch mehrere Besuche in Mariafeld, und garnicht hätte es Ihrer freundlichen Einladung bedurft, um mich dafür zu bestimmen. Nur nächsten Sonntag möchte ich mich noch nicht schon wieder von meinem kaum betretenen Asyl entfernen und ersuche Sie deshalb, mich und meine Frau, die für Ihren Gruß schönstens danken läßt, erst an einem nächsten Sonntage erwarten zu wollen.

Mit der Bitte, meinen besten Gruß an Herrn Wille ausrichten zu wollen, bin ich

Ihr dankbar ergebener

Richard Wagner.

Zürich, 18. Mai 1852.

So lautete der erste Gruß Wagner's nach Mariafeld.

Ich hatte ihn im Jahre 1843 in Dresden in einer Abendgesellschaft bei Major Serre, dem spätern Gründer der Schillerstiftung, kennen lernen. Es war eine flüchtige Begegnung geblieben. In jenem Winter war ich noch unverheirathet und meiner Schwester zur Hilfe nach Dresden gekommen, deren Mann, ein Gutsbesitzer aus Schlesien, schwer erkrankt, dort in Behandlung eines berühmten Arztes war. Wir waren Beide nicht zu gesellschaftlicher Zerstreuung aufgelegt und eilten nach Hause. Wagner's Bild aber hatte sich mir eingeprägt: die feine bewegliche Gestalt, der Kopf mit der mächtigen Stirn, dem scharfblickenden Auge und den energischen Zügen um den kleinen festgeschlossenen Mund. Ein Maler, der neben mir saß, machte mich auf das gerade, vorspringende Kinn aufmerksam, welches wie aus Stein gehauen, dem Gesichte einen besondern Charakter gab. — Wagner's Frau hatte ein angenehmes Aeußere; sie war heiter und gesprächig und schien sich in Gesellschaft besonders wohl zu fühlen. Er war von großer Lebhaftigkeit, selbstbewußt, aber liebenswürdig natürlich.

Ich hatte den Tag vorher den „Fliegenden Holländer" gesehen; Frau Schröder-Devrient als Senta paßte in das poetische Land der Sage, welches Dichtung und Musik des Meisters vor uns aufgeschlossen hatte. Sturm und nordischer Himmel, eine von dunkeln Mächten gejagte verzweifelnde Menschenseele, die nicht Ruhe findet, bis das Opfer reiner Liebe den Fluch in Frieden und Ruhe auflöst — dieses hatte Macht über meine Phantasie: hier mußte die Musik eingreifen; denn Mystik, Sage und Poesie stimmen zu ihrem Wesen. Aus dem Wunderreich der Töne hatte der Dichter eine Sprache geholt für den aus dem Himmel Verstoßenen, der Erde nicht mehr Angehörenden, der unter Menschengestalt auf der Bühne wandelnd doch nicht ein Mensch ist. —

Hector Berlioz war damals ebenfalls in Dresden und führte seine phantastisch großen Schöpfungen auf. — Auch „Rienzi" sah ich in Pracht und Glanz der Scene. Tichatschek mit der Macht seiner Stimme imponirte als Tribun, das neu erstandene Rom begrüßte die Friedensgesandten. Reich war Alles, feurig und anregend. Frau Schröder-Devrient, welche Wagner als seine einzige Lehrerin noch in seinen späteren Jahren feiert, erschien als jugendlich edler Ritter dem Tribunen treu, den Alle verlassen: — Wagner wurde bei den so verschiedenen Schöpfungen seines Genies mit gleichem Enthusiasmus bewundert.

Es war an einem Sonntag im Mai des Jahres 1852, daß Wagner zum ersten Male zu uns kam und zwar in Gesellschaft von Georg Herwegh, dessen „Gedichte eines Lebendigen" eine Zeit, welcher wir doch Alle mehr oder minder angehörten, erschüttert hatte. Seitdem war seine Stimme verhallt. Mein Mann kannte ihn schon seit einigen Monaten persönlich. —

Die Herren waren bald im lebhaftesten Gespräch: Vergangenheit und Gegenwärtiges gaben Stoff genug. Das Auflehnen eines künstlerisch-revolutionären Geistes, welcher der Musik neue Bahnen eröffnen wollte, hatte unter dem Titel „Oper und Drama" den Namen des Componisten auch als Schriftsteller berühmt gemacht. Ohne seine letzten fertigen Werke in der Ausführung hören zu können, strebte Wagner in Zürich seinem Ziele zu. Jetzt

hatte er sich in das Studium der Edda vertieft, so sagte er, — über den Stabreim wurde von ihm hin- und hergeredet. Er sprach anerkennend von seinem Züricher Asyl und von dem „Wohlgefühl, endlich frei von den Verhältnissen zu leben," die ihm in tiefster Seele zuwider gewesen waren.

Seit diesem Tage kam er oft nach Mariafeld, von seiner Frau oder Herwegh begleitet, nicht selten auf ganze Tage. Oft auch blieben sie über Nacht.

„Ihr Mann habe keine Schuld begangen," so erzählte uns Frau Minna einmal, als wir Damen unter den Nußbäumen des Gartens saßen und die Herren zum Kaffee erwarteten. „Er hatte nur von der Höhe des Thurmes nach den Zuzügen aus den Dörfern ausgeschaut, welche von draußen der Stadt zu Hilfe kommen sollten. Er hatte nicht auf den Barricaden gestanden, wie von ihm erzählt wurde; er hatte keine Waffen genommen, hatte sich nur fliehend retten können, als preußisches Militär in Dresden einrückte." — Frau Minna hatte viel mit ihrem Manne erlebt, und die Schauder der Erinnerung aus der letzten Zeit in Dresden waren noch schlimmer als die Schicksale früherer Tage. In ihrer freundlichen Züricher Wohnung athmete sie wieder auf und stand ihrem Gemahl als sorgliche Hausfrau zur Seite. Sie war gern unter Leuten, namentlich unter sächsischen Landsleuten. Wagner's bewundernde Freunde hießen auch seine Frau mit ihm willkommen.

Herwegh war damals allein in Zürich. — Es hieß, daß eine tragische Leidenschaft ihn beherrsche. Seine Freunde zweifelten nicht daran, daß Alles sich mit der Zeit wieder ausgleichen werde; denn seine Frau war ihm mit grenzenloser Liebe ergeben. Als wir Herwegh kennen lernten, lebte sie von ihm getrennt mit ihren Kindern in Italien.

In den „Gedichten eines Lebendigen" war die hohe Gluth der Freiheitsliebe; die Parteileidenschaft waltete noch nicht ausschließlich unter den Furien des Hasses. „O, welch ein edler Geist ward hier zerstört" — das Wort Ophelia's fiel mir unwillkürlich ein bei diesem hochbegabten Dichter. Die Natur hatte ihn fein besaitet, und er war mit gewaltsamen, mächtig organisirten, zu jedem revolutionären Wagniß treibenden Männern, z. B. mit dem Russen Bakunin, zusammengekommen. Unter vornehmen und dabei socialistisch gesinnten Russen hatte er in Paris Luxus und raffinirte Geistes- und Lebensgenüsse kennen gelernt. Die ersten glänzenden Erfolge seiner Dichtungen hatten ihn emporgeschnellt; mißlungene, thörichte Unternehmungen zur Zeit des sogenannten Hecker-Putsches einen dunkeln, nicht zu verwischenden Schatten auf sein ganzes Leben geworfen.

Herwegh war ein durchaus liebenswürdiger Gesellschafter, etwas blasirt, von Feinheit der Formen. Seine Stimme hatte einen weichen, sanften Klang. Wenn er in Leidenschaft kam und heftig wurde, so fehlte seiner Stimme die Kraft. Er hatte nicht die vollen Brusttöne des in Zorn oder Liebe mächtig bewegten Gemüthes. Die Leidenschaft des Kopfes, die den Fanatiker macht und das Gift des Hasses destillirt, hatte seine edlere Lebenskraft in Lässigkeit verwandelt. Seiner Natur nach hätte er eher dazu gepaßt, ein Marquis aus der Zeit der Regentschaft zu sein, als ein Mann aus jener Zeit des Umsturzes, welche er als Frankreichs Ruhm verehrte.

Er war dem Volk entsprossen; aber er war kein Volkstribun, der die ewig unveränderlichen Rechte der Menschheit wie mit den Donnern des Weltgerichts einer „entarteten" Zeit zu verkünden sich berufen fühlt.

Durch Wagner hörten wir: Herwegh habe in seiner jetzigen Stimmung Sonette geschrieben, welche durch Form und Gehalt ihn als Dichter der Liebe unsterblich machen mußten; diese Gedichte aber wolle er niemals drucken lassen.

Die Herren, welche viel und gern in Mariafeld zusammen kamen, waren nicht beengt durch einander. So verschieden sie innerlich und äußerlich waren, Geist und Bildung, Freiheit und Weite der Lebensauffassung wußten sie unter jeder Gestalt zu würdigen.

Herwegh war nicht musikalisch, aber Wagner liebte seinen Umgang; dasselbe galt für Wille. „Sie haben keine Musik; Sie sagen, Sie schaffen nichts! Was thut's? Sie haben das Leben. Wenn Sie dabei sind, kommt man zu eignen Gedanken!" — Dieses sagte er zu Wille.

So hatte sich eine heitere Geselligkeit in Mariafeld gestaltet. Was unter den Herren besprochen wurde, konnte mich nur zum Theil interessiren: Herwegh hörte physiologische Vorlesungen bei Professor Ludwig; Wille sprach über Carlyle und Stuart Mill — Literatur, Kunst und Philosophie waren ein reiches Thema für Alle.

Gewöhnlich blieben die Herren für sich allein am Vormittage in meines Mannes Zimmer. Wenn ich zugegen war, saß ich mit meiner Handarbeit beschäftigt, Alles hörend, selten mitredend. Die Sitte der Zeit, welcher ich Erziehung und Bildung dankte, hielt es für vermessen, daß eine Frau mitredet über Dinge, die sie oberflächlich kennt, ohne je auf den Grund gegangen zu sein.

Ich hatte von meiner ersten Jugend an viel, unendlich viel gelesen: ein unruhiges sehnendes Verlangen trieb mich in die Wunderwelt hinein, in welcher die Gedanken vorzüglicher Männer walten und regieren. Eine Fülle von Glück und innerer Seligkeit war dadurch über mich gekommen; aber weder mein Vater noch andere Männer, die ich verehrte, würden sich angenehm berührt gefühlt haben, wenn ich mit meinem Wissen hervorgetreten wäre; ich selber wußte ja auch, wie arm es sei.

Eine Vielwisserin, ein Blaustrumpf! davor graust der männlichen Natur; alle Grazien fliehen vor dieser. Auf Englisch und auf Deutsch hatte ich dergleichen gehört und gelesen.

Und weil ich doch gern angenehm sein und denen, die ich liebte, gefallen wollte, so redete ich lieber nicht mit, sondern schrieb nieder, was ich dachte, was mich innerlich bewegte und was ich, während ich zuhörte, gleichsam wie der Chor in der griechischen Tragödie, mit meinen Betrachtungen in Ordnung brachte.

Herwegh hatte die Werke Schopenhauer's nach Mariafeld gebracht. Diese waren sowohl meinem Mann wie Wagner noch ganz neu, und sie machten den tiefsten Eindruck auf Beide. Wille liebt es, auf den Grund zu gehen bei jeder Gedankenarbeit — der Philosoph wurde ihm so bedeutend, daß er seine persönliche Bekanntschaft machen wollte und alljährlich nach Frankfurt reiste, um mit ihm zusammenzukommen. Wagner, mit unerhörter Schnelligkeit der Auffassung, hatte bald die Werke Schopenhauer's durchflogen. Er und Herwegh

staunten über das gelöste Welträthsel. Weltentsagung und Askese — dahin sollte die Menschheit gelangen! — Weltentsagung, Tugenden der Heiligen konnten doch nur ein leerer Schall für Männer sein, die die Welt brauchten zu ihrem Schaffen und Bestehen, während sie Genüsse des Lebens weder zu verschmähen noch zu verachten gesonnen waren.

Vieles wurde mir jetzt mitgetheilt über die uralte Weltweisheit Indiens und die Reinheit des Buddhismus. Meine Lehrmeister hatten Geist und redeten mit sybaritischem Wohlgefallen über Kunst und Poesie; aber daß der Mensch keinen sittlich freien Willen habe und nicht der Thäter seiner Thaten sei, daß ihm also das gute Ritterschwert, das ich Beherztheit und Edelsinn nenne, gar nicht zukommt — das nahm ich als eine Fabel auf, an die sie selbst nicht glaubten. Es war überhaupt eine Zeit unklarer Vorstellungen und verworrener Meinungen über Verhältnisse der Familie und Pflichten des Lebens. Die Ehre des Mannes, die in der Treue wurzelt bei übernommener Pflicht, und die Demuth des Weibes, die sich dem Manne unterordnet in ihrer tiefen Liebesstärke, sollte zurückstehen vor dem göttlichen Rechte der Leidenschaft! „Lieblose Liebe" so nennt der Chor in den Todtenspenderinnen des Aeschylos die grausame Gewalt, die, in Klytemnestra's Busen waltend, im Hause des Agamemnon Sühne fordert, so daß der Sohn zum Mörder seiner Mutter wird.

Es wollte mir auch nicht gefallen, daß uns Wagner einmal mit seiner feurigen Lebendigkeit ausmalte, wie der „Prophet von Nazareth", von der sündigen Magdalena in irdischer Liebe geliebt, in ergreifender Schönheit auf der Bühne darzustellen sei. — Ich sah ihn staunend an und verließ das Zimmer.

Ich würde dieses nicht erwähnen, wenn nicht viele Jahre später, in Umgestaltung der Persönlichkeit, Wagner's damalige Idee zur Ausführung gekommen wäre. In dem letzten Geschenke seines Genius, im Parsifal, dem ritterlichen Priester, und in der von der Gewalt böser Mächte frei gewordenen Kundry findet sich dasjenige wieder, was er im Jahre 1852 schon in seinen Gedanken trug. —

In der Höhe des Sommers ward der lebhafte Verkehr mit Mariafeld einige Zeit unterbrochen. Große Hitze war eingetreten; Wagner wollte höher in die Berge hinauf, Herwegh wollte mit ihm. Wille war zu Hause gebunden durch Familienbesuch, den wir erwarteten. — Große Freude stand mir bevor. Meine Mutter mit einer meiner Schwestern und deren Tochter war schon unterwegs. Sie reiste langsam mit eigenen Pferden von Hamburg nach Mariafeld. Sie hatte Zeit! Die Eisenbahn durfte aushelfen, aber zum Vergnügen reiste sie im eigenen Wagen. Mein Vater wollte bei der Rückkehr von Carlsbad uns einige Tage schenken und Alle wieder mit sich nach Hause nehmen.

Ich war voll Freude und glücklichster Erwartung — meine Kinder jubelten wie ich. Ich dankte es den Freunden, als sie noch einen Sonntag kamen und bis zum folgenden Tage bleiben wollten. Nachher war ja kein Platz mehr da, um sie über Nacht zu logiren. Frau Wagner war heute mitgekommen.

In meiner Freude war ich jung, ich möchte sagen übermüthig geworden, und als ich mit ihr an den Tisch trat unter den Kastanien der Terrasse, wo die Herren Platz genommen hatten und der Kaffee bereit stand, sagte ich: „Das

muß wahr sein, ein Trio seltener Art sitzt uns zwei Frauen gegenüber — der Eine ist der Schöpfer des Musik-Dramas, der Andere ist ein berühmter Dichter — Beide sind von den Musen geliebt. — — Was darf ich von dem Hausherrn rühmen?"

Und Wagner, rasch einfallend mit den Worten Suleika's aus Goethe's West-Oestlichem Divan, sagte, indem er mich lächelnd ansah:

„Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit."

Als er Wille am andern Morgen im Garten fand, sagte er „Guten Morgen, Adam!"

In unserem Hause hat Wagner keine Vergötterung gefunden; sein großes Musikgenie konnte nicht unter uns zur Geltung kommen. Was er bei uns fand, war Freundschaft und schlichte Gastlichkeit. Hiermit war er zufrieden. Wir vergaßen fast, daß er höhere Ansprüche machen dürfe.

Im Herbst des Jahres 1852 hatten wir die Freude, daß Wagner Erholung bei uns suchte nach angestrengter Arbeit. Herwegh kam dann öfter mit ihm. Die Herren mochten sich, wenn sie allein beisammen waren, mit ihren Philosophen unterhalten; für uns Damen war es angenehm, daß jetzt die Dichter an die Reihe kamen.

Herwegh rühmte die russische Sprache und Dichtkunst, Gogol und Puschkin kannte er aus dem Grunde. Unter den englischen Dichtern wurde Shelley bevorzugt und über Byron gestellt. Calderon sollte bedeutsamer sein als Schiller; denn Schopenhauer's Gedanke lebte in seinem Drama: „Das Leben, ein Traum." — Das Suchen nach den Sprachwurzeln mußte interessant sein; denn hierbei waren die Herren unermüdlich! — Es war ein wunderschöner Spätherbst; ich denke gern der heitern Stunden, die wir im Freien zubrachten. Wagner war schon früh am Morgen zum Spazierengehen aufgelegt, Herwegh hingegen lag gern in orientalischer Ruhe nicht selten Stunden lang auf dem Sopha im Zimmer und grübelte den Problemen nach, die ihn beschäftigten. Wenn er gestört wurde, fügte er sich mit der Gleichgültigkeit des Gelangweilten und schlenderte hinterher, weßhalb Wille einmal zu ihm sagte, er sei wie ein eingeschlafener Fuß. —

Meine jüngste Schwester, die mir sehr nahe steht, war damals mit ihrer Tochter in Mariafeld. Mit meiner Schwester war die Grazie eingezogen. Die Kleine und meine Knaben brachten in unser Haus das frohe Kinderleben. Ihre Herren sollten nicht allein in unserer Welt regieren; wir Frauen übten einen heilsamen Zwang aus und sprengten nicht selten das Trio auseinander.

So geschah es, daß Wagner aus der Behausung der Männer heraufkam und sich an den Flügel setzte und aus Lohengrin und Tannhäuser spielte, Alles aus dem Gedächtniß. Dazu erläuterte er die Vorgänge auf der Bühne, erklärte die Handlung, leise den Text singend. Es war eine eigenthümlich merkwürdige Art, uns, was wir nicht mit Augen sahen und was sich uns nicht mit Stimmen eines mächtigen Orchesters kund gab, wie es in Wagner's Plan und Gedanken lag, auf diese Weise hörbar zu machen und ins Bewußtsein zu bringen. Von

dem Werke, das er in Arbeit hatte, redete Wagner nicht, wohl aber von der Annehmlichkeit, sich im Müßiggange zu ergehen. Sein liebenswürdiger Humor sprach aus, daß er mit dem Fortgange seiner Arbeit zufrieden sei. — Einige Male in den klaren Herbsttagen, die sich aus Morgennebeln mit Feinheit und Kraft der Färbung entwickelten, wurden Spaziergänge auf die Höhen gemacht, an denen auch die Kinder sich betheiligen durften. Ich denke auch gerne einer Wasserfahrt nach der Au, wo die Herren die Schwere der Ruder in den ungewohnten Händen fühlten. Die Ufenau, welche Herwegh besungen hatte, wurde gemeinschaftlich besucht.

Zu Hause nach dem Abendessen blieb man an der Tafel sitzen; Altes und Neues theilte man sich mit nach der Eingebung des heitern Augenblicks.

Ich bin der Meinung, der menschliche Geist sei wie der Funke im Feuerstein, der erst hervorspringt, wenn der Stahl einer fremden Kraft ihn berührt. — „There is nothing so pleasant as the nonsense of a man of genius; but no fool should be allowed to hear it.“ Dieses Wort galt für den Humor mancher Erzählungen aus meines Mannes Studentenzeit. Seltsame Bilder waren es oft, in greller Beleuchtung, lebensvoll und fremdartig, wie Darstellungen in Callot's Manier. „Einen Decamerone des Nordens hätten Sie schreiben dürfen,“ so meinte einer der Zuhörer. Aber der Erzähler gehörte nicht zu denjenigen, welche schreibend gestalten. Die Feder in der Hand lähmte den feurigen Schwung des Geistes; Reflexion und Kritik waren ihm ein Hinderniß in der Ausführung jener phantastischen Erlebnisse, die der Romantik einer vergangenen Zeit angehörten.

Ein viel bewegtes Leben war an dem Geiste des Hausherrn vorübergegangen, seit er im Jahre 1832 als Göttinger Student zum Hambacher Fest gezogen war, wo die erste Volksbewegung gegen den deutschen Bundestag versucht ward, und er mit Georg Wirth und Venedey gegen die Verbrüderung mit den französischen geheimen Gesellschaften Stellung nahm. In Göttingen war er Corps-Senior gewesen und hatte wegen Theilnahme an einem Verruf aussprechenden Senioren-Convent (zugleich mit dem jetzigen Reichskanzler) die Universität verlassen müssen. —

In Kiel war er mit Franz von Florencourt Führer der Burschenschaft gewesen, von welcher der Kampf gegen das Dänenthum ausging.

Das Studienleben jener Zeit war weniger als das jetzige praktischen Lebenserfolgen zugewendet. Auch in den Corpsverbindungen fanden sich noch die Regungen einer romantischen Weltanschauung. Der Gedanke an Deutschlands Einheit und Wiedergeburt war damals verboten und doch für Alle die treibende Kraft.

Es gab Tage, wo die Stimmung mehr auf Sturm, als auf gutes Wetter angelegt war, und verschiedene politische Meinungen das Trio fast auseinander gesprengt hätten. Einmal ging der Zorn gegen Deutschland so weit, daß es hieß, Alles dort sei werth, daß es zu Grunde gehe. In Kunst und Bildung, in Sitte und Leben sei Alles von Grund aus schlecht und unverbesserlich.

Die zwei revolutionären Geister hatten sich so in Zorn hineingeredet, daß sie der Meinung waren, Schlösser und Paläste müsse das Volk niederbrennen, damit seine Tyrannen nicht die ‚sichere Behausung haben.‘ Wille meinte: „In Braunschweig ist's nach Eurem Willen geschehen, und der Steuerzahler hat mit großen Kosten das Schloß wieder aufgebaut.“

Als dann nach dieser Debatte Naturwissenschaft und Sprachforschung in dem Herrenzimmer betrieben wurden, kam Wagner zu uns Damen und sagte: „Die zwei Andern sind schon wieder beim Wurzel-Ausgraben, sie kommen sobald nicht davon los.“ Er lachte und that den Flügel auf. Unvergeßlich ist mir, wie er, ehe er zu spielen begann, uns den Charakter der Neunten Symphonie erklärte, und die Nothwendigkeit des Chores und des Hymnus an die Freude zur Vollendung der großen Tonschöpfung nachwies. Er hatte mit vollen Accorden gespielt; plötzlich hielt er inne und sagte zu mir: „Nun hören Sie zu, die Musen kommen herein; sie führen unter kriegerischen Klängen eine Schar Jünglinge ein:

„Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.“

Dieses sagte er halblaut vor sich hin, und nun berührte er die Tasten. — Ich habe die Neunte Symphonie seitdem öfter gehört und mit vollem Orchester; aber dieses Allegro vivace alla marcia habe ich doch nur Einmal gehört. Durch keinen Director und kein Orchester ist mir der leise, feste, sichere Tritt der Muse ins Gefühl gekommen, wie durch Wagner's Berührung meines Flügels; pianissimo, wie über Wolken wandelnd, aber näher und näher schreitend in sicherer Bewegung. Wie ging mir die mächtige Offenbarung aus dem Wunderreich der Töne auf, die in dem rhythmischen Gefühle liegt, das Allem die Haltung gibt! Ein Pulsschlag mehr oder weniger weckt oder lähmt den Geist des Hörers. — Wagner sah ernst, gehalten und doch lieblich drein. Eine alte züricher Dame, unsere liebe Gutsnachbarin, sonst so gemessen und nicht aus der Fassung zu bringen, war wie elektrisirt, als er hinterher mit voller Kraft in großartiger Begeisterung den Chor: „Seid umschlungen, Millionen“ spielte. Mitten drinnen brach er ab. „Ich kann ja nicht Klavier spielen,“ sagte er. „Ihr applaudirt ja nicht. Nun macht Ihr's fertig!“

Einige Abende später hörten wir noch mehr aus der Neunten Symphonie, und die Veranlassung war folgende: An einem Sonntag Nachmittage waren Wagner und Herwegh bei schlechtem Wetter zu uns gekommen, und es entwickelte sich ein Gespräch über Antigone. Es hatte begonnen mit Wagner's Abweisung der Musik Mendelssohn's zu den Chören.

Verschiedene Uebersetzungen der Antigone lagen vor uns. Herwegh entschied sich für die von Minckwitz. Wagner spottete über das „kluge Berlin, das bei aller Gelehrsamkeit von dem eigentlichen hohen Sinn des Mythos vom Oedipus,

von der Erhabenheit der That der Antigone doch nichts wisse trotz seinem ästhetischen Genuß." — Es kam zu einer lebhaften Controverse, und weil diese wieder in das Gebiet der Politik zu springen drohte, griff ich zu Herwegh's Gedichten und bat Wille, laut zu lesen, was ich aufgeschlagen hatte. Es ist mit dem Vorlesen wie mit Allem: die Hörer müssen der feinfühlende Widerhall dessen sein, was der Vortragende mit dem Zauber des Dichterwortes ihnen ins Bewußtsein bringt.

Ich hatte das „Reiterlied" gewählt seiner schönen Form wegen:

„Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind,
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blüh'n,
Mein Blut ja soll dich färben!
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben! —"

Mit diesen zwei Strophen bringe ich das schöne Lied in Erinnerung, das im Jahre 1847 mir zuerst den Namen Herwegh nannte. Es verfehlte auch jetzt in unserm Kreise seine Wirkung nicht. Darauf hin wollte ich noch das dreiundzwanzigste Sonett hören, aus einer Sammlung von „Dissonanzen", wie Herwegh diesen Abschnitt seiner Gedichte genannt hat. Indem ich die Schlußstrophen gebe, spreche ich die Stimmung aus, welche viele dieser Sonette athmen:

„O, sprecht, war's nicht zumeist des Unglücks Stunde,
Die Euch hinan zum Ewigen gehoben,
Der Himmelsoffenbarung Klang vom Munde?

Der Frieden nicht, der Sturm trägt uns nach Oben;
Die höchsten Freuden sind auf dunklem Grunde,
Gleich wie des Aethers Sterne eingewoben."

Wir Alle schwiegen. Herwegh saß, als gehe ihn nicht an, was doch er gesungen hatte. Wagner aber setzte sich an den Flügel und spielte aus Beethoven's Neunter Symphonie:

„Freude trinken alle Wesen —"

Dieser Jubel in den hohen Tönen des Soprans in dem vierstimmigen Gesang schien mir ein himmlisches reines Jauchzen der freigewordenen Seele. Ich dachte, es müsse Herwegh freuen, daß wir sein Edelstes verstanden.

An jenem Abend blieb man lange nach Tische sitzen. Wagner hatte damals noch nicht die obligate halbe Flasche Champagner zur Nervenerfrischung nöthig, und Wille behauptete heute nicht: „die vornehme Etikette des Bordeaux-Weines interessire Herwegh mehr als der Inhalt der Flasche." Die Herren verschmähten nicht die guten Sorten, welche aus der Tiefe des Kellers auftauchten, dem Dichter zu Ehren!

Es war um Weihnachten 1852, als die Riesenarbeit einer Dichtung, welche ihrer großartigen Anlage gemäß als Nibelungen-Trilogie entstanden war, zuerst in Mariafeld vorgelesen wurde. Wagner las sie an drei Abenden, und das dauerte bis in die Nacht hinein.

Später hat er das Werk mit dem Zusatze des Vorspieles „Rheingold" in dem großen Saale des Hôtel Baur in Zürich einem bewundernden Zuhörerkreise zum Genuß gegeben.

Ich hatte Wagner am letzten Abend der Vorlesung in unserm Hause die Laune verdorben, indem ich, während er las, hinausging. Mein kleiner Junge fieberte und verlangte nach mir.

Als ich am andern Morgen erschien, meinte Wagner: es sei ja keine Krankheit zum Tode gewesen. Es sei eine schlimme Kritik für den Autor, wenn man so davon gehe, und er nannte mich „Fricka." Dabei blieb es; ich protestirte nicht gegen den Namen. Einige Tage später verreisten wir nach Hamburg; mein Mann ging von dort nach Paris. Erst als der Frühling ins Land kam, sahen wir die eigene Heimath und die Freunde wieder.

Im Jahre 1853 hat Wagner in Zürich im Zeltwege gewohnt, wo Frau Minna, die gerne gesellig lebte, in einer angenehmen Häuslichkeit die freundliche Wirthin machte. Liszt war nach Zürich gekommen, um den Freund zu besuchen. In Weimar hatte er den „Lohengrin," welchen Wagner noch nicht in der Ausführung gehört, auf die Bühne gebracht. In hoher Freude umarmten sich die Beiden, und in glücklich erregter Stimmung verging der Tag. Mein Mann war zugegen, denn Liszt und er kannten sich schon lange. In einem Briefe Wagner's, der im Jahre 1870 gleich nach Sedan an uns geschrieben worden ist, finde ich eine Erinnerung an den Tag dieses Zusammenseins in 1853. „Als von dem Kaiser, den Liszt hoch stellte, damals die Rede war," so schrieb Wagner, „prophezeite Wille, Louis Napoleon werde doch noch in der Gosse umkommen, was Liszt, der den Kaiser persönlich kannte, sehr zu verschnupfen schien. Das kommt nun täglich bei uns zur Sprache, und Wille muß sich gefallen lassen, hier als Prophet angesehen zu werden."

Von der damaligen Begegnung mit Liszt in Wagner's Hause erzählte mir mein Mann, er habe ihm vorgestellt, ob es ihm, bei seinem Einflusse in Weimar nicht gelingen könnte, für Wagner die Rückkehr nach Deutschland zu ermöglichen, worauf Liszt entgegnete: er wisse keine Stellung und keine Bühne, die für Wagner tauglich sei. Er brauche eine Bühne, Sänger, Orchester, kurzum Alles nach seinem eigenen Sinn.

Da meinte Wille: „Das dürfte wohl über eine Million kosten?" Worauf Liszt plötzlich auf Französisch, wie das seine Art bei besonderer Erregung war, rief: „Il l'aura! Le million se trouvera!"

Ich pflegte selten zur Stadt in Gesellschaft zu gehen; einmal aber ging ich doch. Ich glaube, Semper und seine Familie waren damals in Zürich und bei diesem Abendessen zugegen, das noch etliche sächsische Freunde um Wagner's Tisch vereinte. Er selbst verschwand einen Augenblick und erschien beim Nach-

tisch in der Uniform eines königlich sächsischen Hofkapellmeisters. In etwas gekrümmter Stellung, die Hände reibend, das sein sarkastische, nicht boshafte Lächeln um den Mund, begrüßte er uns Alle mit liebenswürdigstem Humor, und besonders seiner Frau galten die neckischen Bemerkungen:

„Ja, ja Minna," sagte er, „es war wohl hübsch, und ich gefiel Dir damals! Nur schade, Du arme Frau, daß mir die Uniform so eng geworden!"

Die Uniform, wenn sie auch von dem edlen Karl Maria von Weber (den er von Kindheit auf liebte), mit Zufriedenheit getragen worden war — für Richard Wagner war sie wirklich zu eng gewesen. Sein hochstrebender Geist ließ ihn nicht ruhen.

In Mariafeld dauerten die alten Freundschaftsverhältnisse unverändert fort. Der Kreis war nur erweitert worden: Semper, der große Baumeister; Gottfried Keller, der Dichter des „grünen Heinrich"; Köchly, der Philologe (der uns den Aristophanes mit einer glänzenden Einleitung nahe brachte); Rüstow, welcher mit Köchly über Waffen und Kriegführung der Griechen ein gelehrtes Werk ausarbeitete; Moleschott, der Physiologe; Ettmüller, der urgermanische Weise, — wer nennt sie Alle, die damals gingen und kamen und Leben und Anregung mit sich nach Mariafeld brachten!

Venedey und Ruge sprachen auch vorübergehend bei uns ein. Diese Alle, mit Ausnahme von Keller und Moleschott, sind nicht mehr unter den Lebenden. Unter nur zu vielen Todten bewegen sich meine Erinnerungen!

Wenn der gute Venedey zu uns kam, der weder zu den Künstlern, noch zu den Geistreichen ersten Ranges zählte, so war er für diese der Atta Troll, der edle deutsche Tendenz-Bär: „sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung hegend in der Hochbrust" wie Heine dem germanischen Bären, in der Sprechweise Ludwig's I. von Bayern, die Grabschrift gesetzt hat.

Ich sah Venedey gerne, denn er war in Hamburg bei uns gewesen, und ich konnte mich mit ihm meiner Neigung für die alte Hansastadt hingeben, die, stolz auf ihre Flagge mit den drei Thürmen, doch auch für die junge Freiheit in der wilden Zeit von 1848 gute Regungen gezeigt hatte. — Ich schreibe es mit Freuden nieder, daß es mein Vater war, der damals eines seiner Schiffe als Anfang einer Flotte zur Verfügung stellte, welche bei den Kriegsverhältnissen mit Dänemark so nöthig war, und daß er auch andere Rheder aufforderte, dasselbe zu thun. Mein Mann hat die erste Fahrt unter der schwarz-roth-goldenen Flagge mitgemacht zur Begrüßung eines amerikanischen Kriegsschiffes, das in Bremerhaven lag. Der Reichsverweser hatte die Kommission, welche Oesterreich und Preußen zur Uebernahme der Schiffe nach Hamburg geschickt, dahin abgeordnet. Es ist bekannt, daß diese Anfänge zu einer Flotte beim Aufräumen revolutionärer Dinge unter den Hammer gebracht worden sind.

Von Venedey erfuhr ich auch, daß der junge Kudlich — den ich gleich anfangs in Zürich als Assistenzarzt Giesker's kennen gelernt und der auch meine Knaben im Scharlachfieber behandelt hatte — in New-York als Arzt in guter

Stellung lebe. Für diesen hatte ich mich immer interessirt, weil er, während er sich in Wien auf seine Doctorprüfung vorbereitete, in Folge der Märztage in den Reichstag gewählt worden war und dort in dem Gemische der verschiedensten Nationalitäten, wie die Revolution sie in Oesterreich zusammengeführt, als das jüngste Mitglied den Antrag gestellt hatte: „die hohe Versammlung möge das Unterthänigkeitsverhältniß der Bauern zu ihrem Gutsherrn mit allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufheben." Nach langem Kampf und Widerspruch war Kudlich's Antrag siegreich geblieben und angenommen worden.

Außer dieser Einen bedeutsamen That hatte der Reichstag nichts Erhebliches zu Stande gebracht. — Ich freute mich, daß der junge Arzt in Amerika das Bewußtsein solchen Gelingens in sich trug; denn die Theilnahme an Allem, was die Menschheit in ihrem Recht auf Entwicklung und Befreiung zur Geltung brachte, war für uns, die wir abseits saßen, tief innerstes Bedürfniß.

Venedey war ein Revolutionär. Theoretisch zagte er nicht vor Greueln und Schrecknissen, sondern sah sie als das Werk gewaltiger Geister an, die morden und vernichten, um die Luft rein, die Welt frei für den Fortschritt und das Licht einer bessern Zukunft zu machen; aber er besaß ein mildes Herz. Haß und Rache waren zu scharf für ihn.

Mein Mann, der den alten Burschenschafter von Hambach her kannte und der sein Leben voll edler Arbeit für die Seinen und voll Hingebung an die Ideale seiner Zeit schätzte, sagte von ihm: „Ein durchaus nobler, ehrenhafter Kerl; wenn er nur nicht so salbungsvoll wäre! Ein politischer Bonze!"

Von Arnold Ruge's Bedeutung, von den Hallischen Jahrbüchern, von den jahrelangen Beziehungen, welche zwischen ihm und meinem Mann im Streben nach gleichen Zielen bestanden, habe ich hier nicht zu reden. Ich freute mich, ihn in Mariafeld persönlich kennen zu lernen.

Ich will hier auch Rüstow's erwähnen, welcher durch seinen Geist und seine Kenntnisse als Fachschriftsteller hervorleuchtete. Es ward mir schwer, ein inneres Widerstreben gegen den Mann zurückzudrängen, der die preußische Offiziersehre von sich geworfen hatte und seiner Fahne untreu geworden war.

Eines Abends brachte er einen Freund aus Berlin mit, einen durchaus ehrlichen, guten Menschen, und dieser äußerte sich auf völlig blutgierige Weise und prophezeite allen Besitzenden eine Zeit allgemeiner Vernichtung als Rache der gemißhandelten, verachteten Menschheit. Herwegh, Semper und Wagner waren zugegen; der Letztere flüchtete zu mir in ein anderes Zimmer, denn endlich war es drinnen so wild und laut zugegangen, wie in einem Jakobinerklub. Eine Idee nach der andern wurde vorgenommen, durchgesprochen, nach ihrem Werthe gewogen, zu leicht befunden und — abgethan!

Entsetzen faßte mich und trieb mich in völlige Reaction hinein, indem ich Aussprüchen und Meinungen in meinen stillen Gedanken folgte, deren Konsequenzen eine Welt ohne Mannesehre sein muß. Auf die Spitze getriebene Sophismen und Meinungen waren mir nicht neu; aber die feinen Formen des Lebens gaben den revolutionären Regungen, die ich schon oft genug mit angehört hatte, eine Art von haut goût; heute fehlten Kunst und Poesie mit ihrer blühenden Beredsamkeit.

Es gab eine Zeit, wo das Trio nach alter Gewohnheit ohne fremde Beimischung zusammen kam. Es wurde wieder von Goethe, sogar von Schiller geredet; die alten Götter kamen wieder! Der „Romanzero" von Heine war neu und wurde gern gelesen und viel besprochen. Ich habe mein Lebenlang auf Witz und Phantasie vielleicht mehr gegeben, als sich vor der Vernunft verantworten läßt. Aber unter Gegensätzen und Widersprüchen, bei Mannigfaltigkeit der Anschauungen und sich widersprechenden Erfahrungen, unter Schönem und Häßlichem, zwischen Klarheit und Verworrenheit, bildet sich das uns Eigenartige. Wir nehmen, was wir brauchen können. Für mich im hohen Alter gilt das Wort von Montaigne: „J'aime la vie, je la pratique et la cultive telle qu'il a plu à Dieu de nous l'octroyer. A mesure que l'homme extérieur se détruit, l'homme intérieur se renouvelle."

Es kam eine Zeit, in welcher Herwegh tief verstimmt war. Verhältnisse der peinlichsten Art drängten zur Entscheidung und waren doch nicht auf die unter Männern übliche Art zu lösen. Wille suchte umsonst, den Herzen-Herwegh'schen öffentlichen Erklärungen in den Blättern ein Ende zu machen, und übersandte dem Baron Herzen die Herausforderung Herwegh's. Jener weigerte sich, darauf einzugehen, in Folge der Entscheidung eines in London von Mazzini präsidirten Ehrengerichts.

Als Heinrich Simon und andere namhafte deutsche Flüchtlinge Herwegh darauf hin in Verruf thun wollten, trat Wille für den Dichter ein. — Dasselbe hatte er seiner Zeit schon für Heinrich Heine gethan, indem er diesen gegen die Philister vertrat, welche den Dichter der Feigheit beschuldigten, weil dieser, mit feinen Nerven ausgestattet, einem Waffengang mit mehr Schrecken entgegensah, als jeder gewöhnliche Landsknecht.

Vielleicht um sich von diesen Widerwärtigkeiten zu zerstreuen, unternahm das Trio eine gemeinschaftliche Reise. Es sollte eine Fußwanderung sein. Als solche wurde sie begonnen, aber bald zu Wagen fortgesetzt. Es ging an den Vierwaldstättersee, dann über den St. Gotthard nach den italienischen Seen, wo es Wagner so gut gefiel, daß er zurückblieb und seine Frau zu längerem Aufenthalte nachkommen ließ. Beider Liebling, das Hündchen „Peps", mußte dabei sein. —

Zu Anfang des Sommers hatte Wagner, der in Zürich so zu sagen ohne Musik lebte (wennschon dort viel und tüchtig musicirt wurde), Gelegenheit, eine Auswahl seiner Compositionen in dem Theaterraum zu dirigiren. Ein begeisterter Freund, ein deutscher Kaufmann, vom Rheine stammend, dem Andere sich angeschlossen, hatte Wagner freie Hand verschafft, durch Zuziehung fremder Künstler diese Aufführung zu ermöglichen.

Wie bemühten sich Musiker von Fach und Dilettanten, ihre beste Kraft einzusetzen! Wagner wußte ja die Musiker mit seiner Leitung zu beseelen. Ein alter Herr, der als großer Musikliebhaber seine Quartettabende hatte und sein Cello mit gewissenhafter Pedanterie handhabte, sagte sogar zu mir: „Ja, wenn dieser dabei ist, wird man ein neuer Mensch und Musiker!"

Es herrschte große Begeisterung in Zürich nach diesem Concerte und immer höher stieg die ehrfurchtsvolle Bewunderung vor Richard Wagner's schöpferischer Macht.

Bei Gelegenheit eines Eidgenössischen Sängerfestes im Wallis wollte man die Ehre haben, ihn als Schiedsrichter zu begrüßen. Aber Wagner mißbilligte den vierstimmigen Männergesang. Ein Chor, in welchem die Frauenstimmen fehlen, war, wenn nicht zu kriegerischen Aeußerungen, für ihn ein Unding. Die Bedeutung der Sängerfeste für die Volksbildung leuchtete ihm nicht ein. Das Volk war für ihn ein idealer Begriff, dessen praktische Verwerthung nicht in Betracht kam. So hatte Wagner denn auf die schmeichelhafte Aufforderung hin die Einladung zwar angenommen; zur zwölften Stunde aber ließ der so sehnlich erwartete Schiedsrichter noch absagen. —

Als im Winter die Züricher Concerte in dem alten Museumssaal wieder begannen, zeigte Wagner mehr als einmal seine Größe als Dirigent auch mit geringen Kräften.

Indem ich dieser Concerte gedenke, ist mir, als müsse ich erwähnen, wie ich hier in den Pausen mit Verwunderung den Dialekt des Landes als Salonsprache hörte zwischen Damen in Gesellschaftstoilette und den ihnen huldigenden Herren. In unserm Hamburg war das gute Plattdeutsch so ganz verschwunden, daß Kutscher und Diener sich beleidigt gefühlt haben würden, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich in dieser Sprachweise zu bewegen. Der gebildete Züricher, sogar der Gelehrte, hielt damals, wie jetzt noch, den Dialekt seiner Väter in Ehren. In diesem liegt heute wie vordem, die Traulichkeit des „Unter Uns“ für das Familien- und Volksleben.

In einem jener Concerte dirigirte Wagner die Ouvertüre zum Freischütz. Es ist bekannt, wie Weber ihm sympathisch war, und wie die Musik unter seiner Leitung zum seelenvollen Klange sich verklärte. Wer kennt sie nicht, diese Musik? Wer hätte sich nicht in die schöne, waldfrische Einsamkeit versetzt gefühlt, wenn die Töne der Waldhörner die Morgendämmerung auseinander wehen? Leise und feierlich waren die Klänge; es stieg mir, während ich zuhörte, solch ein seltsam feiner Duft seligen Empfindens ins Gemüth. Ich war glücklich genug, in diesem Concerte ganz im Hintergrund zu sitzen, wo mir der Genuß des Hörens nicht durch das Sehen gestört wurde. Denselben Genuß hatte ich jedesmal, wenn Wagner eine Symphonie Beethoven's dirigirte — ich fühlte mich glücklich, weil das Schöne auf Erden gedeiht.

Ich finde jetzt eine Lücke in meinen Aufzeichnungen und Erinnerungen, so daß ich fast ein Jahr überspringe, in welchem viel, sehr viel in Mariafeld sich ereignet hatte: Familienbesuch und Schicksale, mannigfaltige Erlebnisse, Reisen und wechselnde Beziehungen in Freud und Leid.

Erst im Jahre 1854 kann ich wieder zu dem zurückkehren, was den Leser, weil auf Wagner sich beziehend, interessiren wird.

Es war im Herbst dieses Jahres, daß Liszt abermals nach Zürich zum Besuche Wagner's kam. Dießmal in Begleitung seiner langjährigen Freundin, der Frau Fürstin Wittgenstein und deren Prinzessin Tochter.

Wagner hatte Einiges aus den Nibelungen vollendet, dem Worte der Dichtung die Musik hinzufügend. Er wünschte, das so weit Gediehene dem Freunde zur Beurtheilung zu geben.

Eine schöne, junge Schweizerin, die Gattin des Capellmeisters Heim, die eine herrliche Stimme hatte, und die Wagner auszeichnete, obgleich sie keine vollendete Kunstbildung besaß, sang die schwierigen Partien vom Blatt mit liebenswürdigster Fügsamkeit. Eine glänzende Gesellschaft war, mir däucht, auf Liszt's Einladung in dem Saal des Hôtel Baur zusammengekommen. Liszt war hocherfreut über Wagner's Erfolg und die Größe seiner Nibelungen: völlig neidlos streckte er dem bewunderten Meister beide Hände entgegen. Es macht mir noch heute Freude, wenn ich an die Herzlichkeit und Wärme ihres Zusammenseins denke. —

Liszt war öfter mit seinen Damen, von Wagner begleitet, in Mariafeld. — Bald nach dem großen Brande, der das halbe Hamburg einäscherte, war er dort gewesen und hatte mit seiner fast königlichen Großmuth für den Orchesterfonds gespielt und diesem eine Summe zugewendet, welche dem Institute zu blühendem Fortgange verhalf. Wille und er kamen damals täglich zusammen. Mein Mann hat mir öfter erzählt, wie zu einer Zeit, als er seine Redacteursstelle niedergelegt hatte (weil der Besitzer des Blattes ihn hofmeistern und seine Artikel beschneiden wollte) und er, trotz seiner Mittellosigkeit, es hatte zum Proceß kommen lassen, Liszt ihn aufgesucht und ihm gesagt habe: „Wenn ich ein Landgut besäße und Dich aufforderte, mein Gast zu sein, — würdest Du dieses als eine Beleidigung Deines Stolzes ansehen? — Ebenso ist's, wenn ich Dich auffordere, mit mir auf Reisen zu gehen. Was willst Du in Hamburg? Paris ist die rechte Stelle für Dich." — Wille aber wollte unter allen Umständen seine eigenen Wege gehen. Er hatte — nach Wienbarg's Ausspruch — eine ganz unantastbare Monade.

Ich hatte Liszt im Jahre 1833 zuerst in Paris in seiner ersten aufblühenden Jugend gesehen. Es war damals etwas Leuchtendes in seiner Erscheinung. Gerne erinnere ich mich eines Abends, wo er und Chopin vierhändig Walzer spielten für einen kleinen intimen Kreis, und wir jungen Mädchen durften zu solcher Musik tanzen. — Chopin, den ich in jener Zeit oft sah, spielte damals nicht in Concerten. Ich habe seine Compositionen nie so ausgeführt gehört, wie er sie in Feinheit und völliger Klarheit spielte.

Eines Abends hatte er, erregt durch ein Gedicht, das ich in jugendlicher Begeisterung seinem unglücklichen Vaterlande gewidmet, in dem Dunkel des Nebenzimmers den Flügel geöffnet und, sich seiner Stimmung überlassend, mit wunderbarem Reichthum der Phantasie den Gefühlen Ausdruck gegeben, die seine Seele bei dem „Sange des fremden Sängers" durchzogen. Die Dame des Hauses, welche die Mittheilung dieses Gedichtes veranlaßt hatte, reichte mir lächelnd die Hand und meinte, so habe sie Chopin noch niemals gehört. Chopin, in der Stimmung des Augenblickes, wollte ein Lied von mir haben, um es in Musik zu setzen. Ich meinte, dieses wäre zu gering für ihn. Ich wolle auf die hohe Messe warten, die er zum Danke für sein auferstandenes Vaterland schreiben werde. —

Ich habe es nicht recht gefunden, wenn ich hie und da gelesen und gehört, Wagner habe in Zürich schwere Leiden des Exils gekannt. —

Der Verbannte, den Alle hochhielten, den Viele verehrten, lebte in der Sicherheit des eigenen Heerdes und hatte Freunde, die für ihn eintraten. Einer war darunter, der wohl selten seines Gleichen findet. Jeder fühlte sich geehrt, dem Wagner ein freundliches Wort sagte. Die Musiker, ob gut oder schlecht, sahen Alle zu dem auf, der mit „Oper und Drama" der Musik neue und große Bahnen erschlossen. Hatte er sich auf die wilden Wasser der revolutionären Bewegung gewagt, die stürmische Fluth hatte ihn an keine unwirthsame Küste verschlagen. Die Lage politisch Exilirter in ihrer langen, herben Qual, mit ihrem hoffnungslosen Suchen nach Theilnahme, ihrem Anklopfen, das vielfach abgewiesen wurde, hat er in Zürich nicht gekannt. In Hamburg, in Paris und vorzüglich in London im Jahre 1840 habe ich Exilirte verschiedener Nationen gesehen, die in der ungeheuern Wüste umherirrten. Vielen namhaften Persönlichkeiten unter ihnen ist Lord Shaftesbury eine Vorsehung gewesen. Unter Denjenigen, die Deutschland ausgestoßen hatte, fanden sich Männer, die in Arbeit und Entsagung ihren Weg suchten und das Brot des Mitleids nicht wollten, das von fremden Nationalitäten gespendet wurde.

Ueber das Musikleben Zürichs zur Zeit, als Wagner hier lebte, habe ich kein sicheres Urtheil. Daß dieses, wie es damals war, dem außerordentlichen Manne, der das Höchste begehrte, nicht genügen konnte, ist natürlich.

Erst viele Jahre später ist durch den Capellmeister Hegar Aufschwung in das musikalische Leben Zürichs gekommen, so daß die hohen Leistungen des Orchesters und der Chöre möglich wurden, welche die Händel- und Bachfeier unserer Stadt unvergeßlich machen. Händel's Oratorien, Bach's Matthäus- und seine Johannes-Passion; des erhabenen Mannes Hohe Messe, Beethoven's Missa solemnis, Brahm's Requiem und seine Sieges-Hymne, Schumann's Faust — wie Vieles sonst noch habe ich in Zürich gehört! Hegar hat gezeigt, was Ausdauer und fester Wille vermögen. Zürich ist eine Musikstadt geworden im edlen Sinn. Die großen Wandlungen der Zeit mögen auch hier zu dem, was geworden ist, beigetragen haben; aber Einer ist nöthig, der obenan steht und den Impuls gibt. — Es macht mir Freude, Hegar's Namen hier zu nennen.

Wie kein Anderer hat Wagner mit seinen Forderungen für das Musikdrama auf Orchester und Sänger anregend und aufregend gewirkt. Es ist jetzt zu hoffen, daß die hohe Kunst der Musik nicht, über Alles wegragend, vergesse, daß auch ihr zukommt, in Bescheidenheit der Natur zu wirken.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Schnee.

Roman
von
Alexander L. Kielland.

(Schluß.)

Neuntes Capitel.

Einige Leute aus dem Kirchspiel, die einen langen Kirchweg hatten, waren vom Pfarrer zum Mittagessen geladen. Die Unterhaltung bestand meistens in rechtzeitigen Fragen, um die Pausen zu verdecken. Dies besorgten der Pastor und Johannes, und die Bauern antworteten kurz und zustimmend.

Gabriele fühlte das Ermüdende dieser Fragen, zumal die Antwortenden sehr gut merkten, daß ohne Interesse gefragt wurde; aber beide Parteien spielten diese Comödie mit dem Gefühl, daß sie im Grunde über Alles uneinig wären.

Um etwas Leben in diese Langeweile zu bringen, versuchte Gabriele einige Male ein munteres Wort und ein kleines Lachen. Aber das mißglückte vollständig. Johannes gab ihr mehrfach einen Wink, und die Bauern lachten wohlerzogen; sie thaten, als ob sie nicht sähen, daß es bei der Braut des Candidaten nicht ganz richtig im Kopfe sei — sie war ja aber so überaus reich, als Gegengabe! Der Pfarrer indessen führte das Gespräch sicher darüber hinweg und redete von der Armen-Commission und anderen Kirchspielsangelegenheiten.

Inzwischen beobachtete er seine Schwiegertochter genau, aber in anderer Weise als gestern. Er war eben so liebenswürdig und freundlich, fast zärtlich gegen sie; aber gleichwohl lag in der raschen Wendung seines Blickes, sobald Gabriele den Mund aufthat, etwas Gespanntes — eine kleine Unsicherheit bei dem sonst so sicheren Mann.

Es verhielt sich auch so. Daniel Jürges fühlte Etwas, was ihn leise an seinen ersten mißglückten Versuch bei der Redaktion der Zeitung in der Hauptstadt erinnerte. Gerade wie damals kam ein beschämendes Gefühl über ihn, daß in seiner Abwesenheit etwas aufgewachsen sei, ein Ideengang, der nicht nur ganz andere Ziele suchte, sondern auch von Anfang bis Ende ganz andere Wege ging, ohne Respect, ohne sich im Geringsten um ihn und den ganzen Kreis von Ge-

danken und Grundsätzen zu kümmern, auf den er Werth legte und den er beherrschte.

Es war in der That nur eine Kleinigkeit, die ihn so erschreckt hatte. Es waren nicht einmal die Worte, welche gestern zwischen ihr und Johannes gewechselt worden waren. Aber es war die Kaltblütigkeit, mit der sie zum Schluß seine sichere Stellung über den Haufen warf, indem sie das Sprüchwort auf den Kopf stellte; diese ruhige Art, mit der sie ihn beseitigte, ohne ihm zu widersprechen, als ob sie sich ihrem Verlobten gegenüber in aller Gemüthlichkeit über die altmodischen Ansichten lustig machen wollte, die ein Prediger vom Lande in der Zeitung der Hauptstadt vortrug.

Dies hatte ihn seit dem gestrigen Abend gequält; dies hatte sich in seine Predigt geschlichen, die von Anfang an nicht so scharf hatte ausfallen sollen, und dies fuhr fort, an ihm zu nagen, wie Etwas, das abgemacht werden müsse. Er mußte Gewißheit haben, ob Etwas daran sei oder nicht. Sollte es nur die Probe gewesen sein, wie weit ihre Stärke reiche, so war er fest entschlossen, nicht zu weichen.

Plötzlich fiel ihm ein, ob Johannes wohl gemeinschaftliche Sache mit ihr mache! — Es fiel ihm nicht ein, daß Johannes ihre Anschauungen theile; aber es könnte doch sein — was haben Jugend und Liebe nicht schon vollbracht! — es wäre doch möglich, daß sie ganz leise, bald hie bald da, ihm Etwas von des Sohnes Bewunderung nehmen, ihn zu einem kleinen Lächeln über den Alten veranlassen, ihn verlocken könne, mehr einzuräumen, als sich für einen zukünftigen Prediger zieme — die jungen Theologen hatten keinen so festen Grund gelegt, als es zu seiner Zeit der Fall gewesen.

Als ihm dies aufgegangen war, ließ es ihm keine Ruhe mehr, und gleich, nachdem die Gäste gegangen, zog er Johannes mit sich in seine Arbeitsstube; er wollte sofort Gewißheit haben.

„Setz' Dich, mein Junge. Wir haben noch kein ernstes Wort mit einander geredet, seitdem Du zurück bist. Deine Liebe entzieht Dich mir ganz; ist es nicht so?"

„O Vater, wie kannst Du das nur denken! Wenn ich Dich hier in Deinem lieben Arbeitszimmer sehe, wie ich schon als Kind Dich gesehen habe, dort im Lehnstuhl, als Mittelpunkt all' meiner Gedanken — als den, dessen Auge mir folgte und dessen Beifall mein Ziel war — o, da fühle ich beschämt, wie viel ich Dir noch vom vorigen Winter her abzubitten habe, als ich so ganz erfüllt von Anderem — und von einer Andern war!"

„Darein müssen wir Alten uns finden, Jugend schließt sich an Jugend, und mit der Liebe verfliegt die Bewunderung; wir müssen froh sein, wenn man uns die Achtung bewahrt."

„Ich weiß, worauf Du anspielst, Vater; ich verdiene den Tadel wohl auch. Ich hätte Gabriele gleich zur Rede stellen müssen, als sie sich so beklagenswerth gegen Dich vergaß."

„Nun, nun, ich meinte nicht gerade einen bestimmten Vorgang; es war mehr eine allgemeine Betrachtung."

„Ich weiß wohl, daß Keiner weniger genau in solchen Dingen rechnen kann

als Du, lieber Vater; eben deshalb sollten wir Andern desto mehr darauf achten. Aber verzeih — als Du so beispiellos liebenswürdig die Sache in Scherz wandtest —"

„Es war ja auch nur ein hingeworfenes Wort —"

„Ich hätte es doch anders nehmen müssen und zwar gleich; aber ich war feige — leider! — erst heute habe ich Gabrielen gesagt, wie verkehrt sie sich benommen."

„Du hast mit ihr davon gesprochen?" fragte der Pfarrer rasch.

„Natürlich — ich habe ernst mit ihr gesprochen," antwortete Johannes mit strenger Miene.

Der Pfarrer wandte sich gegen das Fenster, blies den Rauch seiner Pfeife dicht und langsam vor sich her und fühlte sein Gemüth von peinlicher Angst befreit.

Draußen im Hofe schnob der Wind gewaltsam über den Schnee, der so feucht und festgeballt dalag, daß nur zerstiebte, was von der Dachrinne und dem Stacket sich abgelöst hatte. Das alte Haus war unter dem Schnee zusammengekrochen und duckte sich fast jedes Mal, wenn ein Windstoß gegen die gebrechlichen Wände fuhr.

Daniel Jürges dachte nicht an sein Heu, welches er in diesem Jahr im alten Hause geborgen hatte, damit es dem ganzen Kirchspiel klar werde, daß der Pfarrhof dieses Hauses dringend bedürfe. Er dachte nur an Gottes Güte, die ihm die volle Hingebung seines Sohnes erhalten hatte.

Darüber beruhigt, wandte er sich nun mit mehr Muth zu dem Nächstliegenden.

„Wie nahm sie es auf?" fragte er und sah seinen Sohn an.

„Gabriele ist vollkommen aufrichtig, im Grunde ein prächtiges Menschenkind — sie sagte — und ich bin fest überzeugt davon, daß es wahr ist — sie wisse gar nicht einmal, daß sie sich also vergessen habe."

„So—o—!" sagte der Vater und kniff die Augen etwas zusammen; „ein verzogenes Kind aus einem reichen Hause — kennt nicht die Zucht, die sich für ein christliches Haus ziemt — Deine Braut hat noch viel zu lernen, Johannes!"

„Gewiß, Vater, und Du mußt ihr Lehrer sein. Ich baue meine Hoffnung hauptsächlich auf Dich. Sie ist so offen und grundehrlich!"

„Offen — sagst Du und ehrlich — grundehrlich. Ganz gewiß gibt es eine Offenherzigkeit, die aus einem klaren und rechtschaffenen Charakter entspringt. Aber, wenn wir genau hinsehen, so gibt es verschiedene Arten von Offenherzigkeit."

Lächelnd nahm der Pfarrer ein Päckchen Zeitungen vom Tisch und fuhr fort: „Von Bismarck's grandioser Offenheit an, die ihren Rückhalt in einer soliden Machtstellung hat, über die kleinen politischen Kirchspielstyrannen hinweg, bis zu den Halbgebildeten hinunter, die ganze Massen moderner Wahrheit unverdaut hinuntergeschluckt haben, treten Alle mit möglichst erwünschter Offenheit auf und bekennen ihre ehrliche Verachtung für Alles, was sie nicht begreifen. Ich meine natürlich nicht, daß dies auf Deine Braut paßt; aber es sollte mich wundern,

wenn Du nicht selbst bei einigem Nachdenken zu dem Schlusse kämst, daß Etwas von dieser Ehrlichkeit, die Du so sehr an ihr bewunderst, zum Theil wenigstens seine weniger reine Quelle in der absoluten Freiheit von allen Rücksichten hat, in der Gabriele erzogen."

„Wenn Du es so nimmst, Vater, kann ich allerdings nicht leugnen, daß ihr nächster Umgang —"

„Eben ihr Umgang, wie Du ihn mir in Deinen Briefen geschildert hast, muß diese Form der Offenheit befördert haben; aber sie ist gefährlich, denn sie steht gerade auf der Scheide von Selbstvergötterung und Mißachtung der Anderen."

Johannes fing an, unruhig zu werden. Er hatte nicht geglaubt, daß Gabriele einen so schlechten Eindruck gemacht habe. Er wartete, bis ein heftiger Windstoß um die Ecke gefahren und sagte dann ruhig und in einem Tone, der Gebetsstimmung verrieth:

„Ich habe Gott inbrünstig um Weisheit und Geduld angefleht, dies junge Weib zu leiten, und glaubte, wenn sie der echten christlichen Langmuth begegnete, die nicht ermüdet . . . ."

„Natürlich! wir werden sie mit aller Liebe aufnehmen; haben wir das nicht auch gethan, Deine Mutter und ich?"

„Ja, lieber Vater, mißverstehe mich, bitte, nicht dahin, als ob auch nur der leiseste Anflug einer Klage in meinen Worten liegen sollte. Es thut mir nur leid, aus Deinen Worten und Deinem Ton eine Verstimmung gegen sie zu vernehmen. Ich hatte so herzlich gewünscht, sie möchte Dir eine liebe Tochter werden!"

„Das wird sie auch, mit Gottes Hilfe, werden," antwortete der Pfarrer und erhob sich, seine Pfeife zu stopfen. Er ging um den Tisch herum nach dem Tabakskasten, in dessen Nähe Johannes saß, und sagte ernst und still: „Hier finden wir uns denn, mein lieber Johannes, nicht nur als Vater und Sohn, sondern auch als zwei Arbeiter im Weinberge des Herrn; laß uns deshalb in Demuth und unter Gebet überlegen, wie gerade diese Arbeit, vor der wir jetzt stehen, angefaßt werden muß, uns zum Nutzen und dem Reiche Gottes zur Ehre."

„Amen," sagte Johannes und blieb still und in Gedanken vertieft sitzen, indessen der Vater seine Pfeife stopfte.

Während der Sturm am Nachmittage noch zunahm, zogen finstre, blaugraue Wolken im Osten und Süden zusammen, Anzeichen eines aufsteigenden Unwetters. Aber im Arbeitszimmer war es traulich; das Dunkel der Sturmwolken und des schwindenden Tages ließ die Bücher und Möbel nicht mehr erkennen und die Augen richteten sich auf den rothen Streifen vom Ofen her, der über den Fußteppich flackerte. So saßen sie eine Weile; der Pfarrer blies die ersten Rauchwolken aus seiner frischgestopften Pfeife, Johannes hatte seine Cigarre auf die Spitze seines Federmessers gesteckt und zog kleine kurze Rauchwolken daraus.

„Langmuth — sagst Du — ja gewiß wollen wir langmüthig sein," begann der Pfarrer von Neuem; „das geschieht ja schon um unser selbst willen, weil wir damit dem christlichen Drang ein Genüge thun, der uns vergeben und Alles

im besten Lichte betrachten heißt. Wir müssen aber auch die Persönlichkeit berücksichtigen, welche wir vor uns haben, und um unseres Gewissens willen dürfen wir nicht, wie sehr auch unser Herz uns dazu treiben mag, eine Langmuth üben, von der eine innere Stimme uns sagt, daß sie mehr schaden als frommen würde. Es kommt oft vor, Johannes, daß Langmuth ein Schlupfwinkel für unser Pflichtgefühl ist. Daher müssen wir auch in diesem Punkte sorgfältig über uns wachen."

„Das ist allerdings wahr," sagte Johannes, der wieder unruhig ward; „aber wenn ich Gabrielens Natur und Entwicklung, so wie ich sie jetzt kenne, recht betrachte, dann darf ich sagen . . ."

„Jetzt darf ich wohl auch sagen, daß ich sie kenne," unterbrach der Pfarrer seinen Sohn fast streng. „Meine Ansicht ist, daß man je eher, je lieber einen festen Damm aufführen muß, um den Lauf des Stromes zu hemmen und zu wenden. Ist es noch nicht zur Sprache zwischen Euch gekommen, daß Du Pfarrer werden willst?"

„Aber Vater! — Du willst nicht jetzt, so ganz plötzlich — in Deinem Briefe warst Du doch der Ansicht —"

„Ich habe eine andre Anschauung gewonnen. Es ist also noch nicht zur Sprache gekommen? — Nun wohl, dann muß es lieber heute als morgen geschehen."

Johannes sprang auf: „Ich bitte Dich, Vater, treib' es nicht zu weit. Gabriele ist unberechenbar und nicht leicht zu leiten; bedenk' doch, wie ungewohnt es ihr ist, sich zu beugen! Ihre Ansichten sind zu stark ausgeprägt, um sich mit einem Schlage zu ändern; meiner Meinung nach werden wir ungleich mehr gewinnen, wenn wir vorläufig unbeachtet lassen, was zum größten Theil doch nur der Fehler ihrer Jugendlichkeit ist."

„Es kommt darauf an, in welchem Grade man selbst Sympathie für diese Anschauungen empfindet," antwortete der Pfarrer kurz und sah in den Hof hinaus.

„Aber Vater, Du kannst doch nicht glauben — Du kannst doch keinen Augenblick an mir zweifeln?"

„Neue Zeiten, neue Menschen; und Du bist jung, jung und neu, — das paßt zusammen."

„O, weshalb willst Du mich so kränken," rief Johannes betrübt; „hältst Du mich der Treulosigkeit für fähig?"

„Treulos ist nicht das Wort der Neuzeit; das Wort des Zeitgeistes ist: Compromiß, auf beiden Seiten die Forderungen ermäßigen. Aber es gibt noch ein anderes Wort, mein Sohn — und wir Alten haben oft Lust, Euch junge Theologen daran zu erinnern — bedenke, daß da geschrieben steht: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Es sieht hübsch aus, human zu sein, ist zeitgemäß, von Sympathie und Verständniß zu reden; aber christlich, *christlich* gesprochen: ist es eines Nachfolgers Christi würdig? Nein, und abermals nein und in alle Ewigkeit nein!"

Er hatte das Zeitungspacket wieder ergriffen und schlug damit auf den Tisch,

während sein Eifer wie ein Windstoß in ihm emporfuhr und Johannes mit zitternden Knieen vor ihm stand.

„Sprich nicht so mit mir, Vater! Zweifle nicht an mir. Wäre mein Sinn wankelmüthig, so stütze mich, führe mich — Du, der Du stark bist. Geh' voran, ich folge Dir; es soll geschehen, wie Du willst."

Der Vater strich sich über die Stirn und sagte dann mit seiner tiefen, ruhigen Stimme: „Ich zweifle nicht an Dir, mein Johannes! Aber ich kenne die Zeit und ihre Gebrechen. Mit Gottes Hilfe ist noch kein Schaden geschehen, und jetzt bist Du gewarnt. Bedenk', wie mannigfaltig des Bösen List ist; er fing damit an, seinen Rath auf die verführerischen Lippen des Weibes zu legen — er hat seine Künste auch heutigen Tages noch nicht vergessen."

Schwankend setzte sich Johannes nieder. Wie stark und standhaft er auch war, so gab es doch Etwas, was ihn knicken und auf die Knie werfen konnte, und das war der Gedanke, aus diesem Kreise ausgeschlossen zu werden, nicht mehr in dem Ringe der Auserwählten zu stehen, welche in Kraft der erkannten Wahrheit Recht auf Erden und nach Gottes gnädigem Willen Anspruch auf den Himmel hatten.

Der Gedanke, daß ihm noch dazu vom Vater einen Augenblick zugetraut werde, er könne sich der Schar der Ungläubigen anschließen, erregte in ihm einen solchen Schrecken, daß Gabriele ihm fast als eine gefährliche Versuchung erschien.

Sein großer Sieg ward ihm zum ersten Male verdunkelt. Aengstlich überlegte er, wie er die Sache zum guten Ende führen solle.

Wenn er genöthigt sein würde, die Wahl zu treffen zwischen seiner Liebe und seiner Zukunft auf der einen, und dem Vater und — und wieder seiner Zukunft auf der andern Seite — denn die Zukunft lag eigentlich auf beiden Seiten — wofür sollte er sich entscheiden?

In der Brust des Vaters indessen gingen die Wogen noch hoch nach den hastigen Worten, und das junge Mädchen wuchs in seinen Gedanken, als ob sie von der bösen Zeit ausgesandt sei zum Kampfe mit ihm. Er fühlte froh und dankbar, daß die Worte sich schon von selbst einstellten — Worte der Wahrheit — der ewig unveränderten, göttlichen Wahrheit.

„Spielt sie?" fragte der Vater, als er Musik vernahm.

„Gabriele spielt ausgezeichnet," erwiderte Johannes ganz glücklich.

Aber der Vater sagte nur: „Da wird sie sich bald ins Herz Deiner Mutter spielen."

Es lag etwas beinahe Feindliches in dem Tone. Der Pfarrer fühlte es selbst und setzte in seiner herzlichen Weise hinzu: „Glaub' nur ja nicht, mein lieber Johannes, daß ich Etwas gegen Deine Gabriele habe. Es handelt sich nur um den Uebergang, bis Alles klar zwischen uns geworden ist. Aber dahin müssen wir kommen, und Du wirst mir selbst danken, wenn es erst überstanden ist."

Johannes antwortete nicht. Seine Gedanken verwirrten sich in Rathlosigkeit, während der Wind ums Haus heulte und die dünnen Töne des alten Claviers mit fortriß.

Als die Gäste gegangen und die Herren ins Arbeitszimmer verschwunden waren, hatte Gabriele sich in den beiden Wohnstuben umgesehen. Halb unbewußt hatte sie versucht, hier einen Stuhl, dort einen Tisch anders zu rücken, um das Ganze mehr nach ihrem Geschmack zu ordnen; aber sie sah bald ein, daß Alles so bleiben müsse, wie es war. Die schweren, soliden Möbeln mußten gerade so stehen, längs den Wänden, damit Alles seinen festen Platz habe, die Stube wohlgeordnet und viereckig sei. Immerhin war es warm und heimlich darin. Die Fußdecken waren noch nicht gelegt. Gabriele begriff, daß Diejenigen, welche in dieser unzerstörbaren Gemüthlichkeit geboren und erzogen worden waren, in der rücksichtslosen Welt Sehnsucht nach dem fest abgeschlossenen Winkel empfinden könnten.

An der Wand hingen ein Porträt des Stiftspropstes Jürges mit großen Orden auf dem Talar, mehrere Photographien von Daniel Jürges in verschiedenem Alter aufgenommen, alte Daguerreotype und ein Bild von Martin Luther. Gabriele gähnte.

Während des Abdeckens lief Frau Jürges aus und ein. Als aber nichts mehr zu thun war, und sie überdies ein sehr schlechtes Gewissen hatte, weil die neue Schwiegertochter ihr so wenig zusagte, zwang sie sich dazu, sich in die Sophaecke zu setzen, während Gabriele im Schaukelstuhl saß und sich über Johannes' Verschwinden ärgerte.

Sie fand, es sei an Frau Jürges, Conversation zu machen; aber dazu besaß diese kein Talent. Sie fühlte sich ohne Strickzeug doppelt unbeholfen, und heute war Sonntag.

„Wie alt sind S — —"

„Liebe, nennen Sie mich doch Du," bat Gabriele. „Ich wünsche so dringend, daß Sie mich lieb gewinnen sollen. Meine Mutter hat mir so viel aus Ihrer Jugend erzählt. — Uebrigens bin ich vierundzwanzig Jahre alt."

„Er ist siebenundzwanzig — ich meine Johannes — er ist siebenundzwanzig Jahre alt."

„Das paßt ja gut," sagte Gabriele und lachte.

„Ja," antwortete Frau Jürges, und dann trat wieder eine Pause ein.

„Fanden S — fandest Du die Kirche nicht hübsch?"

„Nein, ich fand sie sehr häßlich; wirklich eine der häßlichsten Kirchen, die ich je gesehen habe," antwortete Gabriele. „Oder finden Sie die weißgekalkten Wände und die blitzblauen Balken hübsch?"

„Nein — ja, ich weiß nicht; sie ist erst kürzlich wieder frisch angestrichen worden, und Daniel sagt, daß sie weit heller als vordem sei."

Gabriele schwieg und dachte: „Auf diese Art geht es nicht." Und doch war Etwas in dem Gesicht dieser alten Dame, was Gabriele eigenthümlich anzog — ein Ausdruck, den sie an Johannes kannte, und der ihr gerade bei ihm so lieb war.

Sie wußte, daß Frau Jürges früher Musik getrieben hatte; Sagen von der Schönheit ihres Spiels waren noch in Gabrielens Kindheit hineingeklungen. Ole Bull hatte allen Ernstes versichert, daß sie die passende Schülerin für Liszt sei. Viel ward auch noch von dem ehemaligen Liebreiz ihrer Gestalt gesprochen.

Aber Gabrielens Mutter hatte ihr auch von der großen Veränderung erzählt, die mit Frau Jürges vorgegangen sei. Gabriele hatte vor der Abreise feierlich geloben müssen, im Pfarrhause weder zu spielen noch von Musik zu sprechen.

Als sie nun aber da saß und fühlte, daß Alles, was sie sagte und that, sie nur noch weiter von der Frau entfernte, die doch Johannes' Mutter war und deren Seele sie ahnend errieth, wenn die großen Augen sich auf sie richteten, da brach sie ihr Versprechen. Sie mußte versuchen, ob Musik ihr das Herz erschließe.

„Spielen Sie nie mehr, Frau Jürges?"

„O ja — ab und zu."

„Sie spielen!" rief Gabriele vergnügt — „und ich hatte gehört, d. h. ich glaubte, daß Sie nie mehr spielten. Aber wo sind Ihre Noten? Ich habe keine gesehen."

„Ich spiele nie mehr nach Noten," antwortete Frau Jürges, indem sie wie ein junges Mädchen erröthete.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Gabriele aufrichtig, „ich weiß, daß Sie keiner Noten bedürfen, wie wir andern armen Stümper. Aber ich meine nur, um mit der Musik fortzuschreiten, müßten sich hier eine Menge Noten angesammelt haben. —"

„Nein, Sie mißverstehen mich; ich spiele nur den Kindern und Daniel Jürges vor."

„Nur Ihr altes Repertoire? Sind Sie bei den Sachen stehen geblieben, die Sie in Ihrer Jugend — —"

Frau Jürges machte eine kleine wunderliche Bewegung mit der Hand und unterbrach die Fragen: „Ich spiele meistens nur solche Gesänge und Melodien, die Daniel — Jürges — gefallen."

„Gesänge und Melodien — mein Gott!" rief Gabriele. „Sie, die wie Alle sagen, durch und durch Musik sind — Sie spielen weder, noch hören Sie jemals ordentliche Musik? Wie können Sie es aushalten?"

„Es geht der Gemeinde wegen nicht an. Im Norden, wo wir so lange waren, hätten wohl andere Sachen gespielt werden können, aber da stieß die Wohnstube ans Arbeitszimmer meines Mannes, weshalb ich mich nicht üben konnte; und dann — als wir hieher kamen — ja, ich weiß es selbst nicht recht — so —" Hier hielt sie hilflos inne und sah Gabriele an, als ob sie sich entschuldigen und einen strengen Richter milder stimmen wolle.

Die junge Dame schien es auch so aufzufassen; denn sie sagte ernst und fast streng: „Halten Sie es für erlaubt, sich so zu vernachlässigen? Verzeihen Sie, ich weiß, daß es nicht für passend gilt, so zu sprechen wie ich; aber es bringt mich auf — es bringt mich auf — ich kann nicht anders. — Sind Sie böse, daß ich es sagte?"

„O nein, meine Liebe, ich bin nicht böse — o nein, ich bin gewiß nicht böse — Du hast ganz Recht — ich weiß nicht —"

Sie schwieg und zupfte nervös an den Franzen der Tischdecke. Frau Jürges fühlte, daß es ein nur allzu richtiges Gefühl gewesen sei, das sie von vorn herein von ihrer Schwiegertochter fern gehalten habe. All' die Last, all' der unver-

standene, sie stets verfolgende Kummer, der war es gerade, der jetzt wieder in Gabrielens Worten hervortrat und der armen Frau das Herz schwer machte.

Aber Gabriele dachte, wie schwer es doch sei, den richtigen Ton zu treffen! Und dann fühlte sie wieder das brennende Verlangen, ihrer neuen Mutter um den Hals zu fallen. Aber sie fürchtete fast, sie zu erschrecken und den letzten Rest von Seele aus dem Leben dieser kleinen bleichen Gestalt zu verjagen, die sich in die Ecke des Sophas gedrückt hatte, als verkröche sie sich am Liebsten ganz, bis Niemand sie mehr sehen könne.

„Soll ich Ihnen etwas vorspielen?" sagte Gabriele plötzlich, indem sie ihre Armbänder löste.

Frau Jürges flog in die Höhe und begleitete sie ins andere Zimmer, wo das Instrument stand.

„Ist es verschlossen? Ich kann es nicht öffnen" — sagte Gabriele.

„Es ward gewiß abgeschlossen, als der Stimmer zuletzt hier war."

„Wo ist der Schlüssel?"

„Ich glaube — ich weiß es nicht bestimmt —"

Gabriele suchte ihn in einigen leeren Blumengläsern und zwischen andern Kleinigkeiten auf der Etagère.

„Liebe Frau Jürges, Sie müssen mir den Schlüssel schaffen; ich habe solche Lust bekommen, zu spielen; es zieht mich so unwiderstehlich an dies alte Clavier."

„Ich glaube — ja, er wird sich finden; ich werde nachsehen, ob er im Nähtisch liegt."

Der Schlüssel lag wohlverwahrt in einem Raume des Nähtisches; Gabriele durchschaute, daß dort sein Platz war. Triumphirend ergriff sie ihn; denn jetzt hatte sie sich in den Kopf gesetzt, zu spielen. Dies war der letzte Versuch. Konnte etwas frei Menschliches noch den Weg durch diese Angst finden, so mußte es Musik sein.

Frau Jürges trippelte unruhig hinterdrein und rang ihre bleichen Hände, faltete sie, löste sie wieder und konnte sie doch nicht ruhig halten.

Als Gabriele das Instrument geöffnet hatte, blieb sie stehen, wunderbar ergriffen durch den eigenthümlichen Duft, der aus dem altväterischen Ausstattungsgegenstand und von den feinen Elfenbeintasten aufstieg, die gleich der Platte vergilbt waren, und über deren Mitte „Erard" in einem Wirrwarr zierlicher Schnörkel stand. Sie schlug einige Akkorde an und wandte sich dann lächelnd um: „Ich glaube nicht, daß die Gemeinde an diesem Klang ein Aergerniß nehmen könnte."

Dann spielte sie verschiedene Läufe und wunderte sich über den Ton — so dünn, gegen den, welchen sie gewohnt war, aber so rein und klar.

Frau Jürges stand hinter ihr und rieb sich die Hände, während sie diese fremden Finger beobachtete, die den bekannten Weg auf- und niederliefen, wo unter dem vergilbten Elfenbein die Töne verborgen lagen.

Als Gabriele keine Antwort auf ihre Fragen erhielt, aber fühlte, daß Frau Jürges hinter ihr stand, fing sie an zu spielen, was ihr eben einfiel. Sie spielte gut und correct, wiewohl sie es nicht bis zu künstlerischer Fertigkeit gebracht.

Aber sie war von Natur so musikalisch, daß es sich lohnte ihr zuzuhören. Heute gab sie sich obendrein besondere Mühe, ohne sich indessen zu genieren. Denn sie wußte, daß ihre Zuhörerin sehr bald die Grenzen ihrer Kunst erkennen werde; sie machte deshalb keine Anforderung eigenen Ruhms, sondern spielte, was sie konnte, von alten und neuen Sachen, um durch Töne, die sie selbst liebte und verstand, sich in das Herz dieser Frau zu spielen, die sie so gerne lieb gehabt hätte.

Deshalb spielte sie bald dasselbe Stück noch einmal, bald eine Reihe anderer Nummern, die sie früher oft gelangweilt hatten. Aber hier, durch die alten Saiten, bekamen sie einen andern Klang, eine andere Bedeutung; denn diese Töne sollten ausgesandt werden, eine Seele wieder zu beleben, die fast erstorben war.

Während des Spiels ward Gabriele immer tiefer von diesem Gedanken ergriffen; ihre Stimmung ward wärmer und ihr Anschlag so frei, daß sie selbst ihren Tönen lauschte, den Sturm vergaß, der draußen tobte, und nur an die dachte, deren Herz sie gewinnen wollte.

In dieser jedoch entstand ein Kampf, ein Unwille, der sich verzweifelnd weigerte, den Damm zu zerbrechen und dem Drange des Herzens zu folgen; aber vergebens — sie fühlte es selbst — und während die Töne unter den sicheren Händen in schönem Ebenmaße dahinschwebten, sank Frau Jürges in den Stuhl, ließ ihre Hände niedergleiten und fühlte die Musik wie ein Rieseln vom Nacken durch alle Glieder — wie eine Angst, wie eine Wollust ergriff sie's, und mit jeder Fiber, mit jeder Faser trank sie diese tönende Quelle, welche ihr Wesen des Lebens war; so lange — o, wie lange hatte sie gedürstet!

Nachdem der erste Durchbruch geschehen, trat Ruhe des Genusses ein und zuerst eine unbegrenzte Bewunderung dieses Spiels, das ihr meisterhaft erschien. Es fiel ihr nicht einmal ein, daß sie selbst dereinst einmal Aehnliches geleistet und Gabriele, die ohnehin schon so überlegen, kam ihr jetzt fast übernatürlich vor.

Aber mehr als Spiel und Klang ergriff sie im tiefsten Innern, was diese Musik zu ihr sprach, so neu — so fremd — so aufdringlich sicher, wenn sie sich in ihre geheimsten Gedanken einbohrte.

Denn das, was ihr anfangs aufgefallen, dies Spiel gleichsam an dem äußersten Rande der Tonart, das war keine Unsicherheit, wie sie bald bemerkte; da kamen keine Fehler vor und das Motiv lief immer rein und klar hindurch wie blinkender Stahl über das Eis hingleitet. Diese Musik schwebte über Bekanntes hinweg, ohne in die alte Strömung zu gerathen oder aus der Höhe zu fallen. Als nun ihr Ohr sich vertraut gemacht hatte mit dieser fast trotzigen und sorglosen Dreistigkeit, die ihr wie ein Spott oder ironisches Spiel erschien, da gestalteten sich Bilder vor ihren geschlossenen Augen, wie einst in der Jugend und wie sie ihr auch jetzt noch in schlaflosen Nächten vorüberschwebten, Traumgestalten, die immer wieder und wieder ein altes Motiv summten.

Etwas Bekanntes tönte ihr aus ihrem eigenen Clavier entgegen; das klang so frei und unbefangen durch den Frühjahrssturm, der draußen tobte und die langen Zweige der rankenden Rosen geheimnißvoll gegen die Fensterscheiben klopfen ließ.

Es waren die glücklichen Phantasien ihrer Jugend — aus jener Zeit, in der das Leben dem jungen Mädchen als goldener Traum erschienen war, dessen Musik aus Nachtigallenschlag und Waldhornklang in lang gezogenen Tönen den Nebelschleier vor Oberon lüftete, wenn sie in sehnsuchtsvoller Melodie durch den Hain zog, verschwand und sich in weiche Harmonien auflöste, wieder auftauchte und gleich einem Liebesseufzer säuselnd in den Kronen des Waldes erstarb.

Unter großen Lindenbäumen, die gerade blühten und dufteten in jenem Frühling, als sie Weber's großes Concert einübte, sah sie das Haus, von dem sie so oft geträumt, daß sie noch wußte, wo das Clavier stand. Draußen, unter dem Hollunderbaum saßen die Beiden im Mondschein auf der Bank. Der Postwagen näherte sich und fuhr vorüber, während sie wieder da stand und ein Tuch flattern ließ, das hellgrau sich wellte mit einem lavendelblauen Schatten in den Falten. Wenn der gelbe Postwagen verschwand im Walde, wo der Weg sich theilte, — sie wußte, daß er nach Weimar führte — dann nahm der Postillon das Horn und blies die herrlichsten Töne, die sie allezeit mit glücklicher Wehmuth erfüllten.

Aber es kam kein Laut, sondern Gabriele wandte sich um und sagte:

„Entschuldigen Sie! Es war nicht meine Absicht, mich an Ihr berühmtes Lieblingsstück zu wagen. Ich glaube, es war der schöne Ton des Pianos, der mich ins Weber'sche Concert lockte."

Frau Jürges lächelte matt, ohne die Augen zu öffnen. Gabriele verstand, daß sie endlich den richtigen Weg gefunden, wandte sich still dem Instrumente wieder zu und spielte weiter.

Die träumende alte Dame verweilte in ihrem Mondschein; aber das Waldhorn blies nicht die Töne, die sie erwartete. Es kam eine Unruhe, eine fliegende Hast in die Bilder, als ob der Wald leer werde, ohne Elfen und flatternde Gewänder. Und bald war es auch kein Wald mehr — sie sah nichts mehr, hörte nur flüstern, daß die Träume gestorben, aber sie dürfe es Keinem sagen.

Frau Jürges fühlte ihr Herz durch diese dreisten Töne zerrissen, die sich herzudrängten, ihr zu verkünden, daß der Wald leer sei und die Träume dahin. Ihr innerstes Wesen war mit dieser Musik verwachsen, die nun ohne Uebergang und ohne Vorbereitung von einer neuen zerstückelt ward, die in all' ihrer Schönheit mit blankem Schwerte kam, als sei es die Verzweiflung selbst.

Plötzlich fühlte Gabriele ein Paar kalte Hände auf den ihrigen; sie erhob sich erschrocken und sah, wie Frau Jürges in Eile den Deckel des Instrumentes zuschlug, es abschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte.

„Ich weiß, wer es war, den Du da spieltest," sagte sie athemlos, indem sie Gabrielen anstarrte. „Versprich mir, daß Du es nie wieder thun willst, versprich es mir."

Gabriele wußte nicht, was sie beginnen sollte, sondern stammelte verwirrt: „Lieben Sie die neue Musik nicht?"

„Nein, nein — ich kann sie nicht leiden — ich kann sie nicht leiden," antwortete Frau Jürges und lief in die Küche.

Bestürzt und mit einem Gefühl von Unbehagen stand Gabriele noch einen Augenblick da. Dann eilte sie auf ihr Zimmer — die Treppe hinauf — über

den Gang, durch welchen der Sturm heulte, und als sie ihr Zimmer abgeschlossen, warf sie sich in den weichen Bischofsstuhl und weinte.

Zehntes Capitel.

Als es dunkel geworden und die Lampe im Wohnzimmer angezündet war, kam der Pfarrer mit den Zeitungen aus seinem Arbeitszimmer. Johannes hatte an Gabrielens Thür geklopft, und sie versprach, gleich unten zu sein.

Frau Jürges lief noch aus und ein, bis Johannes sie scherzend zwang, sich auf das Sopha niederzulassen. Da saß sie nun und blickte bald den Einen bald den Andern an, während Vater und Sohn die Zeitungen lasen und hin und wieder ein Wort wechselten.

Frau Jürges horchte auf den Sturm, der nun zu einem schweren, gleichmäßigen Donnern geworden war. Auf dem Hintergrunde dieses Wetters summte eine Musik in ihrem Kopfe, die alle ihre Nerven erzittern machte und ihr die Brust so bewegte, als ob sie jeden Augenblick etwas Schreckliches erwarte.

„Es ist merkwürdig, welchen Einfluß das Wetter auf so nervöse Naturen übt, wie Deine Mutter eine ist. Ich kann es förmlich in meinem Stuhl fühlen, wie sie zusammenzuckt, so oft der Wind einen neuen Anlauf nimmt. Es ist sehr unangenehm, aber ich bin fest überzeugt, daß sie es nicht ändern kann."

„Arme Mutter," sagte Johannes, „Du fürchtest doch nicht, daß der Sturm das Dach fortreißen wird? Setz' Dich doch hierher zu mir; hier ist ein so behaglicher Winkel."

Frau Jürges setzte sich neben ihren Sohn; aber es brachte ihr keine Beruhigung, denn ihr feines Ohr hatte aus Daniel's Worten die gespannte Stimmung herausgehört, die auch in ihm war — in ihnen allen. Der Druck des Unwetters verband sich mit den widerstreitenden Gedanken, die in ihnen wogten, und erfüllte die Luft, so daß jeder Laut bedeutungsvoll ward.

Sie hörten alle, daß die Thür der Bischofskammer sich öffnete und Gabriele die Treppe herabstieg. Indem Johannes die Zeitung fortlegte, sah der Vater von der seinen auf; ihre Augen begegneten sich und Frau Jürges begriff, daß eine Verabredung getroffen worden. Gabriele hatte sich selbst über ihre Thränen gewundert und sich dann ruhiger ans Fenster gesetzt und nachgedacht. Vor ihr stand das alte Haus, an dem der Wind rüttelte, und im Hintergrunde erhoben sich die waldumwachsenen Felsen, die schwärzer wurden, während sie ihren Gedanken nachhing.

Sie dachte an die arme Frau Jürges und begann zu ahnen, wie viel sie wohl gelitten habe, daß die Musik, so lange Zeit entbehrt, sie dermaßen überwältigen konnte. Aber dann dachte sie auch an das Leben, das diese Frau geführt, an das Haus und an den Kreis, in den sie jetzt eintreten wollte, an den Geist, der hier Alles beherrschte und ein Wesen, wie das der Frau Jürges gestaltet hatte.

Gabriele klammerte sich an ihre Liebe. Sie dachte sich ihren Verlobten ganz so, wie sie ihn schätzen gelernt hatte, so zuverlässig und treu, zwischen all' den Andern, die sich bald hierhin, bald dorthin treiben ließen. Sie empfand

große Lust, zu ihm hinunterzulaufen, sich neben ihn zu setzen und sich frei auszusprechen über Alles, was sie bewegte.

Aber sobald sie daran dachte, daß Johannes bei dem Vater im Arbeitszimmer saß, blieben ihre Gedanken vor diesem Vater stehen, und es ward ihr klar — ganz unbedingt mußte es mit ihm zum Kampfe kommen; sie mußte Johannes aus dieser blinden, dieser unheilvollen und engherzigen Bewunderung reißen. Sie zündete Licht an und ordnete ihre Toilette und ging dann, ein Lied trällernd, die Treppe hinunter, als ob sie sich selbst von ihrer Ruhe überzeugen und beweisen wolle, daß sie nicht erregt und noch weniger furchtsam sei.

Dessen unerachtet brachte sie bei ihrem Eintritt einen kleinen Wirbel des Sturmes von draußen mit, und weder Johannes' Freude, sie wieder zu sehen, so frisch und hübsch, noch des Pfarrers übertriebene Liebenswürdigkeit konnten verhindern, daß Frau Jürges verstohlene Blicke auf diese wunderbare Schwiegertochter warf, die mehr und mehr drohend vor ihr heranwuchs.

Der Pfarrer versuchte durch kleine Bemerkungen aus der Zeitung das Gespräch in Gang zu bringen, so wie er es haben wollte; aber Keiner ging darauf ein. Die Verlobten sprachen leise zusammen — Gabriele hatte den Schaukelstuhl dicht ans Sopha gerückt, und Frau Jürges beugte sich über eine der Zeitungen auf dem Tisch und las, um die Jungen nicht zu stören.

Aber Pfarrer Jürges hatte beschlossen, daß die Schlacht nach dem Abendessen geliefert werden solle. Er sagte sich, es sei am besten, den Stier bei den Hörnern zu fassen.

„Im Grunde hast Du Recht, Johannes. Die Stelle taugt nicht für Dich. Kapellan in Christianssund zu sein, ist kein Zukunftsposten; außerdem besorge ich, daß Gabriele für den Anfang das etwas zu weit entfernt von der Hauptstadt finden wird — nicht wahr?"

Johannes fuhr zusammen und war ganz roth geworden:

„Ich habe auch nicht daran gedacht, darum nachzusuchen, lieber Vater."

„Nein, nein — aber wir müssen jetzt anfangen, uns nach einer Stelle umzusehen. Du bist nun, Gott sei gelobt, so weit, daß Du suchen kannst."

Gabriele lächelte: „Wenn man hört, daß ein Candidat der Theologie sucht, so weiß man auch gleich, was er sucht. Es ist ja natürlich das Reich Gottes, das man zunächst suchen soll."

„Dies ist keine Sache, mit der man seinen Scherz treibt, Fräulein Pram," sagte der Pfarrer und wandte sich zum ersten Male in seiner ganzen Würde gegen sie.

Aber Gabriele antwortete, ohne mit den Augen zu zucken: „Dies ist auch kein Scherz, sondern ein sehr ernstes Citat."

„Von dem ich wohl weiß, woher Sie es nehmen," antwortete der Pfarrer ruhig lächelnd; „ich hätte mir denken können, daß die angekränkelten Verfertiger von Paradoxen Sie diese Geringschätzung des Predigerstandes gelehrt haben."

„Geringschätzung," sagte Johannes und fuhr zusammen, „ich glaube nicht, daß man bei Gabriele von Geringschätzung —"

„Nein — es ist eher Abscheu," unterbrach Gabriele ruhig; „eben deshalb scheint es mir richtiger, in diesem Hause nicht davon zu sprechen."

„Doch, gerade hier, gerade in diesem Hause eines Verabscheuten, gerade hier wollen wir über die neue Zeit und die Auffassung sprechen, welche sie von den Dienern des Herrn hegt."

Daniel Jürges erhob sich zu seiner ganzen Höhe, und Gabriele fühlte ihr Herz klopfen, als sie vom Schaukelstuhle zu ihm aufsah. Johannes hätte dem Vater gern einen Wink gegeben; aber er wagte es nicht, und Frau Jürges fing an zu zittern, so daß die Zeitungen zwischen ihren Händen raschelten.

Der Pfarrer ging einige Male auf und ab, um sich zu beruhigen und die Worte zu ordnen, die nur allzu reichlich sich vordrängten; aber in dem Augenblicke, wo er vor Gabrielens Stuhl stehen blieb, um seine Rede zu beginnen, sagte diese: „Da Johannes nicht daran denkt, Prediger zu werden —"

Sie stockte, weil sie fühlte, daß alle Drei sie ansahen; dann fuhr sie fort: „Nicht wahr, Johannes, das hast Du mir versprochen?"

Es gingen einige Zuckungen über Johannes' Gesicht, und seine sonst so klaren Augen konnten keinen Ruhepunkt finden, während er nach Worten suchte. Mit Anstrengung gewann er seinen gewohnten Ausdruck und seine feste Stimme wieder:

„Wie Du weißt, Gabriele, haben wir über diese Angelegenheit niemals im vollen Ernst mit einander gesprochen. Aber es ist wahr, es besteht ein Versprechen, auf jeden Fall Etwas, was so gedeutet werden kann."

„Ein Wort großer Schwäche," unterbrach ihn der Vater. „Es erscheint mir sehr wenig würdig, darauf pochen zu wollen."

„Nein, nein! Mißverstehen Sie mich nicht," rief Gabriele eifrig. „Es ist nicht meine Absicht, ihn bei seinem Worte zu nehmen, auch wenn er es wirklich gegeben hätte. Aber ich hege die Ueberzeugung, daß er nicht will; er will nicht Prediger werden, nicht wahr Johannes? Du willst kein Prediger in der Staatskirche werden! So antworte doch!"

Sie beugte sich halb lächelnd, halb ängstlich zu ihm hin; sie hatte nicht an eine solche Möglichkeit geglaubt; aber als sie nun sah, wie er sich jetzt wieder wand, setzte sie kalt hinzu: „Freilich, wenn dem so ist! Dann müssen wir uns je eher je lieber aussprechen."

„Gabriele, ich bitte Dich, beurtheile mich nicht zu hart, und Du, Vater, entschuldige, laß mich sprechen; — ich sage: beurtheile mich nicht zu hart; Du könntest Veranlassung dazu haben, ich räume es ein —"

Gabriele unterbrach ihn: „Ueber das, was wir Beiden zusammen gesprochen haben, schulden wir keinem Dritten Rechenschaft. Aber wenn ich Dich mißverstanden hätte, oder wenn Du andern Sinnes geworden wärest, nun, so müssen wir uns darüber aussprechen und zur Klarheit kommen; findest Du es aber durchaus nothwendig, daß Dein Vater mitredet, nun so —"

„Ich wollte so unbeschreiblich gern, daß mein Vater und Du Dich verstehen lerntet," sagte Johannes.

„Es wird Deinem Vater nicht leicht, mich und meine Entwicklung zu verstehen," antwortete Gabriele und heftete ihre Augen ruhig auf ihren Verlobten; „die jungen Damen von heut zu Tage sind anders, als sie zu Deines Vaters Zeiten waren. Es ist ein neues Geschlecht aufgewachsen mit anderen Anschauungen,

anderm Geschmack, ja ich glaube beinahe mit andern Gefühlen. Ich weiß wohl, daß die Männer der alten Schule diese Veränderung den Ruin der Weiblichkeit nennen, und deshalb fällt es ihnen auch schwer, uns zu ertragen. Das thut uns zwar leid; aber wir können es nicht ändern, und im Grunde wünscht auch wohl Keine von uns die alten Zeiten zurück."

Johannes hätte sie so gern zum Schweigen gebracht, denn er wußte, daß diese Worte das Uebel nur verschlimmern konnten. Es legte sich auch ein gezwungenes Lächeln um des Vaters Mund, als Gabriele erklärte, daß die Welt in seiner Abwesenheit eine ganz andere geworden und er sie nicht mehr verstehe.

„Verzeih', kleine Schwiegertochter!" begann er mit einer Freundlichkeit, die Frau Jürges erbeben machte, „verzeih', wenn ich ein Lächeln nicht unterdrücken kann. Denn für's Erste sind zwei junge Damen unter meinen Augen aufgewachsen, die ich immer ohne Schwierigkeit verstanden habe. Und dann ist Etwas in dieser Jugend — ich meine die neue, unverstandene Jugend — sie bildet sich ein, daß die Gedanken, die in ihrem Kopfe schwirren, neue Gedanken seien; aber in Wahrheit ist es derselbe warme Frühlingswind, der einmal über uns alle dahingegangen ist. Nein, das Neue, das wirklich Neue, das bis jetzt noch kein Seitenstück gefunden hat, das — ich räume es ein — ist die Keckheit, mit der sie uns, den Aelteren, die Nachtmütze über die Augen ziehen will und uns ersucht, einen Augenblick schlafen zu gehen, derweil sie Himmel und Erde auf den Kopf stellt."

Johannes lachte und nährte einen Funken Hoffnung, daß das Gespräch eine scherzende Wendung nehmen würde; aber Gabriele sagte trocken: „Es gibt eben Eins, was diese Aelteren von jetzt ab gezwungen sein werden, der kecken Jugend zuzugestehen, und das ist das Recht, eine Ueberzeugung zu haben und derselben im Leben folgen zu dürfen. Kehren wir deshalb zu Johannes' Beruf als Prediger zurück. Sag' mir aufrichtig Deine Ansicht. Willst Du Prediger werden?"

„Es wundert mich," erwiderte der Vater, ehe Johannes Worte fand, „daß Sie eine solche Frage stellen, nachdem Sie Ihr Schicksal verbunden oder doch einen ernsten und verpflichtenden Schritt zu der Verbindung gethan haben mit einem jungen Manne, der sich zu diesem Beruf ausgebildet hat."

„Es ist mir jedoch niemals im Ernst eingefallen, daß Johannes Prediger werden wolle."

„Aber Sie mußten doch wissen und fühlen, daß er ein aufrichtig gläubiger Christ sei."

„Ich weiß, daß Johannes zu aufrichtig ist, um ein Heuchler zu sein," antwortete Gabriele und reichte ihrem Verlobten die Hand, während sie den Vater unverwandt ansah.

„Nun wohl! und wenn er denn in lebendigem und aufrichtigem Glauben zu Ihnen kommt und Ihnen sagt, daß der Ruf an ihn ergangen, Zeugniß abzulegen für den Herrn, der ihn erkauft hat."

„Dann würde er zu mir kommen und sagen: Lebe wohl, Gabriele! Ich habe nunmehr an Anderes zu denken, als an Liebe und häusliches Glück. Wer sein Kreuz auf sich nehmen und seinem Meister folgen will, der kennt weder Vater noch Mutter — der hat weder Haus noch Heimath."

Johannes zog seine Hand zurück und starrte sie an; aber Daniel Jürges lächelte wieder ruhig und sicher.

„O, nun höre ich Ihren Lehrmeister durch Ihre Worte hindurch! Wir kennen diese einseitige und schwächliche Darstellung des Vorbildes in Christi Person; aber — Gott sei gelobt! — als Christen wissen wir auch . . . .“

Gabriele unterbrach ihn abermals. „Wenn Sie wieder die beliebte Volte schlagen wollen, Herr Pastor, das Vorbild hineinzudrängen und den Versöhner heraus, so bitte ich Sie, sich meinetwegen nicht weiter zu bemühen. Ich weiß wohl, daß es den Schriftklugen ein Geringes ist, so lange zu reden, bis sie die schönste Uebereinstimmung zwischen dem gekreuzigten Vorbild und den decorirten Nachfolgern hergestellt haben — ich kenne das auswendig: nur das Kreuz wechselt seinen Platz.“

Frau Jürges machte unwillkürlich einen kleinen Sprung im Sopha; Johannes erhob sich, beugte sich über Gabriele und sagte: „Mäßige Dich, Gabriele, ich flehe Dich an.“

Aber Pastor Jürges ward blutroth; er hatte gesehen, daß Gabriele eine Bewegung mit dem Kopfe nach dem Bilde des ordengeschmückten Stiftspropstes gemacht hatte, und er fühlte seinen lang bekämpften Zorn in sich auflodern.

Johannes, der an dem Schaukelstuhl vorüber gegangen war, trat zu ihm und sagte: „Lieber Vater, laß uns nicht zu eifrig werden. Gabriele hat ihre eigne Art — ich finde sie nicht lobenswerth; ich verstehe auch, daß sie Dich aufbringt; aber sie meint es gewiß nicht so schlimm, laß uns darum lieber hören, was sie im Ernst gegen die Wirksamkeit des Predigers vorzubringen hat.“

„Und danach fragst Du? Du weißt doch, daß ich die Staatskirche mit einem König an der Spitze und all' die officielle Gottesverehrung für ein Zerrbild von Christi Leben und Lehre halte! — Das weißt Du doch, Johannes! — und ich wähnte Dich darin einig mit mir.“

„Nein, Gabriele, nein!“ rief Johannes, „Du lässest Dich allzu sehr fortreißen; Du kannst nicht sagen wollen, daß ich Veranlassung zu der Vermuthung gegeben habe, meine Anschauungen gingen eben so weit wie die Deinen —“

„Aber Du hast sie getheilt und thust es also noch?“ fragte der Pfarrer.

„Auch das nicht, mein lieber Vater! mißverstehe mich nicht! Du weißt selbst, in unsern Tagen wird viel von Reformen gesprochen, von kirchlichen Reformen, die — das leugne ich nicht — bis zu einem gewissen Grade meinen Beifall haben. Sowohl in den äußern Verhältnissen der Kirche als in dem Gemeindeleben gibt es einige Punkte . . . “

So sprach er fort und erreichte es endlich, den Ton zu finden, den der Professor ihn gelehrt hatte, wenn es galt, eine Brücke vom Alten zum Neuen zu schlagen, auf der man ungefährdet hinüber könne. Aber Niemand achtete auf seine Rede.

Dem Pfarrer erschien es als ein sehr glücklicher Umstand, daß Gabriele es so weit trieb, so ganz über alles Maß hinaus. Denn wenn Johannes wirklich ins Schwanken gekommen war, so konnte er noch rechtzeitig abgeschreckt werden. Mit Gewalt rief er sich ins Gedächtniß, wer die junge Dame sei und was sich Alles an ihren Namen knüpfe; auch wie noch Alles hell und gut werden

könne, wenn sie nur recht geknickt sei, und damit suchte er seinen Zorn zu dämpfen. Aber gebrochen mußte ihr Starrsinn werden! Er wünschte nur, daß nicht allzuharte Mittel nothwendig sein möchten.

Gabriele ward von ihres Verlobten Rede peinlich berührt. Ihr ward immer klarer, daß er ein Anderer in der Stadt sei als hier im Vaterhause. Früher waren sie trotz aller Uneinigkeit verbunden gewesen; aber hier fühlte sie schmerzlich, daß Johannes ins feindliche Lager übergehe.

Es lag nicht in ihrer Art, ihm beizustehen und ihn auf diese Weise wieder an sich zu ziehen; sie unterbrach ihn im Gegentheil in seiner Anstrengung mitten auf der Brücke und sagte mißmuthig: „Es hat ja keinen Zusammenhang, was Du sagst, Johannes!"

Er hielt inne und machte eine etwas ungeduldige Wendung gegen sie. Der Vater jedoch, der inzwischen Zeit gehabt hatte, seinen Zorn niederzukämpfen, ergriff jetzt das Wort in ganz anderer Weise — ruhig, fast einräumend. Es war seine Absicht, das Gespräch auf specielle Streitfragen hinzulenken, die mehr eigentliches Wissen und Beweise erforderten als große Worte.

„Mag es sein," sprach er, „wie Johannes sagte, daß die Kirche der Reform bedarf. Bedenkt, daß die Kirche ein altes Haus ist, vielleicht nicht frei von Gebrechen. Aber so lange das Wort Gottes rein und lauter gepredigt wird — und das habe ich selbst von unsern erbittertsten Feinden noch nicht in Abrede stellen hören —"

„Lauter und rein", unterbrach ihn Gabriele, „das will sagen, daß die Schriftgelehrten daraus entnehmen, was ihnen paßt und den Rest verschweigen."

Frau Jürges rückte in den entferntesten Winkel des Sophas und Johannes rief unwillig: „Gabriele! Du weißt nicht, was Du sagst."

„Deine Braut macht sonst wohl den Eindruck, zu wissen, was sie sagt," äußerte der Pfarrer mit der liebenswürdigsten Miene.

„Und natürlich meine ich auch, was ich sage," fügte Gabriele hinzu.

„Möchten Sie nicht so freundlich sein, uns ein Beispiel zu nennen, in welchem die Schriftgelehrten — womit vermuthlich in Ihrem Munde die Geistlichkeit der Staatskirche bezeichnet werden soll —"

„Sind nicht Schriftgelehrten die herrschende Priesterschaft in dem neuen Testamente?" fragte Gabriele kampflustig.

„Nun ja," sagte der Pfarrer, „das gehört nicht hierher, obwohl sich auch darüber Allerlei bemerken ließe. Aber sagen Sie uns lieber — nennen Sie uns ein Beispiel, wo in unserer Kirchenlehre etwas Ungehöriges vorgebracht und Anderes verschwiegen worden wäre?"

Gabriele schaukelte sich hin und her, indem sie antwortete: „Es würde wenig nützen, wenn ich meine Beispiele anführen wollte. Denn die Schriftgelehrsamkeit ist so alt und so schlau, daß die Theologen freudig durch eine offene Thür gehen, wo es für den allgemeinen gesunden Menschenverstand mit der Stirn gegen die Wand rennen heißt."

„Da wir nun gerade vor Ihnen stehen, zwei dieser Schriftgelehrten — ein alter und ein junger," — sagte der Pfarrer besonders mild und ruhig, „die in aller Aufrichtigkeit glauben, daß unsere Kirchenlehre das wahre und unver-

fälschte Christenthum sei, gepredigt durch den eignen Mund des Herrn und bewahrt durch die heiligen Männer der Kirche — wollen Sie da nicht lieber, anstatt den Stab über uns zu brechen, uns eine bestimmte Thatsache nennen, uns auch nur einen einzigen Punkt aufweisen, in dem die Kirche irgend Etwas von Christi Lehre umgeht, Etwas hervorhebt und Anderes bei Seite schiebt."

„— etwas Wesentliches," schaltete Johannes ein; aber der Vater fuhr fort, mit Gabriele zu sprechen, ohne auf ihn zu achten:

„Nach dem, was Sie gesagt haben, finden Sie gewiß selbst, daß dies eine Art Pflicht für Sie sei — wenn überhaupt Pflicht ein Wort ist, welches sich in dem revidirten Wörterbuche der Neuzeit findet."

„Wenn Sie die Sache so nehmen," antwortete Gabriele, „dann werde ich meine Beispiele anführen, damit Sie nicht sagen, daß ich mich nur mit leeren Phrasen befasse. Aber bedenken Sie auch, daß ich im Voraus weiß, wie wenig Eindruck ich auf Sie, der Sie in der Unfehlbarkeit erzogen worden sind, machen werde, daß diese Beispiele also nur Werth für mich selbst haben. Das erste ist die Bibelstelle, durch welche Sie die Taufe der Kinder begründen."

„Ich dachte es mir schon," sagte der Pfarrer, seinem Sohne zulächelnd; „damit fängt es immer an."

„Ebenso, wie ich darauf gefaßt bin," rief Gabriele, „daß Sie die Taschen voll Erklärungen haben. Ich meinerseits finde schon, daß eine ganz andere Gewährleistung dazu gehören würde, um aus einer an und für sich so bedeutungslosen Ceremonie wie die Taufe kleiner Kinder ein Sacrament zu machen. Nun jedoch kommt das Wort, welches todt geschwiegen wird; ich kann es auswendig, und es lautet: „Ich aber sage Euch, daß Ihr allerdings nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt. Auch sollst Du nicht bei Deinem Haupte schwören, denn Du vermagst nicht, ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede aber sei: ja, ja — nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Uebel." Wenn man nun sieht, was Sie aus diesem kleinen Worte: „lasset die Kindlein zu mir kommen" gemacht haben, so müßte man wohl erwarten, ja überzeugt sein, daß ein so deutlicher, so erschöpfender, so ganz ungewöhnlich energischer Ausspruch, wie jener über den Eid, auf das Gewissenhafteste in der Kirche aufrecht erhalten werde, in der das Christenthum so rein und lauter gelehrt wird. Aber ich werde Ihnen sagen, meine Herren," und Gabriele erhob sich im Stuhl —, „ich werde Ihnen erzählen, wie es in diesem christlichen Staate zugeht — gerade vor der Kirche Augen, ja *in* dieser selbst. — Nicht nur, daß es von Eiden wimmelt, das göttliche Gebot wird vielmehr so zum Spott gemacht, daß ein Eid von den Bürgern verlangt wird, welche die Angelegenheiten des Staats und der Staatskirche leiten. Die Kirche Christi verlangt, daß dem, welcher durch Schwören sich nicht gegen Christi klares Wort versündigen will, nicht gestattet werde, sich mit den Angelegenheiten der Kirche zu befassen. Kommt Einer, der nicht schwören will, weil er *nicht* glaubt — fort mit ihm! Und kommt Einer, der nicht schwören will, *weil* er glaubt — fort auch mit ihm! Nur die, welche so stumpf oder solche Heuchler sind, daß sie kein Bedenken tragen, ihren Christenglauben durch eine Verhöhnung

desselben zu bekräftigen, die sich nicht scheuen, dem Meister ins Gesicht zu speien und das Ehrerbietung nennen — nur diese kann der christliche Staat gebrauchen! Und all' dies geschieht nicht etwa, indem man einräumt, daß es leider sowohl mit dem Leben als mit der Lehre gleich schlecht stehe, nein! unerbittlich wird darauf getrotzt, daß dies, gerade dies das echte, unverfälschte Christenthum sei. Und ich weiß es — Du weißt es, Johannes, Du kannst unmöglich so weit gekommen sein, wie ich weiß, daß Du gekommen bist, ohne diesen ungeheuren Betrug zu durchschauen — Du kannst mich nicht so entsetzlich enttäuschen; sag' es, sprich es aus, daß Du es nicht kannst!"

Als sie schwieg, fuhr der Sturm eben mit solcher Gewalt über das Haus, daß es zitterte, und Frau Jürges war vor Schrecken halb todt. Johannes stand völlig rathlos mitten im Zimmer und suchte vergeblich nach Worten. Um Zeit zu gewinnen, rief er sich umsonst ins Gedächtniß, was er über den Eid hatte sagen hören; aber das Einzige, was ihm einfiel, war die Frage im Pontoppidan: „Ist es denn überhaupt nicht gestattet, zu schwören?" und die Antwort lautete: „ja, wenn die von Gott eingesetzte Obrigkeit es fordert." Aber wo waren die Schriftstellen? Er konnte sich in diesem Augenblick auf keine besinnen, obwohl es deren gewiß viele gab. Dies wollte er eben sagen, als der Vater mit seiner gewaltigen Stimme losbrach, die das Unwetter übertönte und in den Ohren widerhallte. Er konnte nicht länger kleinlich bei Gabrielens Beispielen verweilen; aber indem der lang verhaltene Groll sich Luft machte, ließ er jede Rücksicht fallen und sagte ihr sehr schonungslos die volle Wahrheit, während sie zurückgelehnt im Schaukelstuhle lag — unbeweglich, das Gesicht mit den Händen verhüllend. Er ergoß über sie und den Abfall der Zeit den Zorn des Herrn in so mächtig rollenden und erhabenen Worten, daß es Johannes an die Sprache der alten Propheten erinnerte.

Jetzt wollte er Abrechnung halten! Es war ein Ausbruch alles Dessen, was sich in ihm angesammelt hatte seit dem Augenblick, wo sie zuerst das Haus betreten, diese Ausgesandte der neuen Zeit, die er haßte — haßte mit dem Trotz seines ganzen Lebens, mit all' der unversöhnlichen Leidenschaft, die sich in ihm gehäuft während der vielen Jahre, wo er die vordringliche neue Zeit mit Füßen getreten, bis Alles, was ihm früher theuer gewesen, sich in Bitterkeit verwandelt hatte. Die Hoffnungen, mit denen er sich in der Jugend getragen, er hatte sie selbst vernichten helfen; das Schöne und das Gute, Frieden und Harmonie, — alles war Gift und Ingrimm geworden; denn vermessene Hände streckten sich nach dem Heiligen aus — vermessene Hände — vermessene!

Er hielt inne und faßte sich nach dem Kopf; es war ihm dunkel vor den Augen geworden. Er wartete, bis das Blut wieder in Umlauf war, und fuhr dann streng, mit großer Würde fort:

„Denn im Grunde ist der Unglaube eine Mischung von Bösem und Niedrigem, von Feigheit und Hochmuth. Und wenn er sich in unsern Tagen den Schein geben will, als verabscheue er die Lüge, um Wahrheit und Recht für Große wie Geringe zu suchen, so ist eben dies die Lüge in ihrer widerwärtigsten Gestalt. Besteht doch diese Christusfeindschaft in nichts Anderem als darin, das Niedere zu erheben und das Hohe herunterzureißen, sich selbst den Hochsitz zu erwählen

und Alles, was erhaben und heilig ist, in den Schmutz zu ziehen. Aber wahrlich, Gott läßt sein nicht spotten."

Gabriele sprang auf; sie wollte ihm Etwas entgegnen. Der Pfarrer hielt inne, und einen Augenblick ward es so still im Zimmer, daß das Schaukeln des Lehnstuhls hörbar ward, bis er zum Stillstand kam. Aber Gabriele fand keine Worte.

Die ganze Stimmung nach der heutigen Predigt überfiel sie, aber mit so verstärkter Gewalt durch den Aufruhr, der bereits ihre Sinne ergriffen, daß sie fühlte, wenn sie ihm jetzt erklären sollte, wie tief er sie gekränkt, so würde sie dahin kommen, ihr ganzes Seelenleben offen vor diesem Manne darzulegen; und dessen war er nicht werth, weil er sie nicht verstehen wollte.

„Sag' Du es ihm, Johannes, sag' ihm, daß es nicht wahr ist!"

Sie streckte dem Verlobten die Hände entgegen, damit er sie ergreifen und ihr zu Hilfe kommen möge; aber Johannes faltete die seinen zum Gebet. Die letzten Augenblicke waren mit Sturmesgewalt an ihnen vorüber gesaust und Etwas von dessen Wildheit war in Allen. Johannes fühlte, daß keine Versöhnung möglich sei: er mußte wählen und nach seiner Gewohnheit fing er an, halblaut zu beten.

„Antworte mir, hilf mir!" — rief Gabriele ungeduldig und machte einen Schritt zu ihm hin. Aber Pfarrer Jürges trat dazwischen und hielt sie auf:

„Stören Sie ihn nicht! — lassen Sie ihn da Beistand suchen, wo dieser allein zu finden ist. Und dann wähle, mein Sohn, ob Du Deinen Herrn, der Dich erkaufte, verrathen und den Feinden des Kreuzes folgen willst!"

„Nein, nein!" rief Gabriele, „die Frage stellt sich für Dich so: Willst Du ehrlich sein und eingestehen, daß Du weit entfernt bist, Christi wahrer Nachfolger zu sein, weit entfernt! und daß Du nicht mit offenen Augen in ein Leben voll Lüge, voll Betrug eintreten willst?"

„Johannes, mein Sohn," sagte der Pfarrer, und seine Stimme ward wieder so scharf wie im Arbeitszimmer —, „ich sehe, Du schwankst."

Aber da löste Johannes seine gefalteten Hände und reichte sie dem Vater hin: „Ich verlasse Jesum nicht."

„Pfui!" sagte Gabriele; sie wandte sich hurtig von ihm ab und zog den Verlobungsring vom Finger. Frau Jürges sah ihn über den Tisch rollen und „Willst Du die —"

Willst Du die Verlobung aufheben? hatte sie sagen wollen; aber sie fühlte, daß diese Worte in diesem Augenblicke nicht paßten. Sie blieb daher sitzen und starrte auf den Fuß der Lampe, unter welchen der Ring gerollt war.

Gabriele stand noch eine Weile und blickte wie abwesend ins Licht; dann aber raffte sie sich auf. „Gute Nacht, Euch Allen," sagte sie und ging aus der Thür.

Johannes wollte ihr nacheilen; aber der Vater hielt ihn zurück.

„Laß sie! Nichts mehr diesen Abend; morgen ist, Gott sei gedankt! auch noch ein Tag. Ich sagte es Dir, Johannes, es gehören kräftige Mittel dazu; laß uns Gott danken, daß es überstanden ist, und daß Du siegreich aus der Prüfung hervorgegangen bist. Morgen wollen wir diesen strengen Abend mildern,

und ich — ich werde keinen Groll bewahren, das verspreche ich Dir. In meiner Predigt werde ich ihr die guten Worte geben, die ihr nach der Züchtigung Noth thun und später bei dem Vogt —"

Frau Jürges erhob die Hand: „Sie nimmt ihren Mantel um."

„Was fällt Dir ein, Minna!" sagte der Pfarrer ärgerlich; „wohin sollte sie jetzt wohl gehen?"

Aber Johannes eilte zur Thür und riß sie auf. Da stand Gabriele in ihren Pelzmantel gehüllt, im Begriff, ihre Galoschen anzuziehen.

„Mein Gott — Gabriele, wohin? Du mußt von Sinnen sein!" rief Johannes und zitterte stärker als die Mutter.

Gabriele befreite ihre Hand aus der seinen und sprach betrübt:

„Wir haben einander nichts mehr zu sagen. Ich habe mich in Dir getäuscht. Leb' wohl — und laß mich gehen."

Sie hatte schon die Hand an der Thürklinke.

„Fräulein Pram!" rief der Pfarrer ganz außer sich. „Ihr Benehmen ist der Art — —"

Gabriele wandte sich ruhig um, als ob sie noch Etwas vergessen habe und ging mit einer Sicherheit, die beinahe beruhigend auf Alle in dieser unbegreiflichen Lage wirkte, auf Frau Jürges zu und reichte ihr die Hand.

„Vergeben Sie, daß ich Ihr Haus in dieser Weise verlasse; ich gehe zum Lehnsmann. Es würde mir nicht möglich sein, hier auch nur noch eine Nacht zu bleiben, und morgen reise ich nach Hause. Sie dürfen mir nicht böse sein! Leben Sie wohl!"

Damit bog sie sich hernieder und küßte die kleine Dame, und ehe noch Jemand zur Besinnung kam, war sie aus der Thür. Der lose Schnee stand wie eine Wolke um sie herum, als sie verschwand, und der Wind schlug die Thür sausend zu.

Johannes griff nach seinem Ueberzieher.

„Nein — nein!" sagte der Pfarrer.

„Doch, ich will," antwortete Johannes und sah seinem Vater fest ins Auge.

Daniel Jürges taumelte vor diesem Blick zurück, und erst jetzt begriff er, was verloren war.

Aber Frau Jürges, in deren Kopf Großes und Kleines noch wilder als gewöhnlich sich gemischt hatte, stand da in verzehrender Angst, daß Johannes seine großen Pelzstiefel nicht vergessen möge. Zuletzt faßte sie Muth, und zog sie aus dem Winkel hervor.

Elftes Capitel.

Der Sturm hatte sich selbst sein Spiel verdorben. Die schweren Schneemassen, die er den ganzen Tag zwischen die Felsen gepreßt, platzten mit einem Male wie Federbetten; die Daunen flogen heraus und erfüllten die Luft, so daß der Sturm, schwach und machtlos, das Ende seiner Gewalt erkannte.

Aber mit dem letzten Windstoß war endlich das alte Haus eingestürzt. So still sanken die alten morschen Balken zusammen, daß Niemand im Pfarrhof es während des Sturmes bemerkt; auch hatte Keiner, als das Dach fortgerissen ward,

gesehen, wie des Pfarrers Heu sich erhob und einem sich entrollenden Schleier gleich über die Felder verschwand.

Auf dem Hofe wirbelte der Schnee dicht in großen Flocken, und das Licht der Pfarrhofsfenster schien in gelben Streifen in die Finsterniß hinaus.

Frau Jürges ging mit dem Lichte voran und der Pfarrer mit der Pfeife und den Zeitungen hinterdrein. Als die Verlobten das Haus verlassen, hatte Daniel seine Sachen zusammengepackt und die Lampe ausgelöscht, ohne ein einziges Wort mit seiner Frau zu sprechen, oder sie überhaupt nur zu beachten.

Sie wagte auch nicht, ihn mit einem einzigen Wort zu stören, nicht einmal, als sie an der Bischofskammer vorübergingen. Sie hätte so gern Gabrielens Nachtzeug und ihre Toilette mit einem der Hofjungen zum Lehnsmann hinübergeschickt. Aber sie wußte aus Erfahrung, wie schlecht es ihr bekam, wenn sie mit ihren kleinlichen Sorgen ihren Mann in seinen ernsten Gedanken unterbrach.

Daniel entkleidete sich rasch und ging zu Bett. Frau Jürges wunderte sich über ihn; denn so lange sie verheirathet waren, hatte er jeden Abend im Bette seine Pfeife geraucht und die Zeitungen gelesen. Heute hatte er Beides auch mitgenommen; aber sie lagen unberührt neben ihm, und sie hörte, daß er nicht schlafe.

Gewiß dachte er gleich ihr an diese wundersame Schwiegertochter, die zwei Tage in ihrem Hause gewesen. Denn Frau Jürges erwartete nicht, daß Johannes sie zurückbringen werde; es schien ihr nicht wahrscheinlich, so wie Gabriele nun einmal war und — aufrichtig gesprochen — sie wünschte es nicht einmal; sie war keine passende Frau für Johannes.

Aber wie würde das Kirchspiel die ungewöhnliche Begebenheit aufnehmen, daß des Candidaten Braut am Abend des ersten Ostertags den Pfarrhof in Sturm und Schnee verlassen habe und zum Lehnsmann gegangen sei! Wenn sie nur wenigstens ihre Zuflucht zum Vogt genommen hätte! —

Frau Jürges hatte Gabrielen's Ring unter der Lampe hervorgeholt. Halb entkleidet blieb sie stehen und betrachtete ihn lange Zeit. Ohne daß sie es wußte, widerhallte in ihrem Innern die Musik vom Abend — sie schien mit dem jungen Mädchen verbunden, welches den Ring verschmäht hatte; und als ob ihr Wesen sich in diesen Tönen verständlich gemacht hätte, dämmerte es jetzt erst Frau Jürges undeutlich auf, daß das, was sie heut erlebt, ein Spiegelbild, ein kurzer Abglanz von einem Etwas sei, das in der Tiefe der eignen Seele verkümmert und gemißhandelt ruhte.

Sie blickte auf den verschmähten Ring und dann auf ihren eignen, der dünn und verschlissen, lose auf ihren bleichen Fingern saß — ein einzelner Ring, aber mit einer langen, langen Kette daran. Gegen ihren Willen mußte sie daran denken, wie rund und geschmeidig diese Finger einst waren, und wie schön es gewesen, wenn sie leicht und spielend wie durch Blumen über die Tasten dahinliefen. Sie vermochte ein unwilliges Gefühl nicht zu bemeistern, als sie diesen neuen Ring — den verschmähten — wieder fortlegte.

Und doch — wer hatte Recht? wer von diesen Beiden hatte Recht?

Sie fuhr fort, sich zu entkleiden; aber die neue Musik kehrte immer wieder zurück, in ihrer sorglosen Weise neue Wege verfolgend, und ihre Gedanken gingen

in gleicher Weise mit einer anderen Auffassung über ihr ganzes Leben zurück. Da fiel ihr bald Dies, bald Jenes wieder ein, wo sie sich hatte beugen und unterordnen müssen.

Nicht das Lob war es, welches einst ihrem Spiele gezollt worden, und auf welches sie kein Gewicht gelegt hatte; denn sie war eigentlich nie dahin gekommen, sich ein Leben ihrer Veranlagung gemäß zu denken. Dazu war sie damals zu jung gewesen, und Keiner hatte sie darüber aufgeklärt, daß dergleichen für eine anständige Frau eine Möglichkeit sei. Deshalb war es ihr keine Enttäuschung, und sie konnte Niemandem vorwerfen, daß sie die Musik ganz liegen lassen mußte. Aber was sich an diesem Abend als bittere Klage in ihrem Innern erhob, das war, daß sie selbst verschwunden, ihr eignes Innere — daß das, was ihre Seele ausmachte, durch die Schuld Anderer vernichtet worden sei. Dieser unverstandene Druck war es, der immer auf ihrem kraftlosen Schattenleben ruhte, als ob sie für sich, um ihrer selbst willen, nicht vorhanden wäre. Sie war nicht zermalmt, aber mit einem Schwamm ausgelöscht; nicht mit Füßen getreten, sondern ganz behutsam, fast zärtlich zu Boden gestreckt worden.

Während sie nun auf ihren welken Körper blickte, wandte sich diese bittere Klage — sie konnte nicht dafür — gegen ihn, der so stark und gesund im Bette lag. Und dieses Bett, das ihr überallhin gefolgt, bis es ganz abgenutzt und durch die Umzüge verdorben war, das stellte ihr ganzes Leben dar. All' ihre Kinder hatte sie darin geboren, und im Laufe der Zeit ihre Schönheit eingebüßt, ihre Frauenwürde bis auf den letzten Rest — immer müder, immer mehr angestrengt, um Anderen Alles zu sein und Nichts für sich selbst; niemals verstanden, nur benutzt, vernachlässigt und verbraucht.

Aber ihre Klage kehrte zu ihrer eignen Hoffnungslosigkeit zurück, und nichts loderte wieder in ihr auf, weil kein Funken mehr zündete. Sie fühlte es selbst, als sie das Licht ausblies und sich ins Bett legte, wie eine tiefe Betrübniß, gleich einem Meere mit schwarzen Wolken, vor ihr aufstieg und über ein verfehltes Leben hinwegspülte — und sie weinte.

„Weshalb weinst Du, Minna?“ fragte ihr Mann, indem er sich auf dem Ellenbogen erhob.

„Ach, es ist so traurig — so traurig“ — schluchzte sie.

„Was ist so traurig?“ fragte er etwas ungeduldig.

„Alles — alles ist so traurig — so traurig“ —

Einen Augenblick blieb er in der halb erhobenen Lage, und Zorn stieg in ihm auf, aber irgend Etwas benahm ihm den Muth; er legte sich still wieder nieder und that, als ob er nicht höre, daß sie weine — und wie bitterlich weine! — während der Wind in langen Stößen klagend ums Haus fuhr und den schweren nassen Schnee gegen die Fensterscheiben schlug.

— — — — — —

Inzwischen war Gabriele über die Felder bis zur Kirche durchgedrungen. Der Wind kam von der Seite und blies ihr den Schnee ins Gesicht, so daß sie kaum den ohnehin fast zugeschneiten schmalen Kirchweg erkennen konnte. Doch sie war in solch' innerem Aufruhr, daß die Kälte und die körperliche Anstrengung ihr wohlthaten. Sie eilte an der Kirche vorüber dem Walde zu.

Als sie nun aber in den Hauptweg einlenkte und den Wind auf dem Rücken hatte, der zum tiefbrausenden Ton in den Tannenwipfeln ward, da mäßigte sie ihren Gang, und der Muth entfiel ihr.

Allerlei Bedenken, die durch den einen großen Gedanken, daß sie von diesen Menschen fort wollte, zurückgedrängt worden waren, erwachten wieder. Würde sie den Weg finden können? War es sicher im Walde? Waren sie bei dem Lehnsmann noch auf? — Sollte da auch ein großer bissiger Hund sein?

Unter den Bäumen war es beinahe still; der fallende Schnee war durch die Tannennadeln gebrochen und zerstiebt, so daß er wie ein feiner Schleier hernieder fiel, durch welchen der Weg und die schwarzen Tannenstämme schimmerten.

Das unheimliche Gefühl der Einsamkeit im Walde gewann plötzlich Macht über sie, und in wilder Angst fing sie an zu laufen.

Aber der Schnee war lose und so schwer, wie sie gekleidet war, kam sie nicht viel weiter. Sie glaubte, daß hinter jedem Baum Jemand hervorspringen und sie verfolgen werde; über sich hörte sie das dumpfe Heulen des Windes und im Walde knackte und krachte es so wunderlich in den Aesten, die gegen einander schlugen, daß sie vor Schrecken wahnsinnig zu werden fürchtete.

Da erblickte sie ein Licht zwischen den Bäumen; ein erhelltes Fenster glitzerte durch den Schneeschleier, und da war mit einem Schlage Alles verändert. Das war Licht, welches bei dem alten Sünder brannte, der ihren Vater kannte — ihren guten alten Vater — und alle die, denen sie angehörte — wie kam's doch? Sie war doch sonst so sicher und vernünftig!

Gabriele fand sich wieder und stand still. Sie lächelte über ihre Angst und löste den Mantel.

Getrost schaute sie um sich, horchte dem mächtigen Brausen des Sturms und kannte keine Furcht mehr.

Jetzt stand ihr auch der bestandene heftige Kampf klarer vor der Seele und was sie verloren — den Mann, auf den sie so fest gebaut, den Freund, den sie so gern geliebt hätte und dem sie mit Freuden durch das Leben gefolgt wäre. Denn es war nicht wahr, daß Johannes einen solchen Begriff von der Religion hatte. Sein Glaube war in so weit fest und aufrichtig, als er mit Leichtigkeit jeden in ihm aufsteigenden Zweifel durch das, was er gelernt hatte, besiegen konnte. Er war frommen Gemüthes, kein unduldsamer Eiferer. Wenn er aber einem Manne, wie Daniel Jürges, in eine Priesterschaft, wie die gegenwärtige war, zu folgen vermochte, dann war zwischen ihr und ihm eine unergründliche Kluft, und was auch sonst in ihrem Herzen für ihn sprechen mochte — sie mußten sich trennen.

Sie erkannte, wie schmerzlich auch der Verlust in diesem Augenblicke war, welch' ein Glück es für sie sei, daß sie früh von dem Wesen der Liebe in Mondschein und Unklarheit gelesen hatte. Denn oft war eine Leere, ein Vermissen über sie gekommen, als ob sie sich um Etwas betrogen fühle, wenn sie eine verliebte Freundin vergnügt mit einem Studenten dahintanzen sah. Die Nüchternheit, mit der sie diese Dinge zu betrachten gewohnt war, hatte sicher der Liebe Etwas von ihrem zarten Dufte geraubt.

Aber mit wie fröhlichem Danke fühlte sie sich in diesem Augenblicke frei,

mitten im tobenden Sturm. Und selbst die peinvolle Stunde, die starke Erregung und die Worte, die gegen einander geflogen — auch das bekam nach und nach ein anderes Ansehen. Endlich einmal hatte sie sich im Ernst betheiligt und Etwas ausgerichtet. Dies war kein müßiger Wortwechsel gewesen, in welchem das kleine Fräulein Pram Erlaubniß bekam, zu sagen, was sie wollte, weil Niemand sich daran kehrte. Hier war ihre eigne Person mit im Streite gewesen.

Sie hatte freilich verloren und den Wahlplatz geräumt; aber still und ruhig lächelte sie im Sturme, hüllte sich fest in ihren Pelzmantel und setzte ihren Weg durch den Schnee fort.

Der brausende Wald, der stöbernde Schnee, die schwarzen Stämme den Weg entlang — Alles ward ihr heimisch und lieb. Sie fühlte sich der ganzen Natur verwandt, und obgleich das Fenster des Lehnsmanns wieder ihren Blicken entschwunden, ging sie doch muthig weiter, und es befiel sie keine Furcht mehr, den Weg zu verfehlen.

Gabriele blickte nicht um sich und sah deshalb nicht, daß eine Gestalt ihr folge.

Johannes war bis zur Kirche gelaufen; als er sie aber den Weg zum Walde einschlagen sah und er gerade rufen wollte, da fing s i e an zu laufen.

Johannes eilte ihr nach; als er aber sah, daß sie still stand, blieb auch er stehen. So lange er sie nicht erreichen konnte, beeilte er sich und wollte rufen. Aber jetzt, wo sie nur eine kleine Strecke voraus war — jetzt blieb er stehen, rathlos, wagte nicht, weiter zu gehen und vermochte auch nicht, zu rufen.

In dieser Weise folgte er noch einige Zeit, entschlossen, sie an der Gitterthür des Lehnsmanns aufzuhalten; aber nun erschien es ihm zu spät, dem Hause zu nahen. Er blieb hinter dem letzten Baum am Saume des Waldes stehen, hörte, wie sie das Thor öffnete und sah endlich ihre Gestalt als schwarzen Punkt im Schnee verschwinden, der außen vor dem Walde dicht fiel und sie fast verhüllte.

Dann wandte er sich und ging halb bewußtlos nach Hause, während seine Gedanken sich fortwährend in einem Kreise drehten. Es waren die Vettern und deren Anhang und all' ihr Gelächter und voller Triumph, um die seine Gedanken wirbelten.

Er wollte innehalten und ernstlich nachdenken über Alles, was geschehen war. In einzelnen Augenblicken hielt er sich für geisteskrank. Es war unmöglich, ja undenkbar, daß sein ganzes Leben, seine Liebe und seine goldenen Träume — Alles fort sei, ihm in einer stürmischen Abendstunde entrissen! Und er selbst trieb sich hier, wie ein Narr im Walde umher, und dann kamen die Vettern wieder; er sah sie auf der andern Seite der Straße grüßen, sah, wie sie lachten und ballte die Faust, als ob er mitten in diese lachenden Zahnreihen schlagen wollte.

Erst, als er an die Kirche kam, wo der Schnee unbehindert auf ihn herniederfiel und sein Antlitz kühlte, erst da ward ihm das Unerhörte klar, das da geschehen war, und daß es nicht mehr zu ändern sei.

Aber weshalb war es so gekommen? und wer trug die Schuld? Der Gedanke, den seine allzu große Bewunderung für den Vater bisher zurückgehalten hatte, der kam jetzt bei ihm zum Durchbruch: die alte Methode war unbrauchbar ge-

worden. In der bittersten Weise hatte er es selbst empfunden, daß die neue Zeit sich nicht mit Füßen treten lasse. Wie seine Verlobung sich gleichsam im Zusammenhang mit dem Streite des Tages gezeigt hatte, so sah Johannes jetzt in seiner tiefen Niederlage, daß ihm diese durch den Kampf der verschiedenen Geistesrichtungen zugefügt worden und daß er ohne eigne Schuld als Märtyrer seiner kindlichen Pietät gefallen war. Aber im Unglück schwand die unbegrenzte Bewunderung für den Vater, und dies wirkte befreiend auf Johannes. Als er jetzt an dem Gitterthor stand und auf die Kirche blickte, erhob sich die Hoffnung in ihm, daß Alles, was dieses Tages Sturm zersplittert und zertrümmert hatte, wieder zusammengefügt werden und hoch in den Himmel gebaut werden könne.

Nicht sein eignes persönliches Glück — das hatte er heute zum Opfer gebracht: aber als er da stand und das dicke Gemäuer des Gotteshauses betrachtete, fand Johannes wieder den Weg zu seinen Träumen von einer starken und siegreichen Kirche.

Donnernde Reden und ohnmächtiger Trotz waren nicht mehr an der Zeit. Gottes innere Streiter mußten die Gedanken der Zeit, wie aufrührerisch sie auch seien, aufnehmen, damit sie als Samenkorn aus der Verwesung hervorsprießen und die Wahrheit aus diesen Irrthümern gekräftigt hervorgehe.

Dann würde wieder Leben in die dahin siechende Kirche kommen und mit dem Leben die Macht, und wieder ward Johannes zu den Höhen geführt, aus denen er an diesem Abend in den losen Schnee geworfen, der den Weg über die Felder nach dem Pfarrhof bedeckt hatte.

Der Schnee fiel dicht, eben und schwer, wie er nach dem Sturme fällt, füllte die Vertiefungen, ebnete die Spitzen und scharfen Kanten. Es ward ganz still im Walde, eine weiche Stille, wie in einem dicken Federbett, und der Schneeteppich lagerte sich immer dichter über die Gebirgshalden.

Aber in der Luft war Frühlingswetter, und der Schnee lag lose. Das Wasser begann, darunter zu rieseln, tropfenweis rann es darüber hinweg, sammelte sich im Verborgenen, um dann hervorzubrechen, sich vergrößernd, anschwellend, und was sich an Schneeresten noch vorfand mit sich fortreißend über Felsen und Hügel hin zum Laufe des Flusses in den Thälern.

Die Sonne thaute die oberen Schichten auf, und das Wasser sammelte sich darunter, bis eines Tags der Schnee zerfloß und in klaren muthigen Wellen den Weg ins freie blaue Meer suchte. Aus jedem Winkel sproßten frische grüne Keime hervor, das alte trockene Heu zu verdrängen, das aus den verwesenden Pfarrhöfen über das Land gestreut war.

Deshalb rollte das geduldige Meer seine Wellen zwischen Steinen und Klippen hin und her, als über das ganze Land noch dicht und schwer der Schnee fiel.

Das erste Schreibbuch Friedrich's des Großen und einige Briefe desselben aus seiner Knabenzeit.

Von

Albert Duncker[1].

Am 17. August v. J. war der hundertste Todestag Friedrich's des Großen. Dieser Gedenktag hat eine Menge von Erinnerungen an den Begründer der Größe des preußischen Königthums wachgerufen. Schon einige Zeit vorher erschien in einem Buche Reinhold Koser's „Friedrich der Große als Kronprinz"[2]) eine werthvolle Festgabe, die sich in ihrem Vorworte als eine Huldigung zum 17. August zu erkennen gibt. Außer den älteren Arbeiten von J. D. E. Preuß besitzen wir über die Jugendjahre des genialen Königs ein vor zwei Jahren veröffentlichtes Buch Ernst Bratuschek's „Die Erziehung Friedrich's des Großen"[3]), dessen Ergebnisse durch die Darstellung Koser's in vielen Punkten Berichtigung und Ergänzung erfahren, ohne daß dadurch der Verdienstlichkeit der Leistung Abbruch gethan würde.

Selbstverständlich können weder Bratuschek noch Koser nach der Anlage ihrer Bücher auf alle kleinen Einzelheiten näher eingehen, die aus den Knabenzeiten Friedrich's bekannt sind. So wissen sie, wohl nach der Bemerkung von Preuß[4]), daß auf der Landesbibliothek zu Kassel das erste Schreibbuch des Kronprinzen Friedrich aufbewahrt wird, das er 1717, kaum 5 Jahre alt, begann. Auf welche Weise das Heft in die Landesbibliothek, die bis 1831 Hofbibliothek des hessischen Fürstenhauses war, gelangte, steht nicht fest. Sicher ist, daß es derselben schon vor dem Jahre 1794 angehört hat. Man wird aber kaum fehl gehen in der Annahme, daß Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel (1760—1785), ein Bewunderer des großen Königs, der zu seinen treuesten Bundesgenossen gehörte, 1758 als Generallieutenant im Heere Friedrich's die Feldzüge in Schlesien, Böhmen und Mähren mitmachte und nach seiner 1760 erfolgten Thronbesteigung die Würde eines preußischen General-Feldmarschalls empfing, das Buch seiner Bibliothek übergeben hat. Landgraf Friedrich stand auch späterhin, zumal durch seine 1773 erfolgte zweite Heirath mit der Mark-

[1]) Obiger Aufsatz, der uns aus dem Nachlasse des weiland Oberbibliothekars Dr. Albert Duncker in Kassel mitgetheilt wird, war das Letzte, was unser früh geschiedener, bis zu seinem Tode rastlos thätiger Mitarbeiter geschrieben hat. Was bestimmt war, ein Erinnerungsblatt an des großen Königs hundertjährigen Sterbetag zu werden, den Duncker nicht mehr erlebte, das geben wir nun hier mit dem wehmüthigen Gefühl, daß es zum Erinnerungsblatt an ihn selber geworden. Die Red. der „Deutschen Rundschau".

[2]) Stuttgart, J. G. Cotta. 1886.

[3]) Aus dem Nachlaß E. Bratuschek's herausgegeben. Mit einem Vorwort von Ed. Mätzner. Berlin, Georg Reimer. 1885.

[4]) Friedrich der Große I, 13.

gräfin Philippine von Brandenburg-Schwedt, zum Berliner Hofe in enger Beziehung und sah, wie bekannt, nicht allein auf dem Felde der Politik, sondern auch auf den Gebieten der schönen Künste und Wissenschaften als musterhaft an, was dort geschah.

Das Geschenk des ersten Schreibheftes des nachmals allbewunderten Königs, das der Landgraf vermuthlich durch Anverwandte desselben erhielt, muß ihm großes Vergnügen gemacht haben. Sonst hätte er nicht verordnet, daß mit diesem Heft zugleich auch seine eigenen ersten Schreibübungen der Hofbibliothek zur Aufbewahrung übergeben werden sollten. Freilich sind diese Hefte, 1730 und 1731, von dem jungen Landgrafen im 11. und 12. Jahre geschrieben, vom kalligraphischen Standpunkte aus, wie leicht zu begreifen, weit besser anzuschauen als die Kratzfüße des fünfjährigen preußischen Kronprinzen, der auch in späteren Jahren eine nichts weniger als schöne Hand schrieb.

Das Schreibbuch Friedrich's, mit einer Decke von Buntpapier umgeben, enthält 26 Quartblätter. Auf das erste Blatt hat die Hand des Schreiblehrers die Worte gesetzt: „Ihro Königlichen Hoheit des Gnädigsten Cron-Printzen von Preußen Friedrichs Schreibe-Buch, angefangen den 31. Martii 1717." Der Schreiblehrer hieß Hilmar Curas. Ihm war der Prinz mit seinen beiden älteren Schwestern zum Unterricht in den Elementarfächern übergeben worden. Curas unterrichtete in diesen Gegenständen auch zugleich am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Anfänglich muß er an den kalligraphischen Fortschritten seines prinzlichen Schülers keine sonderliche Freude gehabt haben, wie das Schreibheft beweist. Augenscheinlich war die Hand des Kronprinzen noch nicht gelenk genug zum Nachmalen der von Curas vorgeschriebenen lateinischen Buchstaben, sonst wäre Friedrich nicht dazu verurtheilt worden, fünfzehn Seiten lang nur kleine a zu schreiben, die aber auf der fünfzehnten Seite noch nicht viel besser sind als auf der ersten. Erst auf Seite 13 folgt die Vorschrift eines d, das jedoch so übel geräth, daß der Lehrer alsbald wieder auf einige Zeit zum a zurückkehrt.

Es läßt sich denken, daß diese Methode dem kleinen Prinzen wenig Vergnügen gemacht haben kann. Schon auf der zweiten Seite der Schreibübungen ist zu ersehen, daß Friedrich nach Kinderart nicht bei der Sache blieb, sobald der Lehrer einmal den Rücken gewandt hatte. Denn dort findet sich eine große Kritzelei, welche die ganze Seite beansprucht. Diese vielleicht erste Handzeichnung Friedrich's zeigt in der Mitte einen Thurm mit Fenstern, auf den rechts ein Wagen zufährt, während von links ein Mann darauf zugeht, alles so primitiv gehalten, wie es bei einem fünfjährigen Knaben selbstverständlich ist. Man darf wohl annehmen, daß Herr Curas nicht wenig erzürnt war, als er das Machwerk zu Gesicht bekam und seinem Schüler solche Ungehörigkeiten auf das Strengste verbot. Das Heft zeigt dann auch keine derartige Zeichenübungen mehr. Schließlich bringt es der Kronprinz zum mühseligen Nachmalen der Buchstaben a, c, d, e, g, o und q und endlich auf Seite 52 zur Nachbildung der vorgeschriebenen Worte à mon cher papa, die er auf dieser Schlußseite noch fünfmal wiederholen muß.

Das Heft, aus dessen Schriftzügen wohl selbst der glühendste Verehrer des großen Friedrich nichts von seinen geistigen Eigenschaften wird entziffern können, ist kürzlich in Berlin auch weiteren Kreisen zur Besichtigung zugänglich gewesen, da es auf Ersuchen des Directors des Hohenzollern-Museums im Jahre 1885 sechs Monate lang im Schlosse Monbijou bei den Erinnerungen an König Friedrich II. ausgestellt war. Dagegen möchte wohl weniger bekannt sein, daß die Kasseler Landesbibliothek außerdem auch noch drei Briefe Friedrich's aus seiner Knabenzeit, zwei deutsche und einen französischen, sämmtlich an seine Mutter, die Königin Sophie Dorothea, gerichtet, besitzt. Bei den Briefen liegt das Schreiben eines Herrn Bernhard Wilhelm Stern, am 30. Juli 1794 von Marburg aus an den damals regierenden Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen gerichtet, womit derselbe seinem Fürsten dieselben zum Geschenk macht. „Das Museum Fridericianum," sagt Stern,

bewahrt das erste Schreibbuch Friedrich's des Einzigen. Vielleicht gönnen Ew. Hochfürstl. Durchlaucht denen beygehenden drey original Briefen, die er als Kind an seine Frau Mutter schrieb, einen Platz neben diesen."

Der älteste der Briefe, vom Kronprinzen im neunten Lebensjahre geschrieben, und zwar mit gerade nicht schöner, aber doch sicherer Handschrift, hat unter genauer Wiedergabe der fehlerhaften Orthographie und Interpunktion nachstehenden Wortlaut:

Ma cbere Maman

J'ai apris avec grande joie, que macbere Maman se porte bieu, je n'ai pas osé écrire plntôt, mais puis que ma chere Maman me l'a ordoné, je n'ai pas vonlu manquer de m'acquiter de mon devoir, je souhaite de revoir Ma chere Maman bien tôt enparfaite santé an jour de lanaissauce de ma soeur Friderique j'ai tiré les Cauons, mais la joie auroit été bien plus grande, si ma chere Maman avoit été ici je suis tres bumblement oblige a ma chere Mamau de la grace qu Elle me fait de se souvenir eucore de moi, je La prie tres humble ment de me vouloir coutinuer la même grace et d'étre assurée, que je m'aplique au Teatre Europé, et que jai commencé l'añée 1627, comme aussi qne ie suis avec uue entiére soumissiou

Ma chere Mamau
Vôtreshumble
et tres obeissant
fils et servitenr
Friderich

Berlin le 1 d'octobr
1721.

Einer genaueren Erklärung bedürfen diese Zeilen wohl kaum. Ueber das „tirer les canons" des achtjährigen Kronprinzen wird man sich nicht wundern, wenn man weiß, daß Friedrich auf Befehl seines Vaters schon seit 1717 eine für ihn gebildete Compagnie Cadetten exercirte, über die er dem Könige ordnungsmäßig Rapport zu erstatten hatte [1]). Das Studium des „Theatrum Europaeum", des großen seit 1652 in Frankfurt a. M. durch die Bemühungen der Merians erscheinenden historischen illustrirten Sammelwerks, das die Weltbegebenheiten seit 1617 enthält, sollte nach den Vorschriften des Königs für den Prinzen als Grundlage des geschichtlichen Unterrichts dienen. Die ältere Geschichte sollte er nur „überhin" lernen; später wurde die griechische und römische sogar von Friedrich Wilhelm I. als „zu nichts gut" völlig aus dem Lehrplane gestrichen [2]), während eine genaue Kenntniß der Vorgänge der letzten 150 Jahre und insbesondere der Vergangenheit des brandenburgischen Hauses verlangt wurde. Um dem Kronprinzen das Durchlesen der dickleibigen Folianten des „Theatrum Europaeum", von welchen 1720 schon 18 Bände erschienen waren, zu ersparen, hatte der ausgezeichnete Informator Friedrich's, Duhan de Jandun, für ihn einen Abriß des in dem großen Werke Enthaltenen zusammengestellt, der auch, wie Friedrich später noch dankbar anerkannte, seine Dienste vortrefflich that [3]). Friedrich's Vater las selbst gern in dem Manuscript, das noch weit über die Anfänge des „Theatrum Europaeum" zurückging und auch die Geschichte der Hohenzollern von den Zeiten des Kurfürsten Friedrich I. bis auf die seinige behandelte. Auf diesen Auszug wird sich wohl die in dem vorstehenden Briefe enthaltene Mittheilung des Kronprinzen an seine Mutter beziehen, „er habe im Theatrum Europaeum mit dem Studium der Ereignisse des Jahres 1627 begonnen."

Der zweite Brief Friedrich's an die Königin ist etwas über sieben Monate später in deutschen Lettern und deutscher Sprache abgefaßt. Schon die schwerfälligen Buchstaben deuten darauf hin, daß der damals zehnjährige Schreiber das Deutsche vernachlässigte, worin er es bekanntlich auch nie zu einem correcten Ausdruck gebracht hat oder besser gesagt, bringen wollte. Friedrich schreibt:

[1]) Bratuschek S. 18.
[2]) Koser S. 6; Bratuschek S. 27.
[3]) Koser S. 6; Bratuschek S. 25 ff.

„Meine Liebe Mama

Ich bedanke mich untertänichgt vor die Gnade die mich meine liebe Mama vor nich gehat hat die mich hat wolen gebrauchen den schönen kerrel an meinen lieben Papa in den namen meiner lieben Mama zu geben, mein Lieber Papa befint sich recht wohl, heüte hat das ganze Regimendt im Beisein des margrafen albrecht exserfiret, Ich verbleibe so lange ich lebe meines lieben Papas

Gehorsamster
Diner und Sohn
Friderich.

Brandenburg d. 18. Meii
1722.

Papa hat mich befolen meine liebe Mama sein Compliment zu machen."

Aus dem Schreiben geht hervor, daß die Königin, um ihren gestrengen Eheherrn in gute Laune zu versetzen, ihren Sohn dazu benutzte, um in ihrem Namen dem Könige einen auf ihre Kosten angeworbenen „langen Kerl" für sein Leibregiment zu übergeben. Der in dem Briefe erwähnte Markgraf Albrecht ist wohl einer der Großoheime Friedrich's II., einer der Söhne des großen Kurfürsten aus seiner zweiten Ehe mit Dorothea von Holstein-Glücksburg. Wie flüchtig der Brief geschrieben ist, geht, abgesehen von der mangelhaften Rechtschreibung, auch aus dem Umstande hervor, daß der Schreibende in der Schlußwendung „Ich verbleibe so lange ich lebe u. s. w." offenbar in der Zerstreutheit den „Papa" statt der Mama, an die der Brief gerichtet ist, genannt hat.

Der dritte Brief, ebenfalls deutsch, und vom 10. Mai 1723 aus Brandenburg datirt, zeigt keinen Fortschritt gegenüber dem vorhergehenden und enthält nur die Aufträge des Vaters, der Mutter und den Schwestern des Kronprinzen „sein Compliment zu machen."

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Das Neujahrsfest erhielt diesmal für Deutschland insofern eine besondere Bedeutung, als zugleich die Erinnerung an den Tag festlich begangen wurde, an welchem Kaiser Wilhelm als neunjähriger Prinz vor achtzig Jahren durch König Friedrich Wilhelm III. in die Reihen der preußischen Armee aufgenommen wurde. Wenn auch das Heer an erster Stelle berufen war, dieses militärische Jubiläum des obersten Kriegsherrn zu feiern, so konnte doch unser Kronprinz, als er an der Spitze der Generalität zur Beglückwünschung erschien, mit Fug betonen, wie der preußische Grundsatz, daß es keinen Unterschied gebe zwischen Volk und Heer, weil beide eins und zu des Vaterlandes Vertheidigung jederzeit bereit seien, durch des Kaisers Fürsorge Gemeingut der gesammten deutschen Nation geworden ist. Nicht minder zutreffend war der Hinweis, daß in dieser Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes die gewichtigste Bürgschaft für die Wahrung unseres Friedens liege. Ist doch Kaiser Wilhelm trotz der glänzenden Siege, welche er an der Spitze der preußischen, der deutschen Armee errungen hat, ein Friedensfürst im edelsten Sinne des Wortes geblieben, und wenn der Ausspruch: „L'Empire, c'est la paix“ im Munde Napoleon's III. eine verhängnißvolle Unwahrheit war, so hat sich das deutsche Kaiserreich bisher in der That als ein Hort des Friedens erwiesen. Deshalb stimmt auch die gesammte deutsche Nation der Versicherung des Kronprinzen zu, daß Kaiser Wilhelm auf sechzehn vom Frieden reich gesegnete Jahre zurückblicken könne, welche vor Allem der ungestörten Entwicklung und der Kräftigung des nach langem Harren und Kampfe wieder aufgerichteten Reiches gewidmet waren; daß aber die friedliche Arbeit nur gedeihen konnte, weil durch die sachkundige und rastlose Leitung die Schlagfertigkeit des Heeres zu der Vollkommenheit gefördert wurde, deren jeder deutsche Soldat sich mit Stolz bewußt ist. Eine rührende symbolische Bedeutung hatte es dann, als Kaiser Wilhelm, nachdem er aufs Herzlichste gedankt hatte, wie den Kronprinzen auch den Feldmarschall Grafen von Moltke, seinen treuen Berather und Helfer, umarmte.

Unser Kaiser fühlt sich so sehr eins mit der Armee, daß er in einem an den Kronprinzen gerichteten Erlasse vom 6. Januar seinem Danke noch besonderen Ausdruck lieh. Ergreifend ist es, wie der greise Monarch die ihn bewegenden Empfindungen schildert und gewissermaßen die Summe seines thatenreichen Lebens zieht. Will man eine Vergleichung zwischen dem Eintritte in die preußische Armee und der jüngsten Jubelfeier unseres Kaisers anstellen, so muß an erster Stelle hervorgehoben werden, daß dieselbe strenge Pflichterfüllung, welche damals den Hohenzollern-Prinzen beseelte, auch heute noch die hauptsächlichste Eigenschaft des Monarchen ist. Wohl verstehen wir, wenn sich in ihm vor Allem die Erinnerung an jene Zeit regte, da die Armee „nach dem schwersten Schlage, der Preußen jemals getroffen hat“, an die äußersten Grenzen des Reiches zurückgedrängt stand, ohne daß jedoch der von den

Hohenzollern in das Heer gepflanzte Soldatensinn gebrochen worden wäre und aufgehört hätte, neue Keime zu treiben. Dies wurde durch die Befreiungskriege bethätigt, welche Kaiser Wilhelm als die schönste Erinnerung seiner Jugend bezeichnete; diese Gesinnung erhielt sich auch in der treuen Arbeit eines langen Friedens, während die Ruhmesthaten in neuester Zeit vollgültiges Zeugniß dafür ablegen, daß derselbe Geist in voller Kraft erhalten und gediehen ist. Sicherlich entspricht es der Eigenart des deutschen Heeres, wenn sie gewissermaßen in dem Wahrspruche zusammengefaßt wurde: den Sinn für Ehre und für Pflicht über Alles hoch zu halten und jeder Zeit bereit zu sein, das Leben dafür zu lassen. Die deutsche Nation begrüßt aber mit freudigster Genugthuung, daß Kaiser Wilhelm, welcher seinem Volke wie seinem Heere stets ein leuchtendes Vorbild treuen, nie versagenden Pflichtbewußtseins geblieben ist, in voller geistiger Frische diesen neuen Ehrentag feiern konnte.

Die dem Reichstage unterbreitete Militärvorlage, welche dazu dienen soll, das deutsche Heer auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu erhalten, ist aus den am 7. Januar mit der Vorlesung des Berichts zum Abschlusse gebrachten Commissionsberathungen in nicht unwesentlich veränderter Form hervorgegangen. Der § 1 der Regierungsvorlage, durch welchen die Friedensstärke des Heeres an Mannschaften für die Zeit vom 1. April 1887 bis zum 31. März 1894 auf 468 409 Mann festgestellt werden sollte, ohne daß die Einjährig-Freiwilligen in Anrechnung kämen, ist nach den Beschlüssen der Commission vollständig ausgefallen. Was die Bildung neuer Cadres betrifft, so hatte der Regierungsentwurf an Infanterie im Ganzen 534 Bataillone in Aussicht genommen. Der Bericht schlug jedoch nur die Bewilligung von 518 Bataillonen vor, während außerdem die Regierung in den Stand gesetzt werden sollte, vom 1. April 1887 bis zum 1. April des folgenden Jahres noch 16 Bataillone zu formiren. Die Commissionsbeschlüsse wichen also auch darin von der ersten Vorlage ab, daß das Septennat beseitigt wurde. Bei der am 11. Januar im Reichstage begonnenen zweiten Lesung spitzte sich die Streitfrage sogleich dahin zu, ob die erhöhte Friedensstärke des deutschen Heeres auf sieben Jahre oder für eine kürzere Zeitdauer festgesetzt werden soll, da der Antrag eingebracht worden war, die in der Regierungsvorlage beantragte Vermehrung auf drei Jahre zu bewilligen. Durch die Theilnahme des Fürsten Bismarck an den Verhandlungen, sowie durch die hochpolitischen Reden des Reichskanzlers erhielt die zweite Lesung der Militärvorlage ihre volle Bedeutung. Nachdem Feldmarschall Graf von Moltke die Ansicht geäußert, daß der Krieg sicher wäre, falls die Forderung der Regierung abgelehnt würde, und Freiherr von Stauffenberg den Standpunkt der deutschfreisinnigen Partei dargelegt hatte, entrollte Fürst Bismarck ein Gemälde der auswärtigen Lage, indem er neben den guten Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich sowie zu Rußland auch die dunklen Punkte am politischen Horizonte hervorhob. Eine Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe erblickte der Reichskanzler nicht darin, den Frieden mit Oesterreich und Rußland zu unterhalten, sondern den Frieden zwischen diesen beiden Mächten, deren Interessen zum Theil einander widerstreiten. Was Deutschland selbst betrifft, so kommen an erster Stelle die Beziehungen zu Frankreich in Betracht. Fürst Bismarck betonte, daß wir Frankreich nicht angreifen wollen, unter keinen Umständen, und daß auch bei vielen Franzosen ein Angriff auf Deutschland nicht populär sein würde. Der Reichskanzler wies jedoch darauf hin, daß, wie die Geschichte zeige, in Frankreich die Entscheidung in schwierigen Momenten immer durch energische Minderheiten und nicht durch die Mehrheiten erfolgt wäre, und daß noch kein französisches Ministerium den Muth besessen hätte, die Grenzen des Frankfurter Friedens anzuerkennen, indem es öffentlich und bedingungslos auf Elsaß verzichtete. In einer späteren Rede deutete Fürst Bismarck noch an, daß in Frankreich, ohne daß eine Militärdictatur einzutreten brauche, doch Jemand zur Regierung gelangen könne, der einen auswärtigen Krieg als Sicherheitsventil für Kämpfe im Inneren benutze. Ohne selbst den Krieg zu wünschen, charakterisirte der Reichskanzler die Unsicherheit der Lage dahin, daß wir diesen Krieg in zehn Tagen oder Wochen oder Jahren haben könnten, da die Fran-

zosen ihn anfangen würden, sobald sie zu siegen glaubten. Auf die constitutionelle Seite der Streitfrage eingehend, kündigte Fürst Bismarck für den Fall der Ablehnung der Vorlage die Auflösung des Reichstages sowie eine kaiserliche Proclamation an die Wähler an, indem er den Unterschied zwischen dem Standpunkte der Opposition und demjenigen der Regierung in der Principienfrage erblickte, ob das deutsche Volk ein kaiserliches Heer haben wolle oder ein parlamentarisches. Die letztere Auffassung forderte allerdings den lebhaftesten Widerspruch von Seiten der Opposition heraus.

In der Reichstagssitzung vom 14. Januar gelangte der Antrag des Freiherrn von Stauffenberg, die volle Regierungsforderung, aber nur auf drei Jahre zu bewilligen, mit 186 gegen 154 Stimmen zur Annahme, worauf der § 1 mit 183 gegen 154 Stimmen — 31 Abgeordnete enthielten sich des Votums — in folgender Fassung genehmigt wurde: „In Ausführung der Artikel 57, 59 und 60 der Reichsverfassung wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Mannschaften für die Zeit vom 1. April 1887 bis 31. März 1890 auf 468409 Mann festgesetzt. Die Einjährig-Freiwilligen kommen auf die Friedenspräsenzstärke nicht in Anrechnung." Unmittelbar nach der Abstimmung verlas Fürst Bismarck die Kaiserliche Verordnung, durch welche der Reichstag aufgelöst wird. Durch eine von demselben Tage datirte Kaiserliche Verordnung werden die Neuwahlen auf den 21. Februar anberaumt.

Am Tage nach der Auflösung des Reichstages wurde der preußische Landtag mit einer Thronrede eröffnet, deren überwiegend geschäftsmäßiger Charakter mit den aufregenden Reichstagsdebatten der vorhergehenden Tage einen eigenartigen Contrast bildete. Von besonderem Interesse war in der Thronrede der Hinweis auf eine weitere Revision der kirchenpolitischen Gesetze, worüber die vorbereitenden Verhandlungen mit der römischen Curie noch fortdauern.

Der Parlamentarismus, dieses für jede Regierung im modernen Sinne unentbehrliche Sicherheitsventil, besteht jedenfalls gegenwärtig nicht nur in Deutschland eine schwere Probe, wenn auch gehofft werden darf, daß er diese Krisis überstehen wird. Der völlig unerwartete Rücktritt Lord Randolph Churchill's von seiner Stellung als Schatzkanzler und Führer im Unterhause ist wohl geeignet, auf das gegenwärtige englische Regierungssystem grelle Streiflichter fallen zu lassen. Während die Orientfrage, insbesondere die bulgarische Angelegenheit so wenig ihrer Lösung näher geführt ist, daß ganz Europa eine Zeitlang bereits von Waffenlärm wiederzuhallen schien und nur in dem Bewußtsein eine gewisse Beruhigung fand, Fürst Bismarck wäre nach wie vor bestrebt, den Weltfrieden zu erhalten; während die irische Landliga einen neuen Feldzugsplan zur Ausführung gebracht hat, der bereits ernsthafte Conflicte mit der Staatsgewalt herbeiführte, erachtete Lord Randolph Churchill den Zeitpunkt für günstig, eine Ministerkrisis heraufzubeschwören, durch welche die auswärtige wie die innere Politik der englischen Regierung zunächst wenigstens eine Schwächung erfahren mußte. Freilich darf man nicht jenen Schwarzsehern beipflichten, welche bereits ernsthafte Gefahren für das constitutionelle System in England wahrnehmen; letzteres hat schon weit schwerere Krisen überwunden und wird auch aus der gegenwärtigen siegreich hervorgehen, immerhin ist darin eine bedeutsame Mahnung für die Parteiführer enthalten. Allerdings kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sowohl der Leiter des Cabinets, Lord Salisbury, als auch Lord Hartington, der Führer der liberalen Unionisten, völlig correct vorging, der erstere, indem er sich nach der Fahnenflucht Lord Randolph Churchill's bereit erklärte, die Führung der Regierungsgeschäfte an Lord Hartington zu übertragen, letzterer, indem er dieses Anerbieten mit der Zusicherung ablehnte, daß er auch in Zukunft dem Ministerium seine Unterstützung gegenüber den Homerule-Projecten und der irischen Politik Gladstone's angedeihen lassen würde. Wenn der Sohn des Herzogs von Devonshire zugleich den Eintritt in das Tory-Cabinet ablehnte, so begreift man diese Haltung um so leichter, als Lord Hartington eben einer jener berühmten Familien der englischen Revolution angehört, die sich stets mit Stolz zu den Whigs zählten und einer Verschmelzung mit den Tories durchaus abgeneigt sind. Mr. Goschen, der als Schatzkanzler an die Stelle Lord Churchill's getreten ist,

gehört zwar ebenfalls der liberalen Partei an, ist jedoch weder durch Familientradition noch durch parlamentarische Verpflichtungen gebunden, zumal da er augenblicklich dem Unterhause gar nicht angehört, in welchem er nach seiner nunmehr erforderlichen Wahl wohl berufen sein wird, die Angriffe Gladstone's und Parnell's zurückzuschlagen.

Da Lord Randolph Churchill seinen Rücktritt aus dem Ministerium an erster Stelle mit Bedenken über die Höhe des Armee- und Marinebudgets begründete, ohne der schwierigen auswärtigen Lage Rechnung zu tragen, wird daran erinnert, wie auch seiner Zeit Lord John Russell zur Zeit des Krimkrieges, als die Presse Enthüllungen aller Art über den schlechten Zustand der englischen Armee machte, plötzlich seinen Abschied nahm und eine Ministerkrisis herbeiführte. Wie damals wird auch jetzt Großbritannien seine Machtstellung keineswegs einbüßen, weil der Heißsporn Lord Randolph Churchill einer seiner launenhaften Eingebungen folgen zu müssen glaubte. Mag derselbe immerhin dem Cabinet Salisbury in dessen veränderter Zusammensetzung Schwierigkeiten zu bereiten suchen, so ist es doch andererseits als Gewinn zu betrachten, daß ein so stürmisch erregtes Element wie der bisherige Schatzkanzler in der Regierung selbst keinen maßgebenden Einfluß mehr ausübt. Nicht minder bedeutsam ist, daß Lord Salisbury an Stelle des inzwischen durch einen Herzschlag plötzlich hinweggerafften Lord Iddesleigh das Portefeuille des Auswärtigen übernimmt, wodurch insbesondere die in Frankreich gehegten Hoffnungen auf eine minder ablehnende Haltung Englands in der ägyptischen Angelegenheit vereitelt werden.

Wie in England haben sich auch in Frankreich die parlamentarischen Verhältnisse so eigenthümlich gestaltet, daß die Regierung, weit entfernt, in einer geschlossenen Mehrheit die Stütze für ihre auswärtige Politik zu finden, vielmehr vor Allem darauf bedacht sein muß, ihre eigene Stellung zu wahren. Der Sturz de Freycinet's zeigte deutlich genug, wie die Orléanisten und Bonapartisten stets auf die Beihülfe der äußersten Linken zählen dürfen, sobald es gilt, einen unbequemen Minister zu beseitigen. Wenn auch die Neubildung des Cabinets in dem Sinne erfolgt ist, daß der Conseilpräsident Goblet in der inneren wie in der auswärtigen Politik sich von der durch seinen Vorgänger vorgezeichneten Verhaltungslinie nicht entfernen wird, so ist doch durch die jüngste Krisis erwiesen worden, welches Ziel den Radicalen vom Schlage Clémenceau's vorschwebt. Da dieselben jetzt bereits auf einzelne Mitglieder des gegenwärtigen Cabinets wie Lockroy und General Boulanger rechnen, wird die Minirarbeit behufs Herbeiführung einer gleichmäßig radicalen Regierung nach der verfassungsmäßig am zweiten Dienstag des Januars erfolgten Eröffnung der Kammern zur ordentlichen Session unverzüglich ihren Fortgang nehmen. Freilich ist inzwischen eine Combination aufgetaucht, die, falls sie verwirklicht werden sollte, wohl geeignet wäre, der im französischen Parlamente herrschenden Verwirrung ein Ende zu bereiten. Ob es gelingen wird, die beiden früheren Conseilpräsidenten, de Freycinet und Jules Ferry, zu einer Fusion der von ihnen geleiteten Parteigruppen zu veranlassen, ist vorläufig eine offene Frage, wenn auch versichert wird, daß der Vorgänger Goblet's und der Führer der Opportunisten bei einer Zusammenkunft, welche jüngst unter den Auspicien des Präsidenten der Republik im Elyséepalaste stattfand, das Problem einer Einigung der gemäßigten republicanischen Elemente der Lösung näher geführt haben. Wenn andererseits hervorgehoben wird, daß auch die äußerste Linke von dieser Einigung nicht ausgeschlossen werden soll, so läßt sich schwer absehen, in welcher Weise unter Anderen Henry Rochefort versöhnt werden kann, nachdem er im „Intransigeant" dem „Tonkinois" Jules Ferry seine blutigsten Epigramme angeheftet hat. Den Ultraradicalen ist es aber vor Allem darum zu thun, in den Besitz der Regierungsgewalt, das heißt der von ihnen längst als gute Beute in Aussicht genommenen Aemter zu gelangen; auch beweist die ganze Tactik der Monarchisten, daß sie vor einer solchen Eventualität keineswegs zurückschrecken, weil ein unverfälscht radicales Ministerium für sie gewissermaßen eine weitere Etappe zu dem ersehnten Ziele darstellt. In dieser Hinsicht ist sehr bezeichnend, daß die Monarchisten sich mit der äußersten Linken in ihren Sympathien für den Kriegsminister General Boulanger begegnen, da die Ersteren hoffen, daß derselbe sich im entscheidenden

Augenblick als der „starke Degen“ erweisen werde, welcher der Republik ein jähes Ende bereitet, während die Ultraradicalen in demselben vielgewandten Manne ihren Gesinnungsgenossen erblicken, unter dessen Schutz die Umgestaltung der Republik im Sinne Clémenceau's erfolgen soll.

So buntschillernd ist der Charakter des Generals Boulanger, daß er seiner Zeit die Protection des Herzogs d'Aumale anrufen konnte, um später die Ausweisung der orléanistischen Prinzen zu betreiben; daß er neuerdings in bunter Abwechselung bald chauvinistische Reden im Stile Paul Déroulède's hielt, bald durch friedliche Kundgebungen seine staatsmännische Zurückhaltung an den Tag zu legen glaubte. Vielfach wird deshalb angenommen, daß der gegenwärtige Kriegsminister Ehrgeiz genug besitze, um mit Jules Ferry und de Freycinet, welche früher am meisten Aussicht als Kandidaten für die Präsidentschaft der Republik hatten, in Zukunft in die Schranken zu treten.

Nur darf nicht übersehen werden, daß General Boulanger, der jede Gelegenheit benutzt, sich populär zu machen, sei es, daß er in einem Turnvereine eine seiner Banketreden hält, sei es, daß er sich schriftlich über Krieg oder Frieden vernehmen läßt, in der Armee selbst durchaus nicht allgemein beliebt ist. Vielmehr liegen gerade aus der jüngsten Zeit in der französischen Presse Aeußerungen vor, aus denen sich ergibt, daß ein großer Theil der Officiere durch die auf einander in wilder Hast folgenden Verordnungen des Kriegsministers um so mehr erbittert ist, als die letzteren dem Officiercorps zugleich nicht unbedeutende financielle Opfer auferlegen. Hierzu kommt, daß der Mangel an Consequenz, wie er in den widersprechenden kriegerischen und friedlichen Anwandelungen des Generals Boulanger zu Tage getreten ist, nicht geeignet erscheint, im Heere Stimmung zu machen. Mag diese Unschlüssigkeit auch die französische auswärtige Politik bis zu einem gewissen Grade widerspiegeln, so verhehlt man sich doch in Frankreich selbst nicht, wie schlecht es einem Kriegsminister anstehe, hohe Politik zu treiben.

Was die letztere betrifft, so schwebt manchem französischen Staatsmanne noch immer das Ziel vor, die bulgarische Angelegenheit zu benutzen, um die Stellung Englands in Aegypten zu erschüttern. So lange der öffentlichen Meinung jenseits der Vogesen das Gaukelbild einer französisch-russischen Allianz als eine Realität dargestellt wurde, erschien die Nachgiebigkeit Englands in der ägyptischen Angelegenheit keineswegs ausgeschlossen. Seit der jüngsten Ministerkrisis aber, die ursprünglich mit der Bildung eines Cabinets Floquet ihren Abschluß erhalten sollte, ist diese Phantasmagorie plötzlich wieder von der Bildfläche verschwunden. Sollten es nun aber wirklich die Reminiscenzen an die seltsame Begrüßung des Kaisers Alexander II. durch Floquet im Jahre 1867 gewesen sein, welche jetzt jene Allianzpläne scheitern ließen, so daß die französische Presse mit einem Schlage und mit seltener Uebereinstimmung anstatt der dräuenden Kriegswolken nur noch einen azurblauen Friedenshimmel erblickt und unablässig versichert, Frankreich sei bestrebt, gute Nachbarschaft mit Deutschland zu pflegen!

„Da zerriß die Wolkenhülle
Wie durch Zauberwort und -Schlag.
Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf des Wunderheiles Fülle,
Welche duftend vor ihm lag!“

Diese Verse Bürger's hätten der vielerörterten Friedensrede des Generals Boulanger als Motto dienen können. Glaubte die französische Regierung, daß es sich empfehlen würde, bessere Beziehungen zu Deutschland wiederherzustellen, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der kürzeste Weg nach Alexandrien und Kairo nicht über Petersburg führt? Schwebte einem Theile der französischen Blätter die Absicht vor, die Stärkung des deutschen Heeres dadurch zu hintertreiben, daß die politische Constellation als so harmlos wie nur möglich dargestellt wurde? Beinahe wäre man versucht, das Letztere zu glauben, wenn man sich eines Zwischenfalles erinnert, der zuerst in einem großen Pariser Blatte verzeichnet stand. Allen Ernstes

wurde daselbst über eine zwischen Rußland, Deutschland, Frankreich und der Türkei erzielte vollständige Einigung berichtet. Hiernach hätte es nicht so sehr neuer Rüstungen bedurft, wie Abrüstungsvorschläge sich von selbst aufgedrängt hätten; nur mußte die Frage aufgeworfen werden, weshalb der französische Kriegsminister, anstatt seine große Militärvorlage zurückzuziehen, so zäh an derselben festhielt, daß er sie zur Vorbedingung für sein Verbleiben im Ministerium Goblet machte. Da die Meldung einer Quadrupel-Allianz, in welcher Deutschland und Frankreich, Rußland und die Türkei Befriedigung fanden, allgemeinem Unglauben begegnete, schrumpfte das Bündniß sehr bald zu einem russisch-deutschen zusammen. Freilich ist auch diese Legende vom Fürsten Bismarck in der Reichstagssitzung vom 11. Januar zerstört worden. Geradezu komisch war der Eifer, mit welchem die Pariser Presse diese Allianz der deutschen, sowie der russischen Regierung octroyirte, als ob den französischen Chauvinisten gar keine größere Weihnachtsfreude hätte bereitet werden können. Freilich wußte man in den auch nur mäßig gut unterrichteten Kreisen Berlins, Wiens und Petersburgs sehr wohl, daß das deutsch-österreichische Bündniß in der früheren Innigkeit fortbesteht, wodurch nicht ausgeschlossen wird, daß Fürst Bismarck auf der Grundlage der guten Beziehungen Deutschlands zu den beiden anderen Kaiserreichen seines friedlichen Vermittleramtes mit um so größerer Uneigennützigkeit waltet, als Deutschland in Bulgarien thatsächlich keinerlei Interessen zu wahren braucht. Sämmtliche Widerlegungen jener Nachrichten in Bezug auf ein „vor vierzehn Tagen abgeschlossenes Separatbündniß zwischen Rußland und Deutschland" blieben bei einem Theile der Pariser Blätter unberücksichtigt, ja, der durch seine politischen Phantasien längst in „verdientem Ansehen" stehende Pariser „Times"-Correspondent erschien als Eideshelfer für die mythische Allianz auf dem Plane; nur wies er darauf hin, daß die letztere ihre Spitze gegen Frankreich richte, während nach der französischen Auffassung England sich in Acht zu nehmen hätte. Dieser Streit um das Kaiser-Bündniß hallte bis in die letzten Tage in den betheiligten Organen wider, ein vollgültiges Zeugniß für moderne Mythenbildung, an deren Harmlosigkeit allerdings gezweifelt werden darf, wenn man erwägt, daß zu derselben Zeit die deutsche Militärvorlage vom Reichstage und seiner Commission berathen wurde.

Nicht ausgeschlossen ist die Annahme, daß durch die französischen und englischen Phantasien ein entscheidendes Dementi von deutscher Seite herbeigeführt werden sollte, durch welches man jenseits der Vogesen größere Klarheit über die deutsche Politik erhalten wollte, um dann auf der so gewonnenen Grundlage neue Luftschlösser zu errichten. War aber mit den vom preußischen Kriegsminister in der Militärcommission als höchst problematisch bezeichneten, sowie später vom Fürsten Bismarck verspotteten Gerüchten außerdem bezweckt, in Oesterreich-Ungarn Mißtrauen gegen Deutschland zu säen, so erwies sich dies jedenfalls als eine durchaus verfehlte Berechnung; das Schauspiel, bei welchem französische Blätter sich für ein russisch-deutsches Bündniß begeisterten und ereiferten, konnte in Wien und Pest bei geringer Ueberlegung nur Heiterkeit sowie Ironie gegen die Urheber der Sensationsnachricht, nicht aber Verstimmung gegen einen bewährten Bundesgenossen hervorrufen. Die Erklärungen des Grafen Kalnoky in den Delegationen sowie die Vertragstreue Deutschlands werden in Oesterreich-Ungarn sicherlich mehr gelten, als die einander widersprechenden „Enthüllungen" des Pariser „Times"-Correspondenten. Zeigte sich doch gerade in den Delegationen, daß das Bewußtsein, in dem deutsch-österreichischen Bündnisse die festeste Garantie für die Lebensinteressen der beiden Monarchien zu besitzen, nicht mehr erschüttert werden kann.

Während in den erwähnten parlamentarischen Körperschaften hinsichtlich der österreichischen Politik in der bulgarischen Angelegenheit volle Uebereinstimmung dahin erzielt wurde, daß die Monarchie nicht auf ihren Einfluß auf der Balkan-Halbinsel verzichten dürfte, ist auch Oesterreich von der Krisis, welcher das constitutionelle Regierungssystem gegenwärtig unterworfen ist, nicht verschont geblieben. Wenn in den letzten Tagen gemeldet wurde, daß die Deputirtenkammer in Lissabon, das Folkething in Kopenhagen aufgelöst wurden, wenn diese Auflösung auch der französischen Deputirtenkammer sowie dem englischen Unterhause unter gewissen Voraussetzungen nicht erspart

bleiben könnte, wenn aus dem böhmischen Landtage die deutschen Abgeordneten in corpore ausschieden, so läge es nahe, alle diese Krisen gewissermaßen als eine Epidemie zu bezeichnen, falls sie nicht ihrem Wesen nach zu verschieden wären. Für uns hat das Manifest, in welchem die deutschen Abgeordneten Böhmens ihren Austritt aus dem Landtage bei ihren Wählern rechtfertigten, eine besondere Bedeutung; müssen doch unsere vollen Sympathien den Deutsch-Oesterreichern gegenüber den tschechischen Uebergriffen zu Theil werden, während andererseits die durch die internationalen Beziehungen gebotene Zurückhaltung diesen Sympathien eine gewisse Beschränkung auferlegt. Dies darf uns jedoch nicht verhindern, anzuerkennen, daß die deutschen Mitglieder des böhmischen Landtages ihre Thätigkeit in strenger Pflichttreue ohne Unterlaß den Landesangelegenheiten gewidmet haben und vor Allem bemüht waren, die wichtigsten nationalen und politischen Wünsche des deutschen Volkes in Böhmen: die Aufhebung der Sprachenverordnung vom Jahre 1880 sowie die Sicherung des deutschen Sprachgebietes durch nationale Abgrenzung der Sprengel für die Justizverwaltung und die politische Administration zur Geltung zu bringen. Daß diese Forderungen nicht einmal der Berathung für würdig erachtet wurden, daß vielmehr die Mehrheit des böhmischen Landtags über die Anträge der deutschen Abgeordneten ohne Weiteres zur Tagesordnung überging, war in der That, wie in dem mit vierundfiebzig Unterschriften versehenen Manifeste hervorgehoben wird, eine schwere Verletzung der Gefühle der Minorität. In Deutschland wird man sich auch sicherlich dem Mahnrufe anschließen, daß die Deutschen alle durch die neue Lage geforderten Pflichten erfüllen und dann getrost und frischen Muthes in die Zukunft blicken mögen, wie es einem seiner nationalen Rechte und Ziele bewußten Volke ziemt. „Deutsche in Böhmen! Seid einig und stark!“ Dieses Schlußwortes ihrer Abgeordneten eingedenk, werden die deutschen Wähler unzweifelhaft den rechten Weg zu finden wissen.

Durchaus verfehlt wäre es, über den Parlamentarismus den Stab brechen zu wollen, weil er in verschiedenen constitutionellen Staaten gegenwärtig eine schwere Probe bestehen muß. Selbst ein so kleines Staatswesen wie Bulgarien vermag den auf Erhaltung seiner Unabhängigkeit gerichteten Bestrebungen einen gewissen Nachdruck zu geben, weil die Regentschaft ihre Existenzberechtigung aus dem Willen der Bevölkerung herleitet, deren gewählte Vertreter jene mit bestimmten Befugnissen ausstatteten. Auch die bulgarische Delegation, welche in jüngster Zeit ihre Rundreise nach Wien, Berlin, London, Paris und Rom unternahm, erschien nur dadurch legitimirt, die Anschauungen der Regentschaft zu übermitteln, weil letztere, ohne formell anerkannt zu sein, in der Volksvertretung wurzelt. Daß die Delegirten nicht in officieller Eigenschaft, sondern nur als Privatpersonen von den verschiedenen Ministern des Auswärtigen oder deren Stellvertretern empfangen werden konnten, war eine nothwendige Folge der internationalen Verhältnisse, da selbst die englische Regierung die Empfindlichkeit Rußlands schonen zu müssen glaubte. Ob die gegenwärtig vielfach herrschende Beunruhigung einer vertrauensvolleren Stimmung weichen würde, wenn in Rußland neben dem Willen des Zaren auch die wahre, nicht durch panslawistische Hetzereien irregeführte Volksmeinung in parlamentarischen Körperschaften zum Ausdrucke gelangen könnte, ist eine immerhin berechtigte Frage, die von allen Anhängern des constitutionellen Systems sicherlich in bejahendem Sinne entschieden werden dürfte.

Literarische Rundschau.

Das Buch von der Weltpost.

Das Buch von der Weltpost, Entwicklung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr. Von O. Veredarius. Berlin. Verlag von Herm. J. Meidinger.

Schon früher ist in diesen Blättern die Aufmerksamkeit der Leser der „Deutschen Rundschau“ [1]) auf die großartige Entwicklung gelenkt worden, welche das Verkehrsinstitut der Post und Telegraphie in der neuesten, seit der Wiedererrichtung des Deutschen Reichs datirenden Aera unseres Verkehrslebens genommen hat. Als Vermittlerin des geistigen Verkehrs und als Trägerin des Austausches eines wichtigen Theils der materiellen Güter bilden das Post- und Telegraphenwesen heute einen wichtigen Hebel der modernen Culturbestrebungen, dessen Wesen und Wirken ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. Aber auch die Geschichte der Post und der Hilfsmittel des postalischen Verkehrs, der Schreibstoffe, des Briefs in seinen verschiedenen Formen, der Beförderungsmittel u. s. w. bietet viel Bemerkenswerthes, da man aus ihr erkennt, einerseits wie langsam und schrittweise die Cultur vorgeschritten ist, andererseits aber, wie gewaltig in unserem Raum und Zeit überwindenden Jahrhundert die Folgewirkung der Culturfortschritte anzuwachsen vermag.

In dem vorliegenden Werke, dessen pseudonymer Verfasser (Veredarius, die Bezeichnung des altrömischen Postcourirs) sich als ein gewandter Schriftsteller von großer Sach- und Fachkunde erweist, ist diese Seite der Entwicklung unserer nationalen Verkehrsanstalten in einer Darstellung vorgeführt, welche ebenso durch wissenschaftliche Gründlichkeit den Fachmann befriedigen, wie sie durch stete Anknüpfung an die allgemeine Culturentwicklung den Culturhistoriker interessiren wird, woneben sie durch populäre Darstellung im besten Sinne des Worts und reichen Bilderschmuck für Jedermann Unterhaltung und Anregung gewährt.

Als Voraussetzung jedes Verkehrs in die Ferne hebt die geschichtliche Darstellung mit dem Schriftthum und dem Brief an. Die hauptsächlichsten Entwicklungsstufen in der Entstehung und Benutzung der Schrift, der Schreibstoffe, des Drucks und der Mittel des brieflichen Verkehrs, von der Bilderschrift aus vorhistorischer Zeit und den Diptychen und Tabellae der Alten bis zur Postkarte, den modernen Postwerthzeichen und zu dem Schriftthum und vollendeten Druckverfahren der Jetztzeit, werden uns in anziehender Schilderung vor Augen geführt. Zur Geschichte der Verkehrswege entrollt sich ein Bild von den ersten Anfängen des Wegebaues bis zu der Entwicklung jenes großartigen Systems von Kunststraßen, durch welches Rom die Fäden seiner Weltherrschaft über drei Erdtheile gespannt hatte, und sodann weiter bis zu der Verwahrlosung,

[1]) Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen. Von E. Hoffmann. Octoberheft 1882. Bd. XXXIII, S. 30 ff.

in welche die Heerstraßen des Verkehrs zur Zeit des Mittelalters verfielen. Auf diesen Straßen sehen wir, in Wort und Bild, in farbenreichem Wechsel die Boten der Pharaonen, die hurtigen Läufer der Griechen und Perser, das bunte Gemisch der Fußboten, Depeschenreiter und Gespanne, deren sich die römische Staatspost bediente, die mittelalterlichen Boten der Klöster und Stifte, der gelehrten Schulen und Universitäten und die Postboten der Städtebünde, welche an der Schwelle der Neuzeit die Vorläufer der modernen Post bildeten, an uns vorüberziehen. Auch die fernen Welttheile sind von den Boten der Azteken-Herrscher Mexico's bis zu den Läufern der tartarischen Groß-Chans, von denen Marco Polo erzählt, vertreten. Als erstes großartiges Beispiel postmäßiger Einrichtungen sind Ursprung und Entwicklung des Cursus publicus der Römer, dessen Betrieb und Leistungen auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung und sein endlicher Verfall zu einem interessanten Gemälde zusammengestellt, zu dessen Vervollständigung auch der Verkehr auf den Wasserstraßen und selbst die Dienste der Brieftauben bei den Alten ihre Würdigung finden.

Nachdem das Römische Reich den Stürmen der Völkerwanderung erlegen, die Spuren eines letzten Versuchs Karl's des Großen zur Wiedererrichtung des Cursus publicus schon unter seinen nächsten Nachfolgern verblaßten und im Mittelalter ein öffentlicher Austausch der Ideen kaum von Land zu Land, von Ländchen zu Ländchen möglich war, faßte als erste für den allgemeinen Verkehr dienende, größere Anstalt zur postmäßigen Beförderung von Briefen und sonstigen Sendungen zum Beginn des 16. Jahrhunderts die Taxis'sche Reichspost nach mancherlei Anfechtung auf heimischem Boden festen Fuß, die Kämpfe der Taxis'schen Post mit den bald darauf entstehenden Territorialposten der deutschen Staaten, die Entstehung der Posten in England, Rußland und den übrigen wichtigeren Staatenbildungen des 16. bis 18. Jahrhunderts werden anschaulich geschildert, wobei der Verfasser von dem Schicksal der guten Postkutsche und dem sangesreichen Horn des Postillons in der verschiedenen Herren Ländern in unterhaltender Weise zu erzählen weiß.

In weiterer Entwicklung geht die Darstellung zu den Wegen und Mitteln der Postbeförderung des 19. Jahrhunderts in ihren verschiedenen Abstufungen: Beförderungsdienst zu Fuß; Reiter, Straßenfuhrwerk, Eisenbahnen, Schiffe, bis zu dem neuesten Verkehrsmittel der Großstädte, der Rohrpost, über. Von Interesse ist es, dabei zu vernehmen, daß auch in unserem hochentwickelten Zeitalter die ursprünglichste Beförderungsform, nämlich der Beförderungsdienst zu Fuß, noch immer in Bezug auf räumliche Ausdehnung die erste Stelle einnimmt. Die Abbildungen hierzu: ein chinesischer Postläufer, ein mit dem Velociped ausgerüsteter Postbote der ostindischen Verwaltung, schwimmende Postboten in Peru, ein Briefträger der Loango-Neger und als Seitenstück dazu das Bild unseres deutschen Landbriefträgers mit Tasche und Knotenstock, endlich ein auf Stelzen gehender französischer Briefträger aus den öden Haidestrecken der „Landes" bilden ein interessantes Stück illustrirter Post- und Culturgeschichte.

Nachdem mit dem Zeitalter des Dampfes die Entwicklungsgeschichte der Post-Beförderungsmittel zum Abschluß gekommen ist, führt ein weiterer Abschnitt des Buchs die Lebensgeschichte des jüngsten der großen Verkehrsinstitute, des Telegraphen, vor Augen. Einem einleitenden Capitel über optische Telegraphie folgen Darstellungen über die galvanischen Batterien, die Telegraphenapparate, die automatische und mehrfache Telegraphie, die Kabeltelegraphie, die elektrischen Meßinstrumente und das Fernsprechwesen. Alle diese Gegenstände weiß der Verfasser in knappen Umrissen, unterstützt durch zahlreiche Abbildungen, so anschaulich und belehrend darzustellen, daß auch der Laie einen Einblick in jene geheimnißvollen Apparate zu gewinnen vermag, in welchen Wissenschaft und technische Mechanik für die heutige Telegraphie so Vollendetes geschaffen haben. Hieran reiht sich ein Rückblick auf die Entwicklung der Telegraphie und ihre jetzt fast allgemein durchgeführte Vereinigung mit der Post.

Dieser im Ganzen sechs Abschnitte umfassenden Geschichtsdarstellung reihen sich weitere drei Abschnitte an, welche der Organisation und Wirksamkeit der Post in der Jetztzeit,

ihrer rechtlichen Stellung, ihrem Wirkungskreis, der Organisation der Verkehrsanstalten und deren Heimstätten gewidmet sind. Neben der klaren und übersichtlichen Behandlung des Stoffs verdient hier die Sorgfalt in der Sichtung des Quellenmaterials, welche manchen neuen Ausblick in die neuere Verkehrsgeschichte eröffnet, besondere Anerkennung. So wird unter Anderm die mit etwas weitgehendem Mythus umgebene Stellung Sir Rowland Hill's zur Briefportoreform durch logische Betrachtung der Thatsachen in sachlicher, die Verdienste des beharrlichen Mannes durchaus anerkennenden Weise doch auf ihren wahren Werth zurückgeführt. In gleich kritischem Verfahren wird die Weiterentwicklung der Portoreform behandelt, bis sie ihren Abschluß im Weltpostverein findet. Wie billig, verweilt die Darstellung auch ausführlicher bei dem Post-Päckereidienste, diesem „nützlichen Freunde der Hausfrau", welcher sich unter der Verwaltung der deutschen Reichspost zu so hoher Blüthe entfaltet hat, daß dadurch zahlreiche andere Länder angeregt worden sind, ihren Bewohnern die Segnungen einer billigen und regelmäßigen Packetbeförderung zugänglich zu machen. Etwas eigenthümlich muthet es uns, die wir die Bequemlichkeit eines prompten Päckereidienstes als etwas Selbstverständliches betrachten, dabei an, zu hören, wie ein begeisterter Correspondent der „Times" in der erst kürzlich erfolgten Errichtung des noch in den Kinderschuhen steckenden Postpacketdienstes seines Landes ein so erstaunliches Ereigniß erblickt, „daß voraussichtlich für die meisten Leute Zeit erforderlich sein werde, um sich an den Besitz dieser neuen Einrichtung zu gewöhnen!" — Der Brief- und Packetbeförderung folgen die Personenbeförderung, der Geldverkehr der Post und die sonstigen Leistungen derselben im Dienste des Handels und Verkehrs; ferner der Telegrammverkehr mit seinem nützlichen Zweigdienste im Interesse der Wissenschaft, Schiffahrt, Küstenbewachung und Witterungskunde. Welchen Erfolg die Reformen im Taxwesen und in den Verkehrseinrichtungen gehabt haben, davon geben die Zahlen, welche das internationale Postbüreau in Bern alljährlich veröffentlicht, eine Vorstellung. Es geht daraus hervor, daß Deutschland zur Zeit im Umfang seines Postverkehrs allen anderen Ländern voransteht, und daß beispielsweise die deutsche Post jetzt jährlich mehr Packete befördert, als solche von allen übrigen Postverwaltungen der Erde zusammen genommen versandt werden. Vor Allem berechtigt aber ein Vergleich des Umfangs des innern Postverkehrs, welcher ergibt, daß seit 1872 die Zahl der durch die deutsche Post zur Beförderung gelangten Gegenstände sich im Durchschnitt verdoppelt hat, zu der Ueberzeugung, daß durch unseren Postdienst in den letzten anderthalb Jahrzehnten Erfolge erzielt worden sind, wie sie beispiellos dastehen und wie sie keine frühere Zeitepoche aufzuweisen hat.

Nach der Schilderung des Post- und Telegraphendienstes im inneren Verkehr der einzelnen Länder geht das Buch schließlich zu dem wichtigen Capitel der internationalen Wege der Post und Telegraphie über, indem in anschaulichen Strichen die vielverschlungenen Pfade verzeichnet werden, deren sich der Weltverkehr zur Erfüllung seiner Aufgaben bedient. Wie es der Bedeutung des Weltpostvereins, als der hervorragendsten postalischen Errungenschaft unsers Zeitalters entspricht, ist der Begründung und Entwicklung dieser großen Schöpfung, an deren Segnungen heute nahezu 900 Millionen Menschen Theil nehmen und die als ein bisher unerreichtes Beispiel einmüthiger Völkervereinigung für alle Zeiten dasteht, ein besonderer Platz angewiesen. Daß es in dieser umfassenden Friedensgemeinschaft für die Post keine politischen Schranken mehr gibt, ist der bleibende Ruhm Deutschlands und des verdienstvollen Leiters der deutschen Reichspost, welcher den Plan der Weltpostgemeinschaft ersonnen und durchgeführt hat.

Wenn die fesselnde und anziehende Form des Textes dem „Buch von der Weltpost" einen hervorragenden Platz in der Verkehrsliteratur anweist, so ist diesem Verdienst auf nicht minder hoher Stufe dasjenige der Künstler zur Seite zu stellen, welche dem Werke eine Ausstattung und einen Bilderschmuck gegeben haben, der in künstlerischer Sorgfalt der Ausführung wohl kaum übertroffen werden kann. Dreißig Vollbilder und zehn Halbbilder in Kupferstich, Farbendruck, Lichtdruck und Heliographie,

ferner über 150 Textbilder und Vignetten in Holzschnitt, Autotypie, Zinkätzung u. s. w., in ihrer Gesammtheit alle bewährten modernen Reproductionsweisen darstellend, machen das Buch zu einem Prachtwerk, wie es in dieser Art unseres Wissens die Verkehrsliteratur keines andern Volkes aufzuweisen hat. Ein besonderer Werth wird den Illustrationen auch dadurch verliehen, daß dieselben sich, wie jeder Besucher des Berliner Postmuseums auf den ersten Blick erkennen wird, der Hauptsache nach auf die reichen Sammlungen dieses Museums stützen und dadurch einen greifbaren, historischen Hintergrund erlangen; nicht minder sind aber vom Verfasser auch andere bewährte Quellen auf dem weiten Gesammtgebiete der Natur, Kunst und Wissenschaft benutzt worden, welche den Illustrationen noch einen ganz besonderen sachlichen Werth verleihen. Unter den Vollbildern sind einzelne Blätter als wahre Meisterstücke zu bezeichnen, so: ein Briefmarkentableau in Farbendruck von Wilh. Greve in Berlin; eine nach der Bronze aufgenommene Heliogravüre des Merkur von Giovanni di Bologna (Jean de Boulogne), ausgeführt von der Reichsdruckerei; der von dem Hof-Kunstinstitut O. Troitzsch in Berlin hergestellte Farben-Lichtdruck eines Centaurs mit den Symbolen des Postwesens nach einem Wandgemälde im Bremer Posthause von Arth. Fitger; die aus demselben Institut herrührenden Nachbildungen der aus Menzel's Meisterhand hervorgegangenen Darstellung eines Feldpostmeisters und Feldpostillons aus der Zeit Friedrich's des Großen; ein Lichtdruck von Abbildungen verschiedener Post- und Telegraphengebäude im Weltpostverein nach einer Originalzeichnung von Alb. Krüger u. A. m.; endlich ein nach der Radirung von B. Mannfeld durch Heliographie hergestelltes Porträt des Begründers des Weltpostvereins, Staatssecretärs Dr. von Stephan.

Es ist ein bleibendes Verdienst des Buches, daß es in seiner auf ein großes Lesepublicum berechneten Darstellung einen in so geschmackvoller und interessanter Behandlung noch nicht vorhandenen Beitrag zu dem das Verkehrswesen behandelnden Capitel der allgemeinen Culturgeschichte gibt.

ye. **Für's deutsche Haus.** Blüthenlese aus der Bibel und den mustergiltigen griechischen und römischen Schriftstellern. Von Daniel Sanders. Berlin, S. Rosenbaum. 1886.

Von dem bekannten hochverdienten Kenner der deutschen Sprache und Literatur erhalten wir hier eine Blüthenlese aus der Bibel „als der Grundlage der Volksbildung" und aus den alten Klassikern „als der Grundlage der höheren Bildung." Sanders weiß wohl, was man gegen solche Zusammenstellungen von Sätzen sagen kann, welche aus dem Zusammenhang gerissen sind; aber er rechtfertigt sich damit, daß nur Wenige die reichen Schätze vollständig kennen, welche in beiden Schächten verborgen liegen, und mit den Worten Goethe's: „was man auch gegen solche Sammlungen sagen mag, welche die Autoren zerstückelt mittheilen: sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt." Ueberdies hat Sanders bei wirklichen Bruchstücken auf den Zusammenhang des Ganzen hingewiesen. Daß noch viele Blüthen sich hätten pflücken lassen, weiß er wohl; aber wenn Kenner noch manches hinzuwünschen werden, so will er zufrieden sein, wenn sie nur nichts aus dem Buche hinwegwünschen. Die Uebersetzungen sind theils von berufenen Philologen entlehnt, theils von Sanders selbst ausgearbeitet; so die vom Lied Lamech's, von Isaak's Segenssprüchen, vom Gesang der Israeliten nach dem Durchgang durchs rothe Meer, vom 137. Psalm, vom hohen Lied, von Sappho's Gebet an die Liebesgöttin, vom Skolion des Kallistratos, von Dio Cassius' Bericht über die Varusschlacht, von Horatius' Ode an Melpomene, vom 23. Kapitel aus Suetonius' Leben des Augustus. Wir haben damit bereits einen kurzen Einblick in die Auswahl gegeben, die Sanders getroffen hat; sie ist mit Kenntniß und Takt gemacht, und das gehaltvolle und auch sehr schön ausgestattete Buch verdient die beste Empfehlung. Wenn uns eins gefehlt hat, so ist es der Bericht Platon's vom Tode des Sokrates; so ergreifend schön auch die Schlußstelle des Gorgias ist, welche S. 251—258 nach Schleiermacher's großartiger Verdeutschung mitgetheilt wird: jenen Bericht missen wir ungern, weil er in einziger Weise darthut, wie in Sokrates' wunderbarer Persönlichkeit sich wissenschaftliche Ueberzeugung und praktische Lebenshaltung deckten und vereinigten. Wenn das Werk, woran wir nicht zweifeln, bald eine zweite Auflage erlebt, so möchten wir die Einreihung dieses Stücks lebhaft befürworten.

er. **Aus bulgarischer Sturmzeit.** Eine authentische Darstellung des Handstreichs von Sofia und seinen Folgen. Von A. v. Huhn. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886.

Als Fortsetzung der vor einigen Monaten erschienenen, von uns (im Octoberheft 1886) bereits angezeigten Schrift „der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit" und als erster zusammenhängender Bericht über die Ereignisse, welche seit Monaten im Mittelpunkte der Aufmerksamkeit des gesammten Europa stehen, wird das vorliegende Buch des kundigen Correspondenten der „Köln. Zeitg." einem ausgedehnten Leserkreise hochwillkommen sein. Der Verfasser, dessen Darstellungstalent mit Ernst und Wahrheitsliebe gepaart ist und der nirgends mehr verspricht, als ein plötzlich in die bulgarische Welt versetzter Mann zu halten vermag, berichtet wesentlich über Dinge, die er selbst gesehen, erlebt und gehört hat, als unmittelbarer Zeuge, der sein Urtheil auf Thatsachen gründet, die er zu kontroliren vermocht hat. Was dem Zeitungsleser bisher aus hundert abgerissenen, vielfach ungenauen und zuweilen widerspruchsvollen Notizen bekannt geworden war, faßt Herr v. Huhn zu einem lebensvollen Bilde zusammen, das eine deutliche Vorstellung von den Vorgängen ermöglicht, die wir seit dem 21. August 1886 haben erleben müssen. Unbeirrt durch Tagesmeinungen und wechselnde Rücksichten der Interessenpolitik, nennt der Verf. die Dinge einfach bei den Namen, welche dieselben verdienen, stellt er sich muthig auf die Seite des Rechts und der Vernunft. Der von ihm eingenommene Standpunkt deckt sich mit demjenigen der ungeheuren Mehrheit gebildeter Deutscher und wird wesentlich dazu beitragen, diesen Bildern „aus bulgarischer Sturmzeit" die gebührende Beachtung zu sichern.

e. **Les environs de Paris.** Par Louis Barron. Ouvrage illustré de cinq cents dessins d'après nature par G. Fraipont, et accompagné d'une carte en couleur. Paris, Maison Quantin.

Die Umgebungen von Paris bilden einen Kranz seltener Naturschönheiten im Verein mit den Zeichen einer alten und reichen Cultur. Wende man sich, wohin man will, in die Thäler der Seine, Marne und Oise mit ihren Nebenflüßchen, überall anmuthiges Hügelland mit Wäldern und Wiesen, mit Ackerflur und Obstgärten, mit malerischen Dörfern und alterthümlichen kleinen Städten, mit herrschaftlichen Schlössern und vornehmen Parks — ein Land, welches an einem Frühlings- oder Sommertage zu durchwandern eine Lust ist und welches selbst unter einem grauen feuchten Winterhimmel seinen Reiz nicht verliert. Und wenn jeder Schritt vorwärts uns eine landschaftliche Ueberraschung bietet, so hat nicht minder jeder Fleck dieses Bodens seine historischen Erinnerungen, die oft weit zurückreichen; und Beides, das malerische wie das geschichtliche Moment, ist vortrefflich wiedergegeben in dem vorliegenden Bande, dem gehaltvollen Texte von Louis Barron und den überaus graziösen Zeichnungen von G. Fraipont. Es kann nicht fehlen, daß viele dieser Bilder voll lieblichsten Friedens Reminiscenzen ganz anderer Art in uns erwecken; denn hier war der Schauplatz der Belagerung von Paris, und oft genug, vom hängenden Laube kaum verschleiert, erblicken wir jetzt Gräber und Denkmäler in diesen Gegenden, die wir einst als Freunde und Sommergäste

so gern durchschwärmt. Werden die guten Tage von Ehedem jemals zurückkehren? Wir wissen es nicht. Inzwischen aber wollen wir uns an dem schönem Abbild derselben erfreuen.

πλ. **Blutsung** und andere Erzählungen. Von E. von Dincklage. Berlin, Georg Stilke. 1887.

Fräulein von Dincklage ragt unter den Novellistinnen der Gegenwart als eine der eigenartigsten hervor, eine Natur, mit viel an sich, was an die norddeutsche Landschaft erinnert, der sie entstammt ist und welche sie zum Schauplatz ihrer Erzählungen zu wählen liebt — auch sie ein echtes Kind jenes Emslandes, einfach, schlicht und schmucklos, aber von einer großen inneren Kraft und Gewalt; keine Freundin vieler Worte, jedoch eine Meisterin des Wortes; knapp, der Ueberschwänglichkeit im Fühlen wie im Ausdruck unfähig, aber voll von Gemüth; ernst, aber mit einer Fülle von Humor, die viele ihrer Geschichten zu den erquicklichsten macht, die wir je gelesen und niemals vergessen werden. Einige solcher Perlen finden sich auch in der vorliegenden Sammlung, gleich vornan die Erzählung, die dem Bande den Namen gibt: der Uebergang des einfältigen, jungfräulichen Kindes zur heroisch liebenden Frau und Mutter kann nicht ergreifender dargestellt werden. Ebenso die „Armenhäusler", mit ihren capitalen Figuren der „Hinkegrethe" und des Jan Stork; und nicht am wenigsten die „Haide-Imme", welche stellenweise an die Storm'sche Dichtweise gemahnt, aber in ihrem Ganzen sich doch wieder charakteristisch von derselben abhebt. Alle diese Erzählungen, auch der „Weiberleuthof", spielen auf dem der Dichterin heimathlichen Boden, und ihre Helden und Heldinnen sind muskelfeste, ostfriesische Bauerngestalten, von jener Art, wie sie außer Fräulein von Dincklage nur noch Björnstjerne Björnson in seinen norwegischen „Bauerngeschichten" gezeichnet hat: lebenswahr, in keinem Zuge verschönert und dennoch von der tiefsten Poesie erfüllt: der des wirklichen Lebens!

κ. **Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der Währungsstreit.** Von Karl Melchers. Zweite Auflage. Varel an der Jade, Büttmann und Gerriets Nachfolger. 1886.

Die vorliegende hübsche Arbeit fand so schnell Verbreitung, daß bald nach ihrem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig wurde; es ist dies mit Freude zu begrüßen und beweist, daß das Buch den rechten Ton getroffen hat. Dasselbe ist im besten Sinne des Wortes populär gehalten und wohl geeignet, die große Masse des Laienpublicums, die zwar in allen Tagesblättern von dem „Währungsstreit" liest, von dessen Tragweite aber wenig unterrichtet ist, zu belehren. Zu diesem Zweck wird in unserem Buche in gemeinverständlicher, gründlicher und durchaus objectiver Weise die Entwicklungsgeschichte des Geld- und Währungswesens überhaupt und des gegenwärtigen Standes im Besonderen geschildert und dadurch der Leser in die Lage gesetzt, dem Verfasser bei seinem schließlichen Eintreten für die Goldwährung zu folgen. Möge die Arbeit, die sich auf jeder Seite als die Frucht eingehenden Studiums documentirt, auch ferner viele Leser finden.

β. **Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike** von Dr. Theodor Alt. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Der Verfasser hat offenbar in seinem Leben mehr gedacht als geschrieben und auch mehr gedacht als gesehen. Seine Ausführungen über die polychrome Kunst werden wahrscheinlich den Moment nicht herbeiführen helfen, wo das erste polychrome Meisterwerk, auf das das Publicum noch immer wartet, diesem die Berechtigung der bunten Statuen beweist. Sämmtliche bis heute vorgeführten Proben der neuen Technik haben etwas „Angemaltes" und rufen ein mehr oder weniger starkes Gefühl der Ablehnung hervor. Wir sind heute unabhängig genug, als daß etwas, das einen absolut erfreulichen Eindruck macht, todtgeschwiegen oder todtgesprochen werden dürfte. Diese Macht fehlt der Kritik, deren einzige Stärke darin besteht, an das gesunde Gefühl der vernünftigen Majorität sich zu wenden. Sprachen Kritiker etwas anderes aus, als was die Mehrzahl denkt oder denken wird, so stehen sie gerade so einsam da wie Künstler, die Dinge hervorbringen, die Niemand ansehen mag. Beiden bleibt dann nur übrig, auf eine revidirende, günstigere Meinung späterer Geschlechter zu hoffen. Der Verfasser bildet den Genitiv „des Idealismusses", „des Realismusses". Da wäre immer noch praktischer „des Idealismi". Warum aber nicht sich der gewöhnlichen Schreibart fügen?

πλ. **Griechische Frühlingstage.** Von Eduard Engel. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

An der Frische dieser Schilderungen haben wir uns wahrhaft erfreut. Sie haben den Reiz der Unmittelbarkeit, es vereinigt sich in ihnen auf das glücklichste die frohe Stimmung des Ferienreisenden und der geschärfte Blick des wohlgeschulten Mannes, dem der hellenische Boden, den er betritt, ein lieber, von Jugend an vertrauter ist, mag er ihn auch jetzt zum ersten Male grüßen. Nach zwei Richtungen empfiehlt sich daher Enget's Buch: sowohl für diejenigen, welche eine ähnliche Wanderung unternehmen wollen, als auch für die, welche nur „das Land der Griechen mit der Seele" suchen. Was unabhängig von dem einen wie dem anderen Standpunkt allen Lesern Freude machen wird, ist des Autors wohlmotivirte, auf Grund und als Resultat ernster Beobachtungen ausgesprochene Ueberzeugung von der Mission Griechenlands im Orient, welche dem verjüngten und mit den Ideen des Westens erfüllten Griechenvolk in nicht ferner Zeit zu einer beachtenswertheren Stellung im Rathe der Nationen und einer gerechteren Anerkennung seiner Culturleistungen von Seiten Europa's verhelfen wird. Was namentlich das letztere betrifft, so kann das moderne Hellas so warmen, uneigennützigen Freunden und Interpreten, wie Eduard Engel einer ist, nicht dankbar genug sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Blum. — Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. 1. Jhrg. 4. Hft. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Böttcher. — Schauspieler-Eitelkeit. Ungeschminkte Plaudereien von Karl Böttcher. Berlin, J. Zenker. 1887.

Brandes. — Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Zweiter Band. Die romantische Schule in Deutschland. Leipzig, Veit & Comp. 1887.

Conrad. — George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargestellt aus ihren Briefen und Tagebüchern. Von Hermann Conrad. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Delbrück. — Historische und politische Aufsätze von Hans Delbrück. Berlin, Walther und Apolant. 1887.

Deutsch-Amerikanisches Magazin. — Vierteljahrsschrift für Geschichte, Litteratur, Wissenschaft, Kunst, Schule &c. der Deutschen in Amerika. Herausg. von H. A. Rattermann. Bd. 1, Hft. 1. Cincinnati, S. Rosenthal & Comp. 1886.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Neue Folge. Erster Jahrgang. Heft 8: Die Wirkungen der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatswesen. Von Dr. J. G. Weiß. Heft 9/10: Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange. Von C. F. Ahrens. Hamburg, J. F. Richter. 1886.

Dürer. — Vier Holzschnittfolgen von Dürer. Mit einführendem Text. 4/7 Lfg. Berlin, Photogr. Kunst- und Verlags-Anstalt „Helios". 1887.

Elm. — Kahlweide. Gedicht von Helmer vom Elm. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1886.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. III. Jhrg. Bd. 9/10: Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1887.

Falke. — Die K. K. Wiener Porzellanfabrik. Ihre Geschichte und die Sammlung ihrer Arbeiten im K. K. Oesterreich. Museum. Mit 17 Tafeln Abbildungen. Von Jacob von Falke. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Foerster. — Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (Zweite Folge.) Von Wilhelm Foerster. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Goethe. — Faust. A tragoedia masodik része. Irta Goethe. Forditotta valamint bevezetéssel és commentárokkal ellátta Dr. Váradi Antal. Budapest, Kiadja Hornyánszky Viktor. 1887.

Goethe. — Goethe's Faust. First & second part. A commentary on the literary bibles of the occident. By Denton J. Snider. Boston, Ticknor & Comp. 1886.

Gregorovius. — Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1887.

Gréville. — Eine russische Geige. Roman von Henry Gréville. Autorisirte Übertragung von A. Godin. 2 Bde. Augsburg und Leipzig, Gebrüder Reichel. 1886.

Gubernatis. — Peregrinazioni Indiane. India Centrale. Per A. de Gubernatis. Firenze, L. Niccolai. 1887.

Held. — Gorgonenhäupter. Ein realistischer Romancero. Von Franz Held. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Hohenhausen. — Aus Goethe's Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen. Leipzig, A. Bergmann.

Keyserling. — Fräulein Rosa Herz. Eine Kleinstadtliebe. Erzählung von Eduard Graf Keyserling. Leipzig und Dresden, Heinrich Minden. 1887.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbe-Museum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. J. Stockbauer. XX. Jhrg. Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayrischen Gewerbemuseums (C. Schrag).

Lindau. — Der Zug nach dem Westen. Roman von Paul Lindau. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1887.

Loy. — Berliner Novellen aus der Gesellschaft von Arthur von Loy. Berlin, Kogge & Fritze.

Loy. — Graf und Gräfin von Ortenegg. Roman in zwei Theilen von Arthur von Loy. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.

Marelle. — Manuel de lecture, de style et de composition. Par Charles Marelle. Deuxième édition. Francfort a. M. 1886. Adolphe Gestewitz. 1885.

Müller-Müllerbach. — Der Bauernfreund von Ed. Müller-Müllerbach. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1887.

Müller-Müllerbach. — Im Dienst der „liberalen" Presse, von Ed. Müller-Müllerbach. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1887.

Nordryck. — Gedichte von G. Nordryck. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1887.

Paris. — Reglements-Studien. Ein Beitrag zur Frage eines Zukunfts-Reglements für die deutsche Infanterie von F. A. Paris. Zweite Ausgabe. Rathenow, Max Babenzien.

Pouvillon. — Césette. Eine französische Dorfgeschichte von Emile Pouvillon. Deutsch von Ilse Frapan. Mit einer Einleitung von Dr. Eduard Engel. Autorisirte Ausgabe. Augsburg und Leipzig, Gebrüder Reichel. 1887.

Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. III. Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. 1. Bd. Leipzig, Alphons Dürr. 1886.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 2211: Ueber die deutsche Literatur. Von Friedrich dem Großen. Uebersetzt &c. von Dr. Heinrich Simon. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Roberts. — Unmusikalisch und Anderes von Alex. Baron von Roberts. Zweite vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Erste Serie. Heft 9: Die Hawaii-Inseln. Von Dr. K. Neuhauß. Heft 10: Die Todtschlagsühne des deutschen Mittelalters. Von Paul Frauenstädt. Heft 11: Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen, besonders seit der Eiszeit. Von Dr. H. Potonié. Heft 12: Franz Lieber. Ein Bürger zweier Welten. Von Dr. Hugo Preuß. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Sander. — Dante Alighieri, der Dichter der göttlichen Komödie. Ein Lebensbild, entworfen von F. Sander. Zweite, erweiterte Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1887.

Scherer. — Aufsätze über Goethe von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1886.

Schmidt. — Charakteristiken von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Schulte. — Der Altkatholicismus. Geschichte seiner Entwickelung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland. Aus den Akten und anderen authentischen Quellen dargestellt von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Giessen, Emil Roth. 1887.

Schumann. — Klavier-Werke von Robert Schumann. Erste mit Fingersatz und Vortragsbezeichnung versehene instructive Ausgabe. Nach den Handschriften und persönlicher Überlieferung herausgegeben von Clara Schumann. I. Bd. 1—8. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Schumann. — Robert Schumann's Lieder und Gesänge. Nach der von Clara Schumann herausgegebenen kritischen Gesammt-Ausgabe. Zum praktischen Gebrauche für hohe, mittlere und tiefe Stimme eingerichtet. I. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Schumann. — Rob. Schumann's Werke. Herausgegeben von Clara Schumann. Serie VII. I. Band. 1—8. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Verhandlungen des ersten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 4., 5. und 6. Oktober 1886 zu Hannover. Nebst einem Verzeichniss der Neuphilologen Deutschlands. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1886.

Voß. — Die Auferstandenen. Antinihilistischer Roman von Richard Voß. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Warnecke. — Das Künstlerwappen. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte von F. Warnecke. Berlin, Reinhold Kühn. 1887.

Warnow. — Trinitas. Von Franz Warnow. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Whitman. — Conventional cant, its results and remedy by Sidney Whitman. London, Kegan Paul, Trench & Co. 1887.

Zernin. — Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. Zweite verbesserte Aufl. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin. 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Das Gemeindekind.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

VII.

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag schloß Pavel kein Auge. Er lag wie in Fieberhitze und meinte immer, jetzt und jetzt komme Jemand, ihm den Brief abzufordern, den ihm die Baronin am Abend übergeben und der ihm Einlaß ins Kloster verschaffen sollte. Sie konnte sich's anders überlegt, ihre Güte konnte sie gereut haben . . . Pavel kauerte sich zusammen auf seiner elenden Lagerstätte und faßte wilde Entschlüsse für den Fall, daß seine Besorgnisse in Erfüllung gehen sollten.

Indessen graute der Morgen, und Pavel's eigene Hirngespinste blieben seine einzigen Bedränger. Dennoch verließ die Unruhe ihn nicht. Schon um 4 Uhr stand er am Brunnen und wusch sich vom Kopf bis zu den Füßen, zog Hemd und Hose an und den Rock, der eine bedeutende Verschönerung erfahren hatte. Auf dessen schleißigster Stelle, gerade über dem Herzen, prangte ein bunter Flicken, ein handgroßes Stück Zeug, das beim Zuschneiden von Vinska's neuem Leibchen übrig geblieben war. Pavel nahm sich vor, es herabzutrennen und der kleinen Milada zu schenken, wenn es ihr so gut gefiele wie ihm.

Und so zog er rüstig und freudig aus und begegnete keiner lebenden Seele im ganzen Dorf. An der Mauer des Schloßgartens schlüpfte er besonders eilig vorbei, und nun ging's bergab und bergauf, immer mit der stillen Besorgniß: Wenn mir nur Keiner nachläuft, um mich zurückzurufen.

Auf der Höhe angelangt, von welcher aus er vor fast zwei Jahren dem Wagen nachgeblickt, der seine Schwester entführte, athmete er freier. Er besann sich, wie schön er damals die Thürme der Stadt hatte glänzen gesehen. Heute lagerten Herbstnebel über ihnen und verbargen sie seinen Augen. Und auf dem Feld, das zu jener Zeit im Grün der jungen Halme geprangt, lagen große harte Schollen, vom Pfluge umgelegt, dessen Schaufel einen Metallglanz auf ihnen

hinterlassen hatte. Er schritt weiter, verlor sein Ziel oft aus den Augen, verfolgte es aber mit dem Instinct eines Thiers; es fiel ihm nicht ein, daß er's verfehlen könnte.

Drei Stunden war er gewandert, da hörte er zum ersten Male deutlich den Schlag der Uhr von einem der Kirchthürme schallen, und langte bald darauf bei den kleinen Häusern der Vorstadt an.

Die Brücke, von welcher er oft sprechen gehört hatte, lag vor ihm, und unter ihr rauschte ein so gewaltiges Wasser, wie er nicht gewußt hatte, daß es auf Erden gibt. Und das Wunder, das er anstaunt, Milada sieht es alle Tage, denkt Pavel; und Stolz auf die Schwester und Ehrfurcht vor ihr ergreifen ihn.

Am Brückenpfeiler sitzt ein altes Weib und hat Aepfel feil. Gewiß ißt Milada Aepfel noch ebenso gern wie früher — wie wär's, wenn er ihr ein paar mitbrächte? Die Hökerin kehrt ihm den Rücken zu; sie kramt eben in ihrer Vorrathskiste; ihr ein paar Aepfel wegzumausen, wär' eine kleine Kunst . . . Soll er? soll er nicht? — Eine innere Stimme warnt ihn: Gestohlenes Gut taugt nicht mehr für Milada . . . Er steht und zaudert.

Da wendet sich die Alte, sieht ihn, rühmt ihre Waare und lädt ihn zum Kaufe ein.

„Ich hab' kein Geld," sagt Pavel zögernd.

Mit der Freundlichkeit der Hökerin ist es sogleich vorbei, und ihre Aufforderung lautet jetzt: „Wenn Du kein Geld hast, so pack Dich!"

Das ist wieder gewohnter Klang. Pavel fühlt sich angeheimelt, er fragt nun fast zutraulich nach dem nächsten Weg zum Fräuleinstift.

„Was willst Du im Fräuleinstift?" brummt das Weib. „Wärst gestern gekommen. Am Samstag wird dort ausgetheilt."

Pavel lügt; er weiß selbst nicht warum, und behauptet, das sei ihm wohl bekannt, wiederholt seine Erkundigung und wandelt, nachdem er sie erhalten, einem Hause zu, das sich wie eine riesige gelb getünchte Schachtel am Ende des Platzes erhebt. Es hat auffallend kleine Fenster und an der Seite ein schmales Pförtchen, zu dem einige Stufen hinunter führen. Rathlos steht er lange davor, pocht, rüttelt an der Klinke, aber die bleibt unbeweglich und sein Pochen ungehört. Eine Schar kleiner Jungen kommt daher; einer von ihnen springt die Treppe zur Klosterpforte hinab, hängt sich an den Glockenstrang, läßt ihn plötzlich zurückschnellen und läuft davon. Ein Geläute, das gar nicht enden wollte, drang aus dem Innern des Hauses; das Pförtchen öffnete sich. Pavel trat ein und stand wieder vor einer geschlossenen Thür; doch hatte diese ein Glasfenster und gewährte den Einblick in eine Halle, deren ziemlich niedriges Gewölbe von freistehenden Säulen getragen wurde, und deren Wände mit Feuchtigkeitsflecken bedeckt waren. Eine Nonne erschien, musterte den Besucher und fragte mit strenger Miene: „Warum schellst Du so stark? was willst Du?"

„Meine Milada" stammelte Pavel. Es überkam ihn plötzlich, daß er sich unter einem Dache mit seiner Schwester befand und unleidlich wurde seine Ungeduld: „Wo ist sie?" rief er.

„Wen meinst Du?" fragte die Klosterfrau. „Es gibt hier keine Milada, Du bist wohl fehl gegangen."

Schon wollte sie ihn abweisen, da erinnerte er sich des Talismans, den er bei sich trug und überreichte den Brief.

Die Nonne betrachtete eine Weile die Aufschrift: „Ja so," sagte sie. „Liebes Kind, Deine Schwester heißt bei uns Maria. Du kannst sie jetzt nicht sehen, sie ist in der Kirche."

Pavel erklärte, er wolle auch in die Kirche, und dabei nahm sein Gesicht einen so entschlossenen und bösen Ausdruck an, daß der Pförtnerin angst wurde. Sie bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, daß er warten müsse, bis die Messe aus sein werde, führte ihn zu dem Ende in ein an die Halle anstoßendes Zimmer, ließ ihn dort allein und verschloß hinter ihm die Thür.

Da war er ein Gefangener. Der düstere Raum, in dem er sich befand, hatte keinen zweiten Eingang, dafür aber drei mit schweren bauchigen Gittern versehene Fenster. Sie öffneten sich auf einen mit Obstbäumen bepflanzten Rasenplatz, in dessen Mitte, altersgrau und verwittert, eine Muttergottesstatue stand, ein buntes Kränzlein auf dem Haupte, und Pavel dachte gleich, Niemand anders als Milada habe das geflochten. . . Wenn sie doch käme, bald käme, wenn doch die Messe schon vorüber wäre! . . . Glockenklang erhob sich, es wurde zum Sanctus geläutet; nun folgte die Wandlung, Pavel sank auf die Kniee und betete inbrünstig: „Lieber Gott, schick' mir meine Schwester!" Er sehnte sich, er hoffte, er wartete — die Glocken hatten längst zum letzten Segen geläutet, die Kleine erschien immer noch nicht. Und still war's ringsum wie in einer leeren Kirche. Kein Mensch im Garten zu erblicken, in der Halle kein Laut, kein Schritt zu hören. Pavel warf sich gegen die Thür und polterte mit Händen und Füßen so lange er konnte. Umsonst, Niemand kam, ihn zu erlösen. — Erschöpft und verzweifelt sank er auf den Boden zu Füßen eines großen Tisches, der, nebst einigen an die Wände gerückten Stühlen, die ganze Einrichtung der Stube bildete.

„Sie kommt nicht, sie kommt nicht, und mich hat man eingesperrt und vergessen, —" das sagte er sich, Anfangs mit zorniger Empörung über etwas Abscheuliches und Unerhörtes, zuletzt mit stumpfer Ergebung in das Unabänderliche. Sein Kopf wurde immer schwerer, seine Augen fielen zu, er schlief ein. So fest, so tief schlief er, daß ihn das Geräusch der plötzlich aufgerissenen Thür nicht weckte; daß er erst zum Bewußtsein kam, als ein paar kleine Arme ihn umklammerten, eine liebe, geliebte Stimme jauchzte:

„Pavel, Pavel, bist Du endlich da?"

— Er riß die Augen auf, sprang empor, — schaute, wurde feuerroth, hätte auch gern Etwas gesagt und konnte nicht — brannte danach, sie an sein Herz zu ziehen und wagte es nicht. — Ach, schön, schön hatte er sich seine Schwester vorgestellt, aber so schön wie sie ihm in Wirklichkeit erschien, doch nie und nimmermehr!

— Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das im Schnitt ein wenig an einen priesterlichen Talar mahnte, und auf der Brust ein silbernes Kreuz. Ihre blonden Haare waren in einen Zopf geflochten, der ihr über den Rücken hing bis zum Gürtel; an der Stirn, den Schläfen, im Nacken aber kräuselten sich, der

glättenden Hand eigensinnig entschlüpft, kleine, feine, goldige Löckchen und umgaben den Kopf wie ein Heiligenschein.

Immer scheuer wurde die Bewunderung, mit der Pavel das Kind betrachtete; plötzlich trübten sich seine Augen; er hob den Arm empor und preßte ihn an sein Gesicht.

Diesem seltsamen Empfang gegenüber blieb die Kleine eine Weile rathlos, umfing ihren Bruder aber bald von Neuem, und unter ihren Liebkosungen wich der entfremdende Bann, der ihn bei ihrem Anblick ergriffen hatte. Er setzte sich, nahm sie auf seinen Schoß, küßte und herzte sie und ließ sich von ihr erzählen, wollte auf das Genaueste wissen, wie sie lebte, was sie that, was sie lernte, vor Allem jedoch — was sie zu essen bekam. Er staunte, wie geringen Werth sie auf diese so wichtige Sache legte, wie ihr um nichts so sehr zu thun war, als darum, das bravste Kind im ganzen Kloster zu sein und um Anerkennung dieser Thatsache.

„Es ist schwer, die Bravste zu sein, weil so viele gute Kinder da sind; aber ich bin's doch!“ sagte sie, richtete sich freudig auf und rief mehr im Ton der Ueberzeugung als der Frage: „Du bist es auch?“

— „Ich?“ entgegnete er, voll ehrlicher Verwunderung, — „wie soll denn ich brav sein?“

Ohne die verschränkten Finger von seinem Nacken zu lösen, streckte sie die Arme aus, bog sich zurück, sah ihm in die Augen und sprach:

„Wie Du brav sein sollst? — So halt — wie man halt brav ist; man thut nichts Unrechtes ... Du wirst doch nichts Unrechtes thun?“

Er schüttelte den Kopf, suchte sich von ihr loszumachen, besonders aber ihren Blick zu vermeiden: „Warum soll ich nichts Unrechtes thun?“ murmelte er — „Es geht nicht anders —“

„Und welches Unrecht thust Du zum Beispiel?“

„Zum Beispiel? ... Ich nehm' den Leuten Sachen weg ...“

„Was für Sachen?“

„Wie Du fragst! — was soll ich denn nehmen? was ich immer genommen habe — Obst — oder Rüben oder Holz ...“

Mit steigender Angst, aber noch zweifelnd schrie die Kleine auf: „Dann bist Du ja ein Dieb!“

„Ich bin auch einer.“

„Das ist nicht wahr! sag', daß es nicht wahr ist, daß Du nicht schlecht bist um Gotteswillen, sag' es ...“

Sie drohte, schmeichelte und gerieth in Bestürzung, als er die Entschuldigung vorbrachte: „Wie soll ich nicht schlecht sein? die Eltern sind ja auch schlecht gewesen.“

„Just deswegen!“ rief sie, „begreifst Du's nicht? — just deswegen bin ich die Bravste im ganzen Kloster, und mußt Du der Bravste sein im ganzen Dorf ... damit der liebe Gott den Eltern verzeiht, damit ihre Seelen erlöst werden ... Denk' an die Seele des Vaters, wo die jetzt ist ...“

Eine fliegende Blässe überzog wie ein Hauch ihre rosigen Wangen. „Wir müssen immer beten,“ fuhr sie fort, „beten, beten und gute Werke thun und

uns bei jedem guten Werke sagen: Für die arme Seele, die im Fegefeuer brennt."

Mit tiefster Durchdrungenheit stimmte Pavel bei: „Ja, die brennt gewiß."

„O Gott im Himmel! . . . und weißt Du, was ich glaube?" flüsterte die Kleine — „Wenn wir schlimm sind, da brennt sie noch ärger, weil der liebe Gott sich denkt, das kommt von dem bösen Beispiel, welches diese Kinder bekommen haben von . . ." Sie hielt inne, schluckte einigemale nacheinander, ihre Augen öffneten sich weit und starrten den Bruder voll leidenschaftlichen Schmerzes an. Plötzlich faßte sie seinen Kopf mit beiden Händen, drückte ihr Gesicht an das seine und fragte:

„Warum stiehlst Du?"

„Ach was," erwiderte er, „laß mich."

Sie umklammerte ihn fester und rief wieder ihr beschwörendes: „Sag'! sag'!" und da er durchaus nicht Rede stehen wollte, begann sie zu rathen: „Stiehlst Du vielleicht aus Hunger? . . . Bist Du vielleicht manchmal hungrig?"

Er lächelte gelassen: „Ich bin immer hungrig."

„Immer!" . . .

„Ich denk' aber nicht immer d'ran," suchte er sie zu beruhigen, als sie in Jammer ausbrach über diese Antwort; doch hörte die Kleine ihn nicht an, sondern rannte, unter heftigen Vorwürfen gegen sich selbst, aus dem Zimmer.

Bald erschien sie wieder, gefolgt von einer Laienschwester, die einen reichlich mit Brot und Fleisch besetzten Teller trug. Der wurde auf den Tisch gestellt und Pavel eingeladen, sich's schmecken zu lassen.

Er machte der Aufforderung Ehre, aß hastig, war aber erstaunlich bald satt.

„Ist das Dein ganzer Appetit?" fragte die Klosterdienerin, und sah ihn mit jungen hellen Augen freundlich an; „bist nicht gewohnt ans Essen, hast gleich genug, ich kenn' das schon. Woher kommt er denn, wer ist er?" wandte sie sich an Milada.

„Von zu Hause," antwortete diese, „er ist mein Bruder."

„Nun ja, in Christus, jeder Arme ist unser Bruder in Christus."

„So mein' ich's nicht, er ist mein wirklicher Bruder!" betheuerte Milada und wurde böse, als die Schwester sie ermahnte, sich erstens nicht zu ärgern und zweitens, nicht einmal im Scherz, eine Unwahrheit zu sagen.

„Aber ich sag' ja keine Unwahrheit, Schwester Philippine! fragen Sie die ehrwürdige Mutter, fragen Sie das Fräulein Pförtnerin" . . . eiferte das Kind. Die Klosterdienerin aber erwiderte gutmüthig verweisend:

„Seien Sie ruhig, Fräulein Maria, seien Sie nicht schlimm, Sie waren schon so lange nicht mehr schlimm. Nur nicht wieder in den alten Fehler verfallen, sonst müßt' ich's melden; Sie wissen recht gut, daß ich's melden müßt'."

Damit nahm sie rasch den Teller vom Tisch, nickte den Kindern einen muntern Abschiedsgruß zu und ging.

„Sie will nicht glauben, daß ich Dein Bruder bin," sprach Pavel nach einer Weile.

Milada legte wieder ihre Wange an die seine und flüsterte ihm ins Ohr: „Vielleicht glaubt sie's doch."

„Glaubt's doch? . . . Warum thut sie dann so? . . . Und warum hast Du ihr's nicht besser gesagt? Warum warst Du gleich still? . . . Ich bin still, wenn ich recht hab', weil's mich freut, wenn die Leut' so dumm sind und ich mir dann so gut denken kann: Ihr Esel! — Aber Du brauchst das nicht."

„Ja ich! ich bin auch still, nicht aus Trotz und Hochmuth wie Du — aus Demuth, aus Selbstüberwindung." Sie warf sich in die Brust und ihr Gesichtchen leuchtete vor Stolz — „damit die Engel im Himmel ihre Freude an mir haben."

Nachdem sie sich an der Bewunderung geweidet, mit der er sie ansah, fuhr sie fort: „Pavel, ich darf unserer Mutter nicht schreiben, aber Du schreibe ihr; schreibe ihr, daß ich immerfort für sie bete und nichts Anderes werden will als eine Heilige . . . Ja! . . . und daß ich auch für sie sorge, schreibe ihr, und mir alle Tage Etwas abbreche für sie, und alle Tage wenigstens *ein* gutes Werk thue für sie . . . und Du Pavel," unterbrach sie sich, faßte ihn an beiden Schultern und fragte: „Was thust Du für unsere Mutter?"

„Ich?" lautete seine Antwort, „— ich thu' halt nichts."

„— Ach geh! Du wirst schon Etwas thun . . ."

„— Was soll ich thun? — ich weiß nicht was."

„So sag' ich Dir's! — Du sollst d'ran denken, was die Mutter anfangen wird, wenn sie heimkehrt: wohin soll sie gehn, wo soll sie wohnen, die arme Mutter?" —

Und nun kam Milada mit einem ganz fertigen Plan, der darin bestand, daß Pavel einen Grund kaufen und für die Mutter ein Haus bauen müsse.

Er ärgerte sich: „Wie soll denn ich ein Haus bauen? ich hab' ja kein Geld."

„Aber ich habe!" rief das Kind. „Wart', ich bring Dir's . . . bleib' ruhig sitzen und wart'."

Eilends flog sie davon, lange jedoch dauerte es, eh' sie wieder kam. Die Pförtnerin folgte ihr und hielt einen Gegenstand, den Milada in der Hand trug, scharf im Auge:

„Halt," sprach die Klosterfrau, „was wollen Sie damit thun?"

„Ich schenk' es meinem Bruder, ich hab' Erlaubniß von der ehrwürdigen Mutter."

Die Pförtnerin betrachtete das Kind mißbilligend, fragte gedehnt: „Wirklich?" und zog sich langsam mit leisen unhörbaren Schritten zurück.

Milada schwang triumphirend einen gestrickten Beutel, durch dessen weite Maschen es hell und silbern blinkte. Er enthielt ihre Ersparnisse, das von der Frau Baronin erhaltene und gewissenhaft zurückgelegte Wochengeld, im Ganzen vierunddreißig Gulden. Daß man damit noch keinen Grund kauft und noch kein Haus baut, leuchtete sogar dem geschäftsunkundigen Pavel ein; aber es war doch ein Anfang, es war doch ein Eigenthum, an das sich die Hoffnung, es zu vermehren, es zu vergrößern, knüpfen ließ. Die Kinder beriethen, wie das geschehen solle, und Milada kam bald darauf, daß ihr Bruder fleißig arbeiten und Etwas verdienen müsse.

Pavel aber meinte: „Wie soll denn ich Etwas verdienen? So lang' ich beim Hirten bin, kann ich Nichts verdienen ... Ja!" rief er — „ja wenn ..." ein Gedanke war in ihm aufgetaucht und dieses ungewöhnliche Ereigniß versetzte ihn in fieberhafte Erregung — „wenn ich hier bleiben dürft', sie haben ja eine Wirthschaft, die Klosterfrauen ... wenn sie mir Etwas zu thun geben möchten in der Wirthschaft ..."

„In der Wirthschaft?" fragte Milada, und machte große Augen.

„Wenn sie mir einen Dienst geben möchten," fuhr er fort, „bei den Ochsen, bei den Pferden, bei den Kühen oder so Etwas, daß ich hier bleiben könnt', daß ich nur nicht ins Dorf zurück müßte."

Er faßte ihre Hände und beschwor sie, seine Fürsprecherin bei den Klosterfrauen zu sein. Nachdem seine träge Phantasie einmal begonnen hatte, ihre Schwingen zu entfalten, flog sie beharrlich fort und trug ihn immer höher empor. Ein so ausgezeichneter Knecht wollte er werden, daß die Beförderung zum Aufseher und dann zum Maier nicht lange auf sich warten lassen konnte. Von dem Geld, das er verdiente, wollte er daheim im Dorf ein Haus für die Mutter bauen. Die solle nur dort wohnen, er blieb in der Nähe seiner Schwester und wie er sie heute sah und sprach, so werde er sie dann sehr oft sehen und sprechen, und wenn das sein könnte, dann wäre er glücklich, wäre brav, aus wäre es mit der Schlechtigkeit, mit der Dieberei, aus mit der — Pavel ballte die Faust gegen ein unsichtbares Wesen: mit der Vinska, wollte er sagen, doch war ihm plötzlich, als dürfe er den Namen in Gegenwart seiner Schwester nicht aussprechen. Das Kind schmiegte sich an ihn, machte keine Einwendung, hörte seiner Erzählung, wie der des schönsten Märchens zu, und setzte manchmal noch ein Licht auf in dem freundlichen Bilde, das er entwarf:

„Ja, Du wirst der Maier sein, und ich die Heilige!" hatte die Kleine eben freudig ausgerufen ... da ertönte laut und lange fortgesetzt, aus der Ferne erst, dann näher und näher der Schall einer Glocke. Milada seufzte tief auf.

„Das Zeichen," sagte sie.

„Was für ein Zeichen?"

„Daß Du fortgehen mußt."

„Ich geh' aber nicht! Du hast ja selbst gesagt, daß ich hier bleiben kann," rief Pavel, und die Kleine erwiderte bestürzt:

„Was fällt Dir ein? ich darf so Etwas nicht sagen."

Nun begann es dicht vor der Thür zu schellen, sie wurde geöffnet, die Pförtnerin ließ sich blicken, sprach nicht, setzte aber die Glocke, die sie in der Hand hielt, immer heftiger in Bewegung.

Zugleich erschien eiligen Schrittes Schwester Philippine und rief Pavel zu: „Die Sprechstunde ist aus, höchste Zeit, empfiehl Dich, vorwärts, vorwärts!"

Er gab keine Antwort und gehorchte auch nicht. Die Klosterdienerin wiederholte ihre Mahnung; Pavel aber, den Kopf gesenkt, mit den Fingern einer Hand die der andern pressend und zerrend, blieb auf seinem Sessel sitzen. Die Pförtnerin rief eine zweite Laienschwester herbei, gab auch ihr Befehl den zudringlichen Burschen fortzuschaffen, und winkte Milada, das Zimmer zu verlassen. Die Kleine zögerte. Da kam die Nonne auf sie zu und ergriff sie beim Arme:

„Sie gehen hinauf in die Classe," sprach sie, mit äußerstem Bemühen, das Beben ihrer Stimme zu verbergen und den schüchternen Widerstand des Kindes mit Sanftmuth zu besiegen. Doch funkelte Unwillen aus ihren dunklen Augen, und die leisen Worte, die sie dem Klosterzögling zuflüsterte, schienen, nach dem Eindruck, den sie hervorbrachten, zu schließen, nicht eben gütige zu sein. Die Kleine lauschte ihnen mit gespannter, angstvoller Aufmerksamkeit, rief plötzlich: „Leb' wohl, Pavel! leb' wohl!" und eilte hinweg.

Da sprang er auf, stieß die Laienschwestern, die ihn festhalten wollten, zur Seite und stürmte Milada in die Halle nach. „Bleib!" schrie er — „hast Du vergessen, was wir thun wollen, was geschehen muß? Bleib' da und sag's den Klosterfrauen!"

Er wurde immer ungeberdiger, und bedrohte die Dienerinnen, die sich anschickten, ihn mit Gewalt fortzuschaffen. Die friedliche Klosterhalle stand in Gefahr, der Schauplatz eines kleinen Handgemenges zu werden, als die aus dem Garten hereinführende Thür geöffnet wurde, und einem langen Zuge von Nonnen Einlaß gewährte, an dessen Spitze die Oberin zwischen den zwei nächsten Würdenträgerinnen schritt. Ein mildes Lächeln auf dem schönen Gesicht, die großen klaren Augen mit dem Ausdruck leisen Staunens auf die erregte Pförtnerin gerichtet, kam sie bis zum Eingange des Sprechzimmers und blieb vor demselben stehen Die Pförtnerin war plötzlich wie versteinert, die Laienschwestern knixten bis zur Hälfte ihrer natürlichen Größe zusammen, Milada neigte sich in tiefer Verbeugung, lehnte das Köpfchen auf die Schulter, erröthete und erbleichte.

„Was gibt es denn? was geschieht hier?" fragte die Oberin, und so wohl dem Auge der Anblick ihrer edlen Züge, so wohl that dem Ohr der reine Metallklang ihrer Stimme: „Warum ist unsere kleine Maria noch nicht in die Classe zurückgekehrt?"

Die Pförtnerin gab eine etwas verworrene Erklärung dessen, was sich eben zugetragen; sie schonte dabei Pavel's nicht, und die hohe Vorgesetzte hörte ihr zu, mit nicht mehr Ungeduld, als ein Engel hätte verrathen dürfen, und ließ mit der Theilnahme eines solchen ihren Blick auf dem verklagten Uebelthäter ruhen.

„Mit den Klosterfrauen willst Du sprechen?" sagte sie zu ihm; „so sprich, mein Kind, da sind die Klosterfrauen."

Pavel erbebte vor Entzücken und Hoffnungsfreudigkeit bei diesen gütigen Worten; aber zu thun, wie sie ihn geheißen, vermochte er nicht. Zagend blinzelte er zu der Ehrwürdigen empor, die vor ihm stand, so licht und hehr in ihren dunklen Gewändern, und ihm war, als hätte er in das Antlitz der heiligen Jungfrau geschaut . . . und als sein Blick im Niedergleiten ihre Hände streifte, da meinte er zwischen den schlanken, über dem Gürtel gefalteten Fingern den Schlüssel zum Himmel blinken zu sehen . . . Wie gepackt und niedergeworfen von einer gewaltigen Faust lag er mit einemmal auf seinen Knieen und seine Lippen murmelten leise und inbrünstig:

„Erlösen! Erlösen!"

Im nächsten Augenblick kniete seine Schwester neben ihm, und begann auch zu rufen, nur lauter, nur kühner als er: „Erlösen! . . . Erlösen! . . . Ehrwürdige Mutter, erlösen Sie ihn!"

Die Angeflehte machte eine Bewegung der Abwehr. Sie reichte Milada beide Hände, zog sie in die Höhe und sprach: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt, und so bittet man nicht. Auch Du, Bursche, steh' auf und sage vernünftig, was Du zu sagen hast."

Pavel erhob sich sogleich; seine Wangen glühten braunroth, Schweißtropfen perlten an den Wurzeln seiner Haare, er wollte sprechen, brachte aber nur ein heiseres und undeutliches Gemurmel hervor.

„Sprich Du für ihn, was will er?" wandte die Oberin sich an Milada.

„Er möchte so gern hier bleiben," erwiderte das Kind leise und kleinlaut; „er möchte ein Knecht sein bei den Kühen oder bei den Pferden."

Die Ehrwürdige lächelte, und ihr Gefolge, die großen und die kleinen Nonnen, die breiten und die schmalen, die freundlichen und die strengen, lächelten gleichfalls.

„Wie kommt er auf den Gedanken? hat ihn Jemand hergewiesen? . . . Fräulein Oeconomin, ist eine Stelle frei in der Wirthschaft?"

„Keine," antwortete die Angeredete.

Pavel bildete sich ein, zwischen den beiden Frauen sei es hin- und hergeflogen wie ein Blick stillen Einverständnisses, als die Oberin von Neuem gefragt:

„Vielleicht denkt aber der Maier daran, einen der Knechte zu entlassen? Der Bursche kann früher davon gehört haben als wir; wäre das nicht möglich?"

„Nein. Ich weiß ganz bestimmt, daß der Maier nicht daran denkt, einen Knecht zu entlassen."

„So — so," versetzte die Oberin; „nun denn, mein Kind, da ist nichts zu thun, da waren Diejenigen, die Dich zu uns geschickt haben, falsch berichtet. Geh' denn heim, mein Kind, geh' mit Gott, und Du kleine Maria, in die Classe! — in die Classe!"

Sie wollte sich abwenden und ihren Weg weiter verfolgen. Pavel warf sich ihr entgegen; ehrfurchtsvolle Scheu hatte bisher seine Zunge gebunden, die Angst der Verzweiflung löste sie.

„Um Gottes willen, gütige, gebenedeite Klosterfrau," rief er und faßte die Oberin am Kleide, „um Gottes willen, behalten Sie mich! schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück . . . Meine Milada sagt, daß ich brav werden soll, im Dorf kann ich nicht brav werden . . . Hier will ich's sein, behalten Sie mich hier . . . Im Dorf bin ich ein Dieb und muß ein Dieb sein . . ."

„Kind, Kind, was sprichst Du?" entgegnete die Ehrwürdige; Niemand muß ein Dieb sein, jeder Mensch kann sich sein Brot ehrlich verdienen."

„Ich nicht!" schrie Pavel und wehrte sich mit allen Kräften gegen zwei Nonnen, die vorgetreten waren, und das Gewand der Oberin aus seinen Händen zu lösen suchten, „ich nicht! . . . Was ich verdiene, nimmt der Virgil und versauft's, und ich muß auch seine ganze Arbeit thun und bekomme Nichts . . . die Gemeinde sollte mir Kleider geben und gibt mir Nichts . . . und wenn die Virgilova hingeht und sagt: Der Bub hat kein Hemd, der Bub hat keine Jacke, sagen sie: Und wir haben kein Geld . . . aber wenn sie auf die Jagd gehen wollen und ins Wirthshaus, dann haben sie immer Geld genug . . ."

Ungläubig schüttelte die Oberin den Kopf und machte Einwände, die Pavel widerlegte. Der wortkarge Junge sprach sich in eine wahre, derb zutreffende Be-

redsamkeit hinein. Was er vorbrachte, war nicht die Frucht langen Nachdenkens; die Erkenntniß seines ganzen Elends kam ihm zugleich mit derjenigen, daß es eine Rettung geben könne aus diesem Elend, und jede neue Anklage gegen seine schlechte Adoptiv-Mutter: die Gemeinde, und jeden neuen Ausbruch der Entrüstung und des Jammers schloß er mit dem leidenschaftlichen Beschwören: „Behalten Sie mich! schicken Sie mich nicht ins Dorf zurück!" Allein — ob seine Augen sich angst- oder hoffnungsvoll auf die hohe Frau richteten, welcher er die Macht zuschrieb, sein trostloses Schicksal in ein glückliches zu verwandeln, immer begegneten sie demselben Ausdruck sanfter Unerbittlichkeit. Und wie sie vor sich hinblickte, unendlich fromm, unendlich theilnahmslos, so that ihr ganzes Gefolge, und der schwer begreifende Pavel begriff endlich, daß er umsonst gebeten hatte.

„Geh', mein Kind," sprach die Oberin, „geh' mit Gott und bedenke, wo immer Du wandelst, wandelst Du unter Seinen Augen und unter Seinem Schutz. Und wenn Er mit uns ist, was vermögen die Menschen wider uns? was vermag ihr böses Beispiel, und was die Versuchung, in welche ihr böses Beispiel uns führt? Geh' getrost, mein Kind, und der Herr geleite Dich."

Sie gab der Pförtnerin einen Wink; diese eilte die Thür der Halle zu öffnen. Stumm, ohne Gruß schritt Pavel dem Ausgang entgegen. Da ertönte plötzlich ein durchdringender Schrei. Milada, die bisher regungslos dagestanden, ohne den Blick, ohne das ein wenig heuchlerisch zur Seite geneigte Köpfchen auch nur einmal zu erheben, rannte ihrem Bruder nach: „Warte, ich geh' mit Dir!" rief sie, hing sich an seinen Hals, küßte ihn und schluchzte: „Armer Pavel! Armer Pavel!" Ganz außer sich schlug sie mit den kleinen Fäusten nach den Nonnen, die an sie herantraten und sie in sanft beschwichtigender Weise zur Ruhe ermahnten. Sie keuchte, sie wimmerte: „Lassen Sie mich! Ich will mit ihm gehen, weil er arm ist, weil er ein Dieb ist . . . Sehen Sie! sehen Sie! er hat Lumpen, er hat Nichts zu essen, ich will auch Lumpen haben, ich will auch Nichts zu essen haben, ich will nicht eine Heilige sein und in den Himmel kommen, wenn er in die Hölle kommt!"

Sie schrie, als ob sie sich mit Gewalt die Brust zersprengen wollte, und er, kämpfend zwischen seiner Bestürzung über ihre Heftigkeit und seiner Freude über diese unerwartete Aeußerung ihrer Liebe, starrte sie an, beschämt, beglückt — und völlig rathlos, und rührte sich nicht, als die Klosterfrauen einen dichten Kreis um ihn und Milada schlossen, die Arme der Kleinen von seinem Nacken lösten und sie, festgehalten an Händen und Füßen, emporhoben. Es geschah mit größter Schonung, ohne das leiseste Zeichen von Ungeduld, ein tiefes Leid, ein inniges Bedauern war Alles, was sich in den Mienen der frommen Frauen aussprach, als ihr Zögling auch jetzt noch ihren energischen Widerstand fortsetzte.

„Pavel!" kreischte das Kind, „Pavel, reiß' mich los! . . . Gehen wir fort, weit weg . . . gehen wir zusammen in die Arbeit, in den Ziegelschlag, wie früher, wie damals, wo wir klein waren . . . Ich will Acht geben auf Dich, daß Du kein Dieb mehr bist . . . Reiß' mich los! . . . Nimm mich mit . . . Geh' nicht allein . . . Ich seh' Dich nie mehr, wenn Du allein weggehst . . . Sie lassen Dich nie mehr zu mir . . . Nie mehr!"

Ihr Schreien endete in nicht unterscheidbaren Lauten, in einem heiseren Husten. Pavel stöhnte; der Hilferuf der Kleinen schnitt ihm ins Herz und doch blieb er unbefangen genug, um zu denken, was sie verlangt, ist Unsinn, und was sie sich zutraut, geht weit über ihre Kräfte. Sie schwieg endlich — gewiß vor Erschöpfung. Pavel konnte sie nicht sehen — drei- und vierfach waren allmälig die Reihen geworden, welche die Klosterfrauen zwischen ihr und ihm bildeten. Statt der überangestrengten Stimme seiner Schwester vernahm der Bursche eine reine, glockenhelle, die ermahnte, zusprach, gleichmäßig, eindringlich und immer leiser . . . Pavel hielt den Athem an und horchte — die Kleine blieb ruhig. — Nur aufseufzen hörte er sie manchmal aus tiefster, schmerzzerrissener Brust, und scheinen wollte ihm, als nenne sie dabei seinen Namen. Und er hielt sich nicht länger, er stürzte vor, den Kreis zu durchbrechen, der ihm den Anblick seiner Schwester entzog. Er hatte Widerstand erwartet und fand keinen, wie auf ein gegebenes Zeichen wichen die Klosterfrauen zu beiden Seiten aus und er sah Milada vor sich stehen, an der Hand der Oberin, bleich, zitternd, das Köpfchen wieder schief geneigt, die rothgeweinten Augen gesenkt, — die um ihn rothgeweinten Augen! . . . Eine fast unüberwindliche Lust ergriff ihn, sie in seine Arme zu nehmen und mit ihr zu entfliehen. Die Thür war offen, ein paar Sätze und er hatte das Freie erreicht, und einmal draußen, sollten sie ihm nur nachlaufen, die Klosterfrauen! . . . Aber dann? wohin führst du das Kind? fuhr es ihm durch den Kopf, und die Antwort lautete: Ins Elend! und er überwand die rasch und heiß auflodernde Versuchung.

„Tritt näher," sprach die Oberin, „sage Deiner Schwester Lebewohl.

Er folgte dem Geheiß und setzte aus eigener Machtvollkommenheit hinzu: „Am nächsten Sonntag komm' ich wieder."

Die Kleine brach von Neuem in Thränen aus, und flüsterte, ohne aufzublicken: „Darf er?"

„Das kann ich nicht im Voraus sagen," erwiderte die Ehrwürdige; „es hängt ja nicht von mir ab, sondern von Dir, von Deiner Aufführung. Dein Bruder darf immer kommen, wenn Du gut, gehorsam, und —" sie legte besonderes Gewicht auf diese Worte — „nicht ungeduldig bist."

„So schau'!" rief Pavel fröhlich aus. Die Bedingniß, an welche sein Wiedersehen mit der Schwester geknüpft worden, enthielt für ihn die trostreichste Verheißung. Er begriff nicht, warum Milada traurig und ungläubig den Kopf schüttelte, als er sie küssend und umarmend versprach, sich in acht Tagen gewiß wieder einzufinden. Und als die Kleine hinweg geführt worden, und als er, dem Befehl der Pförtnerin gehorchend, die Halle verlassen hatte und nun draußen stand auf dem Platz vor dem Kloster, lachte er vor sich hin. Er lachte über das thörichte Kind, das die Trennung von ihm jahrelang guten Muthes ertragen, und das sich nun, da es einen Abschied für eine Woche galt, so bitter grämte. Die arme Kleine, wie liebte sie ihn! Wann hätte er sich's träumen lassen, daß sie ihn so sehr liebe! — Alles wäre sie bereit gewesen, um ihn aufzugeben, das schöne Haus, in dem sie wohnte, ihre guten Kleider, das gute Essen . . . ja sogar die sichere Aussicht auf das Himmelreich . . .

Das will er ihr lohnen, er weiß schon wie; er wird sich ihrer Liebe würdig

machen. Wonniger Stolz, die herrlichste Zuversicht erfüllten ihn, etwas Köstliches, Unbegreifliches schwellte sein Herz. Er gab sich keine Rechenschaft davon, er hätte es nicht zu nennen gewußt, es war ihm ja so neu, so fremd, es war ja — Glück. Unter dem Einfluß des Wunders, das sich in ihm vollzog, meinte er auch von Außen kommende Wunder erwarten zu müssen. Und wie er so langsam dahinschritt, gestaltete sich aus seinen webenden Träumen immer deutlicher die Ueberzeugung, daß er einer großen Veränderung seines Schicksals entgegen gehe, dem geheimnißvollen Anfang zu einem schöneren, besseren Leben.

Eine Stunde wanderte er bereits und hatte kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt, da überholte ihn ein Bote, der gleichfalls aus der Stadt kam und nach dem Dorfe ging; ein alter Bekannter, der Nachtwächter Wendelin Much. Der Mann wurde jeden Sonntag am frühen Morgen von der Baronin nach dem Kloster geschickt. Er überbrachte das Taschengeld für Milada, einen Brief für die Oberin und Geschenke für ihre Armen, und hatte den Wochenbericht über den Schützling der gnädigen Frau in Empfang zu nehmen. Demjenigen, den die Ehrwürdige heute sandte, waren in Eile folgende Zeilen hinzugefügt worden:

„— Die Zusammenkunft der beiden Kinder hat den erwarteten Erfolg nicht gehabt. Dieselbe gab vielmehr dem Tropfen Vagabundenblut, der leider in den Adern unseres Lieblings rollt, Gelegenheit sich wieder zu regen. Wir fürchten, es werde langer Zeit bedürfen, bevor es uns gelingt, den üblen Eindruck, den dieses erste und, wenn Frau Baronin unseren Rath befolgen, auch letzte Wiedersehen der Geschwister auf Maria hervorgebracht hat, zu verwischen."

VIII.

Als Pavel am späten Nachmittag heimkehrte, sah er schon am Beginn der Dorfstraße die Virgilova wie auf der Lauer stehen. Sie rief ihn von Weitem an, begrüßte ihn voll Freundlichkeit und fragte theilnehmend nach seinen Erlebnissen. Er gab einsilbige Antwort, schielte mißtrauisch nach der Alten und dachte: Was will sie mir anthun, die Hexe?

Seine Ungewißheit über ihre Absichten dauerte nicht lange, die Hartnäckigkeit, mit der sie sich an seine Fersen heftete, ihre eifrig und ängstlich wiederholten Ermahnungen: „Wart' doch! . . . renn' nicht so!" führten ihn auf die rechte Spur: Von der Hütte wollte die Alte ihn fern halten, in der Hütte ging Etwas vor, dessen Zeuge er nicht sein sollte . . . Den Verdacht kaum gefaßt, und sofort versetzte er sich in Trab, war bald an Ort und Stelle, stieß heftig die Thür auf und sprang in den Flur. Sein erster Blick richtete sich nach der Stube. Dort saß Vinska auf dem Bette, schön und nett angethan, hielt die Hände vor dem Gesicht und schluchzte. Vor ihr stand der Peter mit einer wahren Armensündermiene, war feuerroth und hatte sein Hütlein, das drei Pfauenfedern schmückten, weit zurück ins Genick geschoben.

Als Pavel auf der Schwelle erschien, erhob Vinska sich rasch: „Bist wieder da? was willst? was suchst?" rief sie.

Er blickte finster und grimmig die Federn auf Peter's Hütlein an und fragte: „Hast ihm die geschenkt?"

Eines Athemzugs Dauer war Vinska verwirrt, der Bürgermeisterssohn aber warf sich in die Brust: „Was untersteht sich der Hund? — Geht's Dich an?" sprach er: „Pack' Dich!"

Pavel spreizte die Beine aus und stemmte sie auf den Boden, als ob er an ihn antwachsen wolle: „Für Dich hab' ich die Federn nicht gestohlen. Sie gehören der Vinska. Gib sie der Vinska zurück!"

Peter wandte den Kopf, ohne ihn zu erheben, brüllte ein langgedehntes, drohendes „Du!" und holte mit der Faust gegen Pavel aus. Im selben Augenblick glitt Vinska ihm in den Arm und lehnte sich an ihn mit der ganzen Wucht ihrer kräftig zierlichen Gestalt. Sie trocknete an seiner Schulter eine Thräne ab, die ihr noch auf der Wange stand: „Thu' ihm Nichts, er weiß ja Nichts," sprach sie, „er ist so dumm!"

„Wer?" stieß Pavel hervor, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Der fragt!" antwortete das Mädchen, „und jetzt hör' an und merk' Dir Was mir gehört, gehört auch Dem" — sie tippte mit dem Finger auf Peter's Brust, „ich brauch' es ihm nicht erst zu schenken, weil ich selbst ihm gehöre mit Haut und Haar. Und so lange er mich behalten will, ist's recht, und wenn er mich einmal nicht mehr will, geh' ich in den Brunnen."

Der Bürgermeisterssohn wiederholte sein früheres „Du!" aber diesmal richtete es sich an die Geliebte; seine Drohung schloß einen zärtlichen Vorwurf ein, und so stämmig und selbstbewußt er dastand, und so hilflos und voll Hingebung sie an ihm lehnte, die Stärkere — schien sie.

„Greine nur, ich weiß doch, daß ich in den Brunnen muß," sprach sie seufzend; „heirathen kann ja mein Liebster mich armes Mädel nicht."

„Heirathen, Der — Dich?" Pavel brach in ein plumpes Gelächter aus, „heirathen? . . . Das hast Dir gedacht?"

„Nie —" entgegnete Vinska schwermüthig. „Ich hab' mir nie etwas Anderes gedacht als: er ist halt mein erster Schatz; ich werd' schon loskommen von ihm, kommen ja so Viele los von ihrem ersten Schatz . . . Jetzt aber merk' ich — ich kann's nicht, und wenn's heute heißt: der Peter gehorcht dem Vater und heirathet die reiche Miloslava, sag' ich kein Wort und geh' nur in den Brunnen."

„Mädel! Mädel!" schrie Peter, stampfte mit dem Fuße, faßte ihr rundes Köpfchen mit seinen beiden Händen und drückte einen wilden, leidenschaftlichen Kuß auf ihren Mund.

Pavel stürzte aus der Hütte.

Draußen schüttelte er sich, als ob er in einen Bremsenschwarm gerathen wäre und das giftige Gethier, das ihn von allen Seiten anfiel, loszuwerden suche. Dann begann er, so müd er war, ein rastloses Wandern durch das Dorf. Daß die Vinska, trotz des Versprechens, das er ihr abgerungen, die Geliebte Peter's geblieben war, daran — suchte er sich einzureden — lag ihm Nichts mehr. Aber daß sie, die Tochter des Trunkenbolds Virgil und seines verachteten Weibes, es darauf abgesehen hatte, die Frau des Bürgermeistersohnes zu werden, das erschien ihm unverzeihlich und frevelhaft; dafür konnte die Strafe nicht ausbleiben und dafür mußte die Vinska am Ende wirklich in den Brunnen.

Bei dem Gedanken ergriff ihn ein schneidendes, unerträgliches Weh und zugleich eine wüthende Lust, den Anderen Etwas mitzutheilen von seiner Pein. Die Dunkelheit war hereingebrochen, tiefe Ruhe herrschte, und ihr Frieden empörte den Friedlosen, der umherirrte, grollend, mit kochendem Blut. Er hatte das Bereich der Häuslerhütten verlassen, er schritt am hocheingeplankten Wirthsgarten dahin, dem gegenüber das Haus des Bürgermeisters sich erhob. Die Thür desselben wurde eben geöffnet, zwei Männer traten heraus, Pavel erkannte sie an ihren Stimmen, als sie jetzt über die Straße herüberkamen: es waren die zwei ältesten Geschworenen.

„Steht schlecht mit ihm, wird's nicht mehr lang machen, — was meinst?" sagte der Eine.

„Kaum mehr lang," erwiderte der Andere.

Wer? — Um Gotteswillen, wer wird's nicht mehr lang machen? . . Der Bürgermeister? . . . Pavel besann sich plötzlich, daß er dem Manne jüngst begegnet war und ihn erst nicht erkannt hatte, weil er so verändert ausgesehen . . . Der Bürgermeister ist krank und wird sterben, und dann ist Peter sein eigener Herr und kann die Vinska heimführen . . . wenn er will . . .

Die Bauern schritten dem Wirthshaus zu, Pavel folgte ihnen, ihren Reden lauschend, aber nicht fähig, eine Silbe zu unterscheiden; ein heftiges Hämmern und Brausen in seinem Kopf übertönte den von Außen kommenden Schall, der Gedanke, der ihn einen Augenblick rasend gemacht, hatte seine Schrecken verloren vor einem anderen, nicht minder peinlichen, aber viel ungeheuerlicheren, weil er das Unmögliche als möglich erscheinen ließ und ihm die Gehaßte, die Geliebte zeigte, vor dem Altar, im Brautkranz, der ihr nicht mehr gebührte. Ein unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und dem tobenden Kampf in seiner Seele entstieg der zornige Wunsch: wenn sie doch lieber in den Brunnen müßte!

Den vor ihm langsam herschreitenden Männern schlossen sich Andere an, die Gruppe blieb eine Weile im schleppenden, wortkargen Gespräch vor der offenen Wirthshausthür stehen und trat dann in die Gaststube. Pavel schlich nach bis in den Flur, weiter wagte er sich nicht. Das Zimmer war überfüllt, doch gab es heute weder Tanz noch Musik, man spielte Karten, man rauchte, man trank, man zankte. Einige Bursche tractirten ihre Mädchen mit Braten und Wein. An einem Tisch saß Arnost zwischen der Magd und dem Knecht des Herrn Postmeisters bei einem Glase Bier, aus dem die Drei abwechselnd tranken. Der schmächtige Häuslerssohn hatte sich in der letzten Zeit tüchtig herausgemacht, sah wohlgenährt aus, war ordentlich gekleidet, befand sich sogar im Besitz einer Tabakspfeife. Vor einem Jahre hatte er das Glück gehabt, seinen nichtsnutzigen Vater zu verlieren, seitdem ging es ihm gut; er erhielt sich und die Mutter von seiner Hände Arbeit und erlaubte der Alten nicht mehr, das Diebshandwerk zu treiben. Als sie es unlängst wieder versuchte und er sie dabei betraf, prügelte er sie erbarmungslos durch und schwor, er werde die alte Katze schon lehren, das Mausen aufzugeben. Mit den Genossen seiner Jugendstreiche ließ er sich nicht mehr ein und hätte den Pavel nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren mögen; doch erwies er ihm hie und da kleine Wohlthaten in Erinnerung der vielen Schläge, die jener einst an seiner Stelle einkassirt hatte.

Als er den Hirtenjungen hereingucken sah, machte er die Anderen auf ihn aufmerksam und meinte, dem Buben sähe doch immer der Hunger aus den Augen. Die kleine Gesellschaft erhob sich, Arnost bezahlte, behielt aber von den Kreuzern, die er auf seine Silbermünze herausbekam, einen in der Hand und schleuderte ihn prahlerisch, noch aus der Mitte des Zimmers, dem Pavel zu. Der fing ihn auf, hielt ihn ein Weilchen in der erhobenen, geschlossenen Hand, öffnete sie aber plötzlich und ließ das Geldstück zu Boden gleiten.

Arnost fuhr auf: „Dummer Kerl! such' ihn jetzt, such' den Kreuzer." Pavel aber steckte die Hände in die Taschen: „Such' selbst, ich brauch' Dein Geld nicht, ich hab' Geld!" antwortete er, zog seinen Beutel hervor und schwenkte ihn triumphirend, daß die Silbergulden klapperten.

— Geld! Der Lump, der Bettler hatte Geld! Da gab's nur einen Aufschrei, da wurde die Aufmerksamkeit allgemein, viele Leute verließen ihre Sitze, in der Thür entstand ein Gedränge. Der Knecht packte Pavel am Kragen, schüttelte ihn und wetterte: „Woher hast Du's? woher? Dieb!" und nun konnte der Junge sich freuen, daß seine Jacke so morsch war und nachgab, als er den Fuß gegen die Beine des Knechtes stemmte und sich mit einem kräftigen Ruck losriß. Einen Fetzen des alten Kleidungsstücks in den Händen seines Bedrängers zurücklassend, schnellte er davon, sprang zur Thür, und über die Stufen hinaus in das bergende Dunkel.

Kaum entronnen aber, die Verfolger auf den Fersen, rief er noch zurück: „Woher ich's hab'? — gestohlen hab' ich's!" und stob davon mit höhnendem Gelächter, und, durch ihn selbst auf die richtige Fährte geleitet, eine Schar junger Bursche, Arnost an der Spitze, fluchend und drohend ihm nach.

Er rannte die Dorfstraße wieder hinauf bis zu dem Gäßlein, das, von zwei Häusern gebildet, auf den Platz führte, auf dem die Schule stand. In das Gäßchen warf er sich, prallte an den friedlich daherschreitenden Nachtwächter an, fegte den Alten so glatt nieder, daß dieser hinfiel wie ein Arm voll Getreide unter einer scharfen Sense, stolperte selbst, schnellte wieder empor und lief weiter, indeß der Nachtwächter durch sein Geschrei die hinter Pavel Herjagenden, die seine Spur schon verloren hatten, wieder auf dieselbe lenkte. Dem Gehetzten blieb eben noch Zeit genug, die Schule zu erreichen. Er fand die Thür unverschlossen, trat ein, schlug sie zu, schob den Riegel vor und polterte die Treppe zur Stube des Lehrers hinauf, indeß Arnost und seine Gefährten schon an der Hausthür pochten und lärmten.

Habrecht saß am Tische mitten im Zimmer, beim Schein einer kleinen, hell brennenden Lampe und las. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch und die Wangen auf die geballten Fäuste gestützt, und diese sonst so fahlen Wangen waren geröthet und die sonst immer so matt und müde blickenden Augen glühten in seltsam schmerzlicher Begeisterung. Wie aus einer höheren, traurig schönen Welt ins irdische Elend zurückgezerrt, sah er halb zürnend halb erschrocken, zu dem ungestümen Eindringling hinüber und verbarg dabei mit einer unwillkürlichen Bewegung beider Hände, die Blätter des aufgeschlagen vor ihm liegenden Buches.

„Herr Lehrer!" keuchte Pavel athemlos, „Herr Lehrer, heben Sie mir mein

Geld auf!" Er hielt ihm sein Beutelchen hin und berichtete in hastigen, abgebrochenen Sätzen, wie er zu dem Reichthum gekommen war und in welchen Verdacht er sich bei den Leuten gesetzt hatte, die nun da unten Spectakel machten.

„Hat Dich wieder der Teufel geritten?" fuhr Habrecht ihn an, lief zum Fenster, öffnete es, schrie hinab, so laut er konnte und befahl der brüllenden Meute, sich zurückzuziehen. Er nehme den Buben in Gewahrsam, er stehe gut für ihn, er werde ihn morgen schon selbst dem Bürgermeister vorführen. Half Alles nichts, er mußte seine Warte verlassen und sich hinunter zu den Stürmern begeben, um sie wenigstens daran zu hindern, ihm die Thür einzurennen. Und derweil der Alte auf der Straße parlamentirte, stand Pavel in der Stube, mit brennendem Kopf, die Hände, die seinen durch ihn selbst gefährdeten Schatz festhielten, an die Brust gepreßt. „Ich will's nicht wieder thun, ich will so Etwas nicht wieder thun," dachte er.

Eine ihm endlos dünkende Zeit verstrich, der Lärm nahm allmälig ab, es ward still. Arnost und seine Begleiter traten den Rückzug an, doch hörte man noch lange ihre erregten Stimmen. Der Lehrer betrat die Stube, er war sehr erhitzt und eine unerhörte Verwirrung herrschte in seinen dünnen, nach allen Richtungen flatternden Haaren.

„Jetzt sind sie fort," sagte Pavel und Habrecht brummte: „wenn sie nur nicht wiederkommen."

„Sie sollen sich unterstehen!" rief der Junge, mit einem bedeutsamen Blick auf den Krug, der im Winkel neben dem Bette stand. „Wenn sie wiederkommen, schütte ich ihnen Wasser auf den Kopf."

„Das wirst Du bleiben lassen, denk' erst daran, Dein Geld zu verstecken. Schau' her!" Der Lehrer rückte den Tisch gegen die Wand und hob ein Stück der Diele, auf welcher derselbe gestanden, in die Höhe. Es zeigte sich ein kleiner, hohler Raum, in den der Lehrer das Buch, mit dem Pavel ihn beschäftigt gefunden, und das Geld legte und den er sorgsam verdeckte.

Der Junge hatte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugesehen und nachdem Alles in Ordnung gebracht war und der Tisch wieder auf dem alten Fleck stand, fragte er:

„Was ist's denn mit dem Buch? ist's ein Hexenbuch?"

Habrecht gerieth in Zorn: „Wie thöricht redest Du und wie frech; weißt nicht, was mich am meisten verdrießt, willst auch mich zum Feinde haben, hast noch nicht Feinde genug? Manchmal," fuhr er, immer mehr in Hitze gerathend, fort, „habe ich mich gewundert, daß sie Alle gegen Dich sind, ich hätte mich nicht wundern sollen, es kann nicht anders sein, es ist Deine eigene Schuld. Wen magst denn Du? Vor wem hast denn Du Achtung? . . . Nicht einmal vor mir! . . . Ein Hexenbuch!"

Er wiederholte das Wort mit einem neuen Ausbruch der Entrüstung und rang die anklagend erhobenen Hände.

Pavel's Gesicht hatte sich geröthet und sah förmlich angeschwollen aus; um seinen Mund zitterte es, als ob er in Thränen ausbrechen wollte, mit vieler Mühe würgte er das Geständniß hervor, daß er entschlossen sei, von heute an ein neues Leben anzufangen, wie er es am Morgen seiner Schwester Milada

habe versprechen müssen. Nun entsetzte sich der Lehrer noch mehr und lachte grimmig. Das war das Rechte, das hatte der Junge gut gemacht — vernünftig gewollt, unsinnig gehandelt, weiß beschlossen, schwarz gethan. Plötzlich griff er sich an den Kopf und stöhnte im tiefsten Schmerze auf. „Dummer Kerl, armer Teufel, ich kenn' das! ich könnt' Etwas davon erzählen, ich — aber Dir noch nicht," unterbrach er sich und fuhr mit dem Zeigefinger dicht vor Pavel's Nase hin und her, als er sah, wie dieser in hoher Spannung aufhorchte. „Das ist keine Geschichte für Dich, jetzt noch nicht, später vielleicht einmal, wenn Du gescheiter geworden bist — und wunder. Jetzt kriegst Du die Wunden erst, aber Du spürst sie noch nicht oder oberflächlich, vorübergehend; warte, bis sie sich werden eingefressen haben — dann wirst Du an mich denken, dann — im Alter. Dann wirst Du wissen: das ist das Aergste, im Alter leiden um einer Jugendthorheit willen. Nicht einmal groß, Tausende haben Schlimmeres gethan und leben in Frieden mit sich und mit der Welt. Ein Uebermuth — eine närrische Prahlerei — kaum eine Lüge, und doch just genug, um eine Hölle da drinnen anzufachen." Er klopfte sich mit der Faust auf die eingedrückte Brust, sank auf den Sessel zurück, warf sich über den Tisch und vergrub den Kopf in die verschränkten Arme. So lag er lange wie von Fieberfrösten durchrieselt und Pavel betrachtete ihn mitleidig und wagte nicht, sich zu rühren. Was that denn der Herr Lehrer? . . . schluchzte er, war das der Krampf eines unaufhaltsamen Weinens, was diesen gebrechlichen Körper so erschütterte? Du lieber Gott, worüber kränkte sich der Mann? Worin bestand das Unrecht, was er in seiner Jugend begangen hatte und das ihn im Alter nicht mehr froh werden ließ? . . . Neugier war sonst Pavel's Sache nicht, das Geheimniß des Lehrers aber hätte er gern ergründet. Und geholfen hätte er ihm auch gern, ihm und sich selber mit. In welcher Weise war ihm bereits eingefallen; es gab ja heute einen solchen Sturm und Sturz von Gedanken in seinem Kopf, daß er sie ordentlich sausen und krachen hörte.

„Herr Lehrer," begann er, näherte sich ihm und tippte leise mit dem Finger auf seine Schulter, „Herr Lehrer, hören Sie, ich will Ihnen Etwas sagen."

Habrecht richtete sich auf, lächelte trübsinnig und sprach: „Bist noch da, dummer Junge, geh' nach Hause," wiederholte er streng, als seine erste Aufforderung ohne Wirkung blieb.

Pavel jedoch stand fest wie ein verkörperter Entschluß, blickte dem Lehrer ruhig in die Augen und betheuerte, nach Hause gehe er nicht, heute müsse er Etwas anfangen. Er habe schon im Kloster anfangen wollen, dort sei es aber nichts gewesen und so bäte er, beim Herrn Lehrer anfangen zu dürfen.

„Was," fragte der, „was denn anfangen?"

„Das neue Leben," erwiderte Pavel und wußte erstaunlich gut Bescheid darüber zu geben, wie er sich dasselbe vorstelle. Im Kloster hatte er demüthig gebeten, man möge ihn behalten; dem Lehrer versprach er in förmlich tröstlicher Weise, er werde von nun an immer bei ihm bleiben und dafür sorgen, daß ihm ein rechter Nutzen aus dieser Hausgenossenschaft erwachse. Wie oft habe sich der Lehrer über die Nachlässigkeit ärgern müssen, mit welcher die Gemeinde ihrer Pflicht nachkam, das zur Schule gehörende Feld zu bestellen. Jetzt wolle er dieses

Feld in seine Obhut nehmen und den Garten ebenfalls, bald werde man sehen, ob das Feld noch schlecht bestellt, ob der Garten noch eine Wildniß sei. Nicht eben breit, aber sehr langsam setzte Pavel auseinander, wie fleißig er sein und zum Entgelt Nichts ansprechen wolle, als ein Obdach und die Kost. Geld verdienen könne er im Spätherbst und im Winter in der Fabrik, wo sie bis zu einem Gulden Taglohn zahlen. Habe er deren hundert beisammen, dann ließe sich an den Ankauf von so viel Grund und Boden denken, als man brauche, um ein Haus darauf zu bauen. Seine Schwester werde ihrerseits weiter sparen, und so oft als nur möglich wolle er sie besuchen, — er wisse, wie gar sehr böse es für ihn gewesen sei, daß er sie so lange nicht habe sehen dürfen. Am Ende verfiel er wieder in seinen tröstlichen Ton und versprach, sich am Abend regelmäßig beim Lehrer einzufinden: „damit Sie nicht so allein sind, da können Sie lesen in Ihrem —" schon wollte er sagen — Hexenbuch, verschluckte aber glücklich die zwei ersten Silben und sprach nur die letzte aus — „und ich zähl' indessen mein Geld."

Habrecht hatte ihn reden lassen und dabei einige Male vor sich hingeseufzt: „Dummer Bub," aber Pavel konnte dennoch bemerken, daß der Lehrer nicht so abgeneigt war, wie er sich stellte, die Ausführbarkeit des vorgebrachten Planes zuzugeben.

„Alles gut," sagte er endlich, „oder wenigstens nicht so unvernünftig, wie man's von Dir gewohnt ist; aber doch Alles Nichts, kann Alles nicht sein ohne Erlaubniß der Gemeinde."

Die werde zu haben sein, der Herr Lehrer solle sich nur recht ansetzen! meinte Pavel und verfocht seine Meinung mit solcher Unerschütterlichkeit, wiederholte, wenn eine neue Antwort auf neue Einwände ihm nicht einfiel, mit so störrischem Gleichmuth immer wieder die alte, bis der Lehrer sich überwunden gab und ausrief: „So bleib denn in Gottes Namen, wenn Du schon nicht wegzubringen bist, Klette!"

Da machte Pavel einen Freudensprung, unter dessen Wucht der Boden zitterte, und jauchzte: „Ich habs ja gewußt, der Herr Lehrer wird mir helfen."

Der Lehrer verwies ihm seine Plumpheit, seine Wildheit, und immerfort zankend, aber mit einem ungewohnten Ausdruck tiefinnerster Zufriedenheit in seinem armen, grauen Gesicht, traf er Anstalt zur Bewirthung und Aufnahme des Gastes. Pavel erhielt ein Butterbrot, das ihm so ausgezeichnet schmeckte, wie noch nie zuvor und wie auch später niemals wieder ein Butterbrot, und wurde in die ans Zimmer stoßende Kammer gewiesen. Der Lehrer breitete einen Kotzen auf dem Boden aus: „Da streck' Dich aus und schlaf' gleich ein," befahl er, deckte den Jungen mit einem fadenscheinigen Radmantel zu und ging, die Thür hinter sich schließend. Pavel blieb im Dunkeln zurück und hatte den besten Willen, der letzten Weisung des Lehrers nachzukommen; doch gelang es ihm nicht, denn seine Seele war des Jubels zu voll. So hatte es denn angefangen, das neue Leben! so lag er nicht mehr frierend, zusammengekauert im Flur der Hirtenhütte, in dem der Wind eiskalt und messerscharf durch die klaffenden Thürspalten drang, er lag unter einem Mantel aus wirklichem Tuch, in einer Kammer, wo die Luft fest eingesperrt war und wo es vortrefflich roch, nach allerhand guten

Sachen, nach altehrwürdigen Gewändern, nach Schabenkräutern, nach Stiefeln, nach saurer Milch. Wie wohl befand er sich und wie genoß er im Vorhinein die Freude, die Milada haben würde an seinem Glück! Im Gedanken an seine Schwester schloß er die Augen und als er sie wieder öffnete, schimmerte die schlanke Sichel des jungen Mondes durchs Fenster herein. Er grüßte ihn und sagte zu ihm: „Auch du fängst an, wir fangen Beide an." Dabei überkam ihn, trotz all' des Neuen, das ihn umgab, trotz all' des Neuen, das in ihm gährte und keimte, zum ersten Mal nach langer, langer Zeit ein Heimathsgefühl. Plötzlich stieg die Erinnerung an die Nächte vor ihm auf, die er einst mit seinen Eltern unter den Dächern der Ziegelschuppen zugebracht, in der Fremde und doch zu Hause, weil ja das ganze häusliche Elend mitgezogen war. Und nun gab es für ihn wieder ein zu Hause und ein besseres als das frühere; er brauchte den Vater nicht mehr zu fürchten und die Mutter war fern ... Die Mutter freilich wird wiederkommen und dann ... Es durchrieselte ihn, er hüllte sich dichter in den Mantel und sprach ein kurzes, kräftiges Gebet, dessen Hauptinhalt lautete:

„— Lieber Herrgott, Du siehst, daß ich den rechten Weg eingeschlagen habe; jetzt, lieber Herrgott, paß' auf, daß ich ihn nicht wieder verlassen muß."

IX.

Als der Lehrer am folgenden Tage zum Bürgermeister kam, lag dieser von Schmerz gequält auf dem Bette. Er hatte in seinem jämmerlichen Zustand nicht das geringste Interesse für Wohl oder Weh der Mitmenschen. So oft Habrecht auch begann, von Pavel zu sprechen, der Kranke kam immer auf sich, auf seine Leiden, auf seine Klagen über den Arzt zurück, der alle Fingerlang daherlaufe, ihm das Geld aus der Tasche stehle und nicht helfe. Um wie viel besser dran als er war seine Magd! Ja, die! vor ein paar Wochen so krank und so matt, daß sie sich kaum hatte auf den Beinen halten können, jetzt frisch und gesund. Und warum? weil sie von allem Anfang an vom Arzt nichts hatte wissen wollen, weil sie, ohne erst lange zu fragen, zum Weib des Hirten geschickt um ein Mittel. Das hatte geholfen, gleich nach einer Stunde war sie hergestellt.

Der Lehrer sagte: „Hm, hm!" und brachte von Neuem die Angelegenheit Pavel's vor, worauf ihm der Patient nochmals die Geschichte der wunderbaren Heilung seiner Magd erzählte.

„Und was beschließt Ihr über den Pavel?" fragte der Schulmeister und erhielt endlich den Bescheid, er solle sich an die Räthe wenden.

So machte er denn die Runde bei den Räthen. Einer nach dem andern hörte ihn ernsthaft und geduldig an und jeder sagte: „Da müssen Sie zuerst zum Bürgermeister."

„Der Bürgermeister schickt mich zu Euch."

„Ja, dann müssen Sie zu den zwei andern Räthen."

Selbständig einen Entschluß zu fassen oder nur eine Meinung auszusprechen, dahin war durch ruhiges Zureden keiner zu bringen; und in Eifer zu gerathen, hütete sich Habrecht, um nicht bei den mißtrauischen Dorfvätern in den Verdacht irgend einer eigennützigen Absicht bei der Sache zu kommen.

Zuletzt ging er ins Schloß, um dort für seinen Schützling zu wirken, kam jedoch übel an. Der Brief aus dem Kloster hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die Frau Baronin machte sich bittere Vorwürfe, die Zusammenkunft der Geschwister befürwortet zu haben, war sehr aufgebracht gegen Pavel, wollte nicht mehr von ihm sprechen hören und rieth dem Schulmeister, den Schlingel ein für allemal seinem Schicksal zu überlassen.

Die Woche verfloß, Virgil begab sich täglich nach der Schule, um den Pavel abzuholen; aber der Junge ließ sich entweder nicht finden oder leistete offenen Widerstand. Da wanderten endlich der Hirt und sein Weib zum Bürgermeister und ersuchten ihn, seine Autorität geltend zu machen und den Buben zur Rückkehr zu ihnen zu zwingen. Der kranke Mann versprach Alles, was sie verlangten, blickte zwischen jedem mühsam herausgestoßenen Satz die Wunderdoctorin fragend, fast flehend an und ächzte, nach seiner schmerzenden, rechten Seite deutend: „Da sitzt's! da sitzt der Teufel!"

„Mein Gott, mein Gott!" sprach das Weib. „Rechts, ja rechts, da thut's weh', das ist die Leber."

„Die Leber . . . Nun ja — Sie sagt also wenigstens etwas, Sie! . . . Sie sagt, die Leber ist's . . . Aber der Doctor, der sagt nicht Leber und gar nichts."

„Sagt nichts und weiß nichts," sprach das Weib mit überlegener wegwerfender Miene.

„Weiß nicht einmal eine Linderung, weiß gar nichts."

Die Virgilova erhob die gefalteten Hände zur Höhe ihrer Lippen und hauchte über die Fingerspitzen: „Ach Gott, ach Gott! und wenn man denkt, wie leicht dem Herrn Bürgermeister zu helfen wäre!"

Der Kranke bäumte sich auf seinem Lager: „Meinst Du? . . . So hilf mir!"

„Wenn ich nur dürft'," entgegnete sie mit einem raschen, lauernden Blick. „Wenn ich nur Etwas schicken dürft'! . . . In vierzehn Tagen wären Sie gesund."

„So schick' mir Etwas, schick'! . . . Aber — das Maul gehalten . . . verstehst Du? . . ." Er unterbrach sich, um ängstlich auf Schritte und Stimmen, die sich näherten, zu horchen, und fuhr dann leise fort: „Wenn's dunkel wird, kommt die Magd und holt's."

„Ich schick' den Buben, das wird besser sein, da setzen Sie dem auch gleich den Kopf zurecht und sagen ihm: Wo du hing'hörst, da gehst wieder hin. Die Magd soll nur aufpassen bei der Stallthür."

Der Bürgermeister winkte heftig: „Um neun. Geht fort — geht!"

Virgil und sein Weib gehorchten schleunig, trafen aber schon am Ausgang der Stube mit Peter und dem Arzte zusammen. Dieser ließ die unbefugte Collegin hart an mit der Frage, was sie hier zu suchen habe. Nicht minder mißtrauisch und viel derber wies Peter die beiden Alten hinweg.

Das Ehepaar legte den Heimweg schweigend zurück.

In der Hütte angelangt, begab die Frau sich sogleich zu der Truhe, kramte eine schmutzige, in Lumpen gehüllte Schachtel hervor und entnahm ihr zwei Fläschchen. Das eine trug die Etiquette der städtischen Apotheke mit der Aufschrift: „Kamillengeist". Der Inhalt der zweiten war von gelbgrauer Farbe

und hatte einen dicken weißlichen Bodensatz. Aufmerksam prüfend hielt die Frau das Fläschchen gegen das Licht und begann es langsam in ihren Fingern zu drehen.

Virgil hatte sich auf die Bank gesetzt. „Was thust?" fragte er plötzlich. „Was willst ihm helfen? Laß' ihn."

„Dem kann Niemand helfen," antwortete das Weib. „Der muß sterben."

„Muß sterben? — Was willst also? . . . Misch' Dich nicht hinein."

Sie zuckte die Achseln: „Dreiviertel Jahr oder ein ganzes kann er's schon noch machen."

„Oder ein ganzes?" wiederholte Virgil bestürzt, dachte nach und rief auf einmal voll Grimm: „Hast gesehen, wie sein Bursch' mit uns war?"

„Aus lauter Angst vorm Vater," versetzte das Weib. „Er möcht' uns prügeln aus lauter Angst . . . Und sie kriegt auch noch Prügel von ihm — dann!" Sie legte ungemeines Gewicht auf dieses Wort und zwinkerte mit ihren blassen Katzenaugen. „Dann — wenn die Verliebtheit verraucht sein wird, und die verraucht bald, wie die Bursche schon sind, die schlechten Kerls. Pack' Dich, wird's dann heißen, ich hab' nichts mehr mit Dir zu thun! Und das Mädel weiß, daß es so kommen kann, und wenn's so kommt, dann geht das Mädel in den Brunnen."

Virgil stieß einen heiseren Laut hervor und bekreuzte sich dreimal nach einander: „Gered'! albernes Mädelgered'!"

„Von unserem ist's kein Gered'," erwiderte das Weib mit innigster Ueberzeugung, „die thut's."

„Thut's nicht."

„Laß' nur d'rauf ankommen."

„Ich schon. Meinetwegen braucht sich der Racker nicht zu schiniren."

„So soll sie gehen. 'S wird halt auf der Welt um ein armes Mädel weniger geben. Mich hätt's nur g'freut, wenn der Alte früher gestorben wär, jetzt! so lang noch der Peter, wenn er dürft', wie er wollt', sie nehmen thät . . . Und wenn sie ihn nur hätt'! wenn nur!" Das Weib brach in ein Gelächter aus, „dann wär' er's, der Prügel bekäm'."

Virgil nahm zuerst Theil an ihrer lauten Heiterkeit, doch hielt er bald inne, verzog heuchlerisch den Mund und sprach tief aufseufzend: „Gott geb's, daß der liebe Gott den armen Herrn Bürgermeister bald erlöst."

„Vielleicht gibt er's," versetzte rauheren Tones die Frau; „und jetzt mach' fort und hol' den Buben."

„Er geht nicht."

„Sag', daß der Bürgermeister es befiehlt."

„Er geht doch nicht."

„So sag', daß die Vinska um ihn schickt."

Der Hirt stand auf und schlich dem Ausgang zu. Dort blieb er stehen, wandte sich und sprach: „Du, hörst — helfen sollst ihm just nicht, was Unrechtes geben aber auch nicht."

Höhnisch blinzelte sie ihn an: „Werden schon sehen;" um ihre dünnen, über

das vorstehende, noch gut erhaltene Gebiß fest gespannten Lippen flog ein grünlicher Schatten.

Den Mann überlief's, er humpelte sachte davon.

Zwei volle Stunden ließ Pavel auf sich warten. Es war beinahe Nacht, als er endlich kam, an die Thür klopfte und nach Vinska fragte. In die Hütte einzutreten, war er nicht zu bewegen.

Der Hirt, der ihn begleitet hatte, lehnte an der Wand und rührte sich nicht. Bei den Nachbarn herrschte Stille, nur unterbrochen durch das kräftige Schnarchen Arnost's, dessen Lagerstätte in der Nähe des Fensters stand.

Virgilova erschien auf der Schwelle: „Die Vinska schlaft schon," sagte sie, „jetzt kannst sie nicht mehr sehen, warum kommst so spät. Mußt auch gleich zum Bürgermeister."

„Ich?"

„Sollst ihn selbst bitten, daß er Dich beim Lehrer laßt und —" sie senkte die Stimme zu kaum hörbarem Geflüster, „und mußt ihm auch ein Mittel bringen."

„Aha!" Pavel begriff sogleich, um was es sich eigentlich handle. Er war oft genug seiner Principalin verschwiegener Bote bei Kranken gewesen und theilte mit dem ganzen Dorfe den Glauben an ihre Kunst und an die Heilkraft ihrer Medicamente. So streckte er die Hand aus und sprach: „Gebt her."

Sie reichte ihm das Fläschchen mit dem harmlosen Inhalt und schärfte ihm umständlich die Vorsichtsmaßregeln ein, unter denen es „auf dreimal" zu leeren sei. „Geh' durch den Garten," schloß sie, als der Junge ungeduldig zu werden begann und ihr nur noch mit halbem Ohr zuhörte: „halt' Dich weit von der Straße, daß Dich der Nachtwächter nicht sieht. Die Magd weiß, daß Du kommst, und wird Dir aufmachen."

Mit ein paar Sätzen war Pavel auf dem Feldrain, einen Augenblick hob sein dunkler Schatten sich vom bleigrauen Horizont ab, dann war er verschwunden.

Virgilova trat auf ihren Mann zu, faßte ihn am Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort. „Jetzt laufst dem Buben nach und sagst ihm: Bald hätt' die Frau vergessen; das da muß er zuerst austrinken und das Flascherl gleich wieder zurückschicken, damit die Frau es im Mörser zerstoßen und das Pulver auf sieben Maulwurfshügel streuen kann, sonst hilft Alles nichts. So sagst ihm und das gibst ihm."

Sie drückte ihm ein kleines kaltes Ding in die Hand, bei dessen Berührung ihn schauderte.

„Um Gotteswillen, ist da was Unrechtes drin?"

„'S is was gegen die Schmerzen; die werden gut davon."

„Wie den Ratzen ihre," sagte er und fügte, plötzlich in Zorn gerathend, hinzu: „Warum hast Du's nicht gleich dem Buben mitgegeben, warum soll ich's hintragen?"

Sie kicherte: „Daß Du nicht sagen kannst, wenn's aufkommt: Ich weiß nichts davon; daß Du mich nicht sitzen lassen kannst, wenn's schief geht; darum, Du Schelm. Und jetzt lauf'."

Er trat von ihr weg. „Ich geh' nicht," sagte er.

„So laß ihn leiden! . . . Niemand weiß, was der noch leiden muß. Sein eigener Sohn könnt' ihm nichts Besseres thun, als ihn erlösen. Er wird zu seinem Sohn noch sagen: Bring' mich um, oder ich fluch' Dir! . . . Lauf', lauf'! . . . Willst noch nicht? . . . So laß ihn leiden wie einen gebissenen Hund, damit er Zeit hat, die Vinska in den Brunnen zu jagen und den Sohn um sein Glück zu fluchen und sich selber ums ewige Leben."

Sie sprach leise mit heftiger und furchtbarer Beredsamkeit, und Virgil zuckte unter dem Schwall ihrer Worte wie von tausend Nadeln gestochen. „Ein Liebeswerk," schloß sie, „ein Werk der Barmherzigkeit, den zu erlösen; was ein rechter Mann wär', thät's um Gotteswillen."

Er keuchte, es war ihm gräßlich zu sehen, daß die Augen seines Weibes in der Dunkelheit glimmten von eigenem fahlen, weißlichen Licht.

„Um Gotteswillen? . . . Um Gotteswillen also," wiederholte er, wandte sich und trat seine Wanderung an.

Das Gäßchen, dem er zueilte, wurde von der Rückwand einiger Scheuern und vom Zaun des Bürgermeistergartens gebildet. An der Ecke des letzteren angelangt, blieb Virgil stehen. Hinter dem Zaun regte sich's . . . Ein Geflüster drang an des Alten Ohr, ein zärtliches Liebesgeflüster, ein Seufzen, Kosen, Küssen, ein Abschiednehmen für eine Nacht, als wär's für die Ewigkeit . . . „Es sind die Zwei," dachte Virgil, „es ist der Racker, der da küßt und herzt — der Racker, für den ich hingehen und tödten muß . . . Muß ich? . . . War gestern bei der Beicht', und geh' aufs Monat wieder . . . Und das könnt' ich nicht beichten und dafür gibt's keine Absolution, dafür gibt's nur die Hölle." — Am vorigen Sonntag hat der Pfarrer von ihr gesprochen und ihre Qualen ausführlich geschildert.

Der Hirt eilt immer noch vorwärts, seine Zähne schlagen zusammen, es pfeift laut in seiner Brust. Heulen und Zähneklappern, das ist schon die Hölle, er trägt sie schon in sich . . . Außer ihm ist sie aber auch, die Dunkelheit ist Hölle . . . Und was wandert da vor ihm her, was für ein breiter, schwarzer Strich, noch schwärzer als die Finsterniß? — „Ei, der Pavel!" blitzt es durch das chaotische Durcheinander seiner Vorstellungen. „Ruf' ihn — so ruf' ihn doch," ermahnt er sich selbst . . . „Wozu? Nun, um ihm das Gift . . ." er dachte es nicht mehr aus. Ihm war, als ob sein Kopf wüchse und groß würde wie ein Zehneimerfaß, und als ob seine Füße so schwach und so dünn würden wie Weidenruthen; und diese schwachen Füße sollen den ungeheuren Kopf tragen und die Hölle, die er in der Brust hat? Das geht nicht, das nimmermehr . . . Was aber geschieht jetzt? Heiliges Erbarmen! . . . Der schwarze Strich verändert die Form, und es ist nicht Pavel; es ist der leibhaftige Teufel, hinter dem Virgil einhergeht, der Teufel, der sich nicht einmal nach ihm umsieht, so sicher ist er: Der folgt mir gewiß. Dem Hirten schwindelt, und er bricht zusammen. „Nein!" würgt er hervor, „nein, ich thu's nicht! Herrgott im Himmel, gebenedeite Dreifaltigkeit, verzeih' mir meine Sünden!" Und vor dem Namen des Höchsten und Heiligsten verrinnt der Spuk, und es ist Pavel, der sich jetzt über den Alten beugt und fragt: „Was wollt denn Ihr da?"

„Ich, ich?“ schluchzt Virgil und klammert sich mit beiden Händen an ihn fest: „Ich nichts. — Gift hab' ich bringen sollen, aber ich bring's nicht, ich scharr's ein in die Erde, schau' mir zu, bleib' da und schau mir zu.“

„Laßt mich aus, Ihr seid einmal wieder betrunken,“ sprach der Junge, machte sich los von Virgil's krampfhaftem Umklammern und stieg über den Zaun in den Garten.

Am nächsten Morgen erwachte Pavel aus tiefem Schlafe. Die Thür der kleinen Kammer, die ihm der Lehrer als Wohnstube angewiesen hatte, war aufgerissen worden, im Dämmerschein des grauenden Herbsttages stand der Schulmeister da und rief: „Steh' auf! beeil' Dich — Du mußt die Sterbeglocke läuten.“

„Für wen denn?“ fragte Pavel und regte die schlummerschweren Glieder.

„Für den Bürgermeister —“

Der Junge sprang empor wie angeschossen.

„Er ist todt, ich gehe hin, besorg' das Läuten,“ sprach Habrecht und eilte hinweg.

Pavel's erste Empfindung war Schrecken und Staunen. Der Bürgermeister, dem er gestern das Mittel gebracht hat, das ihn gesund machen sollte, nicht genesen? gestorben — nicht genesen? . . . Das Mittel hat nicht geholfen! Gott hat's nicht gewollt, darum vielleicht nicht, weil er's wohl meint mit Pavel, dieser gute Gott. Er hat vielleicht den Bürgermeister sterben lassen, damit er Pavel nicht zwingen könne, noch länger bei Virgil zu bleiben.

Der Junge flog aus dem Hause und über den Hof, die Treppe zum Glockenthurm hinauf, und läutete, läutete mit Andacht, mit Inbrunst, mit feierlicher Langsamkeit. Und dabei betete er still und heiß für das Seelenheil des Verstorbenen.

Als er vom Thurme herunterkam, traf er den Herrn Pfarrer, der, auf dem Heimweg aus dem Sterbehaus, den verdeckten Kelch in den Händen, eben im Begriff war, in die Kirche zu treten. Pavel sank auf die Kniee vor dem heiligen Viaticum, und der Priester ließ im Vorübergehen einen Blick so voll Verdammniß und Verwerfung über ihn hingleiten, daß er erschrocken zusammenfuhr, an die Brust schlug und sich fragte: „Ist er bös auf mich, weil er sich vielleicht auch denkt, daß der Bürgermeister meinetwegen hat sterben müssen?“

Er ging in die Schule zurück und nach seiner Stube und hatte dieselbe kaum erreicht, als auch schon Vinska hereinstürzte, verstört, ganz außer sich.

Sie hatte die Kleider nur hastig übergeworfen, das Tüchlein fiel ihr vom zerrauften Haar in den Nacken, ihr Gesicht war todtenbleich, und mit den Geberden wilder Verzweiflung warf sie sich vor Pavel hin.

„Erbarm' Dich!“ rief sie, „Du bist besser als wir Alle. Guter Pavel, weil Du so gut bist, erbarm' Dich unser . . . Wir waren immer schlecht gegen Dich, aber erbarm' Dich doch, erbarm' Dich meines alten Vaters, meiner alten Mutter, erbarm' Dich meiner!“

Sie preßte das Gesicht an seine Kniee, die sie umschlungen hatte und sah flehend zu ihm empor. Er war noch bleicher geworden als sie, eine unheimliche Wonne durchschauerte ihn: „Was willst Du?“ fragte er.

„Pavel," antwortete sie und drückte sich fester an ihn, „das Fläschchen, das Du gestern gebracht hast, hat der Todte, wie sie ihn gefunden haben, in der Hand gehalten, und die Leute sagen — und der Peter sagt auch, es ist Gift."

„Gift?" Die nächtliche Scene mit Virgil fiel ihm plötzlich ein; „ja, von Gift hat Dein Alter geredet ... Otterngezücht! Ihr habt den Bürgermeister vergiften wollen ..."

„So wahr Gott lebt," betheuerte Vinska, „ich hab' von nichts gewußt ... Und auch so wahr Gott lebt: Es ist nichts Böses geschehen ... Glaub' mir — der Bürgermeister ist an seiner Krankheit gestorben, nur früher, als der Doctor geglaubt hat, und das Mittel, das Du gebracht hast, war ein gutes Mittel ... Man wird es schon sehen bei Gericht, denn es kommt vors Gericht, der Peter will's."

Keuchend, in namenloser Aufregung, brachte sie diese Worte hervor, und ihr starrer Blick hielt den seinen fest.

„Wenn's so ist," entgegnete Pavel, „vor was fürcht'st Dich?"

„Vor was? Weißt nicht wie die Leute sind? ... Wenn die Mutter vors Gericht kommt und wird zehnmal losgesprochen, deswegen heißt's doch, losgesprochen ist nicht unschuldig ... Die Mutter darf nicht vors Gericht kommen, Pavel — Pavel!"

Sie wiederholte seinen Namen in allen Tonarten des Jammers, ihr zarter Körper schmiegte sich schlangenmäßig an ihm empor, und er, mit widerstrebender Seele, voll Argwohn und Groll, verschlang sie mit den Augen.

„Ich kann nicht helfen," murmelte er.

„Du kannst! Du brauchst nur zu wollen, Du brauchst nur zu sagen ... sag' es, Pavel, guter, guter, guter Pavel!"

„Was denn? was soll ich sagen?"

„Daß Dich Niemand geschickt hat," stammelte sie zagend; „daß Du von selbst zu ihm gegangen bist."

„Von selbst?" brach er aus; „was werd' denn ich von selbst zu ihm gehen? was werd' denn ich ihm bringen von mir selbst? — ich weiß ja nichts."

„O Lieber, Allerliebster! ein Hirt weiß immer was. Du hast oft Kräuter gekocht für die kranken Ziegen und Schafe, und hast halt gemeint, was für die so gut ist, kann auch für einen kranken Menschen gut sein ... Das sag', Pavlicek, wenn sie Dich fragen." Sie küßte ihn, der ihr nicht mehr wehrte, auf seine brennenden Lippen; „das sag', und dann nur Alles, wie es war, wie Du Dich eingeschlichen hast in seine Stube, und was er gesagt hat, wie er Dich gesehen."

„Da hat er ja nichts gesagt."

„Nichts gesagt?"

„Nichts, aber fürchterlich geglotzt."

„Und Du?"

„Und ich hab' ihn gebeten, daß er mich beim Herrn Lehrer lassen soll."

„Und dann? Weiter, Pavlicek, weiter."

„Dann hat er mit dem Kopf gemacht: Nein, nein, und noch fürchterlicher geglotzt nach dem Mittel und gewinkt, daß ich ihm davon geben soll."

„Und Du hast ihm davon gegeben?"

„Ja."

„Und Niemand war dabei?"

„Niemand."

„Und die Magd? Ist die draußen an der Thür gewesen?"

„Die ist draußen an der Thür gewesen."

„Und was hat sie gesagt?"

„Sie hat gesagt: Gott geb's, daß das Mittel hilft."

„Und Du?"

„Ich hab' auch gesagt: Gott geb's."

„Und wie Du in den Garten hinaus gekommen bist, war Niemand dort?"

„Der Peter," sprach Pavel mit Bestimmtheit; „er hat mich gehört und mir nachgeschrien."

„Das ist gut, Alles gut, das mußt Du Alles aussagen," flüsterte Vinska und umarmte ihn, als ob sie ihn ersticken wollte; „und es wird Dir nichts geschehen, sie sind ja gescheit bei Gericht und wissen gleich, ob ein Mittel giftig ist oder nicht. Dir wird nichts geschehen, und uns wird geholfen sein, . . . ich bitte Dich also, erbarm', erbarm' Dich!"

Sie sah ihn an wie ein in Todesangst Ringender den Retter, von dem er sein ganzes Heil erwartet, und ein wonniges Gefühl der Macht schwellte die Brust des verachteten Jungen.

„Was krieg' ich, wenn ich's thu'?" rief er übermüthig und packte sie an beiden Armen. „Wirst Du dann den Peter stehen lassen und mich nehmen?"

Wilde Verzweiflung flog über ihre Züge; von Zorn übermannt, vergaß sie alle Klugheit. „Dummer Bub — so war's nicht gemeint!"

Sie schrie es fast und suchte sich von ihm loszumachen.

Er spottete: „Nicht? warum also gibst mir Küsse und nennst mich Allerliebster? . . . Soll ich statt Euer vor Gericht, damit der Peter Dich nehmen kann? Das willst?"

„Das will ich!" sprach sie finster; „das muß ich. Dummer Bub'! . . ." Sie trat einen Schritt zurück und erhob die gerungenen Hände. „Ich muß als Weib ins Bürgermeisterhaus oder in den Brunnen."

„Du mußt? — mußt? — mußt?" . . . . Er hatte begriffen und stöhnte auf in qualvollem Entsetzen: . . . „Nichtsnutzige!"

Ihre Augen schlossen sich, ein Thränenstrom rann über ihre Wangen: „Ich hab' geglaubt, daß Du mich lieb hast und mir helfen wirst," sprach sie mit weicher Stimme, „aber Du willst nicht."

Sie schwieg, ihm raubten Grimm und Schmerz den Athem. Eine Weile standen sie wortlos vor einander: er, wie im Begriff, auf sie loszustürzen, um sie zu erwürgen; sie, auf das Schlimmste gefaßt und sich darein ergebend.

„Vinska," begann er endlich, und sie, bei diesem Ton, so trotzig er auch klang, sie faßte wieder Hoffnung.

„Was — guter, guter Pavel?"

„Nichtsnutzige!" wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie wollte sich von Neuem vor ihm niederwerfen, da hob er sie in seinen

Armen auf, trug sie zur Thür und stieß sie hinaus. Noch einmal wandte sie sich vernichtet, zerknirscht:

„Was wirst Du sagen vor Gericht?"

„Ich werd' schon sehen, was ich sagen werd'," antwortete er. „Geh'."

Sie gehorchte.

X.

Im Bürgermeisterhause herrschten Verwirrung und Schrecken. Zum zehnten Male erzählte Peter den Neugierigen, die in die Sterbestube hereindrangen, wie er noch vor Mitternacht mit seinem Vater gesprochen und dann in die Kammer nebenan schlafen gegangen sei, und wie ein paar Stunden später ein Röcheln ihn geweckt habe . . . Wie er aufgesprungen, zum Vater gestürzt, ihn schon in den letzten Zügen gefunden und den Knecht nach dem Priester und die Magd nach dem Doctor geschickt . . . Und wie beide zu spät gekommen . . . Und wie der Doctor, da er nach der Hand des Todten griff, die zur Faust geballte fast gewaltsam hatte öffnen müssen, um ihr ein halbgeleertes Fläschchen entnehmen zu können, welches die Finger, im Todeskampf erstarrt, noch festhielten.

Die Zuhörer drückten ihre Theilnahme durch Seufzen und Klagen aus; Peter fuhr fort:

„Der Pfarrer schaut: Was ist das? fragt er, und der Doctor schaut auch, und wie er schon ist, sagt nichts — Herrgott im Himmel, ruft der Pfarrer: Ist ihm sein Leiden zu viel geworden? Ist er in Todsünde gestorben? Er ist an einer Verblutung gestorben, sagt der Doctor, und das Fläschchen führt er an die Nase: und das ist Kamillengeist! sagt er."

„Wer's glaubt," fiel ein altes Weib dem Peter in die Rede, und er schluchzte auf:

„Wer's glaubt, das hab' ich auch gesagt! Gift hat mein Vater bekommen, ich hab' am Abend einen Kerl aus dem Garten schleichen sehen, und ich glaub', ich kenn' ihn, sag' ich, reiß' die Magd her und gib ihr Eine und sag': Wer war gestern am Abend im Zimmer bei meinem Vater? — Der Pavel, platscht sie heraus und fallt auf die Knie; Euer Vater hat befohlen, daß man ihn hereinlassen soll . . . Schlagt mich todt, aber so wahr Gott lebt, Euer Vater hat befohlen, daß man ihn hereinlassen soll, ich sag', wie's ist, und weiter weiß ich nichts."

Bei dieser Stelle seiner Erzählung brach Peter regelmäßig in ein rasendes Weinen aus. Er warf sich über die Leiche seines Vaters, und der rohe, harte Bursche wimmerte wie ein Kind: „Schon lange ist mir meine Mutter gestorben, und jetzt hab' ich auch keinen Vater mehr. Eine Waise bin ich und ganz verlassen!"

Im Publicum, das mit Spannung den Ausbrüchen seines aufrichtigen Schmerzes lauschte, erhoben sich anklagende Stimmen gegen Pavel. Der schlechte Bub' hat die Hand im Spiel bei dem Unglück mit dem Bürgermeister. Dem schlechten Buben, der vermuthlich lieber auf der faulen Haut liegt als arbeitet, ist der Dienst beim Hirten zu schwer gewesen, er hat fort gewollt, aber nicht dürfen ohne Erlaubniß des Bürgermeisters, und weil der unerbittlich geblieben

ist und die Erlaubniß nicht gegeben hat, so oft der Bub' sie auch von ihm verlangt, so hat der schlechte Bub' sich jetzt gerächt und den Bürgermeister aus der Welt geschafft.

Die Legende war bald fertig, verbreitete sich rasch im Dorfe, fand Glauben und stachelte die Leute auf zur Entfaltung einer ungewohnten Energie. Die ihres Oberhauptes beraubte Ortsbehörde entsandte einen Boten nach dem Bezirksamt, um für alle Fälle den Gensdarm zu holen, während einige Heißsporne nach der Schule liefen, um — auch für alle Fälle — den Giftmischer durchzuprügeln. Indessen fanden sie das Haus versperrt. Der Lehrer hatte, gleich nachdem das für Pavel so bedrohliche Gerücht zu ihm gedrungen, ein Verhör mit dem Burschen angestellt, ihn dann in die Schulstube eingeschlossen und sich zum Doctor begeben. Bei demselben waren bereits der Herr Pfarrer, der Peter, Anton der Schmied und einige Bauern versammelt.

Der Pfarrer saß in dem großen, schwarzen Lehnstuhl, in einer Ecke des Fensters; in der andern, die Hände auf dem Rücken, hielt sich der Doctor. Den beiden Honoratioren gegenüber standen, einen regelmäßigen Halbkreis bildend, die Bauern.

„Ach, da kommt ja der Herr Lehrer," sprach der Pfarrer mit seiner leisen, etwas heiseren Stimme.

„Sie werden wohl bereits wissen, um was es sich handelt," bemerkte der Doctor, um dessen bläuliche Lippen ein kaum wahrnehmbares Lächeln spielte.

Peter rief: „Der Pavel hat meinen Vater vergiftet!"

„Weiß man noch nicht," murmelte Anton.

„Und muß ins Criminal," fuhr Peter fort, und Anton wiederholte:

„Weiß man noch nicht," worauf Peter den Trumpf setzte:

„Ich steh' nicht ab, er muß ins Criminal."

„Vorläufig," sagte Habrecht, „habe ich ihn in die Schulstube eingesperrt."

Der Pfarrer stutzte. „So glauben auch Sie? . . ." Er hielt fast erschrocken inne, wie Jemand, der sich verschnappt hat und dem das sehr unangenehm ist.

Habrecht bemerkte es und hielt sich schadenfroh an das bedeutungsvollste Wort in dem übereilt ausgesprochenen Satze. „Auch?" wiederholte er nachdrücklich; „nämlich wie Euer Hochwürden?"

Eine leichte Röthe erschien auf den eingefallenen Wangen des Priesters.

„Ich dachte an die vox populi," sagte er.

„Ja so! — die entstellte vox Dei."

Nun öffnete sich die Thür, ein großer, vom Alter schon gebeugter Mann mit graugelbem Haar und ziegelrothem Gesicht, der Viertelbauer Barosch, trat ein. Er ging auf den Pfarrer zu, küßte ihm die Hand und meldete, der Gensdarm komme schon.

„Was soll der Gensdarm?" fuhr Habrecht ihn an, und Barosch richtete seine starren, immer erstaunten, immer um Verzeihung bittenden Branntweintrinkeraugen demüthig auf den Lehrer und antwortete:

„Den Buben aufs Bezirksgericht führen."

„Was soll der Bub' auf dem Bezirksgericht?"

„Gestehen."

„Was denn?"

„Daß er dem Bürgermeister Etwas gebracht hat."

„Das gesteht er ja ohnehin."

„So?" sprach der Pfarrer, „das hat er Ihnen gestanden?"

„Er würde es auch Ihnen gestehen."

„Da wäre ich doch begierig, Herr Lehrer. Da möchte ich Sie doch bitten, lassen Sie ihn rufen, haben Sie die Güte."

„Ich geh' um ihn!" schrie Peter und wollte schon davon eilen; Anton hielt ihn fest:

„Nicht Du, Du bist wie ein Narr. Ich geh', Herr Lehrer."

Aber Habrecht dankte auch ihm für das Anerbieten, verließ die Stube und kehrte nach einer Weile, von seinem Schützling begleitet, zurück.

Peter konnte nur mit größter Mühe verhindert werden, über den Letzteren herzufallen, drohte ihm und rief, so laut die athemraubende Wuth, die ihn beim Anblick Pavel's ergriffen hatte, es erlaubte: „Schaut ihn an, den Hund! Sieht man ihm nicht an, was für ein Hund der Hund ist?"

Und wirklich konnte der Zustand, in dem der Junge vor die höchsten Instanzen seines Dorfes trat, ein günstiges Vorurtheil für ihn nicht erwecken. Der Kopf schien ihm zu brennen, eine scheue und finstere Qual sprach aus dem glühenden Antlitz und entsetzlicher, unstillbarer Haß aus den Blicken, die er, hinter halbgeschlossenen Lidern hervor, auf seinen Hauptankläger, auf Peter warf.

Habrecht legte die Hand auf seine Schulter und schob ihn vor sich hin in die Fensterecke, zwischen den Pfarrer und den Doctor hinein.

Der Pfarrer betrachtete den Jungen schweigend, räusperte sich, und fragte ruhig und geschäftsmäßig: „Ist es wahr, daß Du Dich gestern Abend in das Haus des Bürgermeisters geschlichen und ihm Etwas gebracht hast?"

Pavel nickte und durch den Kreis der Bauern lief ein Geflüster triumphirender Entrüstung.

„Was war das, was Du ihm gebracht hast?"

„Es war eine gute Medicin."

„Wie bist Du zu der guten Medicin gekommen?" fiel nun Habrecht ein.

Pavel schwieg und der Lehrer fuhr fort:

„Hat Dich nicht vielleicht Jemand zum Bürgermeister geschickt mit dieser guten Medicin?"

Der Junge erschrak und versetzte rasch: „Nein, ich habe sie von mir selbst gebracht."

„Woher weißt denn Du auf einmal etwas von guten Medicinen?" mischte der Doctor sich ins Verhör, und Pavel erwiderte:

„Ein Hirt weiß immer was."

„Er lügt," erklärte der Lehrer; „er will oder darf die Wahrheit nicht sagen."

„Und was halten Sie für die Wahrheit?" fragte der Pfarrer, dessen Gelassenheit vortheilhaft abstach von der nervösen Unruhe Habrecht's. Dieser sprach:

„Für die Wahrheit halte ich, daß der Junge zum kranken Bürgermeister geschickt worden ist und zwar durch die Kurpfuscherin, die Frau des Hirten."

Pavel schrie förmlich: „Sie hat mich nicht geschickt! ich bin von selbst gegangen," und Peter wiederholte zornig:

„Von selbst, er gibt's zu, aber der Herr Lehrer nicht. Der Herr Lehrer will unschuldige Leut' hineinbringen . . . das verzeih' Gott dem Herrn Lehrer. Der Bub' hat mit den Leuten, die der Herr Lehrer hineinbringen will, schon lang' nichts mehr zu thun, der Bub' ist schon lang' beständig beim Herrn Schullehrer in der Schul'."

„Mich wundert nur," entgegnete ihm der Doctor, „daß Dein Vater das Mittel, das der Bub' ihm von sich aus gebracht hat, so ohne Weiteres eingenommen haben soll; außer — er hätt's extra beim Buben bestellt, was mir auch nicht recht einleuchten will."

„Sag' ganz genau, wie es zugegangen ist," wandte der Pfarrer sich an Pavel: „Du hast Dich also gestern in die Stube des Bürgermeisters geschlichen?"

„Ja."

„Und was hast Du gesagt?"

„Guten Abend, Herr Bürgermeister."

„Und was hat er gesagt?"

„Nichts."

„Und was hat er gethan?"

„Mir gewinkt, ich soll ihm das Mittel geben."

„So hat er also gewußt, daß Du ein Mittel bringen wirst?"

Pavel antwortete nicht; er hatte den Kopf vorgestreckt und lauschte einem Geräusch von Schritten und Stimmen, die sich der Thür näherten. Abermals wurde sie geöffnet, der Gensdarm Kohautek, auch der heiße Gensdarm genannt, erschien, gefolgt von den Räthen.

Die Schwüle, die bereits im Zimmer herrschte, nahm plötzlich so sehr zu, als hätte man einen geheizten Ofen hereingestellt; und alle diese Hitze schien von dem vor Berufseifer glühenden Kohautek auszugehen. Aber nur aus den Augen loderten die inneren Flammen, und wie warm ihm immer war, verriethen allein die kleinen Schweißtropfen, die auf seiner Nase perlten. Sein Gesicht war von schöner, klarer Olivenfarbe und röthete sich nie.

Er begann sogleich seines Amtes zu walten und die Vorerhebungen einzuleiten. Der ganze Mann war nur eine Drohung, wenn er das Wort an den Angeklagten richtete, und doch fühlte sich dieser seit der Anwesenheit des Gensdarmen ruhiger und sicherer; er glaubte einen Stein im Brett bei Kohautek zu haben, seitdem er einmal wegen eines Geflügeldiebstahls von ihm verdächtigt und später unschuldig befunden worden. Der Gensdarm stellte an Pavel ungefähr dieselben Fragen, die man schon an ihn gestellt hatte, erhielt dieselben Antworten und gelangte endlich auch zu dem dunklen Punkt in der Sache, zu der Provenienz des corpus delicti, des Flascherls. Ueber die Provenienz dieses corpus, dieses Flascherls, mußte der Bub' eine Aussage machen, er mußte! Kohautek vermaß sich, ihn gleich dazu zu bringen, fragte, ermunterte, warnte vor der Gefahr, in welche sich Pavel durch sein eigensinniges Schweigen versetzte. Alles umsonst. Der Bub' blinzelte ihm fast vertraulich zu und blieb taub für seine Ermahnungen wie für die des Geistlichen und für das flehende Beschwören

Habrecht's, blieb unempfindlich für die Beschimpfungen Peter's und seiner Gesinnungsgenossen.

Zuletzt verstummte er völlig, und die Bauern sahen darin den deutlichsten Beweis seines Schuldbewußtseins. Peter spie vor ihm aus:

„Er geht ins Criminal! Er hat meinen Vater vergiftet."

„Mit Kamillengeist," sagte der Doctor, nahm das Fläschchen aus seiner Tasche und hielt es dem Besonnensten aus der Gesellschaft, dem Schmied Anton, unter die Nase.

Der roch daran, zog die Achseln in die Höhe und sprach: „Ja, ja — nach Kamillen riecht's — aber . . ."

„Nun? — Aber?"

„Aber was es ist, weiß man nicht."

Der Lehrer, an dem Alles bebte und der fortwährend vor sich hinmurmelte: „Vernünftig, vernünftig, haltet Ruhe, meine Nerven," versetzte nun: „Was meint Ihr, Ihr Leute, wenn das Gift wäre, würde ich davon trinken? Seht her, ich trinke!" Er erbat sich das Fläschchen vom Doctor und that einen Schluck daraus: „Nun seht, ich habe getrunken und befinde mich wohl und werde mich morgen auch noch wohl befinden."

Ein wenig stutzten die Bauern, sahen den Schulmeister scheel an, traten näher zusammen und wisperten miteinander.

„Was meint Ihr? was sagt Ihr?" fragte Habrecht.

Barosch seufzte, schüttelte den Kopf, verzog den breiten schmunzelnden Mund: „Ja," brachte er endlich hervor, „ja, das ist keine Kunst — jetzt ist freilich nichts Giftiges mehr drin."

„Wieso? es ist dasselbe Fläschchen, und was früher drin war, ist noch drin, das heißt ein bischen weniger."

„Ja, das Giftige, das war schon weggetrunken, das hat der Bürgermeister beim ersten Zug bekommen . . . Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben."

„Schwimmt oben!" wetterte Peter, und der Schullehrer sprang mehrmals empor vor Zorn und Entrüstung.

„Sie hören, Sie hören!" rief er dem Pfarrer zu. Der Geistliche behielt immer seine leidende Miene und seinen Gleichmuth und erwiderte die Anrufung Habrecht's nur mit einer bedauernden Geberde. Der Gensdarm stand unbeweglich und strahlte knirschend Hitze aus; der Doctor hingegen verlor die Geduld. Er, dem man nachsagte, daß er mit seinen Worten so sparsam sei, als ob ihn jedes einen Guldenzettel koste, brach in eine Rede aus:

„O du nie überwundene, ewig triumphirende Dummheit! ... Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben. — Da haben wir's, da wissen wir's, bleiben wir nur gleich dabei, eines Besseren überzeugen kann uns ohnehin keine Macht der Welt. Und wenn der Allweise selbst vom Himmel herunterstiege und sich aufs Beweisen und Widerlegen einlassen wollte, er hätte den Weg umsonst gemacht."

Die Bauern hörten diese Anklage an, ohne recht zu wissen, was sie daraus machen sollten; aber mit steigendem Entzücken hatte Pavel ihr gelauscht. Der

Doctor staunte über das Verständniß, das ihm sieghaft und wonnevoll aus den fest auf ihn gerichteten Augen des Jungen entgegenleuchtete. Dieser hatte zum ersten Mal in seinem Leben den Kopf stolz und gerade emporgehoben, sog jedes Wort des Doctors wie eine köstliche Labe förmlich in sich hinein und schlug, als das letzte gesprochen war, ein wildes, herausforderndes Gelächter auf.

Da brach die Empörung über ihn los. Kohautek vermochte im ersten Augenblick nichts zu seinem Schutze; trotz verzweifelter Gegenwehr wurde Pavel bald niedergeworfen, mißhandelt, mit Füßen getreten. Der Gensdarm mußte seine ganze Autorität, und Anton, der sich ihm zur Seite stellte, die ganze Kraft seiner Fäuste aufbieten, um den Jungen den Ausbrüchen der sinnlosen Wuth seiner unbefugten Richter zu entreißen. Eine rasche, kurze Berathung mit dem Geistlichen, dem Lehrer, und dem Doctor und Kohautek beschloß, Pavel mitzunehmen aufs Gericht.

„Ich thu's nicht," rief er, „weil ich ihn für schuldig halte; ich thu's, weil Ihr Bestien seid, vor denen ich ihn in Sicherheit bringen will. Spann' Einer ein."

„Ich," schrie Peter, „ich führ' ihn," und war mit einem Sprung aus dem Zimmer.

Der Geistliche warf einen Blick durch das Fenster. Vor dem Hause hatten sich Gruppen gebildet, welche dem auf die Straße herunterdringenden Lärm horchten und einzelne Worte, die zu unterscheiden ihnen möglich gewesen, in großer Aufregung nachsprachen.

Die Bewegung stieg aufs Höchste, als Peter mit seinem Wägelchen gefahren kam und der Gensdarm mit Pavel und dem Lehrer, der den Jungen auf seinem schweren Gange nicht verlassen wollte, in der Thür des Doctorhauses sichtbar wurden. Habrecht stieg zu Peter auf den vorderen Sitz, auf dem rückwärtigen nahm der Gensdarm neben den Delinquenten Platz. Flüche, drohende Mienen und Geberden begleiteten das davonrollende Gefährt. Peter lenkte es so langsam durchs Dorf, daß die sämmtliche Straßenjugend Zeit hatte, sich ihm anzuschließen und ihm das Geleite zu geben. Sie that es unter Jubeln und Jauchzen: „Da fahrt er," schrie eine Stimme aus der Rotte; „da fahrt er," schallte es im Chor.

„Wohin fahrst?" rief ein kleiner, verwachsener Fratz, und ein bildhübsches Häuslerkind, ein blauäugiges Mädchen, eines der lustigsten in der verwegenen Bande, an deren Spitze Pavel einst auf Holzdiebstahl in den Wald gezogen, lachte zu ihm hinauf:

„Fahrst zum Vater oder zur Mutter?"

Die ausgegebene Parole pfiff in unzähligen Wiederholungen durch die Luft, immer ärger wurde das Treiben, und endlich hieb Peter auf Befehl des Gensdarm mit der Peitsche in die vor Schadenfreude und Lust am Quälen berauschte Schar. Sie schien sich zu verlaufen, schlug aber nur einen kürzeren Weg ein und faßte Posto hinter einer Johannesstatue, die zwischen Bäumen am Ende des Dorfes stand. Als das Wäglein dort ankam, wurde es mit lautem Hallo und einem Hagel von Erdklumpen und Steinen empfangen. Kohauteck fluchte, Peter trieb die Pferde an, Habrecht zog den Rock über die Ohren, Pavel saß regungslos. Erst als das Gefährt auch seinen ausdauerndsten Verfolgern entronnen war,

bückte er sich und warf die Steine, die in den Wagen gefallen waren, ruhig hinaus; alle, bis auf den letzten, den kleinsten, den betrachtete er aufmerksam und nachdenklich und steckte ihn dann in die Tasche.

„Was willst Du mit dem Steine?“ fragte der Gensdarm.

„Wenn ich mir einmal ein Haus baue — und ich bau' mir eins“ — lautete die Antwort, „leg' ich den Stein unter den Riegel der Thür, damit ich mich erinnern muß bei jedem Ein- und Ausgehen, wie die Leute mit mir gewesen sind.“

Eine Stunde später war man am Bestimmungsorte angelangt. Der Bezirksrichter ließ Pavel vor sich führen und schien eher geneigt, an seine Schuld als an seine Unschuld zu glauben; „denn,“ pflegte er zu sagen, „was mich betrifft, ich denke von den Menschen nicht das Schlechte, sondern das Allerniederträchtigste.“

Die Gerechtigkeit nahm ihren Lauf, die Obduction der Leiche des Bürgermeisters wurde angeordnet. In Abwesenheit des Gerichtschemikers nahm sein Stellvertreter, ein sehr zuversichtlicher junger Mann, die Analysen in höchst eleganter Weise vor und constatirte schlankweg die Anwesenheit von Gift im Magen und in den Eingeweiden des Todten. Da gab es für Pavel eine Reihe böser Tage, doch blieb er standhaft und benahm sich vor dem officiellen Richter genau so, wie er sich beim Verhör daheim im Dorfe benommen hatte. Seine Leiden nahmen ein Ende bei der Rückkehr des Gerichtschemikers, der die Arbeiten seines grünen Rivalen einer Prüfung unterzog, ihre Mangelhaftigkeit darthat und im Einverständniß mit dem Amtschirurgen dem Kreisphysikus unwiderleglich bewies, der Bürgermeister sei nicht an Gift, sondern an seiner Krankheit gestorben.

Fast unmittelbar darauf erfolgte Pavel's Freisprechung und seine Entlassung aus der Haft. Peter, sein Hauptankläger, wurde in die Kosten verurtheilt.

Am letzten Sonntag, den Pavel in der Untersuchungshaft zubrachte, hatte Habrecht die Erlaubniß erhalten, ihn zu besuchen. Der Lehrer war tief bewegt beim Wiedersehen:

„Zwei Monate im Arrest!“ rief er aus, „so weit hast Du's gebracht, Du Feind Deiner selbst. Pavel, Pavel! viel Böses haben die Menschen Dir schon gethan, aber keiner von ihnen so viel wie Du Dir selbst.“ Er fragte ihn, was er denke in den langen einsamen Tagen und Nächten.

„Nicht viel; in der Nacht schlaf' ich und bei Tag arbeit' ich, sie haben mir Werkzeug geliehen,“ erwiderte Pavel und holte unter seinem Bett das Modell eines Hauses hervor. Sein zukünftiges Wohnhaus, das er im Kleinen äußerst genau hergestellt, mit Fenstern und Thür und strohgedecktem Dache. Ein merkwürdiger Contrast, der Bursche mit den groben Händen und diese zierliche Arbeit. Er hatte das für seine Schwester Milada gemacht und bat Habrecht, es mitzunehmen und ihr zu schicken; bat den Lehrer auch, ihr zu schreiben, seine Schwester solle wissen, daß er unschuldig sei. Habrecht versprach es zu thun, verschwieg aber, daß bereits zwei umfängliche Briefe von ihm an die Frau Oberin gerichtet worden, in denen die Sachlage gewissenhaft und mit ehrlicher Breite dargelegt war und Pavel so rein erschien wie ein Osterlämmchen aus Zucker. Beide Sendschreiben waren in Form und Inhalt Muster von jener Höflichkeit, die

sich nie genug thut, weil sie einem unstillbaren Herzensbedürfnisse entspringt. Leider jedoch hatte sie zur Nachahmung nicht angespornt; Habrecht's Briefe waren unbeantwortet geblieben.

Es war gegen Ende Januar, der Tag mild, der Schnee begann zu schmelzen, schmale, braune Bäche flossen die Abhänge herab. Trübselig schielte die Sonne durchs weißliche Gewölk, die entlaubten Bäume an der Straße warfen bleiche Schatten auf den sumpfartig schimmernden Feldweg, an dessen Rand Pavel dem Dorfe zuschritt.

In seiner Haft hatte er oft gemeint, wenn er nur wieder ins Freie kommt, an die Luft, wenn er sich nur wieder regen darf, dann wird Alles gut. Nun war er frei, wanderte heim, aber gut wollte es nicht werden. So öd, so kahl, so freudlos wie die Landschaft in ihrer winterlichen Armuth, lag die Zukunft vor ihm.

Sein erster Gang im Orte war der zur Hütte des Hirten. Den Herd im Flur hatte man abgeräumt, Vinska kniete davor und schürte das Feuer, das hell und lustig brannte. Schweigend, ohne sie anzusehen, schritt Pavel an ihr vorbei, geraden Weges in die Stube. Virgil und sein Weib schrien auf, als er vor ihnen erschien; die Alte bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, der Greis hielt dem Eintretenden, wie ein Beschwörer dem Satan, den Rosenkranz entgegen und zitterte dabei am ganzen Leibe; Pavel aber kreuzte die Arme und sprach:

„Spitzbub', Spitzbübin, ich bin wieder da, und eine Schrift darüber, daß mir das Gericht nichts thun darf, hab' ich in der Tasche. Daß Ihr mich jetzt in Ruh' beim Lehrer laßt, das rath' ich Euch, sonst geht's Euch schlecht. Angewachsen ist mir die Zunge nicht. — Das hab' ich Euch sagen wollen," schloß er, wandte sich und ging.

Sie blickten ihm betroffen nach. Der hatte sich verändert in den zwei Monaten! . . . Als ein Bub' war er fortgegangen, als ein Bursche kam er heim; gewachsen war er, und dabei nicht schmäler geworden.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg[1]).

Von

G. von Loeper.

Das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht, nach dessen Zunamen als dispositio Achillea oder kurzweg als Achillea bezeichnet, hat seine Wirkung bereits durch vier Jahrhunderte geäußert. Wenn auch heute durch Grundgesetze des preußischen Staats abgelöst, verdient sie noch immer eine pietätsvolle Beachtung. In unmittelbarer oder nur mittelbarer Geltung umspannt sie fast die ganze Regierungszeit des brandenburgisch-preußischen Hauses in den Marken, da nur einige sechzig Jahre dieser Zeit der Achillea voraufgehn.

In dunkler, gährender Zeit, in der langen, aber ruhmlosen Periode des habsburgischen Kaisers Friedrich III., als weder der Reichsgedanke eine feste Gestalt gewinnen konnte, noch die Landesherrlichkeit in den einzelnen Territorien ihre spätere Ausbildung ahnen ließ, verkörperte sich in jenem Gesetz der vorschauende politische Gedanke eines Fürsten. Es ward der Grundstein der Größe seines Hauses. Das Gebäude, in dessen Frieden unsre Vorfahren gewohnt und das uns heute von der Memel bis zum Rheine schützt, konnte sich zu so großen Verhältnissen ausdehnen, unbeschadet seiner Sicherheit und Festigkeit, weil das Fundament mit jenem Gesetze so früh und so tief gelegt worden war.

Der Schritt, welcher zu allen Zeiten den deutschen Fürsten schwer gefallen ist, die Nachfolgerechte ihrer Söhne in Einklang mit den Interessen der Landesherrlichkeit und der Lande selbst zu bringen, also der Uebergang von der unbeschränkten Theilbarkeit zu dem Princip der Untheilbarkeit der Besitzungen geschah, lange vorbereitet, im brandenburgischen Kurhause mit dem genannten Hausgesetze von 1473 früher als in den übrigen deutschen Fürstenhäusern. In ihm ist die Einheitlichkeit, welche das Auseinanderstreben der deutschen Territorien überwinden sollte, wie in einem Keime gegeben, einem Keime, der verkümmern,

[1]) Nach einem am 14. Februar 1880 in Gegenwart Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin in der Singakademie zu Berlin gehaltenen öffentlichen Vortrage.

der aber unter der Gunst von Wind und Wetter zu einem herrlichen Baume hinanwachsen konnte.

Welche Umstände führten den Kurfürsten Albrecht und seine Söhne dazu, diesen Einheitsgedanken so früh zu fassen? Wirkte die düstre Warnung vom Jahre 1433: „Fremde werden unsre Lande einnehmen und sich in uns theilen“? Aeußerte sich die Vorsicht eines Mannes, der, ein Freund von Sprichwörtern und bildlichen Redensarten, zu sagen pflegte: „Des Hutmanns Haus steht lange“? Flossen die Motive aus der geschichtlichen Lage? der Lage jener Jahre, als die Königswahl Maximilian's I. sich vorbereitete und dieser die Erbtochter Karl's des Kühnen von Burgund heimführte. Hat man einen vorbildlichen Einfluß andrer hervorragender Zeitgenossen Albrechts, der Könige Georg Podiebrad von Böhmen und Matthias Hunyady von Ungarn anzunehmen? Man wird es können, solche äußern Einflüsse jedoch nur für nebensächlich erachten dürfen. Die Entstehung des Gesetzes, einer organischen Bildung, ist wesentlich nur aus der Geschichte des burggräflichen Hauses zu erklären.

Der Einheitsgedanke, der die Achillea hervorrief, wurzelt nicht hier im Norden, nicht auf diesem brandenburgischen Boden, die „alte löbliche Gewohnheit“, welche in der Achillea angerufen wird, ist keine brandenburgische Landes-Observanz, welche bereits unter den frühern Dynasten Geltung gehabt, den Askaniern, Wittelsbachern, Luxemburgern, sondern eine Gewohnheit der Burggrafen zu Nürnberg, verpflanzt vom Maine an die Elbe und Spree.

Die Primogeniturordnung und das Untheilbarkeitsgesetz der Achillea sind von einer Hausnorm, einer nur die Familienmitglieder bindenden pragmatischen Sanktion zu einem Staatsgrundsatz der Länder selbst durch Uebertragung geworden. Daran, wie diese Länder sich gebildet hatten, wird kurz zu erinnern sein.

Ihre Entstehung läßt den schwer erkämpften Fortgang der deutschen Colonisation von der Zeit der Karolinger bis zu den Hohenstaufen erkennen, in einem, gleich der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten binnenländischen Kreuzzuge gegen Sorben und Wenden.

Unter Otto dem Großen waren schon über Elbe und Saale hinaus die Priegnitz, ein Theil der Lausitz und die Mittelmark genommen. Albrecht der Bär, der Zeitgenosse Friedrich des Ersten Barbarossa, der Rivale Heinrich's des Löwen, und seine Nachfolger aus dem Geschlechte der Askanier brachten die Colonisation der Ostmark und der Nordmark zum Abschluß, welche nun einen sich in schwankenden Grenzen bewegenden Länder-Complex darstellten, weit hinausgreifend über die spätere, geschweige die gegenwärtige Provinz Brandenburg. Es gehörten dazu auch die beiden Lausitze, südlich ein Theil von Meißen, selbst Torgau und Dresden und nördlich ein Theil von Hinterpommern und Pomerellen bis zur Baltischen See.

Diese losen Angliederungen waren unter den Askaniern vor Theilungen und Untertheilungen nach ihrer Gestaltung so wenig geschützt, als innerlich in Folge der Art ihrer Erwerbung durch Eroberung und Occupation. Selbst von der Altmark ward noch für den Askanier Otto II., als Graf von Arneburg, das damit benannte Gebiet losgerissen.

Nach dem Aussterben der brandenburgischen Linie dieses Geschlechts, 1320,

lockerte sich die Verbindung der Territorien immer mehr, sowohl im Wege der vielfach willkürlichen Theilungen der Baiern und Luxemburger, als auch in Folge der Verpfändung von Landestheilen, von denen mehrere nie wieder eingelöst werden konnten, wie die an Kursachsen verpfändete, später verkaufte Lausitz, während das Land über der Oder, die spätere Neumark, 1402 dem deutschen Orden verpfändet, schon 1455 von dem zweiten Kurfürsten aus dem burggräflichen Hause Hohenzollern zurückgebracht wurde.

Ja, die Kurmark selbst, nebst Altmark und Priegnitz, unterlag in der ganzen Zeit von 1388 bis 1411 dem Pfandbesitze des Markgrafen Jobst von Mähren aus dem Luxemburger Hause. Noch größer war die Gefahr einer Abbringung der Lande durch die auf dem Landtage zu Guben 1374 zwischen böhmischen und märkischen Ständen geplante Realvereinigung der beiden von ihnen vertretenen Gebiete.

Wenn nun nach dem Uebergange der Marken an die Hohenzollern seit 1411 von Zersplitterungen und Veräußerungen der Lande nicht mehr die Rede gewesen ist und deren Bestand sich durch die seitdem verflossenen Jahrhunderte unverändert erhalten konnte, so erhellt, daß der Grund nicht in einem Territorialgesetze der Lande selbst noch in einem von Anfang an gültigen Reichsgesetze gelegen ist, sondern in der autonomischen Satzung der neuen Landesherren selbst, wenn auch als mitwirkende Nebenursache die Goldene Bulle Karl's IV. in Betracht kommt.

Diejenige Primogeniturerbfolge und diejenige Untheilbarkeit, welche jene zuletzt auf dem Reichstage zu Metz 1356 publicirte Goldene Bulle anordnete, bezog sich nur auf die Kurwürde, das damit verbundene Erbamt und den Landestheil, auf welchem beide Würden ruhten; es war dies, als Erinnerung an die königliche Würde des letzten Wendenfürsten, Pribislaff, das Havelland, die Zauche und andre Stücke der spätern Mittelmark, aber eben nur ein Theil derselben. Auch für die andern Kurhäuser waren die Normen jenes Reichsgesetzes verpflichtend, wir sehen aber hier die Theilungen der Länder unter mehrere Erben in Sachsen, in Baiern, in der Pfalz, nach altem deutschen Rechte zunächst unverändert ihren Fortgang nehmen. Noch 1686 klagte der Große Kurfürst von Brandenburg: „die Häuser Sachsen, Pfalz, Hessen, Braunschweig haben sich mit der Dismembrirung ihres Gebietes für jüngere Linien fast bis auf Nichts heruntergebracht". Nur in Brandenburg geschah einer derartigen Dismembrirung Einhalt durch die den gesammten Länderbesitz, das gesammte Patrimonialgut des Hauses ergreifende eigene Gesetzgebung. Mit Recht sagt daher ein neuerer Lehrer des Privatfürstenrechts[1]) von der Achillea, als dem wichtigsten Ausflusse jener Gesetzgebung: „Der von den Historikern oft wenig beachtete Act, wodurch die Untheilbarkeit des Staates grundgesetzlich festgestellt wurde, erscheint als der größte Wendepunkt in der Staatsgeschichte eines deutschen Territoriums. Es war der glänzendste Triumph, welchen das höhere Staatsprincip über die unberechtigte Anwendung privatrechtlich-patrimonialer Grund-

[1]) Professor Hermann Schulze zu Heidelberg in seiner Monographie über das Recht der Erstgeburt.

säte davontrug. Keine Schlacht Friedrich's des Großen war wichtiger für Preußens gegenwärtige Größe als jener Act staatsmännischer Weisheit, wodurch Albrecht Achilles die Untheilbarkeit der brandenburgischen Lande festsetzte."

Aeußerungen wie diese regen dazu an, dem Ursprunge des Statuts, soweit er in der Vorgeschichte des damals neuen landesherrlichen Hauses von Brandenburg und in der Persönlichkeit des Kurfürsten Albrecht gesucht werden muß, weiter nachzugehn.

Zwischen der Verfassung des neuen Landes, mit welchem der Vater des eben genannten Kurfürsten, Friedrich I., im Jahre 1417 zu Konstanz belehnt wurde, und derjenigen des alten Besitzthums, der fränkischen Fürstenthümer, die von der Hauptlinie sich nach und nach loslösen sollten, bestanden Gegensätze, welche nur kurz angedeutet zu werden brauchen.

Hier, in Brandenburg, eine an Anarchie grenzende Auflösung der staatlichen Bande, ein Ueberwuchern der ständischen und städtischen Gewalten, das Fehlen fast aller finanziellen Hilfsquellen, außer Zoll und ständischer Bewilligung, aber weite, ununterbrochen zusammenhängende Territorien. Dort, in Franken, finanziell geordnete, ertragreiche, fast ganz aus eignen Patrimonialgütern bestehende, mit eignen Burgen, Schlössern und geistlichen Stiftern reich ausgestattete Länder, denen aber territoriale Geschlossenheit mangelte, da sie überall durch bambergische, bayerische, würzburgische und andre Besitzungen durchschnitten und eingeengt waren, so daß der dem Kurfürsten Albrecht feindliche Herzog Ludwig von Bayern wohl spottete, „er vermöge nicht Anfang, Mittel und Ende des markgräflichen Gebiets in Franken zu sagen". Diese Gebiete jedoch die eigenste Schöpfung der Nürnberger Hohenzollern, die Frucht ihrer jahrhundertjährigen Arbeit und Mühe, einer während sechs auf einander folgender Generationen stetig fortgesetzten geräuschlosen Thätigkeit. Gestützt auf das burggräfliche Reichsamt und das damit verbundene, mit dem Reichskammergericht concurrirende Landgericht zu Nürnberg, erweitern die Burggrafen fort und fort die ihnen zugefallenen Erbgüter der erloschenen Häuser Raabs und Abenberg. Vorübergehende Einbußen und reiche Verwendungen zu geistlichen Zwecken werden durch gesteigerte Wirthlichkeit und Sparsamkeit ersetzt, neue Erwerbungen durch privatrechtlichen Titel, durch Kauf und Pfandschaft, besonders auch durch glückliche Heirath und Erbschaft gewonnen. Dahin gehört die Meran'sche Succession des Burggrafen Friedrich III., eines Zeitgenossen und Anhängers des Kaisers Rudolf von Habsburg. So bilden sie in der Periode von 1200 bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth oder, wie sie damals genannt wurden, die Lande unter und ober dem Gebirge, ganz neu aus ihrem Patrimonialbesitz und den gewonnenen Oberlehnsherrlichkeiten. Fürstenthümer hießen die Territorien, nicht weil solche Würde dem Lande anklebte, sondern weil die Burggrafen fürstlichen Rang besaßen, wie später Markgrafschaften in Uebertragung der Markgrafenwürde von Brandenburg zurück auf Franken. Bayreuth selbst kam erst unter Friedrich III., dem Conquästor, dann unter Friedrich IV., 1331, die Stadt Ansbach durch Kauf von den Grafen von Oettingen hinzu, noch später unter Johann II. die Herrschaft Plassenburg mit dem Lieblingsschlosse der Burggrafen und ersten Kurfürsten, ferner die

Stadt Kulmbach. Hof im Jahre 1327 und Erlangen um 1400 bildeten weitere Zuwüchse.

Dieses stetige Anwachsen des Landes, diese Erhebung ohne Beispiel, nur erklärlich durch eine vorzügliche Verwaltung und kluge Benutzung der Zeit, läßt sich zurückführen auf zwei besondre Tugenden der Burggrafen, auf die Treue, womit sie in den politischen Strömungen des Reichs unverbrüchlich zur kaiserlichen Partei hielten und meist in das engste persönliche Verhältniß zum Reichsoberhaupte traten, und zweitens auf die Einigkeit und das Zusammenwirken innerhalb der Familie. Fällen, wo mehrere Brüder einträchtig die Herrschaft führten, begegnen wir in mehreren deutschen Fürstenhäusern, so in der brandenburgischen Linie der Anhaltiner und im Hause Sachsen. Mehr als in irgend einem andern Hause drängte im burggräflichen die zerstückelte und durchbrochene Lage der Besitzungen dazu, zusammenzuhalten, Theilungen und Absplitterungen zu verhüten, um das Herrschaftsgebiet zu einer äußern und innern Festigung gelangen zu lassen.

Ein Vorzug der Erstgeburt bestand rechtlich nicht. Das Erbrecht der Söhne war gleich. So, nachdem Anfangs in der zweiten Generation der Burggrafen eine völlige, eine Todtheilung zwischen Friedrich III. und Konrad IV. vorgenommen war, führten die dabei gemachten Erfahrungen zu einer gemeinschaftlichen Regierung sowohl in der dritten Generation unter Johann I. und Friedrich IV., als auch in der vierten unter Johann II. und Albrecht in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Gerade diese zweite brüderliche Doppelregierung wird als ein seltenes Vorbild ungetrübter Eintracht gepriesen. Zur Regel konnte eine solche Herrschafts- und Besitzform nicht werden. Schon in der nächsten Generation ordnete Friedrich V. bei seinem Rücktritte von der Regierung 1397 für seine beiden, an Charakter ganz verschiedenartigen Söhne, Johann III. und Friedrich VI. — als Kurfürst von Brandenburg später Friedrich I. — eine Trennung an, welche die Nachtheile der Todtheilung vermeiden und doch der Eigenart, der Thatkraft und dem Ehrgeize der Fürsten freien Spielraum gewähren sollte. Die Theilung der Gebiete in Ober- und Unterland ergab sich aus deren Lage von selbst. In jedem Antheil machte sich, überhaupt zuerst, der Vorzug der Erstgeburt geltend, unter Belassung eines bestimmten Näherrechts des einen Bruders auf die Besitzungen des andern und dadurch Erhaltung des Territorialrechts eines Jeden auf das Ganze. Gewisse Hausrechte, wie das Landgericht und Besitzungen, wie die Burg zu Nürnberg und die Bergwerke, blieben überhaupt ungetheilt.

Diese Bestimmungen stellen sich dar als eine modificirte sogenannte Mutschierung, das heißt Theilung nach Besitz und Nutzung, verbunden mit einer besondern Erbordnung, einer Primo- und Secundogenitur-Erbfolge, und damit waren die Grundzüge für die spätere Achillea bereits gegeben.

So getheilt befanden sich die fränkischen Fürstenthümer, als Burggraf Friedrich VI. die Kur Brandenburg hinzu erwarb. Sein älterer Bruder Johann — seit dem Jahre 1624 ist dieser, früher bevorzugte, Name im königlichen Hause abgekommen — besaß das Land oberhalb des Gebirges, Kulmbach und Bayreuth mit der Residenz auf der Plassenburg, Friedrich dagegen Onolzbach oder Ansbach,

das Land unterhalb des Gebirgs mit der Residenz auf der Kadolzburg bei Fürth. Da Johann unbeerbt verstarb, so vereinigte Friedrich als Kurfürst von Brandenburg während der letzten zwanzig Jahre seiner Regierung in seiner Hand den gesammten Besitz des Hauses. Auch ihm lag es ob, die Erbfolge seiner vier Söhne zu ordnen. Es geschah dies durch die mit den älteren Söhnen vereinbarte väterliche Disposition von 1437.

Die frühern Theilungsgrundsätze kamen wieder zur Anwendung, insofern in den fränkischen Landestheilen, damals noch dem werthvolleren Besitze, die frühere Zweitheilung in Ober- und Unterland zwischen seinen Söhnen Johann (Alchymist) und Albrecht (Achilles), dann aber analog in der neuen Erwerbung Brandenburg gleichfalls eine Zweitheilung in Mittelmark (damals Neumark) und Altmark zwischen den beiden gleichnamigen Söhnen Friedrich angeordnet und im Jahre 1440 nach dem Ableben Friedrich's des Ersten vollzogen wurde. Von den letztgenannten beiden Söhnen erhielt die Kurwürde der ältere, Friedrich II., Eisenzahn, obwohl nicht der älteste Sohn, mithin unter Verletzung der Goldnen Bulle, außerdem auch die Uckermark und das Land Sternberg, dagegen der jüngere, Friedrich der Dicke, außer der Altmark auch die Priegnitz. Die Einheit des gesammten vierfach getheilten Besitzes blieb auch jetzt gewahrt, indem die vier Linien einander substituirt wurden, und zwar so, daß innerhalb des märkischen, wie innerhalb des fränkischen Besitzes jedem Bruder ein Näherrecht auf den Besitz des andern Bruders, falls dieser ohne Nachkommen versterben sollte, vorbehalten wurde.

Auch diese Brüder stellten ein Muster von Familien-Einigkeit auf und auch nach der Theilung hielten sie treu zusammen. Das vorbehaltene Näherrecht kam alsbald zur Geltung, da auf Friedrich II. 1463 hier, und auf Albrecht Achill im folgenden Jahre in Franken aller Besitz ausschließlich überging und es also nur zwei Herren gab. Dann erst, 1470, in Folge der Abdication seines Bruders, ward Albrecht auch zur Kurwürde und zur Herrschaft über die Mark berufen. Die nördlichen und die südlichen, durch so ausgedehnte Zwischenländer getrennten Hausbesitzungen hatten nun wieder während der folgenden sechzehn Jahre nur einen Herrscher, ein Verhältniß, welches nur noch zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, ungefähr für die gleiche Zeit, sich wiederholen sollte.

So haben wir es nur mit Albrecht Achill zu thun, auf den sich nun alle Ueberlieferungen seiner Vorfahren, alle Hausobservanzen der Burggrafen ebenso vereinigten, wie deren Lande. Als der erste Kurfürst aus dem neuen Hause ist er in der Mark selbst, zu Tangermünde im Jahre 1414 geboren. Aber er war ganz im Reich, in den alten fränkischen Kämpfen und Interessen, zugleich auch in der alten Treue für den Kaiser und dessen Politik aufgewachsen, seit seinem sechzehnten Jahre kriegerisch thätig, im fünfundzwanzigsten Jahre als Statthalter vorübergehend in Breslau residirend, „von königlicher Gewalt von Böhmen Hauptmann in Schlesien und Breslau", und so sein Leben in Kriegen, Fehden und Turnieren, aber nicht minder auf Reichstagen und in politischen Verhandlungen bis zu seinem bei der Königswahl Maximilian's des Ersten zu Frankfurt 1486 erfolgenden Tode, in ununterbrochener Thätigkeit verbringend.

Droysen hat in seiner Geschichte des preußischen Staats der Regierung

Albrecht's fast einen ganzen Band gewidmet. Aus den Briefen, welche Albrecht in den Jahren 1471 bis 1473, von Köln a. d. Spree aus, als er zuerst die Mark als Kurfürst besuchte, an seine Getreuen zu Franken und an befreundete Fürsten gerichtet[1]), treten uns seine eiserne Thatkraft, verbunden mit politischer Klugheit und weitschauender Vorsicht, seine Ritterlichkeit und freundliche Sitte entgegen. Wir verstehen, daß der päpstliche Legat 1467 auf dem Reichstage zu Nürnberg zu ihm sagen konnte: „Euer Gnaden ist geachtet auf diesem Reichstage für den weisesten Fürsten." Schon früher auf einem Congreß zu Mantua hieß er der Herzog von Franken. Als er 1471 auf dem Regensburger Reichstage erschien, schilderte ihn der päpstliche Legat Bischof Campanus in folgender Weise: „Er ist ein scharfer, beredter, gewandter Herr, der kriegerischste und streitbarste unter Allen, die dafür in deutschen Landen gerühmt werden. Achill nannte ihn Papst Pius. Er ist an Händen, Füßen, im Gesicht, am Halse ganz von Narben ausgehöhlt." Auf einem Turnier zu Augsburg 1442 hatte er allein siebzehnmal gesiegt, nur mit einem seidenen Wamms bekleidet, aber bewehrt mit Schild und Helm.

Damals, als Kurfürst, schildert er am 5. Mai 1472 mit großer Befriedigung sein neues Land dem befreundeten Erzbischof von Mainz: „Das Land ist bei sechzig Meil Wegs nach der Läng', neunzig Meil Wegs nach der Breit' und am mindesten, da es am Engsten ist, bei dreißig Meil Wegs von Berlin aus zu reiten, da wir unsern Hof halten. Man sagt, die Mark zu Brandenburg habe an hundert Schloß und Städt', so hat unser Bruder seliger herzu gebracht wohl so viel mehr, daß man vierhundert rechnen mag, das glaubt Alles wahrlich. Doch wollen wir es, ob Gott will, von Tag zu Tag bessern; die Städte sind fast feste und haben viel Leute; da sind die Landsitze fester hie innen mit Wassern, dann da außen die Städte sind, und kann Niemands darein, man wolle ihn denn gern darein lassen", und in einem spätern Briefe: „Unsre Sach stehen von der Gnade Gottes wohl hier innen, wir haben ganz vollkommenen Gehorsam, wahrhaftiglich mehr denn da außen in allen Sachen, sunderlich von allen, die auf dem Land sitzen, geistlich und weltlich, edel und unedel." Wiederholt kommt er darauf zurück, er müsse seine Angelegenheiten, ins Besondre die Succession, klar ordnen: „damit unsre Kinder sanft sitzen und, ob Gott will, wir auch bis in unsre Grube." Die Sorge für seine zahlreichen Kinder, er hatte deren einundzwanzig aus drei Ehen, tritt stets hervor. Die Bestellung von Zuckerwerk und Spielzeug aus Nürnberg für den kleinen Markgrafen Sigismund („wollet auch kaufen Pferdlein, Wägenlein und ander Kinderwerk für einen Gulden oder zween") wechselt ab mit der Bestellung von Kriegs- und Jagdgeräth und Tausenden von eisernen Pfeilen und Bogen. Principiis obsta wiederholt er oft, und wenn wir sagen: „Frisch gewagt ist halb gewonnen", so lautet der Spruch in seinem Munde ritterlich: „Frischlich angerannt ist halb gefochten." In einem Schreiben an seinen Bruder Kurfürst Friedrich II. hatte er einmal sich und die Burggrafen überhaupt charakterisirt als im Gewissen eng und in der That weit. „Wer wider den Strudel wallen will und Jedermann punktiren, kommt ihm

[1]) Dieselben sind von C. A. H. Burkhardt besonders herausgegeben.

schwer an; wer aber einfältiglich handelt, getreulich und ohne Eigennutz, der wandelt wohl sicher." Diesem Bruder rieth er die Ablehnung der demselben zum zweiten Male angebotenen Königswürde von Böhmen als „Trugniß" mit dem prophetischen Hinzufügen, würde es in den Marken „sonst gut, der königliche Titel fände sich bald".

Er hat jedoch bei der Lethargie und Schwäche, welche in der langen Regierung des Kaisers Friedrich III. das Reich befiel, eine der großen Anlage seiner Natur voll entsprechende Wirksamkeit nicht entfalten können. Jedenfalls treten seine Leistungen in der hohen Politik und im Felde gegen das zurück, was sein Haus, sein Land, was wir ihm noch heute verdanken. Schon 1472, als er jene Briefe schrieb, beschäftigte ihn die schwierige Aufgabe der Ländervertheilung unter seine Söhne, deren damals vier lebten. Der Kurfürst trat darüber in Berathung mit den beiden Aeltesten derselben, Johann und Friedrich. Mit ihnen kam die neue Disposition zu Köln an der Spree, unter Mitbetheiligung seiner zweiten Gemahlin, Anna aus dem Kurhause Sachsen, zu Stande. Am 27. Februar 1472 begonnen, wurde die Reinschrift der Achillea im Berliner Schlosse nach Jahresfrist beendigt.

Dem neuen Hausgesetze liegt wiederum die Zweitheilung der Länder in nördliche und südliche, nach Maßgabe der Disposition von 1437, zu Grunde. Jedem der beiden Ländercomplexe wachsen die ihm zunächst gelegenen Erwerbungen aus Anwartschaften und Erbschaften allein zu, aber die Einheit des Ganzen wird, wie früher, durch Substitution und Belehnung zur gesammten Hand gewahrt. Im südlichen Complex, in Franken, verbleibt es bei der Theilung in zwei Fürstenthümer, jetzt Markgrafschaften genannt, wogegen im nördlichen, wo die vorübergehende Theilung von 1440 sich als unzuträglich erwiesen hatte und nur die Einheit den Besitzstand, als ein Bollwerk gegen den Osten, erhalten konnte, nie mehr als e i n Regent, der Primogenitus, der Kurfürst, sein darf.

So ergibt sich folgende Succession. Ist nur ein Sohn vorhanden, so gehn auf ihn sämmtliche Besitzungen des Hauses über; von zweien erhält der Aeltere die Kur, die Marken und alle dahin weisenden Lande, der Zweite dagegen ganz Franken und was da noch hinzuerworben werden möchte. Sind endlich drei und mehr Söhne am Leben, so muß der dritte mit dem zweiten die fränkischen Länder theilen, während die übrigen durch Stifte, Ordens-Commenden und Apanage, oder auch durch neue Erwerbungen, über welche dem Erwerber freie Verfügung vorbehalten bleibt, abgefunden werden. Unterläßt der Erwerber, über seine neuen Länder Verfügung zu treffen, so gelten sie als unveräußerliches Zubehör des Hauptcomplexes.

Streng nach diesen Grundsätzen wurde nach dem Tode des Kurfürsten verfahren. Sein ältester Sohn Johann, mit dem Beinamen Cicero, folgte ihm allein in Brandenburg, jeder der beiden andern Söhne, Friedrich und Siegmund, gesondert in Franken. Auch nach dem Aussterben ihrer Linien dort, im Jahre 1603, verblieb es bei der fränkischen Doppelherrschaft, indem nach dem Geraischen Vertrage, welcher die Grundsätze der Achillea den veränderten Zeitverhältnissen neu anpaßte, in die beiden fränkischen Fürstenthümer wiederum jüngere Markgrafen des Hauses berufen wurden, Begründer derjenigen Linien, die zu Ende vorigen Jahrhunderts erloschen. Daß damals die Fürstenthümer mit Preußen

vereinigt werden konnten, beruhte auf dem die bezüglichen Bestimmungen der Achillea aufhebenden neuen Hausgesetze und Vertrage vom 24. Juni 1752, dem sogenannten Pactum Fridericianum.

Die Abschüttelung der fränkischen Fürstenthümer von dem brandenburgischen Ländergebiet, das Verlassen gleichsam der Leiter, auf welcher die Höhe erstiegen war, zeigte sich für die Entwicklung Brandenburgs und Preußens ebenso förderlich als die Untheilbarkeit, da das Land nun ganz seinen eignen Gesetzen und Existenzbedingungen leben und sich zwischen dem Baltischen Meere und dem Rhein, wie zwischen zwei Polen, in der Längenrichtung von Nordosten nach Westen auswachsen konnte. Nur vorübergehend wurde das in den deutschen Fürstenhäusern stets mit Widerwillen anerkannte Princip der Untheilbarkeit hier in der Mark verletzt, hauptsächlich durch die Abzweigung der Neumark unter dem Markgrafen Hans von Küstrin im sechzehnten Jahrhundert.

Allerdings hätte, nach dem Wortlaute der Achillea, auch über staatliche neue Erwerbungen zu Gunsten jüngerer Söhne des Erwerbers verfügt werden können. Wenn solche Abzweigungen gleichwohl nie erfolgt sind, vielmehr alle neuen Erwerbungen, auch die nicht schon in den Hausgesetzen vorgesehenen, ausnahmslos dem Kurlande zuwuchsen, so zeigen sich hierin Ergebnisse einer weitern Entwicklung. Allmälig hatte sich eine feste Präsumption für das Vorzugsrecht des Erstgebornen und die fideicommissarische Gebundenheit ausgebildet, welche nun weiter um sich griff, und damit begann die Personal-Union der Länder zu einer Real-Union und diese, vorzüglich unter dem Großen Kurfürsten nach dem westfälischen Frieden zu einem wirklichen Staate sich innerlich umzugestalten. Was nun durch staatliche Mittel, durch Krieg, durch öffentlichen Vertrag oder von Rechts wegen neu gewonnen war, erschien zugleich dem neuen Rechtssubjecte gewonnen, das heißt, es wurde angesehen als Erweiterung des unveräußerlichen Staatsgebiets oder Staatsguts.

Auch die Abtrennungen neu erworbener Landestheile, welche der Große Kurfürst zu Gunsten seiner jüngern Söhne plante, würden die Achillea nicht verletzt haben, da das Hoheitsrecht des Landesherrn auch über die abgezweigten Gebiete gewahrt bleiben sollte. Bei Errichtung der Markgrafschaft Schwedt unter Kurfürst Friedrich III. handelte es sich ebenso nur um Ausstattung eines jüngeren Prinzen mit erblichem Grundbesitz. Das Gesetz der Einheit, welches die Achillea ausspricht, hatte in diesen und andern Fällen die stets lebendigen transfugalen Kräfte gezügelt und Absplitterungen verhindert. Durch fortwährende Angliederungen einander ursprünglich fremder Territorien ist so ein neuer europäischer Staat auf deutschem Boden entstanden. Was dieser Boden in Zeiten der Schwäche an Umfang eingebüßt hatte, die avulsa imperii sind zurückgewonnen. Die autonome Einheitsformel, die in der Achillea wurzelt, konnte, wenn auch nicht unmittelbar von dem aus dem römischen Reiche stammenden, so doch von dem nationalen, jetzt verfassungsmäßig ausgeprägten Einheitsgedanken übernommen werden. Zu den Factoren des durchgedrungenen Einheitsgefühls, welche auf rein geistigem Gebiete liegen, der Gemeinsamkeit der Sprache, der Literatur, der Bildung und des sich über die confessionellen Unterschiede erhebenden religiösen Gedankens, treten politische Institutionen und Gesetze gleich der Achillea.

Es gibt nun eine historische Richtung, welche die entscheidenden Kräfte allein in der Naturanlage der Nationen sucht, das Walten Darwinistischer Gesetze auch im Volks- und Staatsleben annimmt, verschieden von derjenigen, welche die Initiative des Geistes betont, die menschlichen Individuen in den Vordergrund stellt, den Verlauf der Geschichte auf die Thaten dieser Individuen zurückführt und so in einem Heroencultus gipfelt. Gewiß sind in dem Gewebe der preußisch-brandenburgischen Geschichte hellleuchtende Fäden der Heroen auf dem nationalen Grunde besonders sichtbar. Ein Statut wie die Achillea gehört unzweifelhaft zu den individuellen Ausflüssen. Dasselbe war jedoch nicht allein persönliche That, es reiht sich den historischen Ereignissen an, welche wie durch ein Wunder gepflanzt erscheinen, abhängig von nur dunkel verstandenen, aber desto wirksameren, unvermuthet hervorbrechenden Kräften, und sich einer mechanischen Erklärungsweise völlig entziehen, solchen also, in denen wir den Plänen der Weltregierung selbst uns zu nähern glauben.

Neue „Pensées".

Von

Franz Xaver Kraus.

I.

Die Literatur der „Pensées", nahe verwandt derjenigen des Sprichwortes, ist ein Vorrecht gereifter Nationen. Nicht der Jüngling in seiner Hast und Ueberschwänglichkeit, erst der durch Erfahrungen und Beobachtungen gereifte und bereicherte Mann ist im Stande, das zu sein, was der Franzose mit einem unübersetzbaren Ausdruck „médailleur de pensées" genannt hat. Das gilt von dem Individuum wie von dem Volke. Israel mußte schmerzliche und lange Erfahrungen hinter sich haben, ehe Jesus Sirach seine Sprüche niederschrieb. Die Cultur der alten Welt neigte sich ihrem Abend zu, als Epiktet und Marc Aurel die Ergebnisse ihrer Weltweisheit zusammenfaßten. Die jugendlichen Völker des Mittelalters haben, solange die schöpferische Kraft der Phantasie Reflexion und Kritik zurückhielt, kein einziges derartiges Buch aufzuweisen: erst am Ausgang desselben, kurz ehe die mittelalterlichen Formen zerbrochen werden, hat ein trotz aller Nachforschungen immer noch unbekannter, den Ausläufern der deutschen Gottesfreunde nahestehender Niederländer jenes wunderbare Buch „Von der Nachfolge Christi" verfaßt, in welchem die religiöse und ethische Weisheit des Mittelalters, die Erfahrung von Jahrtausenden zusammengetragen ist. Was das Zeitalter der Renaissance in raschem Rausche erlebt und genossen, das faßte Montaigne in seinen unsterblichen „Essais" zusammen: ein Werk, von dem alle späteren Erzeugnisse dieser Gattung, Pascal's „Pensées" nicht ausgenommen, in hohem Grade beeinflußt sind. Montaigne ist der größte Analytiker des menschlichen Herzens mit all' seinen Thorheiten und all' den Erbärmlichkeiten dieses Lebens. Labruyère und Larochefoucauld gehen in seinen Fußtapfen; sie geben uns die Psychologie des Zeitalters Ludwig's XIV. Pascal hat weniger als einer von den Genannten erlebt und das Gewühl der Menge nur von ferne gesehen. Er kannte die Menschen nicht, gleich jenen, welche die Gesellschaft ihrer Zeit wie einen Handschuh umgewendet hatten: aber er kannte den Menschen in seiner Gesammtentwicklung und mit seinen unausrottbaren, auf das Transcendentale

gehenden Bedürfnissen und Aspirationen. Schon die angeführten Namen beweisen, daß Frankreich in dieser Literaturgattung allen andern modernen Ländern voraus ist; kein andres Volk hat die „Münzprägung" des Gedankens in solchem Umfang und mit solcher Virtuosität betrieben, als unsere westlichen Nachbaren. Ihre Cultur war der der übrigen Nationen voraus und überlegen, ihre Sprache hatte eine Ausbildung erlangt, welche sie zu einem unvergleichlichen Instrument gerade für solche Bethätigung machte und deren vollendete Kunst auf das Merkwürdigste abstach von der Verwilderung der unsrigen. Auch in unserm Jahrhundert hat Frankreich nicht aufgehört, an dieser Condensirung des nationalen Gedankens und der Empfindung zu arbeiten. Wir haben kürzlich die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den liebenswürdigsten Nachfolger Pascal's zurückgelenkt[1]): heute sei es gestattet, auf einen Denker der Gegenwart hinzuweisen, der plötzlich aus dem Dunkel seiner bescheidenen Existenz hervorgetreten, nicht unwerth ist, auch in Deutschland beachtet zu werden.

Der Abbé Joseph Roux ist 1834 in Tulle geboren, machte seine Studien im Seminar zu Brive, war Vicar in Varetz, dem Geburtsort des Großmeisters Pierre d'Aubusson, dann Pfarrer in Saint-Silvain und ist jetzt, seit 1876, Pfarrer in Saint-Hilaire le Peyrou, einem entlegenen Dorf des Bas-Limousin; seine ganze öffentliche und amtliche Thätigkeit war demnach der Landbevölkerung, und zwar einer recht rauhen und rohen, gewidmet. Schon als Vicar begann er zu dichten und zu schreiben und sich namentlich mit der provençalischen Literatur zu beschäftigen. Paul Mariéton gab in der „Revue Lyonnaise" und der „Revue du monde latin" einige seiner Arbeiten heraus, andere scheinen auch in Deutschland Seitens der romanischen Philologie Beachtung gefunden zu haben. Im Jahre 1870 hatte er das Unglück, sechs Hefte seiner „Pensées" auf dem Bahnhof zu Chartres zu verlieren. So gut als möglich reconstituirt, übergab er dieselben als „Maximes, études et images" an Mariéton, welcher aus der Sammlung dasjenige zusammenstellte, was 1885 zuerst unter dem Titel „Pensées" erschien[2]) und gewissermaßen der erste Band eines „Oeuvre" ist, dessen Fortsetzung die „Chanson lemouzina" (vierundzwanzig Epopöen), die „Études", die „Poésies" (Dichtungen in limousinischem Dialekt) bilden sollen.

II.

Der Herausgeber dieses Bändchens vertheidigt seinen Autor gegen den Vorwurf, er habe Flaubert's Kanon bei Seite gelassen, welcher lautet: „toute œuvre est condamnable, où l'auteur se laisse deviner". Mariéton gibt die Richtigkeit des Satzes zu, wogegen ich entschieden Einspruch erheben möchte, und rechtfertigt das Hervortreten der Person des Schreibenden im Text mit der eigenthümlichen Lage desselben. Es ist ein gutes Stück von sich selbst, was der Einsiedler des Limousin hier gibt: im Grunde bildet das Buch zum Theil „Bekenntnisse" und insofern einen höchst interessanten Beitrag zu einer Gattung der Literatur, die ihrer

[1]) Joubert's „Gedanken" und Briefwechsel. Deutsche Rundschau, 1886. Bd. XLIX, S. 348 ff.

[2]) Joseph Roux Pensées. Introduction par Paul Mariéton. Paris, Alph. Lemerre. 1885. Seither sind eine zweite und dritte, mehrfach modificirte Auflagen erschienen.

kritischen und monographischen Behandlung noch harrt. Aber Bekenntnisse eigner Art. Die Existenz dieses Pfarrers gehört zu jenen, in welchen — nach außen — sehr wenig oder gar nichts vorgekommen ist, was zu einer Darstellung herausforderte. Was der Verfasser zu „bekennen" oder zu schildern hat, sind ausschließlich innere Erfahrnisse und Begebenheiten. Wie Montaigne (Essais II, ch. 8) erklärt er (S. 6) seine durch den Kummer der Einsamkeit hervorgebrachte melancholische Stimmung als die Veranlassung dieser seiner Schriftstellerei, welche vor allem ihn selbst zum Argument und Gegenstand hat. „Dieser Kummer der Einsamkeit," sagt er, „welchen Montaigne nur während eines Theils seines Lebens gekannt, war mein Genosse von Jugend auf." Und er fügt hinzu, sehr aufrichtig: man werde, im Gegensatz zu den „Essais", in seinem Versuch eine sehr ausgesprochene Trauer, ja selbst ein wenig Bitterkeit finden. Diese persönliche Empfindung tritt öfter, wenn auch mehr oder weniger versteckt, hervor. Wo er von Washington Irving's Schilderung der Langweile spricht, welche einen Reisenden beim Anblick eines nicht enden wollenden Regens erfaßt, setzt er hinzu: „ich langweile mich nicht zu meinem Vergnügen. Ich lese nicht über die Langweile eines Andern, ich fühle die meinige. Das ist weniger poetisch." (S. 149). Viel stärker heißt es dann auf der folgenden Seite: „es gibt Leute, welche Einsamkeit und Schweigen weit suchen gehen. Ich Armer (pauvre moi) habe Beides ohne Kosten tiefer und dauernder, als ich es wünschen konnte, gefunden. Ich habe noch nicht gelebt, noch nicht gehandelt; das Bischen, was ich unternehmen mochte, zerrann mir in der Hand. Ehemals hoffte ich noch in meiner unfreiwilligen Muße; heute, um zehn Jahre zu alt, hoffe ich nichts mehr: keine Vergangenheit, keine Zukunft. Der Mensch hängt an der Gesellschaft wie ein Fötus an seiner Mutter, durch den Leib. O dieser Leib (ce ventre), der mich abhält, in das Land meiner Träume zu fahren! Stets habe ich gewünscht, geistig, ideal, göttlich zu leben; und ich habe allzeit nur vegetirt und dahin geschmachtet. Fern im Land, fern in der Provinz! Der letzte aller Menschen im letzten aller Länder! Wenn ich so rede, will ich weder mein liebes Limousin noch mich selbst als Menschen, als Christen und Priester gering schätzen. Aber man sehe doch, wo bin ich und wer bin ich? Ein Nichts in einem Nichts. Einige kommen und trösten mich . . . trauriger Trost! So tröstet und unterhält man einen Sterbenden, indem man ihn von dem zu überzeugen versucht, woran man selber zweifelt." (S. 150 f.). Die nämlichen Vorstellungen, dieselben Enttäuschungen sprechen aus dem schönen Abschnitt „le facteur rural". Wer auf dem Lande gelebt hat, wird mit Vergnügen dem Autor folgen, wie er den Landbriefträger als das Medium malt, das den Einsamen mit der ganzen Welt verbindet. Auch da heißt es einmal: „ich kann plötzlich lernen, daß ich aufgehört habe, unnütz und unbekannt zu sein." (S. 160). Ja, in peinlicher Weise bricht bald darauf (S. 162) der Schmerz aus in den Worten . . . „besser ist's doch, am Licht zu leiden als im Schatten. Denn hier leide ich; und ich finde gar nicht, daß die Einsamkeit ein Glück ist." Er klagt, daß die Dummheit Esprit für Bosheit halte (S. 78), er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er in der Lage des Abbé Vertot ist, dem die schwedische Regierung für seine „Révolutions de Suède" eine Pension und einen Orden zugedacht, der aber nichts erhielt, als der Gesandte erfahren hatte,

der treffliche Kenner der schwedischen Geschichte sei nur — ein simpler Landpfarrer (S. 102). „Lebendig begraben sein! — Was thut man nicht, um dies Unglück zu verhindern. Aber es gibt Seelen, Herzen, Intelligenzen, die lebendig begraben sind, und wer kümmert sich drum?" (S. 80). In diesem Aufschrei begegnet sich der aus der gebildeten Welt Verbannte mit unserm Uhland:

Lebendig sein begraben,
Es ist ein schlimmer Stern;
Doch kann man Unglück haben,
Das jenem nicht zu fern:
Wenn man bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmerniß und Schmerzen
Frühzeitig altern soll.

Ich kannte einen Mann, der genau in der Lage des Abbé Roux war. Er hatte jene Verse des schwäbischen Dichters, der ihm von Tübingen her ein lieber Freund war, als Motto auf sein Tagebuch geschrieben: als ihn das Glück später emporhob und unter den Leuchter stellte, hat er oft jenes Blatt mit den Uhland-schen Versen wiedergelesen und sich gefragt, ob er denn wirklich glücklicher sei als damals? Roux' Geständnisse sind ein merkwürdiger Beitrag zur innern Herzensgeschichte unserer Zeit und so mancher Priester, die am gleichen Wehe kranken. Es spricht freilich aus ihnen ein nicht geringes Selbstgefühl, vielleicht ein ungemessener Stolz, und man kann es bedauern, diese menschliche Regung nicht besiegt zu sehen durch den Triumph christlicher Ergebung und Losschälung. Aber die Erscheinung läßt sich nur zu gut erklären und verstehen. Ein berühmter Franzose behauptete mir gegenüber neulich, die Hälfte des ihm bekannten Klerus bestehe aus „Revoltés". Er kannte freilich nur die französische Geistlichkeit, und da ist es denn leider wahr, daß der „Gehorsam" als die einzige Tugend gilt, welche geschätzt ist, und daß Geist und Wissen schlechte Empfehlungsbriefe sind, die ein Abbé am besten auf seiner Wanderschaft in der Tasche behält. Es hat dies System der Bevorzugung der gefügigen Mittelmäßigkeit längst dort wie anderwärts gegolten[1]); unter der gegenwärtigen Regierung ist es mehr als je der Fall, da die republicanischen Machthaber, in deren Händen die Bischofsernennungen liegen, ängstlich darauf bedacht sind, keinen bedeutenden Mann zu irgend einer kirchlichen Stellung gelangen zu lassen. Hier wie auf anderen Punkten reichen sich der kirchenfeindliche Radicalismus und die bildungsfeindliche Beschränktheit verständnißinnig die Hand.

Das Buch des Abbé Roux ist kürzlich in der Académie française mit einem Preise gekrönt worden. Der Philosoph Caro hatte den Bericht über dasselbe abgestattet und ihm reiches Lob gespendet; aber nicht Alle stimmten ihm hierin bei.

[1]) Man vgl. den Aufschrei Gioberti's über „uomini ingegnosi ... depressi e schiocciati dalla stupida mediocrità prevalente" (Prolegom. del primato etc., 1846, p. 75), und das, was vor etlichen Jahren einer der namhaftesten katholischen Theologen Deutschlands, der päpstliche Hausprälat, Professor Dr. Hettinger in Würzburg, in der „Literarischen Rundschau" 1881, Nr. 1 über das in der „Lettre en réponse aux objections touchant la réforme des études des Séminaires" (Paris 1880) vertheidigte „Système des médiocrités" — die systematische Erziehung der Mittelmäßigkeit, geschrieben hat.

Man fand in den „Pensées" manches Gewöhnliche, oft Ausgesprochene, manche nichtssagende Phrase. Ich will gleich bemerken, daß ich im selben Falle bin und gewünscht hätte, die Auswahl Mariéton's wäre strenger gewesen und hätte einige paradoxe oder geradezu unverständige Sätze (wie Littérature no. XV, XVI, Histoire no. V) beseitigt. Neben etlichen derartigen Auslassungen, welche gänzlich zu tilgen wären, begegnen wir einer Anzahl literarischer Beurtheilungen, denen man gleichfalls nicht allseits beistimmen wird und die der gute Landpfarrer wohl auch unterdrückt hätte, wäre ihm die kritische Literatur des In- und Auslandes zugänglich gewesen. Sogar an ganz unrichtigen Urtheilen fehlt es nicht. Wenn er sagt: „L'imprévu, l'ébauché, voilà Corneille; le naturel, le fini, voilà Racine" (S. 24), so läßt das bezweifeln, ob er das Wesen der französischen Tragödie durchdrungen hat. Glücklicher ist der Autor mit einer Bemerkung über den Naturalismus der heutigen und der griechischen Kunst: „die Antike bekleidete den menschlichen Körper mit Scham und Hoheit; die moderne Kunst entkleidet selbst das Nackte. Sie ist schamlos (un impudique) und zuweilen unverschämt (un impudent). Athen goß die Seele über das Fleisch aus, Paris gießt das Fleisch über die Seele. Die griechische Statue erröthet; die französische macht erröthen." (S. 33). Erfreulich ist bei einem Franzosen die gesunde Bewunderung für Shakespeare: „er allein würde hinreichen für die Literatur eines Volkes." (S. 34). Ich übergehe die Beurtheilungen der älteren Dichter. Vielleicht interessirt es aber zu hören, wie unser Pfarrer über moderne Schriftsteller seines Landes denkt. Von Vigny heißt es: „er hat Rosenfinger, Perlenthränen, wie Homer's Aurora." Von Hég. Moreau: „ein Apfel, noch grün, aber schon verdorben, den man gehörig ausputzen muß, ehe man ihn versucht." Von St. Beuve: „wie viel Poesie in seiner Prosa, und wie viel Prosa in seiner Poesie!" Von Aug. Barbier: „mächtige Donnerschläge, aber keine Blitze." Ganz vortrefflich wird Jacques Delille gemalt: „eine Mumie in der Haltung, aber ohne die Bewegung des Lebens: l'animal pris dans les glaces, das die äußerste Anstrengung macht, um anzufangen, und doch nie anfängt. Praxiteles belebte den Stein, Delille versteinert Gedanken, Empfindung, Bilder. Er ist in der Poesie die Fontaine de Saint-Alyre". (S. 40). Von Chateaubriand wird, meines Erachtens überaus richtig, gesagt (S. 41): „man hat Alles gethan, um ihn herunterzudrücken. Sainte-Beuve hat sich alle Mühe gegeben, ihn dem Erdboden gleich zu machen. Umsonst: man kann ihm Krone und Mantel nehmen, immer bleibt er noch groß genug, um seine größten Feinde um eine ganze Schulterhöhe zu überragen." Recht boshaft meint der Verfasser von Jules Janin: „er schreibt, und dann denkt er." (S. 44). Ueberhaupt denkt und spricht er von seinen Landsleuten in einer Weise, die uns oft in Verwunderung setzen muß: so offen und objectiv urtheilt selten ein Franzose über Franzosen: „die Griechen sagten zu den Fremden: Barbaren; die Fremden antworteten: ihr Kinder. Gleichen in Europa wir Franzosen nicht ein wenig diesen Griechen?" (S. 62).

Ich hebe nur noch einige Aussprüche heraus, um dann zu der Hauptsache zu kommen. „Man sagt, l'esprit court les rues — der Geist ist auf der Straße zu finden. In Wirklichkeit, ich habe lange gewartet, um ihm zu begegnen, damit ich den Hut vor ihm abziehen könne. Er findet sich ebenso selten in den Gassen

wie in den Salons." (S. 80). „Das Veilchen unter dem Gras, die Nachtigall im Gebüsch, das Genie, das auf seine Stunde wartet, die Tugend, die sich verbirgt — vier herrliche Dinge." (S. 89).

Ein Mann wie der Einsiedler des Limousin muß oft seine eigenen Betrachtungen über die mit Gold und Purpur überworfenen, gekrönten Mittelmäßigkeiten der Zeit anstellen, während so manches Talent in der Ecke verkommt: „wer," fragt er einmal, „mag aber mehr leiden: die Capacität, die unten steht, statt oben zu sein, oder die Mittelmäßigkeit, die oben steht, statt unten geblieben zu sein?" (S. 89). Es ist ein naheliegender Gedanke, der ihm zwei Seiten weiter kommt: „hast du weder Tugenden noch Laster, so freue dich: man wird sagen: du seiest ein guter Mensch. Fehlt dir Geist und Phantasie, tröste dich: man wird finden, du seiest vernünftig und positiv." (S. 91).

Mit einem andern Ausspruch ist einer der wunden Punkte der französischen Literatur berührt: „zu viele gesellschaftliche oder literarische Convention hindert uns, als Bürger wie als Schriftsteller unsere Individualität zum Ausdruck zu bringen (d'être soi)." (S. 93). In Deutschland leidet unsere literarische Kritik nur zu oft an dem völligen Mangel jener durchaus nicht inhaltleeren Formen, welche Erziehung und gesellschaftlicher Anstand allein zu geben vermögen. Unser literarischer Ton ist oft und gerade auf den Gebieten der Literatur, wo eine verfeinerte Sitte durch den Gegenstand selbst nahe gelegt scheint, roh und verwildert: er riecht nur zu oft nach der Bauernhütte oder der Werkstätte, aus denen unsere Gelehrten zum Theil hervorgegangen sind. In Paris ist es umgekehrt. Was Frankreich an Geist und Wissen besitzt, ist hier zusammengeflossen; man muß miteinander leben und ist nie sicher, dem Gegner, welchen man Morgens angegriffen, Abends nicht beim Diner zu begegnen. Die physische Nähe hat in Folge dessen die Gegensätze bis zu einem Grade abgeschliffen, daß ausgeprägte schriftstellerische Individualitäten immer seltner werden und das Geschäft der literarischen und wissenschaftlichen Kritik zu einer unglaublichen Hohlheit und Unwahrheit herabgesunken ist.

Das innere Leben der Seele ist selbstverständlich das Lieblingsthema unsers Autors; und er gibt uns da schöne Früchte seines Nachdenkens. „Ein ganzer Himmel liegt in einem Tropfen Thau, eine ganze Seele in einer Thräne." (S. 96). „Dieselben Wolken, die sich zusammenziehen und verdunkeln, um das Licht der Sonne fernzuhalten, werden weich und durchsichtig, wenn die Sonne sie zwingt, Platz zu machen." Ein Wort von hervorragender Toleranz ist dieses: „unterdrücke die Neigung, Diejenigen als Feinde zu behandeln, welche nicht wie du glauben, beten, denken, handeln und sprechen." (S. 101): man sieht, Herrn Roux fehlt alle Anlage zum Groß-Inquisitor. Er wird fort und fort in seiner Einsamkeit über die Geheimnisse des Lebens und die Thorheiten der Menschen brüten dürfen und den großen Kampf gegen die den Einsamen, der ja „gar bald allein" ist, bedrohende Traurigkeit führen müssen. Was es damit für eine Bewandtniß hat, das weiß er wohl. „Es gibt Tage, wo man sich von den großen Wassern der Traurigkeit überfluthen läßt. Unsere Intelligenz wird niedergeschlagen, unser Wille unterliegt, unsere Seele verläßt uns . . . Man lebt mit seiner Qual wie der Bösewicht mit seinen Gewissensbissen . . . Furchtbare Prüfung! Welches Gift

ist diesem ‚virus' zu vergleichen, das versteinert und aufzehrt; das Alles lähmt, zerbricht und auflöst; das uns der Tugend und des Edelmuthes satt macht, das uns Allen und uns selbst zum Feinde macht? Man löst sich los von dem, was man am meisten liebt, freiwillig, kalt, eigensinnig. Man zeigt das traurigste Geschick, sich selbst, sein Glück, das Glück der Erinnerung wie das Glück der Hoffnung zu zerstören. Jedes milde, gute Wort hat für uns einen bittern Beigeschmack; jeder freundliche Dienst, jede schmeichelhafte Auszeichnung, jede zarte Aufmerksamkeit wirkt auf uns wie eine Ironie. Wenn ein solcher Zustand dauerte, Wehe uns! Aber Gott, mit dem wir hadern (denn dieses seltsame Alpdrücken macht uns auch schlecht auf Gott zu sprechen), sieht mitleidig auf die Schwächen unseres Stolzes, und um uns dieser Gefahr zu entreißen, schickt er uns einen überwältigenden Trost oder einen wirklichen Schmerz." (S. 108 f.). Und wieder sprechen innere Erfahrungen, die nur beurtheilen kann, wer sie selbst durchlebt, aus den Worten: „ein Herz, das viel geweint, gleicht dem Felsen des Horeb, der jetzt vertrocknet ist, aber die Spuren jener Wasser trägt, die einst hier flossen." (S. 114). Und, „es gibt in dieser Welt Wesen, die nicht von dieser Welt sind. Das Publicum (lange Zeit pflegte man zu sagen: die Menge — le vulgaire), das sie vorübergehen sieht, hält sie für stolz, bizarr, unvernünftig. . . Ah! wenn das Publicum sähe oder wüßte, wie Jene empfinden, denken, leiden! Es würde sie mehr für Menschen als die übrigen Menschen erachten." (S. 114).

Es ist ein altes Thema: keinen großen Menschen gibt es ohne eine große Liebe; und keine große Seele ohne ein großes Leid. Unser Autor variirt es in dem Satze: „die hohen Berge sind voll von Quellen; große Herzen sind voll von Thränen"; aber versöhnend ist, was er hinzufügt: „verbessern wir uns, indem wir aufhören, an die Menschen zu glauben, auf sie zu hoffen, nicht aber, sie zu lieben." (S. 116).

„Familie und Kinder" sind ein Capitel, das bei unserm Pfarrer auch nicht übersehen ist; und da finde ich für beide Geschlechter ein brauchbares Recept: „die Frau soll soviel ertragen als möglich, und der Mann sowenig als möglich e r t r a g e n zu werden trachten." (S. 127). Und auch die Frage trifft einen Krebsschaden unserer vielwissenden und alles Mögliche lernenden Gegenwart: „macht der Unterricht gute Naturen ebenso besser als er böse Naturen verschlechtert?" (eb.).

„Liebe und Freundschaft" gehen nicht leer aus. „Jede menschliche Neigung zerfällt früher oder später, wenn der Gedanke an Gott als Princip, als Motiv, als Ziel sie nicht befestigt und weiht." — „Ein stets heiteres Antlitz besitzt eine geheimnißvolle und mächtige Anziehungskraft; traurige Gemüther kommen zu ihm, um sich wie an der Sonne zu wärmen." (S. 177). — „Begreife mich, so wirst du mich lieben! — Liebe mich, so wirst du mich begreifen, sagen um die Wette der Mann des Genies und der des Herzens." (S. 179). — „Sich einbilden, man kenne die Liebe, wenn wir Gott nicht lieben gelernt, heißt jene kleine Lache Wassers für das Meer mit seinen azurnen Wogen nehmen." (S. 181). — „Was ist die Liebe? zwei Seelen und ein Fleisch; was die Freundschaft? zwei Körper und eine Seele." (S. 183). — „Die Freundschaft ist das Ideal; die Freunde sind die Wirklichkeit; sie bleibt immer weit hinter dem Ideal zurück."

(S. 183). — „So erprobt auch eine Freundschaft ist, es gibt Confidenzen, die sie nicht hören, Opfer, die man nicht von ihr verlangen darf." (S. 184). — „Die Bäume, welche der Frost berührt hat, gehen nicht sofort zu Grunde. Der Frühling sucht sie noch einmal mit einem Reste von Lebenssaft heim und schmückt sie noch einmal mit etwas Laub; dann sterben sie ab. So ist es mit manchem Herzen: tief verwundet, liebt, spricht, lächelt es noch eine Zeit lang, ehe es für dich dahinstirbt." (S. 188). — Und zuletzt das schöne Wort: „man nennt eine Waise, wer seinen Vater, Wittwer, der seine Gattin verloren. Und den, der den unermeßlichen Schmerz kennt, seinen Freund zu verlieren — mit welchem Namen nennt man ihn? Da schweigt jede menschliche Sprache, ohnmächtig, dies mit seinem Namen zu nennen." (S. 189).

Daß ein Priester Betrachtungen wie die vorliegenden nicht niederschreiben kann, ohne an Gott zu denken und an die Religion, deren Diener er ist, versteht sich von selbst. Und so ist das Schlußcapitel des Buches diesem höchsten Gegenstande gewidmet. Ich hebe nichts davon heraus als einen der letzten Sätze: „der Bettler klopft an; und aus dem verschlossenen Hause antwortet eine Stimme: gehe deines Weges, ich gebe nichts. Der Bettler wandert zu einer andern Thüre und klopft: sei willkommen, tritt ein! antwortet man von innen. O Seele, die du von der Welt verstoßen wirst, lasse den Muth nicht sinken! Wende dich Gott zu, er öffnet dem, der an seine Pforte klopft und gibt dem, der ihn um etwas bittet." (S. 223).

Aber das Alles ist es im Grunde nicht, um dessentwillen ich es der Mühe werth finde, die deutsche Leserwelt mit den „Pensées" des limousinischen Einsiedlers zu unterhalten. Was diesen „Gedanken" einen mehr als vorübergehenden Werth sichert, ihre eigentliche pièce de résistance ist vielmehr das Capitel (VIII) über das Landleben und die Landleute. Lange Erfahrungen und Beobachtungen haben den armen Limousiner Landpfarrer in die Lage gesetzt, hier einen glücklichen Wurf zu thun und gewissermaßen die Seele des Bauern zu entdecken. Bei uns hat Riehl freilich längst dies Stück der deutschen Volksseele auch analysirt; für Frankreich füllt Abbé Roux eine entschiedene Lücke aus, und er faßt den Bauer doch auch von Seiten an, die Riehl ferner lagen und manches Treffende schärfer, wenn auch härter und unbarmherziger aussprechen, als es jemals geschehen ist. Gehen wir demnach auf diese anatomisch-pathologische Section des Bauern näher ein.

Einiges, was in der ersten Auflage enthalten war, hat die dritte beseitigt oder gemildert. So fehlt gleich zu Anfang des Abschnitts der erste Satz: „was ist ein Bauer? ein unförmlicher Mensch". Anderes gibt die neue Ausgabe (von § LXXIV an), was in der ersten fehlte.

„Die Stadtleute (die Leute von Tulle)," hebt der Verfasser an, „nennen unsere Bauern peccata. Der Spottname trägt einen merkwürdigen Sinn in sich. Der Bauer ist in der That die Sünde, die Erbsünde, noch ganz erhalten und augenfällig, in ihrer vollen rohen Naivität, in ihrer ganzen naiven Brutalität." — „Der Bauer liebt nichts und liebt Niemanden als für den Gebrauch, zu dem Menschen und Dinge ihm dienen." — „Wenn du dem Bauer Gutes thust, wird er dich vielleicht nicht darum lieben; thue ihm Uebles, und du kannst

ſicher ſein, daß er dich fürchtet.“ — „Der Bauer, der zu uns kommt, weil er unſer bedarf, hält ſich für nothwendig und gibt ſich eine Wichtigkeit von dem Augenblick an, wo wir aus Nächſtenliebe zu ihm gehen.“ — „Der Bauer iſt Deiſt: darüber hinaus iſt ihm gleichgültig, was man ſagt und was man thut (il laisse dire et laisse faire).“ Wer denkt dabei nicht an Riehl's höchſt treffenden Ausſpruch: „des Bauern Religion iſt ſeine Gewohnheit“? — „Wer weiß, wen oder was man nöthig haben kann. Das iſt, kurz gefaßt, die ganze Sorge, das Kriterium und das Motiv für die Handlungen des Landmanns.“ — „Der Bauer iſt ein ſchlechtlauniger Zahler, wie der Boden, den er bebaut.“ — „Es gibt in der Schöpfung kein Thier (animal), das nüchterner wäre als der Bauer bei ſich zu Hauſe, das unmäßiger iſt als der Bauer bei Anderen.“ — „Jeder Landmann, der leſen und ſchreiben lernt, entſagt von weitem in ſeinem Herzen dem Landleben.“ — „Ich kannte Bauern, die die Sonne ſozuſagen anbeteten. Dieſer Herd von Licht und Wärme ſchien ihnen ein überirdiſches Weſen, etwas Schöpferiſches. Im Bauer bleibt immer ein Stück vom ‚Heiden‘ zurück.“ — „Der Ackersmann iſt unvollſtändig ohne ſein Vieh; nimm ihm ſeinen Ochſen, ſeine Kuh, ſeinen Eſel, ſo iſt er nur ein Stückwerk. Der Dekalog ſcheint Manchen lächerlich . . . Aber Moſes kannte ſeinen Mann. Auch die Geſetzgebung des Mittelalters ſchützte das Zugvieh.“ — „Ein Weltweiſer definirte den Menſchen als ein religiöſes Thier. Ich bin leider kein Philoſoph, ſonſt würde ich den Bauern definiren als ein abergläubiſches Thier.“ — „Seit Kurzem exiſtirt ein Ungeheuer: das iſt der ungläubige Bauer.“ — „Der Bauer ging ſehr ſchwer vom Heidenthum zum Chriſtenthum über; das hat Wunder gekoſtet. Er wird zu viel billigerm Preis vom Chriſtenthum zum Heidenthum zurückkehren.“ — „Ein Bauer iſt inſoweit ein Menſch, als ein Marmorblock eine Statue iſt.“ — „Der Bauer hat zwei Worte, um die Gefährtin ſeines Lebens zu bezeichnen: femena, femna (im Limouſin). Den Ausdruck femna braucht er nur von dem Weib des Menſchen; la femena bezeichnet auch das Weibchen des Thieres. Mit Rückſicht darauf ſollte la femena ſelten oder gar nicht gebraucht werden. Es iſt — ſehr bezeichnend — gerade der Lieblingsausdruck.“ — „Das Vaterland! Wahrhaftig, ein ſchönes Wort, das prächtig klingt und Jedermann ergreift — nur nicht den Bauern. Damit der Bauer ſich mit Schrecken erhebe, mußt du ihm zurufen: Dein Haus, deine Felder, dein Beſitzthum iſt bedroht!“ — „Ich hätte die Bauern wohl gern, wenn der Bauer mich nicht ekelte.“ — „Der Bauer ſtirbt vor Hunger, um nach ſeinem Tode genug zu haben.“ —

Recht poſitive Erlebniſſe mögen unſerm Pfarrer nachſtehende Gedanken abgepreßt haben: „Unſere Bauern ertragen wohl Gott: er ſitzt ihnen gewiſſermaßen nicht auf dem Nacken — wenn er überhaupt, denkt der Bauer, irgendwo ſitzt; und dann verlangt er weder Gold noch Silber. Im Gegentheil ertragen die Landleute die Menſchen ſchwer, die im Namen Gottes zu ihnen reden: Papſt, Biſchof, Pfarrer.“ — „Was ſollen wir dem Pfarrer bezahlen, der nichts nöthig hat, wir Bauern, die an Allem Noth leiden!“

„Der Bauer geht nicht ſpazieren.“ — „Er gibt am Hochzeitstage ſeiner Frau den Arm, zum erſten und zum letzten Male.“ — „Verkaufen, einerlei was, einerlei wie, einerlei wem, alſo Geld löſen, das iſt die ganze Diplomatie des

Bauern auf dem Markt. Der Markt ist sein zweites Daheim, wo er sich ebenso gut wie zu Hause gefällt. Auf dem Markte angelangt, hört er auf ein Christ, ein Mensch zu sein. Er gleicht einer Spinne mitten in ihrem Netz. Nichts ist ihm mehr theuer, weder die Bande des Blutes, noch die der Freundschaft! A la guerre, comme à la guerre, à la foire, comme à la foire." „Man sieht ihn, und er fühlt sich selbst entschlossen, seinen liebsten Nachbarn, selbst Vater und Mutter zu betrügen, wenn er nur möglichst schnell und möglichst gut verkaufen kann." „Uebrigens entvölkern der Absinth und das System des Malthus unsere Landstrecken ersichtlich. Die Natchez und die Mohikaner sind gewesen. Nächstens kann man ein Buch schreiben mit dem Titel: „Der letzte Bauer."

Natürlich wendet sich der Blick des Verfassers auch auf die Thätigkeit seines eigenen Standes inmitten des ihn hier beschäftigenden Elementes. Man sagt ihm: ihr Priester predigt diesen Bauern das ganze Jahr, und doch bessern sie sich in nichts. Ja, antwortet er. Aber, wenn man ihnen seltener oder gar nicht mehr predigte, so würden die Bauern gar bald noch viel schlimmer sein, als sie sind. Und damit spricht Abbé Roux eine gewichtige Wahrheit aus. Wenn der Landmann sich wenigstens hie und da über das Niveau der rein animalischen Existenz erhebt, so geschieht das fast ausschließlich unter der sittigenden und erhebenden Einwirkung der Religion. Wer sehen will, was übrig bleibt, wenn man ihm diese nimmt, der durchwandere an der Hand von Taine's Geschichte der französischen Revolution gewisse Landschaften Frankreichs, wo der politische und noch mehr der religiöse Nihilismus die bäuerliche Bevölkerung ergriffen hat.

Aber so scharf und schneidend unser Autor des Bauern innerste Natur bloslegt, er ist doch nicht blind für die Idylle des Dorfes. „Gewährt mir Gott einmal, das Dorfleben zu verlassen, so wird es, gesehen durch das Medium meiner Erinnerungen, vielleicht meiner regrets, seinen Reiz für mich gewinnen, so wie die Gesichter gewisser Verwandten, die uns streng behandelten, und die uns mild und freundlich anschauen, wenn sie nicht mehr sind" (S. 163). Und am Schlusse seines Capitels über die Bauern erzählt er uns eine Scene, wo in anmuthiger Weise die Poesie des Landlebens mit derjenigen des religiösen Bewußtseins zusammenschmilzt.

„Ein armes Kind ist am Tode. Man zündet eine Kerze an, zu Ehren des Sacramentes, welches der Priester eben bringt, und auch, um an dieser dunkeln Stätte etwas zu sehen. Die Umstehenden knieen auf dem feuchten Boden nieder. Meine Augen gewöhnen sich allmälig an das Dunkel, und ich fange an, die Gegenstände ringsumher zu unterscheiden. Der kleine Kuhhirte liegt auf einem Gerüst von schlecht mit einander verbundenen Brettern. Ein Bund Stroh dient ihm als Kopfkissen, ein Stück zerrissener Packleinwand als Betttuch, seine Jacke, seine Hosen, ein paar unförmliche Lumpen als Decke. Noch nie in meinem Leben hatte ich solches Elend gesehen. Und mitten in demselben lag dies Kind, strahlend von Ergebung und rührender Unschuld. Nichts war hier rein als sein Antlitz und der weiße Chorrock des Priesters, alles Uebrige in dieser Hütte erschien fahl und schmutzig: kaum daß das schwache Licht des Kerzleins gegen die dichte Finsterniß aufkam. Ich beugte mein Knie, und mich wieder aufrichtend, sprach ich die Worte der Lossprechung über den geduldigen Kranken; dann näherte ich mich

ihm, beugte mich über ihm nieder und speiste seine fast schon erkaltete Lippe mit dem Gott alles Trostes. In diesem Augenblick klirrte eine Kette, und aus einer Oeffnung des Verschlages tauchte der Kopf eines Thieres nahe über dem Lager des Sterbenden auf, und gleich darauf noch ein anderer. Es waren eine Kuh und eine Eselin, die ihren Hals nach dem Bette hin ausstreckten, als suchten sie liebevoll die halbnackten Füße dessen zu küssen, der vor wenigen Tagen sie noch zur Weide geführt hatte. Es durchschauerte mich bei diesem Anblick, und die Thränen stiegen mir in die Augen. Weihnachten stand vor der Thüre, und ich glaubte mich nach Bethlehem versetzt, in jene große, heilige Nacht. Nichts fehlte da. Da waren der Stall, die Krippe, das Kindlein Jesus, denn jeder Arme ist ja ein Jesuskindlein; jene arme Frau in der Ecke, des Kranken Mutter, konnte diejenige vorstellen, welche eben geboren; die Leute umher bedeuteten mir Joseph, die Hirten, die Weisen aus dem Morgenlande; die beiden armen Thiere Ochs und Esel; das Licht war mir der wunderbare Stern; ich, der Diener des Heiles, stellte den Engel dar, der gesandt wurde, um die frohe Botschaft zu verkündigen. . . . Endlich hauchte der Kranke seinen letzten Seufzer aus. Gott, rief ich, stieg vom Himmel herab in eine Krippe: du, mein Kind, steig hinauf aus dieser Krippe zum Himmel. Nie werde ich diese Scene vergessen“ (S. 174).

Ich weiß nicht, ob die Pfarrkinder des Abbé Roux das gelesen haben, was ihr Seelsorger über die Bauern im Allgemeinen und über die des Limousin im Besondern geschrieben hat. Wenn sie es aber gelesen, ich denke, sie haben ihm Alles verziehen, nachdem ihr feuchtes Auge diese letzte Seite des Buches gekostet hat. — — —

Das natürliche System der Organismen und die unteren Grenzen des Lebens.

Von

Eduard Strasburger.

Das natürliche System der Organismen begann seine Entwicklung zu einer Zeit, da der Glaube an die Constanz der Species die Wissenschaft unumschränkt beherrschte. Karl v. Linné war mit der ganzen Wucht seiner genialen Persönlichkeit für die Unveränderlichkeit der Arten eingetreten, und mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, bevor dieser Glaube erschüttert werden konnte. Linné selbst, der Schöpfer eines künstlichen Pflanzensystems, das bis auf den heutigen Tag seinen hohen didaktischen Werth behalten hat, fühlte wohl, daß mit jenem System das letzte Wort der ordnenden Pflanzenkunde nicht gesprochen sei. Die vorhandenen Beziehungen der Arten und Gattungen organischer Wesen zu einander konnten seinem Scharfblick nicht verborgen bleiben, und so stellte er denn bereits, neben seinem künstlichen Systeme, eine Reihe „natürlicher" Pflanzenordnungen auf, deren viele natürlichen Verwandtschaftskreisen thatsächlich entsprechen. Dabei hob Linné ausdrücklich den Werth der natürlichen Methode der künstlichen gegenüber hervor und bezeichnete sie als höchstes Ziel der systematischen Forschung. Das ähnliche Streben, auf Grund vergleichender Betrachtung nach der Summe der Aehnlichkeiten ein natürliches System aufzubauen, kam in den Bestrebungen der Jussieu und der de Candolle zum Ausdruck und die ältere Bezeichnung „Ordnung" wurde bald durch die neuere der „Familie" ersetzt. Dabei nahm der innere Widerspruch zu, der zwischen dem Begriff einer natürlichen Verwandtschaft und der Constanz der Species von Anfang an bestanden hatte. Die Vorstellung von der Verwandtschaft gewann einen mystischen Charakter, sie wuchs zu einem abstracten Typus, einer idealen Grundform an, von welcher man verwandte Gestalten abzuleiten suchte. Dieser Stimmung gab der schwedische Botaniker Elias Fries im Jahre 1835 bezeichnenden Ausdruck, als er das natürliche System für etwas Uebernatürliches erklärte und in jeder Abtheilung desselben die Verkörperung einer Idee erblickte. Alle solche Vorstellungen mußten mit dem Augenblicke weichen, in welchem der Glaube an die

Unwandelbarkeit der Arten fiel. Im Lichte der Descendenzlehre gewann die natürliche Verwandtschaft eine nicht minder natürliche Grundlage. Es brach sich die Vorstellung Bahn, daß die lebenden Wesen langsam aus einander durch allmälige Veränderung hervorgegangen seien. Die Aehnlichkeit unter den Organismen konnte somit der Ausdruck ihrer Blutsverwandtschaft werden, die Arten einer Gattung, die Gattungen einer Familie sich wirklich aus gemeinsamer Grundlage entwickelt haben. Stammbäume wurden nunmehr construirt, welche den Grad dieser Verwandtschaft zum Ausdruck bringen sollten. Man stellte sich das ganze organisirte Reich jetzt gern in Gestalt eines einzigen, reich verzweigten Baumes vor. An diesem Baume vergegenwärtigen Hauptstamm, Aeste und Zweige die untergegangenen Arten der Organismen, während in dem grünen Schmuck der Blätter die heut noch lebenden zu erblicken sind. Ob das System der Organismen durch einen einzigen oder durch mehrere Stammbäume darzustellen sei, wurde aber bald zur Streitfrage, da die Mittel für die Entscheidung fehlten, ob der Ursprung der Organismen an einer einzigen oder an mehreren Quellen gesucht werden müsse. Weitere Arbeit und weitere Ueberlegung steigerten nur die vorhandenen Schwierigkeiten und stimmten in der Aufstellung von Hypothesen zu immer größerer Vorsicht. Thatsächlich sind wir ja für den Aufbau von Verwandtschaftsreihen fast ausschließlich auf die jetzt lebenden Organismen angewiesen. Wir lassen uns durch vergleichend morphologische Gesichtspunkte leiten, das heißt, wir schließen aus einer Summe von Aehnlichkeiten im Bau und in der Gestalt auf einen gemeinsamen Ursprung. Unser Führer müßte die Paläontologie sein, die Wissenschaft von den ausgestorbenen Thier- und Pflanzenarten; was uns die älteren Bodenschichten an Resten von Organismen in Abdrücken und Versteinerungen zurückgeben, ist aber leider so lückenhaft und unvollkommen, daß es nur wenig zur Ebenung der vorhandenen Schwierigkeiten beitragen kann. Unschätzbar wichtig bleibt trotzdem die durch die Paläontologie geförderte Thatsache, daß die Organismen um so einfacher werden, je älteren Bodenschichten sie angehören. Diese Thatsache stützt in eminenter Weise die Annahme einer langsamen Veränderung der Organismen und ihrer Entwicklung auseinander. Die Paläontologie hat daher auch zur wissenschaftlichen Begründung der Descendenztheorie wesentlich beigetragen; doch die Lücken im System auszufüllen, das vermag sie nur in den seltensten Fällen. Die Trennung in die großen Abtheilungen war im Pflanzenreich schon zur paläozoischen oder Primärzeit vollzogen, zu einer Zeit somit, aus der uns nur ganz spärliche Pflanzenreste erhalten geblieben sind; im Thierreich erfolgte diese Trennung zum Theil erst später, dagegen waren die Aussichten für die Erhaltung eines Thierkörpers von vorn herein noch bei weitem weniger günstig. Die Paläontologie wird daher nur den Grund für unser System legen, nie aber im Einzelnen den Gang der Entwicklung aufdecken können. Zur vollen Klarlegung des Ursprungs der jetzt lebenden Wesen, zur Aufstellung des wahren natürlichen Systems der Organismen, dazu wäre eine lückenlose Reihe nöthig, die abwärts bis an den Ursprung des Lebens reichen müßte. Wir werden somit in unserem „natürlichen" System der Organismen auf die indirecten Methoden angewiesen bleiben: auf die vergleichend morphologische Forschung und die sich aus derselben ergebenden Abstractionen. Der

Anspruch, den unsere Systeme auf Natürlichkeit machen dürfen, ist und wird somit ein sehr bedingter bleiben. Sollen übereinstimmende Merkmale für die Beurtheilung des Verwandtschaftsgrades verwerthet werden, so steht die indirecte Schlußfolgerung stets vor der schwierigen Aufgabe, nach subjectiver Abschätzung entscheiden zu müssen, ob es sich um Gleichwerthigkeit oder nur um Aehnlichkeit handle. Daß diese Gesichtspunkte nie aus den Augen verloren werden dürfen, das lehren uns schon die Erfahrungen des täglichen Lebens. Gleicht ein Kind den Eltern in einem bestimmten, ausgeprägten Zuge, so führen wir dies auf directe Vererbung zurück und hätten auch wissenschaftlich volles Recht, von der Gleichwerthigkeit solcher Merkmale zu sprechen; die Aehnlichkeit zwischen zwei völlig fremden Menschen halten wir hingegen für etwas bloß Zufälliges und müßten sie auch im wissenschaftlichen Sinne als bloße Analogie bezeichnen. Hat man es im System mit nah verwandten Arten einer Gattung zu thun, so zweifelt man kaum an der Gleichwerthigkeit übereinstimmender Charaktere; sehr unsicher wird die Schlußfolgerung bei entfernt im System vertheilten Wesen und besonders schwierig dort, wo die Uebergangsformen fehlen und es gilt, mit der Schlußfolgerung eine Lücke zu überbrücken. Daß auffallende Aehnlichkeiten zwischen Wesen bestehen können, die fern im System auseinanderliegen, das hat besonders auf dem Gebiete der Gewebelehre die Forschung der letzten Jahre gezeigt. Die feinsten Uebereinstimmungen der Structurverhältnisse ergaben sich wiederholt zwischen Wesen, die als blutsverwandt unmöglich gelten, und die unmöglich auch diese Uebereinstimmung gemeinsamen Vorfahren verdanken konnten. Solche „Aehnlichkeiten" zeigen eben, daß die lebende Substanz, vermöge der ihr zukommenden Eigenschaften, unter übereinstimmenden Bedingungen zu ähnlicher Formgestaltung neigt. Daß die Möglichkeit solcher Aehnlichkeiten die vergleichend morphologischen Schlüsse wesentlich erschwert, ihre Sicherheit unter Umständen gefährdet, leuchtet ohne Weiteres ein.

Die lebenden Wesen, welche jetzt unseren Erdball bewohnen, sind nach dem Grade ihrer Ausbildung und dem Grade ihrer Functionen weit von einander verschieden. Neben hoch organisirten Wesen gibt es auch solche von möglichst einfachem Bau. An dem einheitlichen Stammbaum der Organismen hätten letztere somit tief entspringende Aeste zu belauben. Wie soll aber die Thatsache gedeutet werden, daß so einfache Wesen in der Jetztzeit überhaupt noch bestehen? Sollten dieselben fast unverändert sich seit Beginn des organisirten Lebens auf unsrem Erdball erhalten haben, während andere zu immer größerer Vervollkommnung fortschritten? Eine solche Annahme ist nicht unmöglich, doch auch nicht eben wahrscheinlich, so daß manches Bedenken gegen dieselbe bereits laut wurde. Will man aber nicht diese einfachen Wesen durch alle Erdperioden hindurch zurückverfolgen, so bleibt nur die Annahme ihres späteren Ursprungs übrig, die völlig neue Gesichtspunkte in unsere Anschauung hineinbringt. Es ließe sich in der That denken, daß die verschiedenen Wesen niederer Organisation nicht auf niederer Entwicklungsstufe zurückgebliebene Glieder, vielmehr Endglieder verschiedener Reihen seien, die in verschiedenen Zeitperioden ihren Ursprung durch Urzeugung gefunden hätten. Eine solche Urzeugung wird theoretisch für den Ursprung des Lebens gefordert, und da frägt es sich weiter, was logischer sei, diese

Urzeugung nur einmal, gewissermaßen als Ausnahme, oder eine unendliche Zahl von Malen als allgemeines Gesetz anzunehmen? Die Bedingungen für das Bestehen lebender Substanz sind heute noch wie früher vorhanden; also läßt sich annehmen, daß auch die Bedingungen für das Entstehen gegeben sind.

Die Beantwortung dieser Frage liegt, so sollte man meinen, bei der directen Erfahrung; diese müsse über das Bestehen einer Urzeugung entscheiden. So weit nun die directe Erfahrung bis jetzt reicht, hat sie sich über Urzeugung stets im verneinenden Sinne geäußert. Wir greifen hiermit in eine Streitfrage ein, an der verflossene Decennien sich lebhaft ereifert haben, welche jetzt aber eine sehr objective Behandlung zuläßt. Die heftigen Erörterungen zwischen Pasteur und Pouchet hatten schließlich zu einem vollständigen Siege des Ersteren geführt, der mit aller Schärfe nachwies, daß, bei Abschluß der Keime, der Beobachtung zugängliche, lebende Wesen an keiner Stelle entstehen. Auf eine nochmalige Beschreibung der so oft geschilderten Pasteur'schen Versuche will ich hier nicht eingehen und hebe hervor, daß auch alle späteren Versuche, die Urzeugung durch directe Beobachtung zu erweisen, als gescheitert anzusehen sind. Auf welche Schwierigkeiten die Forschung auf jenem Gebiete unter Umständen stoßen kann, soll ein Beispiel zeigen. Aus leblosen Stärkekörnern sieht man gelegentlich kleine, belebte Wesen hervortreten und kann kaum anders annehmen, als daß sie durch directe Umwandlung der Stärkesubstanz hervorgegangen seien. Die Sache liegt aber anders. Ein oder einige kleine Wesen, Klümpchen von wenig regelmäßiger Gestalt, sind zuvor an das ellipsoidische Stärkekorn herangetreten und umflossen dasselbe, eine dünne, geschlossene Haut an dessen Oberfläche bildend. Von dieser lebendigen Hülle wird das Stärkekorn verdaut und schließlich entstehen aus der lebendigen, auf Kosten der Stärkemasse vermehrten Substanz, neue, nach außen tretende, kleine Wesen. Ganz neuerdings wurde wiederum mit voller Bestimmtheit die Entstehung von Bacterien aus Körnchen des Zellinhalts in dem Gewebe lebender Pflanzen behauptet, doch diese Angabe erwies sich nur zu bald als ein grober Irrthum. Untersucht man, bei hinreichend starker Vergrößerung, das Gewebe der in Betracht kommenden Pflanze, einer schwimmenden, in den Gewächshäusern der botanischen Gärten vielfach cultivirten, südamerikanischen Froschbiß-Art (Trianea bogotensis), so wird man in der That in dem Innern der Zellen Gebilde bemerken, die ganz das Aussehen von Bacterien besitzen. Sie haben die Gestalt kurzer, oft in Reihen vereinigter Stäbchen, die auch ziemlich stark lichtbrechend, wie sonst Bacterien, erscheinen und sich nicht selten lebhaft hin und her bewegen. Was diese Bewegung anbetrifft, so erkennt man bald, daß sie keine active ist, vielmehr auf einem passiven Hin- und Hertreiben durch den lebenden Inhalt der Zelle beruht; Zusatz von ein wenig Salzsäure läßt andererseits die ganzen bacterienähnlichen Gebilde rasch verschwinden und beweist, daß wir nur die stäbchenförmigen Krystalle von oxalsaurem Kalke, eines in den Pflanzenzellen sehr verbreiteten Salzes, vor uns hatten.

Im Mittelalter und zu Beginne der Neuzeit, bei dem Glauben, daß die ganze Natur beseelt sei, konnte auch eine scharfe Grenze zwischen Leblosem und Lebendigem nicht bestehen; man ließ Würmer und Insekten aus faulenden organischen Substanzen entstehen, so wie schon nach Aristoteles Frösche und

Schlangen aus dem Schlamme hervorgehen sollten. In dem Maße, als die Kenntniß von den niederen Organismen wuchs, das Mikroskop neue Welten kleiner Wesen eroberte, wurde die Urzeugung immer mehr aus den Bereichen ihrer früheren Herrschaft zurückgedrängt. Sie fand zeitweilige Zuflucht auf unbekannten, noch unerforschten Gebieten, um weiterhin auch von diesen zu weichen. Nach angestrengter Forschung stellte es sich heraus, daß überall neue Keime aus schon vorhandenen hervorgehen, und daß auch die kleinsten und einfachsten Wesen durch Fortpflanzung ihre Art erhalten. Für alle Wesen, die uns bekannt sind, können wir somit heute mit Entschiedenheit die Urzeugung in Abrede stellen; die Frage ist aber die, ob die kleinsten und einfachsten der uns bekannten Wesen überhaupt schon die kleinsten und einfachsten sind.

Die Forschung hat die unteren Grenzen des organischen Lebens fort und fort verschoben. In dem Maße, als das Mikroskop verbessert, seine vergrößernde Kraft gesteigert wurde, traten immer neue, bis dahin unbekannte Lebewesen in die Erscheinung. Wohl öfters glaubte man die ersten, einfachsten Organismen kennen gelernt zu haben. Namentlich wurde diese Annahme nahegelegt durch die Entdeckung von Amöben, welche ein einfaches form- und structurloses Eiweißklümpchen darzustellen schienen. Weitere Steigerung der Vergrößerung, Anwendung vervollkommneter Untersuchungsmethoden lehrte, daß die Körper solcher Amöben weit differenzirter seien, als man ursprünglich gedacht. Die kleinsten Wesen, die wir jetzt kennen, sind die Bacterien: manche kugelige Formen derselben erreichen kaum einen Durchmesser von einem halben Tausendstel Millimeter; zweitausend solcher kleinen Kugeln müßten somit aneinandergereiht werden, um die Länge eines Millimeters zu decken. Solche Kügelchen erscheinen auch bei den stärksten Vergrößerungen, über die wir jetzt verfügen, noch punktförmig. — Sollten diese Bacterien aber wirklich die kleinsten und einfachsten Wesen sein, welche existiren? Eine solche Annahme muß schon aus logischen Gründen als höchst unwahrscheinlich erscheinen. Welcher merkwürdige Zufall wäre es, wenn wir gerade jetzt, mit den jetzigen Hilfsmitteln, die unterste Grenze des Lebens erreicht hätten. Eine solche Behauptung aufzustellen, sind wir ebenso wenig berechtigt, als es ältere Forscher waren, in den Aufgußthierchen (Infusorien) die kleinsten Wesen zu erblicken. Weit logischer erscheint die Annahme, daß es jenseits der Bacterien noch eine lange Reihe lebender Wesen gibt.

Zu einer solchen Annahme führt uns auch das Studium der Lebensvorgänge, welche sich bei den untersten der uns bekannt gewordenen Organismen abspielen. So weit als morphologische und physiologische Forschung auf jenen Gebieten vorgedrungen, ist dieselbe auf relativ complicirte Entwicklungsvorgänge und Lebensäußerungen gestoßen, die wir nicht als ursprüngliche, der lebenden Substanz von Anfang an zukommende ansehen können, die wir vielmehr durch Summirung von Eigenschaften, die eine lange Reihe von Ahnen voraussetzt, uns erklären müssen. Bei den Bacterien sind Arten bekannt mit ganz complicirter Entwicklungsgeschichte, wo verschieden gestaltete „Wuchsformen" aus einander hervorgehen und mit Nothwendigkeit auf einander folgen. Unbewegliche Zustände wechseln mit beweglichen ab, und durch Bildung von Dauerzellen ist für die Erhaltung der Art während ungünstiger Verhältnisse meist Sorge getragen.

Vielfach ist eine nicht minder complicirte Reactionsfähigkeit dieser Organismen auf Licht, Wärme und chemische Eingriffe constatirt, welche bei so kleinen Wesen den Forscher in gerechtes Erstaunen versetzt.

Um einen tiefern Einblick in die Lebensvorgänge zu gewinnen, die sich auf jenen Gebieten der niedersten Wesen an scheinbar nicht differenzirten Massen von lebender Substanz abspielen, wollen wir uns an eine Gruppe von Organismen wenden, welche wie geschaffen scheinen, um zu solchen Untersuchungen anzuregen. Es ist das eine Gruppe von Organismen, welche zwischen Thier und Pflanzen steht und daher sowohl dem Thier- als auch dem Pflanzenreich schon zugezählt wurde. So wechselte denn auch ihr Name zwischen Mycetozoen und Myxomyceten, zwischen Pilzthieren und Schleimpilzen ab. Diese Organismen erreichen zum Theil nicht unbedeutende Dimensionen, so daß sie dem bloßen Auge zugänglich werden, und müßten somit von unserer Betrachtung ausgeschlossen bleiben, wenn sie nicht auf gewissen Entwicklungszuständen nur aus großen, nackten Protoplasma-Massen beständen. Mit solchen Massen war es aber relativ leicht, physiologische Versuche anzustellen und somit von denselben zu erfahren, zu welchen complicirten Leistungen das Protoplasma, ohne in bestimmte Organe differenzirt zu sein, befähigt ist. Die Pilzthiere, so wollen wir sie hier weiter nennen, erhalten sich mit Hilfe mikroskopisch kleiner Samen, der sogenannten Sporen, die den Werth von je einer Zelle besitzen. Der Inhalt der Spore besteht aus Protoplasma, derselben eiweißhaltigen Substanz, welche die lebende Grundsubstanz auch jeder Thier- und Pflanzenzelle bildet. Ein kleines Körperchen in diesem Protoplasma stellt den Zellkern dar, der nicht minder charakteristisch für die lebenden Thier- und Pflanzenzellen ist. Umgeben wird das Protoplasma der Spore nach außen von einer Hülle, einer Zellhaut, welche für den nöthigen Schutz des innern, weichen, lebendigen Körpers zu sorgen hat. Werden solche Sporen in Wasser ausgestreut, so platzt alsbald die Hülle, und der lebendige Inhalt tritt nach außen hervor. Er gleicht scheinbar einem Tröpfchen, ist aber der Bewegung fähig und verändert fortdauernd seine Umrisse. Schließlich nimmt das Gebilde eine langgestreckte, birnförmige Gestalt an, sein vorderes Ende wächst zu einer Geißel aus und, mit dieser im umgebenden Wasser peitschend, eilt es als Schwärmer davon. Nach einigen Tagen ziehen diese Schwärmer ihre Geißel wieder ein und werden in zähfließende, ihre Gestalt unausgesetzt verändernde Tröpfchen zurückverwandelt. Die Zahl der Schwärmer war aber inzwischen durch Zweitheilung bedeutend angewachsen. Die kriechenden Tröpfchen, die als Amöben bezeichnet werden, beginnen alsbald mit einander zu verschmelzen und bilden so ein „Plasmodium", welches schließlich eine große, dem bloßen Auge sichtbare, unter Umständen bedeutende Dimensionen erreichende Amöbe darstellt. Diese Amöbe kriecht hin und her auf dem Substrat, neue Fortsätze aussendend, alte einziehend, in ununterbrochenem Wechsel. Bei hinreichend starker Vergrößerung constatirt man lebhafte Strömungen im Innern dieses Körpers, stellt aber auch von Neuem fest, daß derselbe nur aus Protoplasma besteht. Es ist das eine zähflüssige Substanz, an der Peripherie dichter als im Innern, in den weniger dichten Theilen die Zellkerne und zahlreiche eingestreute Körnchen führend. Eine weiter gehende Differenzirung ist nicht zu entdecken, und doch bewegt sich diese

Substanz und ist im Stande, sich zu ernähren, zeigt somit die charakteristischen Merkmale des Lebens. Die Ernährung erfolgt nicht nur durch Aufnahme flüssiger Stoffe, sondern auch fester Substanzen. Begegnet das Plasmodium Körpern, die ihm als Nahrung dienen können, so umfließt es dieselben und nimmt sie in sein Inneres auf. Die betreffenden Körper werden dort langsam verdaut, unverdauliche Bestandtheile derselben, sowie sonstige Nebenproducte, die bei den Lebensvorgängen entstehen, nach außen wieder ausgestoßen oder ausgeschieden. Ein Schleimstrom, aus solchen Ausscheidungsproducten bestehend, bezeichnet die Bahnen, auf welchen sich das Plasmodium bewegte. — Doch hiermit ist die Mannigfaltigkeit der an diesen nackten Protoplasma-Massen zu beobachtenden Lebensäußerungen noch nicht erschöpft. Läßt man Wasser einseitig zu einem Plasmodium hinzuströmen, so bewegt sich dasselbe diesem Wasserstrom entgegen. Dabei kann es selbst aufwärts steigen, die eigene Schwere überwindend. So kommt es denn, daß man hin und wieder im Freien Plasmodien finden kann, die an benachbarten Pflanzen senkrecht emporgeklettert sind, sich alsdann zu besonders zarten, zierlichen Netzen ausbreitend. Auch im Innern eines Substrates, etwa in einem faulenden Stamme, wird sich das Plasmodium nach denjenigen Orten hin bewegen, die seinem Feuchtigkeitsbedürfniß am meisten entsprechen: es flieht zu trockne wie zu nasse Stellen. Nicht minder wählt es sich einen passend erwärmten Ort in diesem Medium aus, meidet somit die zu heißen und zu kalten Theile. Aus Orten im Substrat, in welchen Nahrungsmangel zu herrschen beginnt, wandert das Plasmodium nach solchen Theilen aus, in welchen es sich noch zu ernähren vermag. Besonders auffallend wird diese Erscheinung an mit Plasmodium überzogenen Holzstücken, die man mit einem Ende in eine Nährstofflösung taucht. Bald haben sich dann die ganzen Plasmodien nach der Nährlösung hingezogen, das übrige Holzstück entblößend. Konnte man es hier durch die gebotene Nahrung heranlocken, so zwingt man es zum Rückzug durch schädlich wirkende Substanzen. Ein kleiner Kochsalzkrystall, der sich in der Nähe eines Plasmodiumbandes löst, veranlaßt das Plasmodium, diesen Ort zu fliehen. Dieselben Substanzen können aber, je nach dem Grade ihrer Concentration, anziehend oder abstoßend auf diese nackten Plasma-Massen wirken. Das Licht übt auch einen erheblichen Einfluß aus: das Plasmodium zeigt sich auf ein Licht ganz bestimmter Intensität gestimmt. Es zieht sich von der Oberfläche des beleuchteten Substrats bis zu einer bestimmten Tiefe zurück; beschattet man aber diese Oberfläche, so gelingt es auch wohl, die Protoplasma-Zweige auf dieselbe wieder hervorzulocken. Von den verschiedenen farbigen Strahlen, welche das weiße Sonnenlicht enthält, wirken auf das Plasmodium nur die blauen und violetten ein. Das gelbe Licht, welches unserem Auge gerade besonders hell erscheint, ist ganz ohne Einfluß. In diesem Lichte benehmen sich die Plasmodien so, als wenn sie in voller Finsterniß wären. Im Alter verändert das Plasmodium seine Eigenschaften, es sucht nunmehr die trockensten Stellen der Substrate aus, um dort seine Sporen zu bilden; gegen Licht ist es jetzt unempfindlich geworden und vermag selbst im grellsten Lichte zu fructificiren. Thatsächlich leuchtet es ja auch ein, daß es von Vortheil für die Pilzthiere sein muß, ihren Samen möglichst frei an der atmosphärischen Luft zur Reife zu bringen, damit

er leichter verstreut werde und an neue, für die Entwicklung günstige Stellen gelange.

So mannigfaltige Vorgänge können sich somit an nackten Protoplasma-Massen abspielen! Wir lernen aus denselben auch auf das Ueberzeugendste, daß im Protoplasma die lebende Grundsubstanz der Organismen gegeben sei; wir erfahren zugleich, wie complicirt die Eigenschaften dieser Substanz sich schon in den untersten Gebieten der uns bekannten Organismen gestalten: Daher die Bedeutung, welche die Versuche mit den Plasmodien der Pilzthiere für die gesammte Physiologie gewonnen haben.

Aehnlich wie diese Plasmodien reagiren aber auch andere, mit denselben mehr oder weniger nahe verwandte Amöben, die somit ebenso wenig wie jene den Anspruch erheben können, als einfachste Organisation zu gelten.

Das Studium der Bacterien hat in physiologischer Beziehung nicht minder verwickelte Erscheinungen zu Tage gefördert. Es zeigte sich, daß auch bei diesen kleinsten der bekannten Wesen eine Summe von Reizbarkeiten gegeben ist, welche es bewirkt, daß sie in specifischer, ihren Lebensbedürfnissen angepaßter Weise, auf äußere Einflüsse reagiren. Ganz ähnlich, wie wir dies bei den Pilzthier-Plasmodien gesehen, vermögen schwärmende Bacterien bestimmte Bewegungsrichtungen einzuschlagen. So gelangen sie zu den Nahrungsquellen und sammeln sich um dieselben in dichten Scharen an. Jeder zugängliche organische Bissen wird in der umgebenden Flüssigkeit von denselben alsbald umlagert; er hat sie aus der Ferne angelockt. Diese Thatsache veranlaßte Pfeffer, eine Reihe höchst sinnreicher Versuche anzustellen. Er füllte haardünne Glasröhren mit Nährstofflösungen an, etwa mit einer Lösung, die auf hundert Theile Wasser einen Theil Fleischextract enthielt, und legte solche Glasröhrchen in Flüssigkeiten, die schwärmende Bacterien führten. Die geringe Dicke der Glasröhrchen gestattete es, mit einzelnen Tropfen der bacterienhaltigen Flüssigkeit zu operiren und die Vorgänge direct unter dem Mikroskope zu verfolgen. Da konnte man feststellen, wie in der Nähe der Mündung eines solchen Glasröhrchens die Bewegung der Bacterien sofort lebhafter wurde und wie sie dann die Richtung nach dem Glasröhrchen einschlugen. Nach wenigen Minuten war das Röhrchen mit Bacterien erfüllt und eine dichte Wolke derselben vor der Mündung angesammelt. Ist die Concentration der Nährlösung, die man den Bacterien in einem solchen Röhrchen bietet, zu groß, so kann sie auch abstoßend auf dieselben wirken. Sie eilen dann wohl aus der Ferne gegen das Haarröhrchen heran, prallen aber zurück, sobald sie in die zu concentrirte Lösung treten. Im Innern solcher Röhrchen sind somit keine Bacterien zu finden, sie bilden einen Schwarm in einiger Entfernung von der Mündung. In dem Maße, als sich der Inhalt des Röhrchens in dem umgebenden Wasser vertheilt und auf diese Weise verdünnt, rücken sie näher an dasselbe heran. Aus diesem Versuch erklärt sich die Erscheinung, daß die Schwärme mancher Bacterien auch nicht gleich bis an ein Fleischstückchen vordringen, das man ihnen in einem Untersuchungstropfen bietet. Sie sammeln sich zunächst in einiger Entfernung von diesem Fleischstückchen an und rücken ihm erst in dem Maße näher, als die Concentration der Nährstofflösung abnimmt, die demselben entströmt. Jene minimalen

Mengen eines Nährstoffes zeigen die Bacterienschwärmer durch ihre Gruppirungen an; ein besonders empfindliches Reagens geben aber viele derselben gegen Sauerstoff ab. Die meisten Bacterien bedürfen des aus der Atmosphäre stammenden, in der Flüssigkeit, in der sie leben; gelösten Sauerstoffs zu ihrer Entwicklung. Namentlich aber, und das kommt hier hauptsächlich in Betracht, sind die schwärmenden Bacterien ohne Sauerstoffzutritt nicht befähigt, ihre Bewegungen auszuführen. Wird der Zutritt der Luft zu dem Flüssigkeitstropfen, in welchem man die Bacterien untersucht, erschwert, so hört deren Bewegung mit dem Augenblick auf, wo der vorhandene Sauerstoff verbraucht ist. Führt man nun, in dieser oder jener Weise, Luft dem Tropfen wieder zu, so stellt sich auch momentan die Bewegung ein. Diese Wahrnehmung brachte Engelmann auf den Gedanken, die Bacterien als Reagens auf Sauerstoff zu benutzen und mit Hilfe derselben die geringen Sauerstoffmengen direct nachzuweisen, welche mikroskopisch kleine grüne Pflanzen im Lichte ausscheiden. Wir gehen auf diesen Versuch hier ein, weil er uns besser denn sonst einer über die staunenerregende Empfindlichkeit der lebenden Substanz belehrt. Die grün gefärbten Protoplasmatheile pflanzlicher Zellen sind befähigt, bei hinreichend intensiver Beleuchtung die Kohlensäure der Atmosphäre in ihre beiden Bestandtheile, den Kohlenstoff und den Sauerstoff, zu zerlegen. Die Landpflanzen nehmen diese Kohlensäure direct aus der Luft, die Wasserbewohner aus dem Wasser auf, in welchem sie gelöst ist. Den Kohlenstoff verarbeiten sie zu organischen Verbindungen, den Sauerstoff hauchen sie wieder an die Luft oder geben ihn an das umgebende Wasser ab. Der Engelmann'sche Versuch wird mit einem Flüssigkeitstropfen ausgeführt, der schwärmende Bacterien enthält und in den man gleichzeitig einen grünen Zellfaden hineinlegt. Solche Zellfäden finden wir unter den Algen, Pflanzen, die uns jeder Teich und Tümpel, auch wohl ein Zimmeraquarium liefern kann. Der bacterienhaltige Flüssigkeitstropfen kommt auf einer Glastafel zu ruhen, der Algenfaden wird eingefügt und das Präparat nunmehr mit einem ganz dünnen kleinen Glastäfelchen, dem „Deckgläschen", bedeckt. Man umkittet dasselbe, um Luftzutritt zu verhindern, und schiebt es unter das Mikroskop. Zunächst wird das Präparat jetzt im Dunkeln gehalten. Die Bacterienschwärmer haben alsbald den ganzen Sauerstoff des Flüssigkeitstropfens verbraucht und kommen zur Ruhe. Läßt man alsdann einen Lichtstrahl auf das Präparat fallen, so setzen sich die an den grünen Zellfaden grenzenden Bacterien sofort in Bewegung und zeigen so die geringen Mengen Sauerstoff an, welche der vom Lichte getroffene Faden an die umgebende Flüssigkeit abgibt. Die Menge des von dem grünen Faden ausgeschiedenen Sauerstoffs läßt sich annähernd berechnen. Man stellt zunächst durch Versuche fest, wie viel Sauerstoff eine größere Zahl solcher Algenfäden unter ähnlichen Bedingungen in einer bestimmten Zeiteinheit producirt. Der gebildete Sauerstoff wird aufgefangen und gemessen. Man findet dann leicht durch Rechnung, wie viel ein Algenfaden, resp. eine einzige Zelle desselben in einer Secunde oder dem Theil einer solchen an Sauerstoff liefern kann. Auf diese Weise erfährt man, daß der trillionste Theil eines Milligramms Sauerstoff schon ausreicht, um einen Reiz auf die Bacterien, der sich in Bewegung äußert, auszuüben. Dieser Effect übersteigt bei Weitem die Wirkungsfähigkeit der empfind-

lichsten Substanzen, über welche der Chemiker in seinem Laboratorium verfügt, und hat veranlaßt, daß die Chemie sich schon oft lebender Wesen bedient hat, um sehr kleine Mengen bestimmter, physiologisch wirksamer Stoffe nachzuweisen. Man träufelt beispielsweise eine auf Atropin zu prüfende Substanz in das Auge einer Katze, um aus der Erweiterung der Pupille auf das Vorhandensein dieses Stoffes zu schließen. Millionstel eines Grammes Atropin werden auf diesem Wege sicher angezeigt. — Wie energisch wirkt nicht auf den Menschen eine Dosis von 0,03 Gramm Morphium noch ein, und wie verschwindend ist diese Menge im Verhältniß zu dem Gewicht des menschlichen Körpers! — Beim Sonnenthau, einem zierlichen, bei uns einheimischen, torfige Wiesen bewohnenden Pflänzchen, das zu den sogenannten fleischfressenden Pflanzen gehört, führen die Drüsenhaare eine Reizkrümmung aus, wenn sie 1/8 millionstel Milligramm von phosphorsaurem Ammoniak absorbirt haben! Die Sauerstoffreaction empfindlichster Bacterien geht aber doch über alle diese Wirkungen hinaus, denn die angezeigten Sauerstoffmengen nähern sich den Größen, welche die theoretische Physik und Chemie für das Gewicht einzelner Sauerstoff-Moleküle fordert. — Es wurde berührt, daß es einzelne grün gefärbte Theile des lebenden Protoplasma von Pflanzenzellen sind, welche die Zerlegung der Kohlensäure zu besorgen, die sogenannte Kohlenstoffassimilation zu vollziehen haben. Bei den höher organisirten Pflanzen zeigen diese grünen Protoplasmatheile im Allgemeinen die Gestalt von Körnern. Daß diesen Körnern die ihnen vindicirte Rolle in der That zukommt, zeigt uns die Bacterienmethode mit voller Sicherheit an. Wir können nämlich in dem bacterienhaltigen Tropfen einen, aus einem grünen Blatte hergestellten Schnitt so zerzupfen, daß einzelne grüne Körner, Chlorophyllkörner nennt man dieselben, aus den Zellen befreit, sich im umgebenden Wasser zerstreuen. Um jedes Chlorophyllkorn nun, so lange es nicht desorganisirt ist, werden nach Zutritt des Lichtes die Bacterien durch Bewegung die Sauerstoffausscheidung, somit Kohlenstoffassimilation, anzeigen. — Zu all' den Versuchen dient ein stäbchenförmiges Bacterium, das der gewöhnliche Begleiter von Fäulnißprocessen ist und den Namen Bacterium Termo erhalten hat. Andere schwärmende Bacterien können weniger empfindlich sein und so geringe Sauerstoffmengen überhaupt nicht anzeigen. Auch die Sauerstoffmenge, welche den Schwärmern am zuträglichsten ist, schwankt für die verschiedenen Arten. Während Bacterium Termo sich an den freien Rändern eines mit Deckglas bedeckten Flüssigkeitstropfens sammelt, um auf diese Weise möglichst der atmosphärischen Luft, der Quelle des Sauerstoffs, sich zu nähern, sieht man gewisse, korkzieherförmig gestaltete Spirillen unter den nämlichen Verhältnissen schon in einiger Entfernung vom Deckglasrande Halt machen.

Die Bacterien regen die mannigfaltigsten Zersetzungsvorgänge in den Substraten an, welche sie bewohnen. Die meisten als Gährung und Fäulniß bekannten Processe sind ihr Werk und können nur bei ihrer Anwesenheit verlaufen. Viele Bacterien scheiden Fermente aus, welche das Substrat in ganz bestimmter Weise verändern. Die im Innern lebender Wesen sich vermehrenden rufen specifische Erkrankungen hervor und werden zu den gefürchteten Trägern von Infectionskrankheiten.

Das Alles zeigt auf das Bestimmteste, daß in den so mannigfaltig ausgerüsteten, so complicirt reagirenden Bacterien Wesen der einfachsten Art nicht vorliegen können.

Wir haben wiederholt die specifische Reactionsfähigkeit der lebendigen Substanz als Reizbarkeit bezeichnet, und in der That liegt in dieser Reizbarkeit eine unüberbrückte Kluft, welche bis jetzt die lebenden und leblosen Körper scheidet. So weit, als unsere Kenntnisse von lebenden Wesen hinabreichen, treten uns letztere mit specifischen Reizbarkeiten ausgerüstet entgegen. Diese Unterschiede hat v. Sachs in geistvoller Weise hervorgehoben und das Wesen der Reizbarkeit klarzulegen gesucht. Vor Allem ist zu betonen, daß äußere Einflüsse, soweit sie Lebensvorgänge anregen, nur auslösend wirken. Es handelt sich dabei nicht um die Uebertragung einer äußeren Kraft auf den Organismus, vielmehr nur um einen Anstoß, der die im Organismus schlummernden Kräfte in Bewegung setzt. Daher auch kein einfaches Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung. Wenn eine noch so zart berührte Sinnpflanze (Mimose) ihre Blättchen faltet, die Blattstiele abwärts senkt, so ist zwischen Anstoß und Auslösung ein schreiendes Mißverhältniß gegeben. Nicht minder groß muß uns aber auch, bei einiger Ueberlegung, der Abstand von Ursache und Wirkung, zwischen dem durch einzelne Sauerstoff-Moleküle auf die Schwärmer von Bacterium Termo ausgeübten Reiz und dessen Reaction durch Bewegung erscheinen. Auslösungen von Kräften treten uns nicht minder auffällig in der anorganischen Welt entgegen. Um eine solche Auslösung handelt es sich, wenn ein Funke die Kraftmengen befreit, die im Schießpulver ruhen. Die anorganische Welt bietet uns auch wohl einige Beispiele, die scheinbar auffallend an Reizerscheinungen erinnern. Läßt man Kalisalpeter aus einem flach ausgebreiteten, rasch verdunstenden Tropfen auskrystallisiren, so bilden sich an den Rändern dieses Tropfens leicht stumpfe Rhomboëder aus, wie sie dem Kalkspath eigen sind. Für gewöhnlich krystallisirt aber der Kalisalpeter in Prismen der Aragonitform. Die einmal entstandenen stumpfen Rhomboëder bleiben wochenlang unverändert, ohne zu verwittern, halten auch gelinden Druck mit fremden Körpern aus. Hingegen darf man sie nicht mit einem prismatischen Salpeterkrystall der Aragonitform berühren. Geschieht dies, so trüben sich die Rhomboëder, und diese Trübung bedeutet den Zerfall derselben in eine außerordentlich große Zahl kleiner prismatischer Krystalle. Die rhomboëdrischen Salpeterkrystalle stellen einen veränderlichen (labilen) Gleichgewichtszustand dar, der bei der Berührung mit den prismatischen Krystallen in den festen (stabilen) Gleichgewichtszustand, der in dieser Krystallform seinen Ausdruck findet, übergeht. Ein starker Druck oder das Ritzen der Rhomboëder mit einem fremden Körper hat daher auch die nämliche Folge, und führt zum Zerfall in zahllose Prismen. Der Effect der bloßen Berührung mit einem prismatischen Krystall bleibt immerhin auffallend, gehört aber doch in eine ähnliche Kategorie von Erscheinungen, wie das Mittönen einer Saite, die in Schwingung geräth, wenn der Ton angeschlagen wird, der ihrer Stimmung entspricht, während sie für andere Töne unempfindlich bleibt.

Alle Auslösungen von Spannkräften in der anorganischen Welt führen aber zu einem Zustande, der nicht von selbst rückgängig werden kann. Die aus dem

Schießpulver bei der Explosion entstandenen Gase werden sich nicht von selber wieder zu Schießpulver sammeln. Solches erfolgt hingegen continuirlich in den Organismen. Die durch Berührung gereizte Mimose beginnt alsbald wieder ihre Blättchen zu entfalten, die Blattstiele zu heben. Sie kehrt zu dem Zustande zurück, in welchem sie sich vor erfolgter Reizung befand und in welchem sie für neue Reize empfänglich wird. Der Zustand des labilen Gleichgewichts ist wieder hergestellt durch eigene Lebensthätigkeit des Organismus.

Während durch die Reizbarkeit eine scharfe Grenze zwischen Lebendigem und Todtem gezogen ist, hat die Chemie schon lange die Grenze zwischen organischen und anorganischen Verbindungen aufgehoben. Es galt früher als ausgemacht, daß die sogenannten organischen Verbindungen nur durch die Lebensthätigkeit der Organismen erzeugt werden können; heute ist diese Vorstellung völlig überwunden. Eine unendliche Zahl organischer Verbindungen wird jetzt künstlich in chemischen Laboratorien dargestellt, und theoretisch ist die Darstellung aller anderen denkbar.

Grade aber auch der Nachweis, daß organische Verbindungen denselben allgemeinen Gesetzen wie anorganische unterliegen und nur complicirtere Bedingungen für ihre Entstehung verlangen, muß uns in der Auffassung bestärken, daß eine Kluft zwischen Lebendigem und Todtem nicht bestehen könne.

Die erörterten Thatsachen drängten uns die Ueberzeugung auf, daß ein Uebergang zu dem Leblosen auf der untersten Stufe der jetzt bekannten Wesen nicht zu suchen sei. Logische Ueberlegung ließ es auch als ganz unwahrscheinlich erscheinen, daß wir durch Zufall eben jetzt mit unseren optischen Hilfsmitteln die unterste Grenze des Lebens erreicht hätten. So führen alle Gesichtspunkte übereinstimmend zu der Annahme, daß jenseits der bekannten noch andere Lebewesen existiren.

Die Erfahrung lehrt, daß die Organismen im Allgemeinen um so kleiner sind, je einfacher sie werden. Daraus freilich folgt nicht umgekehrt, daß mit der Complication des Baues und der Höhe der Leistungen die Größe der Organismen nothwendig in demselben Verhältniß wachse. Haben wir es doch erfahren, daß selbst die Plasmodien, ungeachtet dieselben nur aus nacktem Protoplasma bestehen und Entwicklungszustände niederer Wesen darstellen, relativ bedeutende Dimensionen erreichen können. Die Abnahme der Complication in Structur und Funktionen im Verhältniß zur Abnahme der Größe läßt sich aber doch in allgemeinen Zügen festhalten und tritt uns in der nicht wegzuleugnenden Thatsache entgegen, daß die niederen Organismen fast ausschließlich der mikroskopischen Welt angehören. Es leuchtet auch ohne Weiteres ein, daß eine fortgeschrittene Arbeitstheilung ein entsprechend differenzirtes Substrat verlangt und daß, je complicirter die Functionen, um so größer die Zahl der materiellen Theilchen sein muß, an welchen sie sich abspielen. Daher die Annahme ganz plausibel erscheinen muß, daß Organismen einfachster Art relativ sehr klein sein werden. — Die Funktionen der Organismen, wie wir sie uns jenseits der sichtbaren Reihen vorstellen, müßten sich fort und fort einfacher gestalten und so allmälig den Eigenschaften der leblosen Körper nähern. Durch Urzeugung endlich könnten nur Wesen entstehen, welchen ausschließlich die ursprünglichen chemischen und physikalischen Charaktere der lebenden Substanz zukämen. Diese Substanz müßte aber vor

Anfang an die Eigenschaft besitzen, sich zu ernähren und zu wachsen, nach Ueberschreitung einer bestimmten Größe in Stücke zu zerfallen und sich langsam im Laufe langer Zeiträume zu verändern; das heißt, neue Eigenschaften zu erlangen, diese zu behalten und auf die folgenden Theilstücke zu übertragen.

Naegeli hat diese hypothetische Welt von Organismen als diejenige der Probien bezeichnet und überhaupt zum ersten Mal versucht, sie in die Wissenschaft einzuführen.

Die durch Urzeugung entstehenden Probien müßten unendlich geringe Größe besitzen und jedenfalls eine lange Reihe von Formen durchlaufen, um in die unseren optischen Hilfsmitteln zugängliche Welt einzutreten.

Uns erscheinen solche Bacterien, die nicht ein halbes Tausendstel Millimeter Durchmesser erreichen, von außerordentlich geringer Größe; allein groß und klein sind ganz relative Begriffe, die wir nach unserm eignen Körpermaß und den Leistungen unserer Sinnesorgane uns bilden. Mußten uns nicht auch die Sauerstoffmengen, welche Bacterienschwärme durch Bewegung anzeigen, als fast unfaßbare Größe erscheinen! Zwischen der Größe kleinster Bacterien und der Größe von Molekeln, wie sie theoretische Betrachtungen für die Eiweißkörper fordern, liegt noch ein so großer Abstand, daß er für unendliche Abstufung den Raum übrig läßt. Naegeli berechnet, daß ein Tausendstel Kubikmillimeter annähernd vierhundert Millionen Eiweißmoleküle noch fassen müßte.

Es ist klar, daß wir mit allen diesen Hypothesen den Boden der Erfahrung schon längst verlassen haben; doch gingen wir von feststehenden Thatsachen aus und schlossen folgerecht aus dem Bekannten auf das Unbekannte. Die Annahme einer Urzeugung ergibt sich außerdem unmittelbar aus dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft; denn die Entstehung des Lebendigen aus dem Leblosen bezweifeln, heißt zugleich den ursächlichen Zusammenhang in der materiellen Welt in Frage stellen.

Ist die Annahme berechtigt, daß Urzeugung nicht nur ein einziges Mal vor Zeiten erfolgte, sondern daß sie auch heute noch, jenseits des sichtbar zu Machenden fort und fort stattfindet, so stellen auch die Organismen verschiedener Vollkommenheitsstufen, welche jetzt unsern Erdball bewohnen, nicht Wesen gleich alten Ursprungs dar, vielmehr Glieder verschiedener Reihen, deren Anfang in weit auseinanderliegende Zeiten fiel. Die Thatsache, daß neben hoch organisirten Wesen auch heut noch sehr einfache bestehen, wird dadurch unserm Verständniß viel näher gerückt. Die Aehnlichkeiten aber, welche zwischen den embryonalen Zuständen höherer Organismen und den fertigen Zuständen der niederen sich zeigen, würden zum großen Theil in das Gebiet jener Analogien fallen, die sich aus den übereinstimmenden Eigenschaften der Substrate ergeben.

Ob alle die kleinsten Organismen, die wir als Bacterien zusammenfassen, wirklich blutsverwandte Wesen sind, kann füglich auch angezweifelt werden. Thatsächlich hat die Forschung bereits nicht unwesentliche Differenzen zwischen diesen Wesen aufzudecken vermocht. Neben Formen mit relativ complicirter Entwicklungsgeschichte treten uns auf jenem Gebiete auch höchst einfache entgegen, und die Sporenbildung spielt sich dort in sehr verschiedener Weise ab. Möglich somit, daß es sich bei den Bacterien nicht um zusammengehörige Organismen, vielmehr um

Glieder aus verschiedenen Reihen, zum Theil auch um Endglieder einzelner Reihen handelt. Als Endglieder jüngst entstandener Reihen alle Bacterien aufzufassen, ist aber nicht möglich; denn es existiren Uebergänge, welche von denselben zu den niedrigsten Abtheilungen der Algen hinführen. — Einen wichtigen Gesichtspunkt haben wir dabei noch ganz unberücksichtigt gelassen, den nämlich, daß es sich in den Bacterien, oder doch wenigstens in einem Theile derselben, um rückgebildete und durch diese Rückbildung vereinfachte Wesen handle. Für die den Algen nächst verwandten Bacterienarten liegt in der That eine solche Annahme sehr nahe, wie denn auch verschiedene Abtheilungen des Pilzreiches von den Algen abgeleitet werden. Ernährung auf Kosten todter oder lebendiger Körper anderer Organismen, das heißt saprophytische oder parasitische Lebensweise, wie sie uns auch bei Bacterien meist vorliegt, hat den Verlust des grünen, der selbständigen Kohlenstoffassimilation dienenden Farbstoffes zur Folge und zieht auch für gewöhnlich eine Vereinfachung der Entwicklung nach sich. Solche rückgebildete Gruppen stellen somit absteigende Zweige am Stammbaum der Organismen vor; Zweige, die sich abwärts biegen, um oft mit ihren Enden bis tief hinab unter ihre Ursprungsstelle zu reichen.

Alle die entwickelten Gesichtspunkte zeigen genugsam, welchen Schwierigkeiten Derjenige gegenübersteht, der es heute versuchen will, an dem Aufbau des natürlichen Systems der Organismen sich zu betheiligen. Lassen wir den hier entwickelten Gedankengang gelten, so nimmt zugleich das natürliche System der Organismen ein ganz anderes Bild in unserer Vorstellung an, als es dasjenige war, welches den Forschern zunächst vorgeschwebt hatte. Wir können es uns nicht mehr in Gestalt eines einzigen, mächtigen Baumes denken, auch nicht in Gestalt nur einiger weniger kaum minder mächtiger Stämme; vielmehr würde es ein ganzer Wald sein, der unserm Gedanken den besten Ausdruck gäbe. Dieser Wald müßte Bäume von sehr ungleichem Alter bergen, ungleich auch an Größe und Gestalt. Die ältesten und größten Stämme würden uns den Stammbaum solcher Arten vorführen, deren Ursprung bis in die ältesten Zeiten der Erdgeschichte reicht, jüngere Stämme uns minder alte Geschlechter vergegenwärtigen. Zahlreiche Bäume müßten ganz abgestorben sein als Wahrzeichen untergegangener Organismenstämme. Der Boden des Waldes wäre aber von jungem Buschwerk bedeckt, das in üppiger Entwickelung die jüngeren und jüngsten Entwicklungsreihen der Organismen uns vorzuführen hätte.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner.

Nebst Erinnerungen und Erläuterungen
von
Eliza Wille, geb. Sloman.

III. Wagner bei uns.

1855—1864.

Von dem Jahr 1855 an war Wagner weniger bei uns und wir öfter in Zürich. Wir hatten dort gemeinschaftliche Freunde. Auch Herwegh hatte jetzt seine Häuslichkeit; seine Frau und seine Kinder waren bei ihm in Zürich und viele Freunde aus Italien gingen in jenem Kreise aus und ein. Wagner wohnte mit seiner Frau in einem angenehmen Landhause außerhalb Zürichs in einer Gegend, die nicht wie heute durch vielen Anbau fast zur Vorstadt geworden ist. Es war eine Zeit fast verklärten Daseins für Alle, die in der schönen Villa auf dem grünen Hügel, auf dem auch Wagner's Wohnung stand, zusammenkamen. Reichthum, Geschmack und Eleganz verschönerten dort das Leben. Der Hausherr war ungehindert im Geben und Fördern dessen, was ihn interessirte, voll Bewunderung für den außerordentlichen Mann, den das Schicksal ihm nahe gebracht. Die Hausfrau, zart und jung, voll idealer Anlagen, war mit Welt und Leben nicht anders bekannt, als wie mit der Oberfläche eines ruhig fließenden Gewässers; Meeresstille und glückliche Fahrt sollte ihre Lebensbarke tragen zu den Inseln der Seligen. Geliebt und bewundert von ihrem Mann, eine junge, glückliche Mutter, lebte sie in Verehrung des Bedeutenden in Kunst und Leben, das ihr bis jetzt noch nicht mit der Macht des Genius in solchem Umfange des Wollens und Vermögens zu großen Leistungen vorgekommen war. Die Einrichtung des Hauses, der Reichthum des Besitzers machten eine Geselligkeit möglich, an welche Jeder, der sie genossen hat, gerne zurückdenken wird. So gestaltete sich ein anmuthiges Verhältniß, das unter wechselnden Stimmungen und Erlebnissen, auf Freundschaft und gute Regungen gegründet, wie unter einem reinen Himmel sich entfaltete.

Aber man erzählt von dem Neide der Götter, die von den Glücklichen Opfer verlangen. „Der Ring der Nibelungen" sollte auf dem grünen Hügel nicht bis zum Fertigwerden gedeihen. Wagner ging nach Venedig, wo „Tristan und

Isolde", welche er in jener Zeit gedichtet, aber nur zum Theil musikalisch vollendet hatte, völlig ausgearbeitet wurden.

Seine Frau war leidend und bedurfte der Ruhe; sie lebte in Dresden, nachdem der Hausstand aufgehoben worden war. — In Zürich hatte Wagner ein Jahrzehnt zur Zeit der Vollkraft des menschlichen Lebens zugebracht und „im Schutze schnell gewonnener biederer Freunde" (wie er in den Mittheilungen an seine Freunde sagt) „Kraft zur öffentlichen Kundgebung gegen die Besieger der Revolution gewonnen, um ihnen den Titel des Herrenrechtes als Beschützer der Kunst abzusprechen." Bei dem Stillleben, das er in Zürich führte, hatte sich der Gedanke über das Kunstwerk der Zukunft zu völliger Klarheit in ihm ausgebildet, in dem er das Zusammenwirken aller Künste verlangte zur Darstellung des „rein menschlichen Gehaltes" seiner Werke. Die „Nibelungen", „Tristan und Isolde", „Die Meistersinger" geben Kunde von der außerordentlichen Schaffenskraft, welche damals in ihm blühte.

Nachdem seine eigne Haushaltung aufgehoben worden, ist Wagner nicht wieder zu dauerndem Aufenthalte nach Zürich gekommen. — Wir haben ihn während einiger Jahre nur einmal bei uns gesehen. In Luzern hatte er einen Sommer sich aufgehalten und dort viel gearbeitet. Die Wanderstationen London, Paris und dann noch weiter bis Petersburg kann ich nicht verfolgen und richtig benennen. Auch nicht von seinen Erlebnissen während einiger Jahre, noch von seinem Vollenden angefangener Werke, weiß ich aus eigner Theilnahme zu sagen. Hin und wieder nur wurden Briefe zwischen uns gewechselt. Diese aber sprachen von Wagner's Seite, wie von der unsrigen aus, daß die Erinnerung an frohe Stunden, die wir in freundschaftlicher Geselligkeit miteinander verlebt hatten, uns werth geblieben war. — Ich glaube sagen zu dürfen als meine Meinung, daß der „biedere" Freund, der ihm in Zürich lebte, Hindernisse, welche den außerordentlichen Mann auf seiner schwierigen Künstlerlaufbahn hemmten, auch während seiner Wanderjahre aus dem Wege geräumt hat.

Im Jahre 1864 erhielt ich von Wagner, von dem wir glaubten, daß er in Wien sich wohnlich niedergelassen habe, einen Brief, welchen ich zur Erklärung der Situation an dieser Stelle abdrucken lasse:

Verehrte Freundin!

Ich bitte Sie, mit unsern Freunden darüber Rücksprache zu nehmen, ob sie es für möglich halten, für diesen Sommer mich bei sich aufzunehmen. Auf diese Weise könnte der Zweck meiner letzten Drangsale erreicht werden. Diese entstanden dadurch, daß ich, um ungestört bei meiner Arbeit bleiben zu können, der Nothwendigkeit einer größern Kunstreise in Rußland durch Aufnahme eines Kapitales von der Höhe der dort zu erzielenden Einnahmen, für dieses Jahr auszuweichen suchte. Die verderbliche Lage, in welche ich dadurch, daß dieses Geld nicht zu erlangen war, zuletzt, nachdem Rußland versäumt war, gerieth, steht im Begriff, sich beruhigend zu gestalten. Solchen, welche mich und meine Lage unter Augen haben, und aus der Nähe beurtheilen können, war es möglich, sie zu begreifen, zu entschuldigen, und somit auch Abhülfe dafür zu finden.

Da ich jedenfalls aber meine hiesige Niederlassung, wegen herausgestellter zu großer Kostspieligkeit derselben aufzugeben mich genöthigt sehe, handelt es sich zunächst darum, mir für die Zeit, welche ich noch zur Vollendung meiner Meistersinger nöthig

habe, ein hierzu dienliches ruhiges und anständiges Unterkommen zu verschaffen. Der rein sachlichen Lage nach wäre dieß am entsprechendsten im Hause der Familie W..... zu finden. Wohl haben sich Bedenken gegen eine beständige Uebersiedlung dorthin geltend gemacht. Eine solche beabsichtige ich aber nicht. Nach Vollendung meiner Arbeit, welche bei gänzlicher Ungestörtheit mit Ende des bevorstehenden Sommers herbeigeführt werden kann, werde ich mich nach Petersburg wenden, wahrscheinlich um gänzlich dort zu bleiben: sollte ich mich zu diesem letzten, einer definitiven Uebersiedelung nach Petersburg, nicht entschließen, so würde ich dann, da ich der Anlehnung an eine Familie äußerst bedürftig bin, mich sehr wahrscheinlich zu eigenen Verwandten zurückziehen.

Jetzt gilt es dagegen nur ein schnell anzutretendes Asyl für die Fortsetzung meiner Arbeit, welche sonst hart daran sein dürfte, gänzlich und für immer, aufgegeben zu werden.

Da nun frühere Einladungen, für einige Zeit meinen Aufenthalt bei Ihnen zu nehmen, von meinen Freunden bisher noch nicht eigentlich zurückgenommen worden sind, knüpfe ich hieran den für mich höchst wichtigen, ja entscheidenden letzten Versuch zur Rettung meiner Arbeit.

Dem Ermessen der Frau W..... ist es gänzlich überlassen, ob mein Arbeitszimmer im Hauptgebäude, oder in dem ehemals von mir bewohnten Nebenhäuschen hergerichtet werden soll. Einige nöthige Meubles stehen mir noch zur Disposition, und sie könnten mit verwendet werden. Im Uebrigen erbitte ich mir nur Kost und Bedienung In keiner Weise werde ich sonst lästig fallen.

Ich bitte Sie nun, schnell hierüber Mittheilung zu machen und wende ich mich an Sie, um vorerst zu erfahren, ob man überhaupt meinen Wunsch für erfüllbar hält.

Seien Sie herzlichst für die vielen und großen Beweise Ihrer Theilnahme für mich bedankt, und bewahren Sie mir, ich bitte, unter allen Umständen Ihre Freundschaft.

Penzing bei Wien. 14 März 1864. Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Es war zur Zeit nicht einzurichten, wie Wagner es gewünscht hätte, und er schrieb an meinen Mann, daß er in Freundschaft nach Mariafeld kommen wolle zu kurzem Aufenthalte, um von dort aus weitere Pläne und Wege zu bestimmen. Er folgte, ohne Antwort abzuwarten, dem Rechte alter Cameradschaft vertrauend, seinem Briefe so bald nach, daß ich kaum Zeit gehabt hatte, die durch Winterkälte und Unbenutztheit unwohnlichen Gastzimmer unseres Hauses für ihn behaglich zu machen. Mein Mann war nicht zu Hause; wir pflegten fast jeden Winter einige Monate zu verreisen. Dieses Jahr traf es sich, daß meine gewohnte Reise nach Hamburg zum Besuche meiner Eltern von diesen bis später verschoben worden war. Meine Söhne waren bei mir; der eine hatte die Academie von Hohenheim hinter sich, der andere besuchte die Hochschule von Zürich als Student der Jurisprudenz im ersten Semester. Ihretwegen war ich gern und froh zu Hause geblieben. — Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, ein kleiner Blick in den Orient hinein, mit wenig Mühe und Schwierigkeit verbunden, sei interessant für meinen Mann, und was mir hinterher von ihm erzählt werde, sei mehr Genuß nach meinem Sinn, als die Seereise, die ich doch nur schlecht ertrage. So hatte denn Wille sich der Reisegesellschaft nach Constantinopel angeschlossen, von welcher Fritz Reuter in den „meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti" erzählt. Reuter hat der braven „Tante Lining" ein

warmes Wort in den Mund gelegt, dem plattdeutsch redenden Freunde aus der Schweiz zu Ehren.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist bald allein," das galt für Mariafeld und mich, die ich gern ohne mir fremde Menschen lebe. Meine Söhne hatten Freunde, die ich gern sah; Freiheit und Spielraum muß die Jugend haben; ich hatte mich herzlich auf diese Ferienzeit gefreut! Der Besuch des Freundes veränderte Alles.

Das Wetter war stürmisch und kalt trotz des nahen Frühlings, es that mir leid, daß Wagner ohne den belebenden Umgang des Hausherrn in dem einsamen Mariafeld aushalten sollte. Sein Aufenthalt bei uns ist ja auch durch kein einziges äußeres Ereigniß, das ich bedeutend nennen dürfte, erheitert worden. Ich hatte den werthen Gast so logirt und so eingerichtet, wie er es als Wunsch in dem Briefe, den ich mitgetheilt, ausgesprochen hatte. Er wollte arbeiten, völlig ungenirt sein, und ich hatte ihm sogar eigene Bedienung gegeben. Mancher Besuch aus Zürich, den Neugier und Interesse hergeführt, als vernommen worden, der berühmte Mann weile in Mariafeld, wurde von mir abgewiesen; Wagner war nicht in der Stimmung, sich solchen Störungen anzubequemen. Er schrieb und empfing viele Briefe, er bat mich, keine Rücksicht auf ihn zu nehmen, ihn nicht weiter zu beachten, ihn in seinem Zimmer allein essen zu lassen, wenn mich dieses nicht zu sehr in der Haushaltung störe. Es war mir angenehm, dem Freunde nach Möglichkeit zu willfahren. Nach Zürich wollte er nicht; die Arbeit behagte ihm nicht, er ging aber viel allein spazieren. Ich sehe ihn noch auf der Terrasse unsers Gartens in seinem braunen Sammet-Talar mit dem schwarzen Barrett als Kopfbedeckung, als wäre er ein Patrizier aus den Bildern Albrecht Dürer's, hin und her schreiten.

Die Ruhe, die er nach Erlebnissen fataler Art nöthig hatte, sollte er bei uns haben; die Forderungen einer Natur wie die seinige, ließen sich nicht abweisen. Reizbare Nerven und das mächtig webende Leben der Phantasie machten ihm die Bedrängnisse jener Zeit zur Qual. Das verstand ich und vermied Alles, was ihn verletzen konnte; kein bedeutender Mann lebe, — dies sprach ich als meine Ueberzeugung aus — der nicht im Kampfe mit widerstrebenden Gewalten oft kleinlichster Art sich durchgerungen habe, und schließlich sei er doch zu seiner Krone gekommen, beantwortete Wagner mit einem abweisenden Lächeln, aber er fühlte meine Absicht und diese verstimmte ihn nicht. Er war in einer Gemüthsverfassung, in welcher ein Sohn seine Mutter aufsucht, wenn er glücklich genug ist, diese noch zu besitzen. Der stärkste Mann braucht zuweilen ein Herz, das Unzufriedenheit und Klagen, ungerechten Zorn und schwer verhaltenen Aerger als vorübergehende Störung anhört. Wenn ich ihm mit dem „Großen" entgegentrat, das ihm in Glück und Unglück angehöre, und von dem unermeßlichen Reichthume sprach, der ihm verliehen sei, wogegen doch alles Widerwärtige, das er erlebe, nicht mehr bedeute als Wolken, die kommen und gehen, so ließ er sich den Trost gefallen.

Was soll ich von all' den Stunden sagen, in welchen der sonst so energisch wollende Richard Wagner, unlustig zur Arbeit, sich gehen ließ und mir erzählte von Erlebnissen vergangener Tage, von Schicksalen und Menschen, die ihn öfter gehemmt als gefördert hatten! Er erzählte von seiner Kindheit und seiner ersten Jugend, als wolle er von dem Nachhalle peinlicher Eindrücke weg unter heitern Bildern sich erholen. Ich glaube, ich habe damals in manche Phase und Falte seiner innern Erlebnisse einen Einblick gethan. Er hatte immer Vertrauen zu mir gehabt; er wußte, daß ich herzlich gern helfen wollte, aber nur so, wie es mir recht und gut vorkam. Es ist schwer, wenn man den Boden thatsächlicher Wirklichkeit betritt, das, was man mittheilt, in die rechte Form zu bringen. — Ich habe es nie recht gefunden, was der Augenblick im Umgange mit Freunden gibt und zu andrer Zeit wieder aufhebt, als ein unumstößliches „Ja" und „Nein" des Charakters hinzustellen. Aeußerungen der gepeinigten, getäuschten Hoffnung, des Aergers, der stürmenden Phantasie, wie Wagner sie in seiner jetzigen Verstimmung vorbrachte, sind wie das unruhige Walten der Elemente in der Natur —, der Wind muß die Nebel auseinander jagen, und dann sind wir wieder im Sonnenschein!

So war's denn auch Sonnenschein an manchem guten Tage, wo Wagner sich aufgelegt fühlte, in meinem Familienzimmer sich niederzulassen. Wer ihn gekannt hat, weiß wie herzenswarm und liebenswürdig er sein konnte. Die Söhne neben der Mutter wurden freundlichst beachtet. Er wußte ja, daß die „gute Frau," wie er mich nannte, ihre Söhne wahrscheinlich über die ganze Götterherrlichkeit griechischer Jünglinge und gar über den nordischen Siegfried werth hielt! — Hübsch konnte Wagner necken und erzählen. Es hatte ihm in Wien gefallen, er nannte Wien die einzige musikalische Stadt Deutschlands.

Seine Wohnung in Penzing hatte er geschmackvoll und ihm zusagend eingerichtet. Er erzählte von dem Dienerpaar, Mann und Frau, welche ihm die Haushaltung gut besorgt hatten, von dem großen Hunde, dem prächtigen treuen Thier, das ihm hier fehle.

Die gute Stimmung war aber bald wieder vorüber. Es kamen Briefe, die ihn verstimmten. Er zog sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurück, und wenn er mich allein traf, strömte er sich aus in Worten, die im Hinblick auf die Zukunft selten heiter klangen.

Ich habe schon gesagt, daß ich nie Tagebücher geführt habe, aber Notizen in Erregung des Augenblicks habe ich rasch hingeworfen auf Papier, wie mir's eben vorlag, und diese Zettel finde ich als Wegweiser durch die Pfade der Vergangenheit. Das Wenige, was ich über jene Zeit hingeschrieben habe, ist aber eben das, was mein Gedächtniß bis zur Stunde wach und rege macht. Meine Notizen, nach Weise Jean Paul's in einen „Zettelkasten" eingesammelt, sind wie die weißen Steine, welche der Däumling im Kindermärchen beim Wandeln durch den Wald hingestreut hat, damit er den Weg zurück finde. Ohne diese Notizen würde ich wohl kaum so genau mehr wissen, was ich meiner Meinung nach, obgleich mehr als zwanzig Jahre seitdem vergangen sind, so sicher in meinem

Gedächtniß finde, als wäre es erst gestern besprochen worden, wie ich es von Wagner und mir erzähle.

An einem Tage, wo ich den werthen Mann so verstimmt fand, daß ich nicht wußte, ob ich reden oder schweigen solle — und dieser war doch zu mir gekommen, und wartete, daß ich anfange und ihn etwas frage — dachte ich, es sei doch tief traurig, daß die festen, sichern Bande des Lebens, Familie, Geschwister, Jugendfreunde, auch die Frau, die er jahrelang gehabt, aus dem Dasein dieses wunderbaren Menschen eben jetzt gleichsam ausgelöscht schienen! Als er vor Jahren die Vorrede zu „Oper und Drama" uns vorgelesen hatte, saß seine damalige Frau dabei und hatte die harten Worte mit angehört, welche Wagner über das Unglück einer in der Jugend, unter armseligen Verhältnissen, geschlossenen Ehe sagt. Sie meinte damals: „Nun, ich habe Briefe genug, die beweisen, wer gewollt hat. Ich bin es nicht gewesen!"

Wagner hatte mit Lachen geantwortet: „Arme Frau, die mit einem Ungeheuer von Genie sich zurechtfinden sollte!" —

Jetzt hatte ich das Gefühl: „Wagner hat diese Frau doch in seiner Jugend lieb gehabt, mag sie tausendmal ihm nicht ebenbürtig sein. Er denkt jetzt an ihr einsames Leben in Dresden! — Seine Pflicht, ihr das Nöthige zukommen zu lassen, drückt ihn neben anderen Sorgen seiner finanziellen Verwicklungen!" Er hatte mir den Tag zuvor von dieser Sorge gesprochen.

Er zog jetzt, weil ich schwieg, einen Brief hervor und sagte: „Hiermit ist, was ich Ihnen gestern klagte, überwunden. In Paris ist man so anständig, von Concerten, die im Freien gegeben werden, dem Componisten, dessen Compositionen man spielt, eine Tantième zukommen zu lassen!"

Dann fing er — plötzlich auflodernd an: „Unter meiner Frau und mir hätte Alles gut gehen können! Ich hatte sie nur zu heillos verwöhnt und ihr in Allem nachgegeben. Sie fühlte nicht, daß ein Mann wie ich, nicht mit gebundenen Flügeln leben kann! Was wußte sie von dem göttlichen Rechte der Leidenschaft, welches ich in dem Flammentode der aus der Götterhuld verstoßenen Walküre verkünde! Mit dem Todesopfer der Liebe tritt die Götterdämmerung ein!" — — —

Mit jedem Tage ward es mir deutlicher, irgend etwas Außerordentliches müsse eintreten, ein Glück müsse aus den Wolken niederfahren, auf dem gewöhnlichen Wege der Selbsthülfe und der Geduld könne dieser Kunstgewaltige nicht von dem Felsen loskommen, an welchen feindliche Götter ihn geschmiedet.

Was ich hier sage, läßt sich leicht aussprechen; es war aber zur Zeit, wo ich im tiefen Mitgefühl gleich den hülflosen Okeaniden Trosteslieder dem Gefesselten zu singen versuchte, schwer zu ertragen.

Ich hatte aus meines Mannes Bibliothek Gott weiß was Alles zusammengeholt und in Wagner's Stube aufgestellt: Werke über Napoleon, über Friedrich den Großen, sogar Werke deutscher Mystiker, die Wagner bedeutend waren, während er Feuerbach und Strauß als trockene Gelehrte zurückwies.

Was ich eben wußte, das gab ich ihm in seliger Unbefangenheit zum Besten; erheitern konnte ich ihn aber nicht.

Ich sehe ihn noch in dem Sessel sitzen, der an meinem Fenster steht, wie damals, und ungeduldig zuhören, als ich ihm eines Abends von der Herrlichkeit einer Zukunft sprach, die doch ganz gewiß vor ihm liege. Die Sonne war eben in Glorie untergegangen, Erde und Himmel leuchteten und strahlten.

Wagner sagte: „Was reden Sie von der Zukunft, wenn meine Manuskripte im Schrein verschlossen liegen! Wer soll das Kunstwerk aufführen, das ich, nur ich unter Mitwirkung glücklicher Dämonen zur Erscheinung bringen kann, daß alle Welt wisse, so ist es, so hat der Meister sein Werk geschaut und gewollt?" — —

In Erregung ging er in der Stube auf und ab. Plötzlich vor mir stille stehend, sagte er: „Ich bin anders organisirt, habe reizbare Nerven, Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben! Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle, wie Ihr Meister Bach! — Ist es denn eine unerhörte Forderung, wenn ich meine, das bischen Luxus, das ich leiden mag, komme mir zu? Ich, der ich der Welt und Tausenden Genuß bereite!"

So redend hob er wie im Trotz das Haupt. Dann saß er wieder im Sessel am Fenster und sah vor sich hin. Was ging die Herrlichkeit der Aussicht ihn an und der Frieden der Natur? Es war nicht Alles Freude, während Wagner in Mariafeld weilte.

Es kam eine Zeit, wo ich die Tage zählte, bis zur Rückkehr meines Mannes. Vergebliches Anklopfen, wo man Eingang gehofft hatte, mißlungene Versuche, hülfloses Wollen und Nichtkönnen, — an solchen Unmöglichkeiten scheiterte mein Muth. Ich sah ein, daß auch ich Geduld haben und der Zeit vertrauen müsse, die Manches ändert und zu gutem Ausgang führt, was ohne Hoffnung scheint. — Eines Tages hatte der verehrte Gast bei mir anfragen lassen, ob ich schon für ihn sichtbar sei? Die Post hatte ihm einen lang erwarteten Brief aus Petersburg gebracht. Er hatte während seiner dortigen Concertleistungen, aus eigenen Werken bestehend, besondere Huld und Anerkennung bei der Frau Großfürstin Helene gefunden. Die geistvolle Dame hatte den außerordentlichen Mann ausgezeichnet; auch die Herzogin von Leuchtenberg hatte mit dem Enthusiasmus ihrer Bewunderung Alles, was zur hohen Gesellschaft gehörte, zu gleicher Begeisterung und Theilnahme fortgerissen.

„Ich könnte wieder nach Petersburg und Moskau," sagte Wagner, „das Publicum war bezaubert. Aber zum Concertvirtuosen bin ich nicht geschaffen. Die Großfürstin hatte mich ermächtigt, mich auf ihre thätige Freundschaft unter allen Umständen zu stützen, und nun dieser Brief, von einer Dame des Hofes in abweisender Form geschrieben! — — Der Finanznoth blasse Sorgen allüberall!" — „Ich meinte," fuhr Wagner fort, „es müsse der Großfürstin lieb sein, das Versprechen einzulösen, das sie mir im Enthusiasmus gegeben hatte. In Petersburg sehen sie mich nicht wieder!" —

Ich gehe über eine Zeit hinweg, welche Wagner in einem seiner Briefe als den Calvarienberg bezeichnet, den er ersteigen haben mußte, um sich innerlich seines spätern Glückes werth zu fühlen.

Die Widerwärtigkeiten seiner Verhältnisse hatten sich durch Kränkungen fühlbar gemacht, die ihn verfinsterten. Ich habe zu viel Achtung vor hohen Gaben des Geistes und Leistungen genialer Menschen, um nicht auch ihre Schwächen zu begreifen. —

Briefe gingen und kamen. Allmälig erst brach wieder Licht durch die verdüsterte Stimmung. —

Eines Tages sagte Wagner, der fest in den Morgenstunden gearbeitet hatte: „Ihre Resignationsweisheit, liebe Freundin, paßt nicht zu mir. Ich weiß, so gut wie Sie, von Erfahrungen zu reden, welche Sie als den Sieg des Unsichtbaren in des Menschen Seele über eine verführende Sichtbarkeit verehren. Ich weiß ja, wohin Sie wollen, wenn Sie mir sagen, das Bürgerstübchen gefalle Ihnen, in welches ich meinen Hans Sachs hinein setze. — Ich meine, ich habe ihm auch die andere Seite gegeben: Er steht auf der Wiese in freier Luft am Johannistage, während Stadt und Volk ihm zujubeln, weil er der Meistersinger ist! Die Welt wird sich verwundern, wenn sie die Töne und Accorde hört, die ich dem Meistersinger zu Ehren anschlage! — In mir ist Kraft und Ernst! — Echt deutsch ist mein Hans Sachs, so gut wie der gemüthliche Bürgersmann, der das Lied von der Wittenbergischen Nachtigall Eurem Luther zu Ehren gesungen hat. — Meinen Meistersinger sollt Ihr hoch halten!"

Wenn Wagner sich auf diese Weise los rang von der Macht des verstimmenden Augenblickes, so schwand in mir jedes armseliges Mitleid. Ich hörte von Ferne Sieges-Fanfaren.

Zwar will ich nicht leugnen, daß ich manchmal voll Verlangen nach einem Zauberstabe aussah, der nicht fehlen durfte zum Erfolg und immer nicht zu finden war. Die einsamen Spaziergänge, das Briefschreiben, die Selbstbeförderung derselben auf die Post sollten wieder ihren Fortgang haben. Auch die wechselnden Stimmungen des Gastfreundes, welche Zerstreuung abwiesen und die Lust zur Arbeit gewaltig zurückdrängten, waren wieder da.

Eine Zeit der Ruhe schien endlich für Wagner gekommen zu sein. Er saß bei seiner Arbeit, und Niemand durfte ihn stören. Wenn er uns am Abend besuchte, war er liebenswürdig, wie vor zwölf Jahren. Die Einförmigkeit der Tage und der Lebensweise in Mariafeld war ihm recht. Wir hatten so lange jeden Besuch abgewiesen, daß Niemand mehr an uns zu denken schien.

Ich dachte nicht mehr mit einer Art von Neid an das Glück, für Leidende hülfreich, für Thätige fördernd eintreten zu können, nach meines Herzens Wunsch und Lust. Es schien ja Alles sich zurechtzuziehn. Da Wagner mir nichts mitzutheilen hatte und seine Arbeit fortging, fühlte ich mich glücklich mit meinen Söhnen. Zur Erheiterung wurde mancherlei von uns geplant und von ihnen ausgeführt. Plötzlich waren aber wieder fatale Briefe eingetroffen. Wagner legte abermals seine Arbeit zusammen. Die alte Freundin war jetzt nöthig; Vieles wurde ihr mitgetheilt. —

Das Wetter war so, daß man auf die Höhen konnte, Wagner ging mit mir, so weit ich mochte. Er war leidend, sollte sich Bewegung machen. Er trank Vichy-Wasser und hatte schlaflose Nächte.

Wenn er in seinem Zimmer ruhte, hatte er einen Band von Schopenhauer in den Händen.

„Niemand ist tiefer als ich in den Geist dieses Philosophen eingedrungen," so sagte er zu mir. Wille pflegte ihn jedes Jahr in Frankfurt zu besuchen. —

„Erinnern Sie sich," sagte Wagner, „was er mir einmal als Gruß von Schopenhauer mitbrachte? ‚Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er solle die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter! Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu!' Meinen Sie, ich hätte dieses dem Philosophen nachgetragen? Gottfried Semper wollte nie Etwas hören von Schopenhauer's Philosophie. Sie vernichte alles künstlerische Wirken, meinte dieser. Meine Werke sprechen vom Gegentheil! Semper konnte das Kleinliche nicht gelten lassen. In stolzen, würdigen Formen wollte er seine Größe als Baumeister zeigen. Ich habe dasselbe im Sinn mit meinen Werken. Hierin sind wir Eins." Plötzlich fuhr er auf und sagte: „Das können Sie mir glauben, Freundin, es ist eine elende, erbärmliche, jeder Größe feindliche Welt, mit welcher unser Einer sich abfinden soll." —

Es war ein seltsam schöner, klarer Morgen. Wagner hatte gut geschlafen und machte, was Wille, auf dessen nahe Rückkehr wir jetzt hofften, einen Gesundheitsmarsch zu nennen beliebt. Er fand mich beschäftigt mit allerlei Handarbeit und fragte, was ich denn vorhabe. — „Frühlingsarbeiten" — sagte ich — „bald muß das ganze Haus geputzt und gewaschen werden." — „Frühlingsarbeiten," sagte Wagner, „ich meinte das sei Veilchenpflücken."

„Wenn man zu alt ist zum Veilchenpflücken," sagte ich, — „nützliche Arbeit ist auch was werth." —

Wagner fand meine Frühlingsarbeiten so wenig graziös, daß er mich „Fricka" nannte.

Trotzdem hatte er Platz genommen, und während er zusah, wie ich nähte, erzählte er, daß er eine böse Nacht gehabt habe; nur der Sonnenschein und die reine Luft auf unsern Berghöh'n habe ihn wieder aufgefrischt. Er habe die ganze Nacht mit König Lear zu thun gehabt, den seine Töchter ins Elend gejagt, während er mit königlicher Großmuth sie mit seinem Hab' und Gut beschenkt hatte.

Im Sturm und Gewitter habe er sich die ganze Nacht auf der Haide herumgetrieben; er selbst sei der König Lear gewesen. Der Narr habe ihm Hohnliedchen gesungen, der arme Bettler Edgar habe als der blöde Toms gewimmert, „es sei ihm kalt." Lear mit seiner königlichen Seele habe seinen Fluch in Nacht und Sturm hinausgeschleudert und sich groß und elend gefühlt, aber nicht erniedrigt. „Was sagen Sie, Freundin, zu solchem Erlebniß, wo der Mensch sich identisch fühlt mit dem, was der Traum ihm vorzaubert?"

Es gibt Stimmungen und Erregungen des Gemüthes, wo man nicht Worte, sondern Töne sucht. So lange Wagner bei uns war, hatte ich mein Klavier nicht berührt, so sehr ich danach verlangte. Der Gedanke an den großen Meister,

der mich hören könnte, lähmte mich, so daß ich lieber meinen musikalischen Phantasien nicht den Spielraum gab. — Für mich ist die Musik eine wunderbare, unerklärliche Macht. Man möchte bei der räthselhaften Natur ihrer Offenbarungen an die Deutung glauben, daß der Mensch in seinem sterblichen Leibe eine Seele trägt, die alles Schöne, alles Göttliche ihrem Ursprunge nach kennt, und die, von den Fesseln dieser Welt gebunden, ihren Weg zurücksucht in die Heimath. Vieles von dort hat sie vergessen, aber wenn sie in Sehnsucht und Ahnung sich aufschwingt, wenn sie ihre Klage seufzt und die Schmach ihrer Verbannung fühlt, wenn die Glorie ihres Ursprungs über sie kommt, so bricht die Muttersprache hervor, die in den Tiefen ihres Wesens schlummert.

Von diesem, das Wagner besser wissen mußte als ich, hätte ich natürlich nie mit ihm geredet. Aber ich erzählte ihm, wie ich einmal in großem Schmerz, als ich gemeint, nun sei mir Alles dunkel geworden, die Matthäus-Passion gehört habe, nicht in höchster Vollendung der Aufführung, denn damals war Bach halb vergessen; aber wie erhaben, wie befreit, wie licht und sanft, wie über Leid und Schicksal erhoben hatte ich mich gefühlt! — „Sie arme Frau," sagte Wagner, „warum habe ich Ihnen all' diese Zeit keine Musik gemacht? Heute noch sollen Sie haben, was Sie freut" und — er spielte mir die Scene aus „Tristan und Isolde", wo Nacht und Tod gefeiert werden in unaussprechlicher Sehnsucht der Liebe. — „Schon die Alten," sagte Wagner, „haben dem Eros als dem Genius des Todes die gesenkte Fackel in die Hand gegeben!"

Von dieser Zeit an hat Wagner manchmal mir zum Genuß gespielt; der Flügel in unserm Saale war ihm angenehmer als das Piano in seinem Zimmer.

An einem Vormittage drangen mächtige Accorde aus dem Saal in mein Wohnzimmer herein. — Ich öffnete leise die Thür und hielt den Athem an, um näher gehend zu hören, was aus des Meisters Kraft gleichsam wie aus dem ersten Guß mir kam. Um nichts in der Welt würde ich ihn gestört haben. Es war mir, als fühle ich ganz unmittelbar die Macht großer künstlerischer Herrschaft über einen widerstrebenden Stoff. — Was war es, das mir Phantasie und Geist so mächtig erregte? — Erst Finsterniß — plötzlich stellte sich ein lichter Gedanke ein — rasch aufblitzend leuchtete Freude durch die Seele. — — Lautlos wie ich gekommen war, so ging ich wieder. Mit Wagner sprach ich nicht von dem Eindruck, den das, was ich gehört, auf mich gemacht hatte. — Einige Tage später bat er mich, daß ich ihn auf seiner Stube besuche. Er zeigte mir Manuscripte, die in ihren Mappen lagen und den ganzen Abend widmete er mir. Ich bewunderte die Arbeitskraft, die eleganten Abschriften von seiner Hand — und gar die kleinen mit ganz feinen Noten ausgeführten Skizzen — da lagen sie wie Blumen der Schönheit in der Knospe.

Ich sah den Mann, der so reich, so mächtig schaffen konnte, mit einer Mischung von Ehrfurcht und Bewunderung an. — — Hiermit ist der Inhalt meines Zettelkastens ausgeleert, und was ich noch weiter gebe, muß ich ohne Halt in meinem Gedächtniß finden.

Als in den letzten Wochen von Wagner's Aufenthalt in Mariafeld der Hausherr wieder da war, als Frühlingswetter eintrat und Heiterkeit in der Natur,

verlor sich auch die düstere Stimmung im Hause. Eine gewisse gesunde Kraft machte sich geltend, die feste Hausordnung, das Innehalten bestimmter Stunden, das Unumstößliche in Einrichtungen und Verhältnissen des Familienlebens, wie mein Mann es forderte trotz aller Rücksicht für den Gast, den er werth hielt, gab mir einen Halt, der Allen zu gute kam. Wagner fühlte sich anders im Umgange mit dem fest in sich begründeten Manne, der jetzt aus Welt und Leben Neues brachte, als in der Abgeschiedenheit, welcher er sich hingegeben hatte. Die Theilnahme, wie sie unter Männern ist, zeigt sich nicht in Gefühlsäußerungen, sondern mehr in Anregung praktisch fördernder Entschlüsse. Wagner suchte jetzt Freunde in Zürich auf; es wurde sogar eine heitere Gesellschaft in unserem Hause verabredet. Es war, als breche neues Leben hervor aus der Winteröde, wir saßen in der offenen Veranda unter dem keimenden Grün. — Es mußte etwas Erfreuliches eingetreten sein, das unsern lieben Gast heiter stimmte. Was es auch sein mochte, es that mir wohl. Nicht nur die Eltern, auch die „Jünglinge", wie er die Söhne nannte, schienen ihm angenehme Gesellschaft. „Stürzen wir uns in die Tiefen der Sinnlichkeit", sagte er einmal, wie ehemals bei heiterer Zeit in Mariafeld, wenn Herwegh und gute Bekannte da waren, und der Mittagstisch, an dem er Theil nahm, mit besonderer Sorge von mir ausgestattet worden.

Eines Nachmittags wurde ein Spaziergang unternommen. Bei der Rückkehr gegen Abend wurde ein Packet Briefe in Wagner's Hand gegeben. Er theilte mir stehenden Fußes mit, daß er am nächstfolgenden Tage abreisen werde.

Den Abend sahen wir ihn nicht. Am andern Morgen sagte er zu meinem Mann: er müsse zuerst zur Stärkung seiner Gesundheit eine Heilquelle aufsuchen. Dann wolle er die Theater von Stuttgart, Karlsruhe, Hannover kennen lernen und sehen, ob dort eine Aufführung seiner Werke möglich sei. Die Einrichtung zu seiner Abreise sei getroffen, einen Theil seiner Sachen lasse er gerne bei uns zurück.

„Ich werde wiederkommen und bei Ihnen anfragen, ob Sie mich als Nachbarn auf die Dauer haben wollen." Zu mir sich wendend, sagte er, es schwebe ihm vor, als Aussicht für den Sommer, daß er in dem leerstehenden Nebenhause sich niederlassen möchte. „Bülow und seine Frau werde ich Ihnen zum Sommer bringen; dann sollen Sie Musik hören, wir wollen der lieben Frau Freude machen." —

Wille war erstaunt und sagte nicht Nein, nicht Ja. Ich war fast angstvoll befangen. Was war denn vorgefallen, daß Wagner so plötzlich fort wollte? Ich fragte nicht. — Was bedeutete sein Plan? Er konnte ja wissen, daß wir kein Haus zu vermiethen haben!

Als Wagner am Abend mich allein traf, trat er zu mir und sprach mit feierlichem Ernst: „Freundin, Sie kennen den Umfang meiner Leiden nicht, nicht die Tiefe des Elends, das vor mir liegt." — Seine Worte erschreckten mich. Indem ich ihn ansah, ich weiß nicht, was plötzlich über mich kam und mich mit seltsamer Zuversicht erfüllte: „Nein," sagte ich, „nicht eine Tiefe des Elendes liegt vor Ihnen! Es wird sich Etwas ereignen! Was? das weiß ich nicht; aber

es wird gut sein, anders als Sie meinen. Haben Sie doch Geduld, es wird zum Glücke führen!" —

Am folgenden Morgen reiste Wagner weg von Mariafeld. Er hatte gut geschlafen und war in heiterer Stimmung. Als er zum Frühstück kam, erzählte er, daß er zu dem Dorfbarbier, der bei seiner Toilette den Kammerdiener machte und ihn rasirte, gesagt habe: „Ja, ja, mein Lieber, es hilft nichts, ich muß jetzt abreisen, Sie sind mir gar zu theuer." Worauf der Mann gemeint, darum solle doch der Herr nicht abreisen, er wolle es gerne billiger thun. — Wagner war hierüber belustigt, und meinte, ich müsse jetzt auch die Leistungen des herrlichen Musikus ohne ihn genießen, der Abends auf seiner Clarinette: „Rufst du mein Vaterland" zu blasen pflegte.

Wir sahen dem Dampfschiffe nach, das den Mann, der eine ihm eigene Welt in sich trug, von uns weg in die Ferne führte.

Schon von Basel aus am selben Abend schrieb Wagner einen kurzen Gruß an Mariafeld: „Er werde wiederkommen; ich solle ihm die Wohnung und meine Freundschaft bewahren."

Ich schrieb nicht ohne Schmerz, aber mit Ehrlichkeit auf der Stelle an ihn nach Stuttgart, wohin er uns die Adresse gegeben, daß ich seinen Plänen nicht zustimme; Anderes liege vor für uns — Anderes liege vor für ihn.

Zwei Tage später erschien der Privatsekretär des Königs von Bayern, Herr von Pfistermeister, in Mariafeld. Wille, der von München her mit diesem Herrn persönlich bekannt war, wunderte sich nicht über dessen Besuch bei der Durchreise. Nachdem die zwei Herren den Kaffee und die Cigarren im Freien genossen hatten, wurde meinem Manne die vertrauliche diplomatische Mittheilung gemacht, daß ein Abgesandter Seiner Majestät des Königs von Bayern Mariafeld heimgesucht habe, weil er gehofft, demjenigen hier zu begegnen, den er umsonst in Wien gesucht hatte.

Denselben Abend reiste der Abgesandte, der jetzt die richtige Adresse hatte, nach Stuttgart, und was sich weiter ereignet hat, ist in den Briefen Wagner's, die nun folgen, verzeichnet. —

Liebe theure Freundin!

Ich antworte Ihnen kurz, weil ich Ihnen schon so viel gesagt habe. — Ihr Wunsch, mich nicht wieder in Mariafeld zu sehen, trifft mit meinem eigenen Gefühle hiervon zusammen. Lassen wir diese stürmische Fiebernacht, die selbst der lieblichste Sonnenschein von außen nicht erhellen wollte, beendigt sein, und decken wir einen Schleier über die wechselnden Gebilde, welche sie hervorbrachte. Auch mein nächstes Schicksal ist noch ungewiß; doch empfiehlt ein befragter Arzt mir Cannstadt: die Familie Eckert ist mir angenehm und nicht unwichtige Beziehungen dürften sich an ein zu Baron Gall, Intendanten des hiesigen Hoftheaters, angetretenes Verhältniß knüpfen. Wir wissen, daß die christliche Tugend der Hoffnung mir meistens zum Verderben gereicht, wenn ich mich ihr hingebe. Eine Opernvorstellung, der ich gestern seit lange zum ersten Male wieder beiwohnte, hat mich tödtlich verstimmt.

Grüßen Sie Ihre Schwester innigst von mir! Verzeihen Sie mir mit ihr die unsäglichen Beunruhigungen, die ich Euch, theure Frauen, verursachte.

An Wille schreibe ich noch, um ihn von meinem Entschluß, Mariafeld aufzugeben, freundschaftlich zu benachrichtigen.

Schreiben Sie mir, ich bitte, einmal von Hamburg: adressiren Sie nach Stuttgart, bei Kapellmeister Eckert.

Leben Sie wohl, theure edle Freundin! Nie wird mein wärmstes Dankgefühl erkalten: nie! —

Von tiefstem Herzen Ihr

Stuttgart 2 Mai 1864. Richard Wagner.

München. 4 Mai. 64.
Bairischer Hof.

Theuerste Freundin!

Ich wäre der undankbarste Mensch, wollte ich Ihnen nicht sofort mein grenzenloses Glück melden!

Sie wissen, daß mich der junge König von Baiern aufsuchen ließ. Heute wurde ich zu ihm geführt. Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. Er liebt mich mit der Innigkeit und Gluth der ersten Liebe: er kennt und weiß Alles von mir, und versteht mich wie meine Seele. Er will, ich soll immerdar bei ihm bleiben, arbeiten, ausruhen, meine Werke aufführen; er will mir Alles geben, was ich dazu brauche; ich soll die Nibelungen fertig machen, und er will sie aufführen, wie ich will. Ich soll mein unumschränkter Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich und sein Freund. Und dieß versteht er Alles ernst und genau, wie wenn wir beide, ich und Sie, miteinander sprachen. Alle Noth soll von mir genommen sein, ich soll haben was ich brauche — nur bei ihm soll ich bleiben.

Was sagen Sie dazu? — Was sagen Sie? — Ist es nicht unerhört? — Kann das anderes als ein Traum sein? —

Denken Sie sich, wie ergriffen ich bin!

Tausend herzliche Grüße! Mein Glück ist so groß, daß ich ganz zerschmettert davon bin. Von dem Zauber seines Auges können Sie sich keinen Begriff machen: wenn er nur leben bleibt; es ist ein zu unerhörtes Wunder!

Herzliche Freundschaft an Wille und die Jünglinge!

Stets Ihr dankbarer

Richard Wagner.

Nichts verbreiten! Nichts in die Zeitungen! Alles ist intim und soll es bleiben! —

Starnberg in Bayern 26. Mai 1864.

Theure, liebe, verehrte Freundin!

Wohl muß ich bezweifeln, daß dieser Brief Sie noch in Mariafeld trifft; doch nehme ich an, er werde Ihnen nachgesandt werden. Eigentlich schreibe ich Ihnen nur, um in Ihnen den Gedanken, als könnte ich gegen Sie undankbar werden, nicht aufkommen zu lassen. Die schrecklichen Geburtswehen meines Glückes hatte ich bei Ihnen zu überstehen, und Sie waren mir Geburtshelferin: wir sahen und fühlten nur die Nöthen und Aengsten dieser Geburt; so mag es wohl auch bei Müttern ein Prozeß auf Leben und Tod sein, bei welchem der Gedanke an das zu Gebärende unmittelbar ganz verschwindet, und die Schmerzen allein als Realität übrig bleiben. Doch begreife ich kaum, wie ich das Alles überstanden hätte, und endlich, ohne doch irgend eine ersichtliche Hoffnung vor mir zu haben, im Ganzen doch in gefaßter und erträglicher Stimmung von Ihnen Abschied zu nehmen im Stande gewesen wäre, wenn nicht in meinem tiefsten Grunde ein Bewußtsein gewesen wäre, ungefähr der Art, als ob ich durch meine unerhörten Leiden mir nun wenigstens ein Anrecht höherer Bedeutung erworben hätte, und zwar ein Anrecht, welches, wenn es selbst von der Welt nicht erfüllt würde, mich desto höher über die Welt erhöbe, und so, selbst im tiefsten Elende, mich innerlich zu einem geweihten, seligen Menschen mache.

Daß ich ein Recht habe, meine Leiden so hoch anzuschlagen, müssen Sie, Theure, mir bezeugen können. Bedenken Sie, bis zu welcher Tiefe ich erniedrigt war. Weiter konnte es doch nicht kommen? Und wahrlich — so weit kam es! — Sehen Sie, Liebe, Theure! diese tiefste Demüthigung hat mich endlich erhoben: ich fühlte, daß nun dieß möglich war, ich dieß ertragen, und dennoch mild und freundlich bleiben konnte, es mit mir eine höhere Bewandtniß haben müsse. Blitzartig durchzuckte es mich, daß nun der Vorhang plötzlich sich heben und ein wundervolles Glück sich mir zeigen müßte. Ihnen war es auch so, deutlich sprachen Sie es aus. Gestehen Sie, wir Beide waren wie Gott begeistert. Freundin, und dieses Gefühl meine ich: ob der Vorhang sich schon im Leben erhob, oder erst mit dem Tode, wahrlich, das gilt mir gleich: daß er sich heben würde, das wußte ich. — So kam es, daß, als mein wundervolles Glück eintrat, ich gar nicht erschrak: seiner selbst war ich gewiß gewesen, nur daß es so drastisch schnell, gerade jetzt, ja an diesem Tage, in dieser Stunde eintrat, das machte mich erstaunen. Der Abgesandte war bei mir, als soeben Briefe aus Wien eintrafen, welche die in Folge des heillosen Schrittes meiner bevollmächtigten Freunde eingetretenen allerwiderwärtigsten Vorgänge berichteten, so daß ich schnell mich entschied, sofort nach Wien abzureisen. Mein Abgesandter begleitete mich nach München, wo ich, da der rechte Zug versäumt war, übernachten mußte, und andern Tages früh durch schreckliches Unwohlsein an der Weiterreise für diesen Tag verhindert wurde. Doch raffte ich mich soweit auf, am Nachmittag den jungen König zu besuchen. Sogleich war Alles klar und bestimmt: der Vorhang war aufgezogen. Nach einigen Tagen setzte ich meine Reise nach Wien erst fort; was zwar nur die verzweifelte Energie mit persönlicher Aufopferung hätte erreichen können, war nun zu ordnen ein leichtes Geschäft. Ich kehrte mit meiner Dienerschaft und meinem treuen Hunde zurück in meine neue letzte Heimath, wo ich nun, getragen von der göttlichsten Liebe, das wundervolle Glück genieße, das wir in jener Mariafelder Fiebernacht geboren.

Zweifeln Sie hierüber nicht, Theure. Es ist dieß Glück, welches einzig voll und ganz all' den Leiden entspricht, die ich bis in das äußerste Elend hin erdulden mußte. Ich fühle, daß, wäre es nie eingetroffen, ich doch seiner werth gewesen wäre: und dieß gibt mir die Sicherheit seiner Dauer. Wollen Sie aber noch außerdem die Bestätigung der göttlichen Abkunft dieses Glückes kennen lernen, so erfahren Sie nun. In dem Jahre der ersten Aufführung meines „Tannhäuser" (des Werkes, mit dem ich meinen neuen, dornenvollen Weg betrat), in dem Monate (August), in welchem ich zu so übermäßiger Produktivität mich gestimmt fühlte, daß ich den „Lohengrin" und die „Meistersinger" zu gleicher Zeit entwarf, gebar eine Mutter mir meinen Schutzengel.

In der Zeit, wo ich in Luzern meinen „Tristan" beendigte, mich unsäglich mühte, die Möglichkeit einer Niederlassung auf deutschem Boden (Baden) mir zu gewinnen, und endlich verzweiflungsvoll mich nach Paris wandte, um dort in Unternehmungen mich abzumühen, die meiner Natur zuwider waren, — damals wohnte der 15jährige Jüngling zuerst einer Aufführung meines „Lohengrin" bei, die ihn so tief ergriff, daß er seitdem aus dem Studium meiner Werke und Schriften seine Selbsterziehung in der Weise bildete, daß er seiner Umgebung, wie mir jetzt, offen eingesteht, ich sei sein eigentlicher einziger Erzieher und Lehrer gewesen. Er verfolgt meinen Lebenslauf und meine Nöthen, meine Pariser Widerwärtigkeiten, mein Verkommen in Deutschland, und nährt nun den einzigen Wunsch, die Macht zu gewinnen, mir seine höchste Liebe beweisen zu können. Das einzige, wirklich verzehrende Leiden des Jünglings war, nicht zu begreifen, wie er seiner stumpfen Umgebung diese nöthige Theilnahme für mich abgewinnen sollte. Im Anfang März dieses Jahres, ich kenne den Tag, ward mir das Mißlingen jedes Versuches, meiner zerrütteten Lage aufzuhelfen, klar: allem dem, was so abscheulich unwürdig eintraf, sah ich offen und hilflos verzweifelnd entgegen. Da — ganz unerwartet — stirbt der König von Bayern, und mein mitleidvoller Schutzengel besteigt — gegen alles Schicksal — einen Thron. Vier Wochen nachher ist bereits seine erste Sorge, nach mir auszusenden: während ich den Leidensbecher

unter Ihrer Schmerzenshilfe bis auf die untersten Hefen leere, sucht mich der Abgesandte bereits in meiner herrenlosen Wohnung in Penzing auf; er muß dem liebenden König einen Bleistift, eine Feder von mir mitbringen. — Wie und wann er mich endlich traf, wissen Sie. — Theure, hier ist kein Zweifel möglich: — Das war es, und das ist es! — Ach! endlich ein Liebesverhältniß, das keine Leiden und Qualen mit sich führt! Wie mir es ist, diesen herrlichen Jüngling so vor mir zu haben! Zu meinem Geburtstage schenkte er mir das schöne Oelporträt, zu dem er eigens für mich gesessen. Dies wundervolle Bild belehrte mich, nun auch Anderen zur Evidenz zu zeigen, daß ich „Genie" habe: da, blickt hin, hier habt ihr mit Augen meinen „Genius" vor Euch! —

Mir versicherte ein vertrauter Freund des Königs, daß ihm dünke, der Jüngling sei so ernst und streng in den Regierungsgeschäften, nur um Niemand Einfluß und sich die vollste Freiheit zu verschaffen, seiner Macht sicher und gewiß, in höchster Unabhängigkeit seiner Liebe für mich nachleben zu können. Er ist sich ganz bewußt, wer ich bin und wessen ich bedarf: nicht ein Wort hatte ich wegen meiner Stellung zu verlieren. Er fühlt, eine Königsmacht müsse wohl dazu genügen, jedes Gemeine fern von mir zu halten, mich ganz meiner Muse zu übergeben, und jedes Mittel herbeizuschaffen, meine Werke aufzuführen, wann und wie ich es wünsche. Er hält sich jetzt meistens hier in einem kleinen Schloß in meiner Nähe auf; in 10 Minuten führt mich der Wagen zu ihm. Täglich schickt er ein- oder zweimal. Ich fliege dann immer wie zur Geliebten. Es ist ein hinreißender Umgang. Dieser Drang nach Belehrung, dieß Erfassen, dieß Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zu theil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen: so sitzen wir oft Stunden da, Einer in den Anblick des Andren verloren. Er prahlt nicht mit mir: wir sind ganz für uns. Wollte ich — so sagt man mir — so stünde mir der ganze Hof offen: Er würde mich nicht begreifen, wenn ich da nach einer ehrgeizigen Rolle verlangte. So schön und echt ist Alles. — Wie leicht wird es mir so, nach jeder Seite hin zu beruhigen: man merkt mich nicht, Niemand beeinträchtige ich; Alles, was wir Beide innerlich verachten, geht ruhig seinen Gang fort; wir kümmern uns nicht darum Allmälig wird mich Alles lieben; schon die nächste Umgebung des jungen Königs ist glücklich darüber, mich so zu finden und zu wissen, weil Jeder sieht, mein ungeheurer Einfluß auf das Gemüth des Fürsten kann nur zum Heil, Niemand zum Nachtheil ausschlagen. So wird täglich in uns und um uns Alles schöner und besser! —

Dies ist mein Glück, Freundin! Zweifeln Sie daran, daß es das Rechte ist? Das Rechte, ja — das Rechte mußte es sein: nun sollt Ihr sehen, wie es dauert und wie Alles gedeiht. Zweifeln Sie nicht! —

(Einige Tage später geschrieben.)

Wenn mich Eines in meinem Leben unheilbar trostlos verstimmt und betrübt hat, so ist dies eine Eigenschaft der „Welt", gegen welche Unsereines eben gar nichts vermag. Das ist der Dünkel der Philisterseele auf ihre „praktische Klugheit", und die, oft gemüthlich lächelnde Anmaßung, den seltenen, unbegriffenen tiefen Geistern gegenüber, einzig klug und weise zu sein. Diese abscheuliche Klugheit, diese lächerliche Mattigkeit im Begreifen und Würdigen der Dinge des Lebens, welche dem phantastischen Tollkopfe gegenüber dann und wann Triumphe feiert, zerfällt, genau genommen, dem eigentlichen tieferen Geiste gegenüber, in den nur thierischen Instinkt zum Auffinden des gerade heute Nützlichen und Nöthigen; da der tiefere Geist oft absichtlich — eben um sich im weiteren Blick nicht stören zu lassen — dieß unmittelbar Nöthige häufig übersieht, erscheint er jener praktischen Weltintelligenz sinnlos und absolut unverständlich. Das müssen wir uns nun gefallen lassen, daß die Welt, die wir sehr wohl begreifen, uns nicht begreift, und unser unpraktisches Wesen zu bemitleiden sich erlaubt.

Wenn dies Verhältniß aber auf das Gebiet der Moralität hinüber tritt, der Philister sich für einzig sittlich hält, bloß weil er die wahre Sittlichkeit gar nicht begreift und gar kein Gefühl dafür hat, wird uns die Nachgiebigkeit und das ironische Zugeständniß des Rechthabens auf der andern Seite schwierig: Wenn aber gar ein weibliches Gemüth allen Instinkt der Liebe so vergißt, daß sie von dieser philister-sittlichen Ansicht aus den Gegenstand ihrer Liebe beurtheilt, bemitleidet und — ermahnt, so ist es nicht mehr zum Aushalten. Es ist mir zum strafenden Schicksal geworden, mein eigenes Weib durch übergroße Nachgiebigkeit in der Weise verwöhnt und verzogen zu haben, daß sie endlich in sich selbst allen Halt zu einigem Gerechtwerden gegen mich verlor. Die Folge hat sich gezeigt. — — —

Wo sind Sie jetzt, Liebe? Schreiben Sie mir einmal wieder? Ich bin hier ganz einsam: noch fehlt mir etwas Hausumgang, vielleicht bekomme ich Cornelius her. Ob ich dem „Weiblichen" ganz entsagen werde können? mit einem tiefen Seufzer sage ich nein, daß ich es fast wünschen müßte! — Ein Blick auf sein liebes Bild hilft wieder! Ach, dieser Liebliche, Junge! Nun ist er mir doch wohl Alles, Welt, Weib und Kind!

Tausend innige Grüße! Ewig Ihr

R. Wagner.

Starnberg in Bayern 30. Juni 1864.

Liebe theure Freundin!

Ich bin sehr müde und leide an dem Erlebten: nun die Aufregung schwindet, tritt der Schmerz, wie bei Wunden, hervor. Nicht so schnell, als Sie vermuthen könnten, werde ich wieder bei meiner Kunst sein. Die Vorstellung, wie es jetzt um mich stehen würde, wenn dieses Eine, Unerwartete mir nicht begegnet wäre, macht mich noch immer erstaunen; denn Alles, was ich erwarten zu dürfen glaubte, ist und wäre jämmerlich ausgeblieben! Das übersehe ich jetzt und schaud're. — Meine Einsamkeit ist furchtbar. Nur wie auf höchster Bergesspitze kann ich mit diesem jungen König mich erhalten. Die Verlassenheit meines Hausstandes, die Nöthigung, mit Dingen, für die ich wirklich nicht gemacht, mich noch immer einzig selbst zu befassen, lähmt meine Lebensgeister: ich hab' jetzt wieder umzusiedeln, ein Hauswesen einzurichten gehabt, um Messer, Gabel, Schüsseln und Töpfe, Bettwäsche u. s. w. mich zu bekümmern gehabt. Ich Verherrlicher der Frauen! Wie überlassen sie mir so freundlich dafür ihre Besorgungen! —

Liebste, das Schönste in Ihrem schönen Briefe ist die Andeutung Ihres Besuches! Auf ihn hoffe ich nun, und schreibe Ihnen daher nichts mehr, was meiner Müdigkeit recht zu Statten kommt. Sie würden herrlich bei mir wohnen können: ich hab', weil's nicht anders ging, ein ganzes großes Haus für mich, und Sie sollen Alles zu Ihrer Bequemlichkeit finden. Bringen Sie noch einen Schreiber mit und diktiren Sie an Ihrem versprochenen Roman aus der Serviette. Wir müßten uns doch nun noch einmal ordentlich aussprechen: wer weiß wenn es je wieder geschieht! Ich stürbe jetzt so gern! —

Gestern ist Frau v. Bülow mit 2 Kindern und Kindermädchen angekommen: der Mann kommt nach. Das belebt etwas, doch bin ich so eigen, daß nichts rechten Eindruck mehr machen will. Vielleicht ist nur das schlechte Wetter daran Schuld — meinen Sie nicht auch? Wir Künstler nehmen doch sonst nicht Alles so ernst! Nun, das werden wir finden. Kommen Sie nun bald, und bleiben Sie lange. Von meinem jungen König nur noch dies Eine, daß, wenn ich wirklich nicht ganz und voll glücklich bin, an ihm es nicht liegt. Von der Herrlichkeit dieses Verhältnisses haben Sie doch gewiß noch keinen vollen Begriff. Den sollen Sie auch bei mir erhalten; kurz — das männliche Geschlecht hat sich durch diesen Vertreter vollständig bei mir rehabilitirt. —

Das werden Sie Alles sehen! — Adieu! Liebe, Theure Angst- und Sorgenvolle, Tiefblickende! — Tausend Dank für Ihre Freundschaft!

Von Herzen Ihr

R. Wagner.

Starnberg. 9. Sept. 1864.

Liebe theure Freundin!

Ich komme wieder einmal zu Ihnen, um mit Ihnen mich ein wenig zu unterhalten, wie ich es so oft jetzt schon auf dem Herzen hatte. — Daß Sie mich nicht besucht haben, war zwar nicht schön von Ihnen: doch das weiß ich schon, über Haus, Mann und Kind geht Euch nun einmal nichts, und somit gehören Sie zu den absolut Glücklichen, die dies ganz oder doch zum Theil besitzen, und bei jeder vorkommenden Wahlnöthigung beweisen, daß ihnen eben kein Glück über das geht, welches sie besitzen, — somit absolut Glückliche!

Nun, ich gehöre nicht zu denen; denken Sie sich, wie es mir geht: — in mir kämpft vollständiger Lebensüberdruß mit dem bewußten Vorsatze, nun erst mein Leben recht anzuwenden. Bei dem Vorsatze — sonderbarer Weise! — wird mir nie wohl: ich merke, es ist da Alles eigentlich affektirt und nichts Rechtes dahinter. Dieß macht denn, daß der tiefe Unglaube an mein Leben mir dann oft in reizend beruhigender Form sich wieder offenbart: es gibt dann eben die Augenblicke, wie beim Einschlafen, wo man wirkliche Glückseligkeit genießt. —

Nun habe ich einen jungen König, der mich wirklich schwärmerisch liebt: Sie können sich so etwas nicht vorstellen! Ich entsinne mich aus meinen ersten Jünglingsjahren eines Traumes, wo ich träumte, Shakespeare lebte und ich sähe ihn und spräche mit ihm, wirklich, leibhaftig; der Eindruck hiervon ist mir unvergeßlich, und ging in die Sehnsucht über, Beethoven noch zu sehen (der doch auch schon todt war). Etwas Aehnliches muß in diesem lieblichen Menschen vorgehen, wenn er mich hat. Er sagt mir, er glaube es noch immer kaum, daß er mich wirklich habe! — Seine Briefe an mich kann Niemand ohne Staunen und Entzücken lesen. Liszt meinte, er stehe darin an Receptivität mit meiner Productivität auf vollkommen gleicher Höhe. Es ist ein Wunder! — Glauben Sie das! — Und das soll Einem nun nicht Lust machen? Es muß wohl! Aber — wie schwer, wie schwer fällt mir die Lust! Nichts minderes als dieser wundervolle König mußte es sein, sonst — war es fertig, vollständig fertig!

So ward ich doch eigentlich auch schon von all' meinen alten Freunden entlassen: — eigentlich glaubten nur Sie noch an mich. —

Seit einiger Zeit bin ich wieder ganz allein, wie in einem verwünschten Schloß. Ich leugne nicht, daß mir diese vollständige Einsamkeit jetzt sehr verderblich wird: glauben Sie mir, es ist ein Elend, an dem ich mich verbluten werde. Leider ging es nun vorher, als ich Freunde bei mir hatte, ebenso verwünscht her: es war kein Segen und Friede. Der arme Bülow kam Anfang Juli im allerangegriffensten Gesundheitszustand, mit übernommenen und zerrütteten Nerven hier an, fand die ganze Zeit schlechtes, kaltes Wetter, dadurch einen ungesunden Aufenthalt, und gerieth aus einem Krankheitsfall in den andern. Dazu eine tragische Ehe; eine junge, ganz unerhört seltsam begabte Frau, Liszt's wunderbares Ebenbild, nur intellectuell über ihm stehend. —

Wäre ich gemacht, über die Oberfläche hin mir mein Theil Annehmlichkeit von den Dingen und Verhältnissen zu versichern! Das bin ich nun nicht; ich bin so thöricht, Alles so ernst zu nehmen. Das wichtigste war, Bülow aus seiner wahnsinnig aufreibenden Kunstbeschäftigung zu reißen und ihm ein edleres Feld zu verschaffen.

Es gelang leicht, den jungen König — für ihn war es wiederum sehr wichtig — zur Anstellung Bülow's als seinen Vorspieler zu bewegen. Ich hoffe nun, Bülows in kurzem hier für immer bei mir zu haben. Beiden habe ich für uns Alle nur Ein Erlösungsmittel in Aussicht gestellt: höchstes gemeinsames Kunstschaffen und Wirken. — Da hätten wir denn eine Nöthigung mehr zum Aushalten und Angreifen, — trotz aller Schwierigkeit des Lebensüberdrusses. — Sie sehen, bei mir geht nichts glatt ab! Selbst nicht ein Fall, wie der von Lassalle's Tod: Der Unglückliche war gerade 14 Tage vor seinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen dessen Gesandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten. (Ich gelte nämlich einfach als allvermögender Günstling: letzthin haben

sich die Hinterlassenen einer Giftmörderin an mich gewendet!) Was sagen Sie dazu? Ich kannte Lassalle noch gar nicht; bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst: es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menschen unserer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß. —

Jetzt bin ich noch ohne Wohnung in der Stadt: ich möchte gerne etwas, was Dauer verspricht, und finde nichts. Ich soll mir was bauen lassen: das dauert aber zwei Jahre. Soll ich denn noch so lange leben? Und doch soll ich's. Mein junger König spart, stellt väterliche Bauten ein u. s. w., um das Geld für die Aufführung der Nibelungen zusammenzuhalten. Ich hab' noch keinen Tag eigentlicher alter Ruhe gehabt: ich schwanke, was ich zuerst angreifen soll. Am End' laß' ich doch wohl Alles zur Seite, und mache die Nibelungen fertig: wenn ich das dem König sage, habe ich's noch besser. —

Nun aber hören Sie: am 2. Oktober, beim ersten Wiederbesuch des Königs im Theater, führe ich ihm eine Musteraufführung des „Fliegenden Holländers" vor (die einzige meiner Opern, die jetzt leider gut gegeben werden kann.) Alles ist vorbereitet zu einer vollendeten guten Ausführung. Mitte Oktober habe ich ein großes Konzert mit meinen neuen Fragmenten, wie in Karlsruhe vor Zeiten. Werden Sie kommen? — Mai nächsten Jahres „Tristan" mit Schnorrs. — Werden Sie da auch kommen?

Wie steht's mit dem Roman? — Wie geht es Wille und den Söhnen? Wollen Sie sie schönstens von mir grüßen? — Was macht die „verwünschte Gegend"? Sind Sie mir gut geblieben? Glauben Sie an meine Dankbarkeit? — Glauben Sie an mich? — Antworten Sie vor dem Konzert.

Herzliche Grüße! Ihr

R. Wagner.

München. 21. Briennerstraße.
8 Okt. 64.

Theure!

Ihr Schweigen ängstigt mich. Sie erhielten doch vor einiger Zeit einen Brief von mir? —

Ich ergreife ein Mittel, Sie zu einer baldigen Mittheilung zu bewegen.

Ich schicke Ihnen einen Brief meines jungen Königs an mich, und bitte Sie, mir ihn recht bald wieder zurückzuschicken, als anvertrautes Liebesgut! —

Gestern, wo wir die Vollendung und Aufführung meiner Nibelungen festsetzten, war ich doch vor Erstaunen über das Wunder dieses himmlischen königlichen Jünglings so ergriffen, daß ich nahe daran war, vor ihm hinzusinken und ihn anzubeten. —

Anfang November Fliegender Holländer und Aufführung meiner Fragmente (mit Schnorr) — Frühjahr: Tristan. 1867 Sommer: Nibelungenring.

Tausend Grüße!

Von Herzen der Ihre

R. Wagner.

Freundin!

Zwei Worte zu Ihrer Orientirung! — Meine Erwiderung[1]) kennen Sie: hier ist sie nochmals. Sie enthält eine Unaufrichtigkeit: Die Darstellung der Beschränktheit meines Verhältnisses zum Könige. Für mein Bedürfniß der Ruhe wünschte ich sehnlich, es wäre so. Die wunderbar tiefe, fatalistische Neigung des Königs zu mir, — Entsage ich (um meiner Ruhe willen) den Rechten, die sie mir giebt, so begreife ich noch nicht, wie ich es vor meinem Herzen, meinem Gewissen anfangen soll, mich den

[1]) Zur Erklärung dieses Briefes dient der von Rich. Wagner selbstgeschriebene Artikel: „Rich. Wagner und die öffentliche Meinung" in Nr. 50 der „Allgemeinen Zeitung" vom 20. Februar 1865.

Pflichten zu entziehen, die sie mir auferlegt. Sie errathen, daß, was man öffentlich gegen mich hetzt, nur Werkzeuge sind: dieß hat keine Bedeutung, und die Verleumdung spielt bereits ihr letztes verzweifeltes Spiel. Aber die Anlässe? Nun muß ich schaudern, wenn ich nur an meine Ruhe denkend, mich in die hierfür gedeihlichen Schranken zurückziehen will, um ihn — seiner Umgebung zu überlassen. —

Mir bangt es in tiefster Seele, und ich frage meinen Dämon: warum mir dieser Kelch? — Warum da, wo ich Ruhe und ungestörte Arbeitsmuße suchte, in eine Verantwortlichkeit verwickelt werden, in welcher das Heil eines himmlisch begabten Menschen, vielleicht das Wohl eines Landes, in meine Hände gelegt ist? — Wie hier mein Herz retten? Wie dann noch Künstler sein sollen? — Ihm fehlt jeder Mann, der ihm nöthig wäre! — Dieß, dieß ist meine wahrhafte Beklemmung. Das äußere Spiel der Intrigue, rein nur darauf berechnet, mich außer mich zu bringen, um mir eine Indiskretion zu entlocken, zerfällt leicht in sich. Aber welcher, gänzlich meiner Ruhe mich für immer entreißenden Energie, bedürfte ich, um meinen jungen Freund für immer seiner Umgebung zu entreißen! — Er hält treu, rührend schön zu mir und schließt sich für jetzt gegen Alles ab. —

Was sagen Sie zu meinem Schicksal? — Meine Sehnsucht nach der letzten Ruhe ist unsäglich: mein Herz kann diese Schwindel nicht mehr ertragen! —

Herzlicher Gruß an Wille!

Ganz Ihr treuer

München 26 Febr. 1865. Rich. Wagner.

Liebste Freundin!

Ein Wunder! Ich hab' wirklich eine Stunde Ruhe und Stimmung, die ich zu einem Dutzend Briefen benutze. Der Ihrige kommt so eben an: also 2 bis 3 Zeilen müssen Sie auch bekommen, das versteht sich, trotzdem mir Cosima versprochen, auch Ihnen in meinem Namen zu schreiben. — Das ist Ihnen doch gewiß unmöglich, zu glauben, ich hätte in dieser Zeit Ihrer nicht täglich mit Dank, Liebe und Trauer gedacht? — Gewiß nicht! Jeder Grashalm in meinem Garten ruft mir das Ergrünen des Ihrigen vorm Jahre zurück.

Nun denn — kommen Sie! Sehen Sie, Ihr Mann ist's, der mir zuruft, ich möchte Ihnen tüchtig zureden! Ei! Wie schön ist das — wie herzlich mußte ich über Wille lachen! —

Ja, kommen Sie! 15. 18 und 22 Mai sind die drei Hauptvorstellungen. Sie werden **wundervoll**, wie **nie** etwas erlebt wurde. Dazu mußte ich leiden, um das zu erleben! Von der Herrlichkeit der beiden Schnorr's können Sie sich keinen Begriff machen! Alle Kraft ihres Lebens konzentrirt sich zu dieser einen Leistung, die sie nun mit voller künstlerischer Würde bewältigen. — Mein Aufsatz schildert die Schönheit der Umstände, unter denen ich jetzt mein Werk zu Tage fördere, noch viel zu matt. Von der Göttlichkeit meines jungen Königs kann kein Hymnus erschöpfend singen. Hier ist Alles wie ein Märchentraum; man kann es nicht glauben, daß solch Schönes, Tiefes und Erhabenes plötzlich in das Menschenleben treten konnte. Und wie weise ist er, ohne im mindesten es zu wissen. Aber viel Trauer schwebt über uns: die furchtbare Gemeinheit der Umgebung und aller Umstände, — und Alles doch weise, mit ganz unfehlbarem Instinkt von ihm beherrscht. — Gott, — wenn der gedeiht und geräth! Dann endlich hat die deutsche Nation einmal das Vorbild, dessen sie bedarf — ein anderes als Friedrich II.

Alle meine Befürchtungen löften sich leicht durch Seine unnachahmliche Sicherheit des Gefühles. Nichts schadet ihm — er ist geweiht. —

Die herzlichsten Grüße an Wille! Schämen Sie sich — und kommen Sie, es wird sich der Mühe verlohnen.

Von ganzem Herzen Ihr

31 April 1865. R. Wagner.

München. 26 Sept. 1865.

Sagen Sie, liebe Freundin, wie war es Ihnen möglich, diesen Sommer so an mir vorüberzugehen? Wie oft wollte ich schon diese Frage an Sie richten! Vor Staunen kam ich immer noch nicht dazu. — Es war Ihnen möglich, selbst dem Zureden Ihres Mannes keine Folge zu geben! So haben Sie denn furchtbare und wundersame Epochen meines Lebens in innigster Vertrautheit, dicht in und mit mir verlebt, mit mir gefühlt und gelitten, um mich plötzlich auf einem wichtigen Höhepunkte gänzlich zu verlassen! — Wie wunderbar! Was gibt es da wieder nachzudenken! —

Was soll ich Ihnen nun von mir melden? —

Ich sprach von einem „wichtigen Höhepunkte": ich sagte nicht, einem „freudigen". Daß auch hier, auf dieser Höhe eigentlich nur Peinen und Leiden für mich zu empfinden waren, — ahnten Sie dieß vielleicht, und fühlten Sie sich selbst zu leidend, um mir Ihr Mitleid zu schenken? —

Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte, so wunderschön war mir zu Muthe. Es war dieß die Zeit der Proben des „Tristan".

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kunst wie auf einem Pfühl der Liebe gebettet. So mußte es einmal sein! Edel, groß, frei und reich die Anlage der ganzen Kunstwerkstatt: ein wunderbar, vom Himmel mir beschiedenes Künstlerpaar, innig vertraut und liebevollst ergeben, begabt zum Erstaunen. Meinen treuen Schutzengel, immer schön und segnend über mir schwebend, voll kindlichem Jubel über meine Zufriedenheit, meine Freude am wachsenden Gelingen: unsichtbar immer anordnend, was mir diente, entfernend, was mir hinderlich war. Wie ein Zaubertraum wuchs das Werk zur ungeahnten Wirklichkeit: die erste Aufführung — ohne Publikum, nur für uns — als Generalprobe ausgegeben, glich der Erfüllung des Unmöglichen.

Das Gefühl des Traumes verließ mich nie: ich staunte und staunte — wie dieß zu erleben möglich sei! — Dieß war der schöne Höhepunkt und doch verbittert durch — Abwesenheiten! — Wirklich: verbittert! Wie kleinlich kommt Ihr mir Alle vor, die Ihr dieser — Aufregung ausweichet! —

Von da an — nur noch reines Leiden. Da ich nun einmal auf den sogenannten „Erfolg" nicht eigentlich achte, waren mir alle von nun an so geltenden Experimente vor dem Publikum nur störend und herabwürdigend. In der vierten Aufführung erfaßte mich — im letzten Akte — das Gefühl des Frevels dieser unerhörten Leistung: ich rief: dieß ist die letzte Aufführung des Tristan und nie wieder darf er gegeben werden. Nun ist's in Erfüllung gegangen. Mein herrlicher Sänger verließ uns jubelnd, froh und selig vor Stolz und Wohlgefühl. Acht Tage darauf jagte ich nach Dresden, um seiner Beerdigung beizuwohnen: Springende Gicht hieß der Dämon, der ihm von dem Kniegelenk in das Gehirn gefahren war. Da lag er. — Seitdem sieht es traurig mit mir aus. Ich war einsam in den hohen Bergen und nun bin ich einsam hier. Ich kann Niemand mehr sprechen und gelte immer für verreist. Die wundervolle Liebe des Königs hält mich im Leben: er sorgt für mich, wie noch nie ein Mensch für den andern sorgte. Ich lebe in ihm auf, und will ihm meine Werke noch schaffen. Für mich lebe ich wirklich eigentlich nicht mehr. Doch hält Er eben mir Alles fern, was mich an das Leben und die Wirklichkeit erinnert: ich kann nur noch träumen und schaffen.

So geht es, und wird es gehen. Meine Arbeitslust verschlingt mein ganzes Gedenken. Die Nibelungen werden nun vollendet: ein Parzival ist schon entworfen. Es ist Alles wundervoll, traumhaft: sonst wäre Alles tödtlich schmerzhaft.

Nun melden Sie mir von Sich. — Tausend Grüße, liebe, traute Freundin! Gedenken Sie denn noch Ihrer Prophezeiungen? Ja, daran liegt es nicht: was da erfüllt werden konnte, das ist erfüllt, wie nie etwas erfüllt ward — schöner als jeder Traum. Und Sie wollten nicht einmal der Stätte dieses Traumes nahen?

Sei Alles schönstens und bestens gegrüßt von Ihrem

Richard Wagner.

Genf. Campagne des „Artichauts"
26 Dez. 1865.

Theure, verehrte Freundin!

Sie sehen, ich nehme Alles ernst, und erwarten gewiß auch, daß ich bei dem Ernste meines letzten Briefes an Sie verbleibe. Haben Sie treuen, tiefgefühlten Dank für Ihre Antwort. Ich wartete nur die von Ihnen mir angemeldete Zeit Ihrer Rückkehr nach Mariafeld ab, um Ihrer Aufforderung gemäß Ihnen nochmals zu schreiben, welches mein letzter Entschluß sei. — Ich bleibe, was ich war. —

Ueber meine Münchener Beziehungen kann ich Ihnen wenig sagen: Die Lügendünste müssen Sie sich selbst klären können, wenn Sie sehen wollen. Ich nehme eben Alles ernst, und von Klugheit kann bei mir keine Rede sein. Jetzt gilt es, dem jungen König etwas Zeit zu lassen, damit er das Regieren und Herr-Sein nun ein wenig lerne. Die Schule der jetzigen Leiden wird für ihn gut sein. Seine zu große Liebe zu mir machte ihn für alles Umschauen nach anderen Verhältnissen blind: so war er leicht zu täuschen. Er kennt Niemand, und — muß nun erst Leute kennen lernen. Doch hoffe ich für ihn. Wie ich seiner Liebe ewig gewiß bin, vertraue ich auch auf die Entwicklung seiner herrlichen Anlagen. Er hat nur noch etwas mehr Menschen kennen zu lernen. Dann wird er schnell das Rechte treffen.

Schicken Sie mir „Felicitas" und halten Sie meine Bitte darum für keine Schmeichelei! —

Leben Sie wohl! Viele Grüße an Wille. Ihr

Richard Wagner.

Wenn ich den letzten zwei Briefen Wagner's, dem einen aus München vom September 1865, dem andern aus Genf vom December desselben Jahres, einige Worte hinzufüge, so ist es, weil aus diesen Briefen hervorgeht, unter welchen rasch wechselnden schwierigen Verhältnissen Wagner in München gelebt hat, so daß er gern einen Ruhepunkt suchte, um kleinlichen Quälereien aus dem Wege zu gehen und, wie er sich ausdrückte, „die Lügendünste" sich klären zu lassen, die sich nur zu leicht um ihn sammelten. —

Wagner's Brief aus Genf traf mich in Hamburg und beunruhigte mich durch seinen Inhalt. Ich kannte München nicht, aber ich wußte, daß auch die vom König Max begünstigten Gelehrten und Dichter Norddeutschlands den Münchnern unsympathisch gewesen waren. Ernsthafter, tiefergehend schien mir die Abneigung Vieler gegen den außerordentlichen Mann, über welchen jetzt die königliche Gunst Glück und Glanz nur zu reichlich ausgegossen hatte.

Es war mir von vorneherein bedenklich gewesen, daß Alles fast beängstigend hoch auf die Spitze getrieben worden war und keine innere Sicherheit des Bestehens bot. Ich war darum der Einladung Wagner's zur Vorstellung von „Tristan und Isolde" nicht gefolgt; ich hatte ihn in Starnberg nicht besucht und konnte auch jetzt nicht das richtige Wort finden, um an Wagner zu schreiben, was mir auf dem Herzen lag, nämlich, daß er nicht der Mann sei, um dem jungen Monarchen ins Bewußtsein zu bringen, daß Kunst und Poesie nicht das höchste Ziel königlicher Gedanken sein dürfen, sondern daß derjenige, der berufen ist, ein Volk im Herzen zu tragen und dessen Rechte sich ins Gewissen zu schreiben, schwerere und ernstere Pflichten auf sich habe. Ich weiß nicht, ob dieses Mal mein Brief in diesem Sinne zu Stande gekommen, und ob derselbe in Wagner's Hände gelangt ist. Eine Antwort habe ich jedenfalls nicht von ihm erhalten, und während der drei Monate, die ich in Hamburg blieb,

weil mein Vater sehr leidend war, haben wir einander kein Lebenszeichen gegeben.

Als ich im Frühling wieder zu Hause war, erfuhr ich, daß Wagner nach München zurückgekehrt sei, und daß der König sich für die Idee, in der Nähe Münchens ein Theater zur Aufführung seiner Musikdramen zu bauen, sich interessire. Semper hatte nach Wagner's Plan und Anlage einen Riß entworfen, grandios und im reinen Styl, wie er seine Bauwerke zu schaffen liebte.

Es war im Beginn jenes Sommers schwüle Zeit in Deutschland: der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich lag in der Luft, und noch mehr als vor dem Krieg an sich schreckte man zurück vor dem Gedanken eines Bruderkampfes, der zu Deutschlands Einigung führen sollte.

In der Höhe des Sommers war Wille nach Luzern gereist, wo Wagner sich zeitweilig aufhielt und Semper ihm den Grundriß zum projectirten Theaterbau vorlegte. Er traf die Herren beisammen, als er Wagner zu bewegen suchte, durch seinen Einfluß auf den König von Bayern diesen dahin zu bringen, daß er neutral bleibe und seine Vermittlung zwischen Oesterreich und Preußen anbiete. Wagner, damals voll Widerwillen gegen Bismarck und Preußen, weigerte sich, und sagte, er habe in politischen Dingen gar keinen Einfluß auf den König, der, „wenn er (Wagner) von dergleichen anfange, in die Höhe blicke und pfeife!" — Er erzählte jetzt von der überstrengen Erziehung, die König Max seinen zwei Söhnen und vorzüglich dem künftigen Thronerben habe angedeihen lassen. Semper, der bei dieser Unterredung zugegen gewesen, hatte von derselben gesprochen, und Wille wurde durch ein Luzerner katholisches Blatt mit Schärfe angegriffen.

Ich lasse jetzt einige Jahre vorübergehen, in denen der briefliche Verkehr zwischen Wagner und Mariafeld gleichsam eingeschlafen schien. Vieles mag sich in dieser Zeit für Wagner ereignet haben; Vieles hatte sich auch in unserm Leben verändert. Während mehrerer Jahre hatte die zunehmende Kränklichkeit meiner Eltern mich viele Monate dem eigenen Heim entzogen. Nach dem Tode beider Eltern brachten wir zwei Winter in Italien zu. Leid und Freud hatten in Mariafeld sich abgelöst. Mein ältester Sohn hatte sich verheirathet und mir die liebliche Tochter ins Haus gebracht, welche mir bisher gefehlt.

Wagner indeß hatte seine „Meistersinger" vollendet, und im Juni 1868 sollte die Vorstellung eines Werkes sein, das fast unter meinen Augen entstanden war. Frau von Bülow hatte in Wagner's Namen uns zu dieser Vorstellung eingeladen, Freunde Wagner's aus Nähe und Ferne hatten ihr Erscheinen zugesagt. Es traf sich, daß ich diesmal, vom Besuch meiner Schwester in Schlesien heimkehrend, über München reisen konnte, und es machte mir Freude, den Freund wieder zu begrüßen.

Die Vorstellung fiel glänzend aus; Bülow hatte, obgleich halb krank, nach Sinn und Geist des Meisters das Orchester mit höchster Energie dirigirt. Der König, der in der großen Mittelloge saß, hatte den Dichter-Componisten zu sich hinaufbefohlen. „Es soll der Dichter mit dem König gehen".

Nach dem ersten Akte wurde Wagner enthusiastisch gerufen, aber er erschien

nicht auf der Bühne; er hatte den Weg dahin nicht finden können. Die Vorstellung ging weiter, und als sie beendet war und der Enthusiasmus wieder nach dem Schöpfer so großen Genusses stürmisch verlangte, hatte Wagner auf Befehl des Königs, an dessen Seite er gesessen, sich erhoben, und von der königlichen Loge aus sich gegen das Publicum verbeugt. Die Formlosigkeit erschreckte mich und that mir weh; indessen der König hatte befohlen, der Dichter gehorcht!

Wagner wohnte damals im ersten Stocke des Hauses, welches die Familie Hans von Bülow's inne hatte. Ich blieb nur einen Tag in München, denn der Freund war ganz umringt und im Mittelpunkt seiner künstlerischen Umgebung, vielleicht auch nicht ohne Unruhe über die Wirkung der Vorfälle des letzten Abends; ich fühlte mich darum nicht veranlaßt, länger in München zu verweilen.

Ich weiß nicht, ob nicht in Folge dieses Ereignisses Wagner bald nachher sich entschlossen hat, München zu verlassen und in Tribschen am Luzerner See Wohnung zu nehmen.

Es liegt Alles so weit zurück, daß Manches meinem Gedächtniß entschwunden ist. Ueber die Beweggründe seiner Uebersiedlung hat Wagner nicht mit uns gesprochen, als er einmal von Tribschen aus nach Mariafeld kam und in alter Wärme und Herzlichkeit einige Tage bei uns zubrachte.

Ich komme jetzt an eine Stelle, wo ich drei Briefe Wagner's statt meiner reden lasse. Einer dieser Briefe ist das Begleitschreiben bei Zusendung einer Broschüre und zeigt die Liebenswürdigkeit des Absenders, der sich der alten Freundin ins Gedächtniß rufen will. Die zwei andern Briefe führen uns an die schöne Stelle, wo Friede und Glück ungetrübt und rein für Wagner erblüht waren. Während einiger Jahre der Zurückgezogenheit und Weltentfremdung war in Wagner's Seele und in seinem Herzen das Glück gereift, das ihm lebenslang gefehlt hatte. Es wurde erzählt, daß während der Meister der Töne mit seiner Freundin und deren Kindern in Tribschen weilte, ein hoher Gast incognito sein Friedensasyl besucht habe.

Liebe verehrte Freundin!

Ihr treuer guter Brief hat mich sehr erfreut. — Nach einem vor 2 Jahren von Ihnen uns gegebenen Versprechen hatten wir seither einen längeren Besuch von Ihnen in Tribschen zu erwarten. Ich hoffte den vorigen Sommer lange auf die Erfüllung, und war nicht ungeneigt, mir unfröhliche Gedanken über Ihr Ausbleiben zu machen.

Seitdem habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, und gedenke wohl Jahre lang ohne Weichen hier zu verbleiben, fest entschlossen, nur noch meinen Arbeiten, nicht aber mehr aufreibenden und fruchtlosen Bemühungen nach Außen mich hinzugeben. Gegenwärtig bin ich über der Vollendung des 1858 unterbrochenen „Siegfried" her. —

Meine trostreiche edle Freundin ist seit länger bereits mit ihren Kindern bei mir. Wir sehen Niemand, gern aber würden wir Sie begrüßen.

Ihr Gruß that mir wohl. Behalten Sie mich lieb und seien Sie heiter. Sie verdienen eine schöne Krone.

Von Herzen der Ihrige

Tribschen. 25 Mai 1868. Richard Wagner.

Liebe verehrte Freundin!

Ich bin so frei durch die Uebersendung einer neuen Broschüre von mir — dießmal „über das Dirigiren“ mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. — Sie wird manches darin interessiren. Vielleicht aber erregt manches darin auch — wenn wohl auch nicht bei Ihnen — so doch anderswo in Zürich ein kleines Aergerniß, weßwegen ich das Büchelchen nach anderer Seite hin zurückhalte.

Sie sehen, ich bleibe immer dabei, und verliere den Muth nicht, wenn auch jede Hoffnung.

Mit den herzlichsten Grüßen und den dankbarsten Erinnerungen

Ihr getreuer

Luzern. 26 März 1870. Richard Wagner.

Liebe, verehrte Freundin!

Das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, welche Freude uns Ihr Brief und Ihre Einladung gemacht haben! — Gewiß werden wir kommen, denn Sie sollen die Ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah, habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, in das sich seitdem auch Diejenige flüchtete, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so manches meiner Freunde, „mir sei nicht zu helfen,“ unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei, und hat mir geholfen: Sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. Sie hat mir einen wunderbar schönen und kräftigen Sohn geboren, den ich kühn „Siegfried“ nennen konnte: der gedeiht nun mit meinem Werke, und giebt mir ein neues, langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat. —

So behalfen wir uns denn ohne „Welt“, der wir uns gänzlich entzogen hatten. Da hat sich denn nun Rechtes bewährt, und rührender als der Gewinn neuer Freunde, war uns die Treue alter. Meine Schwester, Ottilie Brockhaus, besuchte uns bereits im vorigen Spätsommer mit ihrer Familie: ich hätte Sie gern dabei gewünscht. Nun bringt Sie uns aber der Johannistag. Seien Sie uns herzlich gegrüßt!

Nun aber hören Sie: mögen Sie es gerecht und sinnvoll finden, daß wir Ihrer Einladung erst nachkommen, wenn ich Ihnen die Mutter meines Sohnes auch als meine angetraute Gattin zuführen kann. Dieß ist nun endlich nicht mehr fern und wir hoffen noch vor dem Fallen des Laubes in Mariafeld einzuschreiten. Aber nun bewähren Sie Ihre treue Freundschaft ganz, und kehren Sie mit den vortrefflichen Ihrigen recht, recht bald zuvor noch bei uns auf Tribschen ein. Haben Sie Enkel, so bringen Sie die auch mit; hier treffen Sie eine zahlreiche Jugend, welche sich um ihre Mutter und zugleich Lehrerin und Erzieherin munter schaart. Außerdem vielleicht sonst noch Manches, was Ihnen Freude macht.

Wie tief und ernstlich würden wir uns freuen, wenn Sie sich recht bald anmeldeten! Jeder Tag ist uns recht, wir sind stets bereit. —

Sie haben mir es prophezeit, Edle! wissen Sie, als Sie mich vor sechs Jahren aus Ihrer Gastfreundschaft entließen? Ich war elend. Sie aber sahen mich an, und — weissagten mir, — Sie entsinnen sich dessen wohl! Nun Freundin! kommen Sie und überzeugen Sie sich, daß Sie das rechte Herz zur guten Prophetin haben!

Seien Sie gesegnet! Gedeihe Alles, woran Ihr großes schönes Herz hängt! Dieß mein Gegengruß! — Ihr

Tribschen 25. Juni 1870. Richard Wagner.

Ich füge dem letzten der drei von mir mitgetheilten Briefe Wagner's hinzu, daß wir dem Besuch der Vermählten in Mariafeld zuvorgekommen sind, um ihnen zuerst unsern Glückwunsch zu bringen.

Es war an einem Sonntag, am 3. September 1870, als wir die Fahrt nach Tribschen unternahmen. Auf dem Züricher Bahnhof im Wartesaal war Alles in lebendigster Erregung, — denn eben war die Kunde von dem Siege bei Sedan gekommen, und daß der Kaiser von Frankreich sich als Gefangener dem Könige von Preußen ergeben habe. — Das große Ereigniß erfüllte meinen Mann mit höchster Freude, und ich theilte seine Gefühle. Aber nach Frauenart war ich doch während der Eisenbahnfahrt nach Luzern mit dem Nächsten beschäftigt, und gedachte der Schmerzensepisode, in welcher Wagner vor sechs Jahren in Mariafeld mir in Freundschaft nahe getreten war und des raschen Umschwungs seines Schicksals, und wie das Glück ihn auserwählt hatte, und wie er jetzt von allen Dornen und Stacheln frei, die in München auf seinen Wegen lagen, ungehindert schaffen, arbeiten und nach eigenem Sinn glücklich sein dürfe. Tief und treu durch Jahre des Kampfes und Ausharrens hatte sich seine Liebe für die hochgeartete, opfermuthige Frau bewährt, die er jetzt mit Stolz und Freude auch vor der Welt die Seinige nannte. Unwillkürlich kamen mir die Worte in den Sinn, welche Wagner dem „königlichen Freunde" gewidmet hat:

„Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig' und Aeste Saft —
Es war Dein Ruf, der mich der Nacht entrückte,
Die winterlich erstarrt hielt meine Kraft. —
Wie mich Dein hehrer Segensgruß entzückte,
Der Wonne-stürmend mich dem Leid entrafft,
So wand'l ich stolz beglückt nun neue Pfade
Im sommerlichen Königreich der Gnade." —

Es war ein angenehmer Tag, den wir in Tribschen an einem der lieblichsten Punkte des Vierwaldstädter See's mit dem Freunde und dessen liebenswürdiger Frau, umringt von schönen Kindern, verlebt haben. Es ließe sich noch viel von jenem Tage, an dem ein schönes Familienfest gefeiert wurde, erzählen. Nachdem die erste lebhafte Begrüßung nach langer Trennung vorüber war, und mein Mann und Wagner über Sedan, über Bismarck und Napoleon sich genügend ausgesprochen hatten, ertönte aus der Tiefe des Gartens mir zur Freude eine sanfte, herzerhebende Musik, wie Wagner sie zu schaffen verstand.

Und nicht nur diesen ersten, sondern manchen andern schönen Tag, sogar in Winterkälte, trotz Eis und Schnee, während der ersten Monate des Jahres 1871 haben wir in Mariafeld, als wäre alte Freundschaft wieder neu geworden, mit Wagner und den Seinen verlebt. Mein ältester Sohn mit seiner jungen Frau, meine Enkel, die Kinder, die aus Tribschen mitgebracht wurden, mein jüngerer Sohn und andere werthe Gäste, die wie er aus Zürich kamen, bereiteten uns eine heitere Geselligkeit. In meinem Manne sprudelte wie in Wagner der Quell geistigen Lebens frisch und freudig wie vor achtzehn Jahren, als sie oft zusammengekommen waren und Herwegh Beiden werth gewesen.

Zwischen Wagner's Frau und mir hatte sich das angenehmste Verhältniß gestaltet: ich hatte die Empfindung, daß sie mir gut sei und sich zu mir hingezogen fühle. Mir war sie eine eigenthümlich merkwürdige Erscheinung: Liszt's geniale Tochter war ihrem berühmten Vater ähnlich und dennoch wieder so ganz anders! Geist, Phantasie und die Poesie ihrer Seele befähigten sie, die Lebensgefährtin Wagner's zu sein und ihm als verständnißvolle Begleiterin auf jede Höhe zu folgen, nach welcher sein Genius strebte. In seine Musik versenkte sie sich mit andachtvoller Begeisterung: die Welt, in der er lebte, gehörte auch ihr! Wagner's Genius war erfinderisch in zart empfundenen musikalischen Huldigungen für sie. In ihrem Hause war sie ganz Frau und Mutter, für ihre Kinder die Lehrerin und Erzieherin, wie Wagner sich gegen mich aussprach. Ihr gebildeter Verstand und der Tact der Frau, die Welt und Leben kennt, belebten ihre Unterhaltung.

Die Zeit, in der wir uns begegnet, war voll Ernst und tiefer Bedeutung. Die Kämpfe und Siege der deutschen Waffen — Unruhe und Sorge um Verwandte und Freunde, die verwundet im Spital lagen — tiefer Schmerz über Andere, die gefallen waren — die Größe der Ereignisse, die zum Abschlusse drängten — die lange Belagerung von Paris, — deutsche Fürsten und Könige, welche in Versailles dem siegreichen Kriegsherrn des geeinigten Deutschlands die Kaiserkrone aufs Haupt setzten: Alles, was in rascher Folge geschah, war so geschichtlich groß, daß man sich gleichsam selbst erhöht fühlte und gewöhnlichen Erlebnissen eine Art von Weihe gab. Ich erinnere mich, wie tief es uns ergriff, als an einem kalten Tage bei ruhiger Luft der Kanonendonner von dem belagerten Belfort zu uns herüber hallte.

Als nach völlig beendetem Kriege das deutsche Volk unter seinem glorreichen Kaiser sich zu fühlen begann in der Kraft des geeinigten Reiches, als Alles sich regte und vorwärts strebte, war es an der Zeit, daß auch Wagner sich dem Vaterlande zuwende. Er konnte nicht in dem Stillleben seines Glückes, wie ich ihm gewünscht hatte, seine „Missa Solemnis“ schreiben. Seine „Nibelungen“ waren vollendet und wollten jetzt an das Licht des Tages. Sie gehörten der Nation an, das deutsche Volk sollte seine Götter, die Heldensagen und Mythen seines uralten Ursprunges in lebensvoller Darstellung von der Bühne herab kennen lernen. So meinte Wagner. Ihn begeisterte die Idee, in Bayreuth, im Mittelpunkte des großen Vaterlandes unter dem Scepter des Königs von Bayern dem aus allen Gauen Deutschlands zusammenströmenden Volke olympische Feste zu bereiten, wie die moderne Menschheit sie braucht in Musik und Poesie unter Mitwirkung aller Künste.

Dergleichen hatte er mehr als einmal gegen uns ausgesprochen, ehe er in Begleitung seiner Frau nach Deutschland reiste, um das Terrain zur Ausführung seiner Ideen, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu sondiren.

Wir hatten einige Wintermonate des Jahres 1872 in Italien zugebracht und kamen froh wieder nach Hause, um das Hochzeitsfest unseres zweiten Sohnes zu feiern. Da erfuhren wir, daß Wagner mit der ihm eigenen Energie alle

vorbereitenden Schritte zu seiner Uebersiedlung nach Bayreuth bereits gethan habe, und daß er bald nicht mehr in unserer Nähe weilen werde.

Noch einmal kamen wir zusammen, ehe die Freunde von der Stätte schieden, in der sie ihr Glück und ihren Frieden gefunden hatten! —

Wagner's Leben in Bayreuth, das Große, das er erstrebt und mit seinen Festspielen zur Erscheinung gebracht hat, der Ruhm seiner Werke und die sieghafte Kraft seines Genius gehören nicht in den Rahmen meiner Darstellungen. Meine Mittheilungen beschränken sich auf das, was ich miterlebt habe und was, auf freundschaftlichen Gefühlen ruhend, durch harmlose Erzählungen aus dem Privatleben zur Erläuterung der Briefe, und vielleicht zur Charakteristik Wagner's beiträgt.

Antonio Cánovas del Castillo als Schriftsteller.

Von
Emil Hübner.

Die Spanier nennen Cánovas ihren Bismarck. Ohne Mühe läßt sich nachweisen, daß dem Vergleich so gut wie jede Grundlage fehlt. Aber es liegt darin das Bekenntniß, dem sich auch die politischen und persönlichen Gegner des Mannes nicht entziehen können, daß er eine Ausnahmestellung einnimmt. Das Ausland weiß von ihm, daß er der anerkannte Führer der conservativen Partei in seinem Lande ist. Man kennt ihn wohl an einigen Höfen und in den Kanzleien der auswärtigen Ministerien; aber der großen Menge der Gebildeten in Deutschland und im übrigen Europa ist er so gut wie unbekannt. Ich überlasse es wie billig den Staatsmännern und Geschichtschreibern, aus den politischen Acten seiner Verwaltung dereinst das Facit zu ziehen. Ich will ihn, obgleich dabei fortwährend auf seine Stellung im Staat Rücksicht genommen werden muß, hauptsächlich als Schriftsteller schildern. Einige Berechtigung dazu glaube ich schöpfen zu dürfen aus einer zwar nicht nahen, aber schon von mehr als einem Vierteljahrhundert her datirenden persönlichen Bekanntschaft und aus der Kenntniß aller mir zugänglichen seiner Schriften[1]).

Das Interesse an Spanien und seinen Staatsmännern ist in neuester Zeit nur selten in Deutschland ein allgemeines und tieferes gewesen: vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich durch die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern, bei der Reise des Kronprinzen nach Spanien, zuletzt während des unglücklichen Carolinenstreites. Auch der spanischen Literatur, der alten wie der neuen, wendet nur ein kleiner Kreis von Kennern einige Aufmerksamkeit zu. Die Zeiten der Romantik, in denen neben Shakespeare Calderon und Cervantes in

[1]) Ich schreibe diese Notiz ohne Vorgänger. W. Lauser hat in seinen Skizzen aus Spanien („Von der Malabetta bis Malaga", Berlin 1881) der Erinnerung an einen Besuch bei Cánovas einige Seiten gewidmet, die doch nur ein sehr unvollständiges Bild geben. In der „Revue du Monde Latin" (vom April 1886) hat ein Landsmann, der unter dem Pseudonym Rostrituerto (Maulhänger) schreibt, vier Seiten unbedeutendsten Geredes über Cánovas veröffentlicht. Sonst ist mir nichts der Art bekannt. Kundigen Freunden unter den Landsleuten von Cánovas verdanke ich werthvolle und authentische Mittheilungen.

Aller Munde waren, sind längst vorüber. Aber Spanien ist ein gar nicht zu unterschätzendes Absatzgebiet für unseren Handel; dadurch gewinnt auch seine politische Entwickelung ein täglich wachsendes Interesse für uns. Seine Literatur bewahrt, neben vielem Unselbständigem und Entlehntem, einen Kern nationaler Eigenart, der für die Meisten auf alle Fälle den Reiz der Neuheit beanspruchen darf.

I.

Antonio Cánovas ist am 8. Februar 1826 zu Malaga geboren. Er stammt aus bürgerlichem, aber nicht unbemitteltem Haus; del Castillo ist der nach spanischer Sitte dem väterlichen hinzugefügte Familienname der Mutter. Schon als Schüler hat er mit der frühen Reife (oder Unreife), die wir an den begabtesten unter den Romanen kennen, in den Zeitungen seiner Heimathstadt Verse und Prosa veröffentlicht. Er studirte dann in Madrid Philosophie und die Rechte. Daneben vertiefte er sich mit Eifer in die heimische Geschichte und Literatur. An ihren klassischen Mustern bildete er seinen Stil und sog dabei die glühendste Begeisterung ein für seines Vaterlandes frühere Größe und leidenschaftlichen Schmerz über seinen tiefen Verfall. Er hatte von Natur historischen Sinn; und diesen hat er, trotz der äußerst mangelhaften Unterweisung, die ihm der unglaublich tiefe Stand des niederen wie höheren Unterrichts in seinem Vaterland bieten konnte, durch wesentlich autodidaktische Studien genährt und zu jener schwärmerischen Vaterlandsliebe ausgebildet, welche durch die Halbbildung oder vollständige Nichtbildung der meisten ihrer Träger so häufig zum blinden Nationalitätsdünkel auszuarten pflegt. Cánovas ist das Vorbild geworden für eine nicht geringe Zahl unter den besten seiner jüngeren Landsleute, die sich von der flachen Neuerungssucht der vorgeschrittenen liberalen Parteien abwenden.

Nur durch thätige Betheiligung an der Politik eröffnen sich in Spanien, wie in Italien und Frankreich, dem Talent und dem Ehrgeiz Aussichten. Cánovas schloß sich der von O'Donnell geführten Partei der liberalen Union an, die später die liberal-conservative hieß. Das Manifest von Manzanares, mit welchem der General an der Spitze seiner Cavallerieregimenter im Jahre 1854 die Gewalt usurpirte, ist von Cánovas, damals Deputirten für Malaga, verfaßt. Damit war seine Laufbahn gemacht. Er wurde in rascher Folge Beamter im Staatsministerium, Geschäftsträger in Rom (bis 1856; sein römischer Aufenthalt hat, wie wir sehen werden, wesentlich auf seine literarische Thätigkeit eingewirkt), Ministerialdirector, Gouverneur von Cadiz und, nach dem Sieg der liberalen Union im Jahr 1860, nacheinander Unterstaatssecretär und Minister, erst des Inneren, dann der Colonien; später wiederholt Präsident des Conseils. Ich übergehe die Wechselfälle, denen seine politische Stellung während der zunächst folgenden Ereignisse, besonders 1866 und 1868, ausgesetzt war. Stets hat er in der historischen Dynastie den gegebenen Mittelpunkt für eine auf das Erhalten und Wiederherstellen gerichtete Politik erblickt. Er hat die Republik, die föderale und cantonale wie die centrale ebenso verworfen, als dem Geiste der Nation widersprechend, wie die Phantasmen der iberischen Union und den unglücklichen Versuch mit der savoyischen Dynastie. Obgleich bekanntlich nicht die Conser-

vativen, sondern in erster Linie die vorgeschrittenen Liberalen den Sohn des Ré galantuomo, der desselben Ehrentitels durchaus würdig ist, zur Abdankung gebracht haben, unter ihnen vor Allen Manuel Ruiz Zorrilla, der jetzt von Paris aus die unglückliche Armee seines Vaterlandes zu republikanischen Erhebungen mißbraucht. Es ist den Zeitgenossen noch in lebendigem Gedächtniß, wie Cánovas nach langen Mühen die Genugthuung zu Theil wurde, den jungen König Alfons XII., an dessen Erziehung und Vorbereitung für den künftigen Herrscherberuf er den thätigsten Antheil nehmen durfte, auf den Thron zurückzuführen und ihm während der zehn Jahre seiner Regierung, wenn auch nicht ununterbrochen als leitender Minister, so doch in hervorragender Stellung, als Präsident der Cortes und als Führer der conservativen Partei, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Mit welchen Empfindungen er nach dem Tode des Königs, dem schwersten Schicksalsschlage, der das Land treffen konnte, den Liberalen die Regierung überließ, in dem Bewußtsein, der Dynastie damit den besten Dienst zu leisten, und in welcher Weise er seitdem die große, fast verzweifelt scheinende Aufgabe zu lösen sucht, die Dynastie zu erhalten, das wird nur der recht zu verstehen und zu würdigen wissen, der dieses Staatsmannes innerste Gedanken, wie sie in seinen Schriften niedergelegt sind, kennt.

Cánovas hat trotz der verhältnißmäßig langen Zeit, in der er zu wiederholten Malen die Geschicke seines Vaterlandes gelenkt hat, weder ein großes Vermögen noch einen Adelstitel erworben. Beides pflegt den militärischen Usurpatoren unter seinen Landsleuten zu Theil zu werden; das erste verschmähen meist auch die bürgerlichen Politiker nicht. Bereits seit dem Jahre 1865 verwittwet, lebt er in einem schönen Junggesellenquartier mitten in Madrid, in der Straße Fuencarral, in völliger Unabhängigkeit, wie sie ihm das Fehlen von kostspieligen Passionen und ein bescheidener Hausstand gewähren; nur umgeben von seiner reichen und wohlgewählten Bibliothek und einigen Werken der Kunst und des Alterthums. Seine näheren Freunde kennen ihn als einen liebenswürdigen Erzähler, von echt andalusischer Art, voll leidenschaftlichen Eifers. Der großen Menge ist er unsympathisch. Er steht zu hoch über ihr durch seine streng katholische Moral, durch seine Verachtung alles Gemeinen. Daß er von gewissen nationalen Schwächen nicht frei ist, die von seinen Gegnern mit gehöriger Uebertreibung ausgebeutet werden, wird Niemand Wunder nehmen. Mit Castelar, dem Führer der gemäßigten Republikaner, der das Scheitern seiner Staatsleitung in eine Wolke von großen Worten hüllt, lebt Cánovas auf persönlich freundschaftlichem Fuße. Man pflegt das dem Fremden als einen Vorzug politischer Gesittung zu rühmen; viele werden darin eher eine gewisse Schwäche sehen. Aber auch unter seinen Parteigenossen hat Cánovas wenig Freunde. Ein bequemer Lebemann wie Sagasta, der Führer der Liberalen, erfreut sich viel allgemeinerer Sympathien. Der flache, sich an Frankreich anlehnende Liberalismus der romanischen Nationen, mit seinen volltönenden Phrasen von Freiheit und Fortschritt und seinen geringen Anforderungen an Arbeit und Entsagung, hat hauptsächlich an den literarischen und politischen Kreisen der großen Städte seinen Rückhalt.

II.

Vor mir liegen zwei starke Bände „literarische Studien" von Cánovas; ein jetzt sehr selten gewordenes Buch[1]). Beim Abschluß dieser ersten Sammlung seiner zerstreuten Arbeiten überraschte ihn die Revolution von 1868. Am Schluß des zweiten Bandes steht die vielsagende Notiz, die „vorgeschrittene Jahreszeit" verhindere den Verfasser, weitere Studien abdrucken zu lassen, ihre Veröffentlichung bleibe bis auf Weiteres verschoben. Die Sammlung ist einer durch Geist und gesellschaftliche Stellung gleich hervorragenden, in ihrer Heimath Malaga wie in Madrid und Paris bekannten Frau, Doña Amalia Heredia, Marquesa von Casa-Loring, gewidmet. In dem ausführlichen Vorwort begründet der Verfasser die Veröffentlichung auch der Jugendarbeiten mit dem Hinweis auf ihre Tendenz, auf sein ernstes Bemühen, nach den Vorbildern von José Manuel Quintana, Joaquin Francisco Pacheco und Serafin Estébanez nur sorgfältig Durchdachtes und stilistisch Vollendetes zu geben.

Den ganzen ersten Band füllen Gedichte sehr verschiedener Art, meist aus frühester Jugend, und eine langathmige historische Novelle, „Die Glocke von Huesca, Chronik des zwölften Jahrhunderts", geschrieben 1851. Die Gedichte sind von seinen Gegnern unbarmherzig zerpflückt, aber auch von seinen Freunden zum größeren Theil preisgegeben worden. Aufmerksamkeit verdienen einige Sonette auf Napoleon III. und die Gräfin von Teba zu ihrer Vermählung (1853), und einige ganz frühe politische Gedichte, an Italien und Carl Albert (1849), auf den Krieg in Cuba (1851). Natureindrücke und Passionen des Herzens fehlen selbstverständlich nicht; aber sie treten zurück. Die Gedichte und die Novelle sind deshalb von Interesse, weil sie von denselben politischen, philosophischen und religiösen Ansichten Zeugniß ablegen, welche der Verfasser stets vertheidigt hat und noch heute vertheidigt.

Noch als Student, kaum zwanzig Jahre alt, erhielt Cánovas den Auftrag, eine Fortsetzung zu der Geschichte Spaniens zu verfassen, welche einst die Jesuiten Mariana und Miñana geschrieben hatten. Das Werk (er hat es die „Geschichte des Verfalls von Spanien" genannt) wäre völlig vergessen, wenn der Verfasser nicht selbst in einer seiner späteren Arbeiten eine Stelle daraus angeführt hätte, zum Beweis dafür, daß sein Urtheil über Philipp II. schon damals dasselbe gewesen sei, wie zwanzig und dreißig Jahre später. Daran, wie man über diesen König urtheile, sei, sagt er, sofort zu erkennen, ob man den ungläubigen und demagogischen Sinn der Neuzeit und deren Abneigung gegen die nationalen Ueberlieferungen, das heißt gegen Katholicismus und Monarchie, theile oder nicht. Wie man auch über diese Meinungen denken mag, sie geben den nothwendigen Ausgangspunkt für die Beurtheilung von Cánovas literarischer Thätigkeit.

Der zweite Band der Studien enthält eine Reihe von Arbeiten, die in demselben Sinn geschrieben sind: akademische Vorträge, Erinnerungen an Italien, vermischte Aufsätze. Mit dem Vortrag „über die Herrschaft der Spanier in

[1]) Estudios literarios de D. Antonio Cánovas del Castillo, individuo de número de las Reales Academias Española y de la Historia, zwei Bände, Madrid 1868 (XXII, 577 und 523 S.) 8.

Italien" trat Cánovas im Jahre 1860 (zugleich mit dem Schreiber dieser Zeilen) in die spanische Akademie der Geschichte ein. In dieser ersten Frucht seines Aufenthaltes in Italien gibt er Gedanken Ausdruck, in welchen sich alle Parteien seines Vaterlandes zusammenfinden. Es ist eine beredte und eifrige Vertheidigung der durch alle Jahrhunderte sich gleich bleibenden spanischen Politik in Italien, ihres Eintretens für die weltliche Macht des Papstes, welche Spanien freilich an sich selbst nie erfahren hat; die energische Formulirung der von den Liberalen und selbst von den meisten Republikanern getheilten Ansicht, daß Carl V. und Philipp II. trotz alledem die größten Monarchen Spaniens, der Inbegriff des nationalen Ruhmes seien. Cánovas kennt Ranke's Schriften, die seinen übrigen Landsleuten noch heute völlig unbekannt sind; natürlich nur aus den französischen Uebersetzungen. Aber er ist bei aller Bewunderung für die Vergangenheit dennoch durchdrungen von der Erkenntniß, daß eine Ausdehnung der Monarchie, wie sie jenen Herrschern vorschwebte, für Spanien vorüber sei. Damals grade hatte O'Donnell seinen Feldzug gegen Marocco zu Ende geführt: nach der langen Oede fortgesetzter Bürgerkriege ein erster Lichtblick in die Zukunft. Cánovas sieht darin, ohne den an sich geringen Erfolg zu überschätzen, dennoch den vielverheißenden Anfang einer Rückkehr Spaniens zu seinen eigentlichen politischen Aufgaben; zu einem Sich-Besinnen auf das, was, zugleich mit der Wiederaufrichtung im Inneren, nach Außen dem Lande einzig frommen könne. Die Ausdehnung seiner Machtsphäre nach Nordafrika ist seitdem ein Glaubenssatz aller Parteien in Spanien geworden. Cánovas hat ihm in einer damals erschienenen Broschüre „Notizen zur Geschichte von Marocco", welche an eine frühere ähnliche Arbeit seines Lehrers Serafin Estébanez anknüpft, beredten Ausdruck verliehen. Doch hat er diese kleine Schrift nicht in die Sammlung seiner Studien aufgenommen.

Eng an den Schluß des ersten Vortrags knüpft der Stoff des zweiten kürzeren in jener Sammlung an. Es ist eine Antwortsrede, wie sie dort üblich sind, gehalten bei der Aufnahme des früh verstorbenen Orientalisten Lafuente Alcántara in die Akademie der Geschichte, im Jahr 1863, „über die Invasionen der Mauren aus Afrika in Spanien". Nicht die alten Einfälle maurischer Stämme vor und unter der römischen Herrschaft, auch nicht die große Invasion des Islam im achten Jahrhundert sind gemeint, sondern die wiederholten Eingriffe nordafrikanischer Scharen in die seit Alfons VI., zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, mit den Arabern in Spanien geführten Kämpfe, die ihren Abschluß in der Wiedereroberung des Landes zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gefunden haben. Im Kampf mit den Fremden, in der schließlichen Ausrottung des Islams in Spanien, ist die spanische Nationalität gegründet und wie der Stahl der Klingen von Toledo im Feuer gehärtet worden. Weit entfernt, daß die arabische Herrschaft, welche die „fremde" westgothische Monarchie nicht abzuwehren vermocht hatte, den Spaniern Elemente der Cultur zuführte — wie man wohl in unklarer Begeisterung für die Alhambra mit Washington Irving und Anderen zu glauben geneigt ist —, ist sie vielmehr in allen ihren Phasen nur ein Hinderniß gewesen für die nationale Entwicklung. Das ist ein zweiter Glaubenssatz, wenn nicht aller Parteien, so doch einer historisch einigermaßen

tiefer blickenden Minderheit. Cánovas hat ihn in einer späteren Arbeit noch eingehender begründet und weiter entwickelt.

Alle diese historischen Arbeiten sind, wie der Verfasser in der Vorrede der Sammlung selbst sagt, Auszüge und Inhaltsübersichten von Büchern, welche zu schreiben es ihm an Zeit gefehlt hat.

Cánovas will keineswegs bloß als Historiker gelten: er besitzt auch eine umfassende literarisch-philosophische Bildung. Ein erster Beweis dafür ist die dritte akademische Abhandlung, „Ueber die Freiheit in den Künsten", mit der er im Jahre 1867 in die „Spanische Akademie" eintrat; das ist die literarische, der Académie française entsprechende Anstalt. Sie zeugt von sehr ernsthaften Studien. Dazu enthält sie einige Ansichten über Deutschland, über den Rhein und seine geschichtliche Bedeutung, über Hegel und die Romantik, die den Landsleuten des Verfassers vollkommen neu waren. Auch sie ist, wie die historisch-politischen Aufsätze, aus der innersten Natur des Verfassers heraus geschrieben. Sie bietet daher, trotz des scheinbar ferner liegenden Stoffes, bei dem ungewöhnlichen Talent für die Form, das in ihr hervortritt, für die Kenntniß und Beurtheilung des Verfassers ein hervorragendes Interesse.

Es folgen die Erinnerungen an Italien. Unter ihnen sind die beiden ersten, „über das was eine Reise nach Italien bedeutet" (nämlich für einen spanischen Reisenden) und „Ariccia, Aufzeichnungen aus einer Villeggiatur in Latium" von einer für die spanische Selbstgenügsamkeit überraschenden Begeisterung. Doch vermisse ich in ihnen das nationale Colorit, das den übrigen Aufsätzen ihren besonderen Reiz verleiht. José Nicolas Azára, der Gesandte am Hof Pius' VII., der Freund Winckelmann's und des Cardinal Albani, und seine Beziehungen zu Ariccia, die Ausgrabungen, die der spanische Cardinal Despuig daselbst vorgenommen hat, scheinen Cánovas damals unbekannt oder nicht gegenwärtig gewesen zu sein. Möglich auch, daß die rationalistische Aufklärung jener Kreise ihm keine Sympathieen einflößte.

Von allgemeinem Interesse sind die beiden folgenden Aufsätze. Der erste ist überschrieben „eine Fahrt nach Pavia", nämlich um die Oertlichkeit der für Spaniens Geschichte so wichtigen Schlacht, den Barcho oder Park um die Certosa, kennen zu lernen. Es ist ein Brief an den General Concha, Marques del Duero, geschrieben im Jahre 1857; beigegeben ist die Wiederholung einer Karte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Der zweite, aus demselben Jahr 1857, behandelt den Sacco di Roma von 1527, ebenfalls mit einem Plan der Stadt, in einem Brief an Serafin Estébanez. Eine Localstudie, mit Benutzung eines im Besitz des Verfassers befindlichen handschriftlichen Berichtes des Patricio de Rossi und der Notizen des bekannten spanischen Protestanten Juan Valdés. Unbekannte Thatsachen werden, soviel ich sehe, nicht ermittelt. Aber die Gedanken und Absichten, die seine Landsleute damals bewegten, und ihr Antheil an den Thaten wird mit theilnehmendem Verständniß und tiefer Genugthuung geschildert.

Unter den vermischten Aufsätzen ist gleich der erste und umfangreichste verwandter Art: „Ueber den Anfang und das Ende der militärischen Suprematie der Spanier in Europa, mit einem Bericht und einigen Einzelheiten über die Schlacht von Rocroy (1643)," gewidmet dem Andenken an den General Don Leopoldo

O'Donnell, Herzog von Tetuan († 1867). Eine gelehrte Arbeit voll glühender Vaterlandsliebe, aber auch voll melancholischer Entsagung. Denn der Verfasser täuscht sich nicht über die Gründe, aus welchen das Uebergewicht der berühmten spanischen Infanterie, die diesem Truppentheil den Namen gegeben hat, seit jener Schlacht verschwand. Der Aufsatz ist mit der Nüchternheit des Urtheils geschrieben, welche in den späteren Arbeiten des Verfassers immer deutlicher hervortritt. In den Anmerkungen sind einige Inedita mitgetheilt; es erhellt aus ihnen der Umfang, in welchem Cánovas die Literatur beherrscht, auch die ausländische, von der Reise des Leo von Rozmital und den venezianischen Gesandtschaftsberichten an bis herab auf Schiller und Buckle.

Es folgt die kurze Abhandlung über den Socialismus im Jahre 1848, geschrieben als Einleitung zu einer neuen Ausgabe der Schrift seines Landsmannes Nicomedes Pastor Diaz „Ueber die Probleme des Socialismus", welche 1867 erschien. Eine kurze Würdigung der Schrift nach Inhalt und Form; zugleich den Keim der vom Verfasser später ausführlich dargelegten philosophischen und national-ökonomischen Grundsätze enthaltend.

Den Beschluß der Sammlung bildet eine Abhandlung über den vermeintlichen „Schwur der alten Könige von Aragon", den Javier de Quinto in einem damals erschienenen Buch als eine Erfindung erwiesen hatte. Diese kritische Anzeige hat Cánovas schon 1849 geschrieben, als er noch in Madrid Jura studirte. Sie gibt aber bereits der Ueberzeugung den lebhaftesten Ausdruck, daß der Monarchie constitutionelle Schranken nothwendig seien, und daß weder demokratische Gleichmacherei noch feudale Bevorzugung dem Geiste der Nation entspreche.

In dieselbe Reihe von Studien gehört, seiner Entstehung nach, das erst 1869 erschienene Werk „über das Haus Oesterreich in Spanien". Es ist hervorgegangen aus der allerersten historischen Arbeit des Verfassers über denselben Gegenstand, die er Serafin Estébanez zueignete mit einer meisterhaft geschriebenen Widmung; wie diejenigen versichern, die sie kennen. Ich sah sie nicht; denn das Buch ist völlig verschollen. Die neue Schrift behandelt den Stoff nicht in erzählender Breite, sondern im Ton der politischen Erörterung. Man wird in vielen wichtigen Fragen mit dem Verfasser durchaus nicht übereinstimmen; immer aber muß man die Consequenz seiner Ueberzeugung und die Kraft seiner Rede anerkennen.

Weit merkwürdiger ist noch ein anderer Aufsatz von Cánovas, in welchem er die hergebrachte Auffassung von dem verderblichen Einfluß, den die Austreibung der Moriscos auf den Reichthum des Landes geübt haben soll, durch wirthschaftsgeschichtliche und allgemein politische Beweisgründe zu widerlegen sucht. Die große Schwierigkeit, die Thatsachen der Wirthschaftsgeschichte bei dem gänzlichen Mangel an glaubwürdiger Bezeugung überhaupt festzustellen, macht vor der Hand ein abschließendes Urtheil unmöglich. Der Verfasser zeigt den Muth der Ueberzeugung auch hier, wo er sich im Widerspruch mit bisher allgemein angenommenen Meinungen befindet.

Damit schließt die erste Reihe der Schriften von Cánovas ab. Wenngleich keine unter ihnen, mit unserem Maß gemessen, den Forderungen an historische

Kritik entspricht, so besitzen sie doch sämmtlich einen hervorragenden Werth für Spanien, wo bis dahin wenig oder gar nichts in diesem Sinn geschrieben worden war. Sie bezeichnen den Anfang einer neuen historischen Richtung, die täglich an Einfluß gewinnt und auch für die politische Zukunft des Landes von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

III.

Seit dem 22. December 1882 ist Cánovas „Director“ (etwa Ehrenpräsident) der Akademie der Geschichte in Madrid —, sie verdankt seinem energischen Einfluß eine allseitig gesteigerte Entwicklung ihrer Thätigkeit. In die Jahre seit dem Erscheinen des Buches über die habsburgische Dynastie in Spanien bis dahin fallen die großen politischen Veränderungen: die Republik, oder vielmehr die Anarchie, die savoyische Herrschaft, die Wiedereinsetzung der bourbonischen Dynastie. Cánovas hat an allen diesen Veränderungen so hervorragenden Antheil genommen, daß ihm keine Zeit blieb, Bücher zu schreiben. Aber geruht hat er darum auch auf literarischem Gebiete nicht. Was er in den Pausen der politischen Arbeit, oft in der Sommerfrische in Biarritz, geschrieben hat, faßt eine im Jahr 1884 erschienene zweite Sammlung vermischter Abhandlungen zusammen unter dem Titel „zeitgenössische Probleme“[1]).

Seit einem halben Jahrhundert besteht in Madrid „das wissenschaftliche und literarische Athenäum“. Es ist eine Anstalt für freien Unterricht, eine Art Club für politische und literarische Discussion. In den Wintermonaten werden daselbst Abends öffentliche Vorträge gehalten; an den lebhaften Discussionen über sie betheiligen sich alle Parteien, die Elite der spanischen Bildung. Alljährlich wird zur Leitung derselben ein Präsident von den Mitgliedern erwählt, der die Campagne mit einem einleitenden Vortrag eröffnet. Sechs Mal ist Cánovas, nach dem Herzog von Rivas, Martinez de la Rosa, Pacheco, Pidal, Donoso Cortés und anderen hervorragenden Männern, in der Zeit von 1870 bis 1884 zum Vorsitzenden gewählt worden. Die sechs bei dieser Gelegenheit gehaltenen sehr eingehenden Vorträge bilden den Hauptinhalt der neuen Sammlung seiner Schriften. Einige Vorträge und Aufsätze verwandten Inhaltes sind damit vereinigt.

Gleich die Einleitung, datirt vom 1. Januar 1884, zeigt den Meister des Stils und der Debatte, zu dem sich der bis dahin noch jugendlich lernende Historiker und Politiker inzwischen herausgebildet hat. Es ist ein Unterschied wie der zwischen den Jugendschriften und Jugendreden Cicero's und denen des Consulars. Doch nennt Cánovas bescheiden auch diese Reden nur Studien, „die zufällig entstanden und in höherem Maße abhängig sind von den Umständen, die sie hervorgerufen, als von den strengen Vorschriften wissenschaftlicher Untersuchung; nicht ganz gereifte Früchte des in unruhiger Zeit philosophischen Lehren und socialen Erscheinungen gewidmeten Nachdenkens; Zeugnisse eines ohne Waffen-

[1]) Problemas contemporáneos, zwei Bände, Madrid 1884 (XXVIII 470 und 520 S.) 8. Sie bilden einen Theil der zierlich gedruckten Coleccion de Escritores Castellanos des Druckers Antonio Perez Dubrull. Der erste Band ist geschmückt mit einem vortrefflichen Bildniß von Cánovas, 1883 von B. Maura radirt.

ruhe und Mann gegen Mann gekämpften Streites gegen den Revolutionarismus der religionslosen und demagogischen Parteien, ohne dabei irgend eine der rechtmäßigen Eroberungen der Civilisation aufzugeben". Das Wort „Revolutionarismus" ist eines von den unschönen, zum Theil sprachwidrigen Fremdwörtern, an denen das moderne Spanisch so reich ist. Bei der Veröffentlichung dieser Vorträge verfolgt Cánovas wieder einen ähnlichen Zweck wie bei der früheren Sammlung. Sie beweisen, „daß die religiösen, philosophischen, sociologischen Ansichten des Verfassers, sowie seine Grundanschauungen in Betreff des Staatsrechts seit der frühen Jugend, in welcher er begonnen, seine Gedanken in Schrift und Rede zu veröffentlichen, keine, absolut keine Veränderung erfahren haben". Deswegen habe er den Text dieser Reden, mit einer einzigen näher begründeten Ausnahme, völlig unverändert gelassen. In demselben Zusammenhang erwähnt er hier sein Urtheil über Philipp II., wie er es in jener Jugendschrift, der Geschichte des Verfalls von Spanien, und später in der Vorrede zu Gaspar Muro's Buch über die Prinzessin von Eboli ausgesprochen hat. Die letztgenannte Vorrede erfuhr die Auszeichnung, von dem Belgier Gachard, dem berufensten Kenner der Geschichte Philipp's II., übersetzt und der belgischen Akademie vorgelegt zu werden. Aus einer in den Cortes im Jahr 1855 gehaltenen Rede citirt Cánovas Worte, die mit seiner in dem Vortrag über die Souveränetät der Nation von 1870 dargelegten Auffassung vollkommen übereinstimmen. Dies nur, um gewisse politische Gegner zum Schweigen zu bringen, die ihm vorgeworfen hatten, er habe seine Laufbahn (mit dem Manifest von Manzanares) als Demagog begonnen. Aber gegenüber dem Lob, das seinen philosophischen Anschauungen von Seiten des Erzbischofs von Sevilla, Pater Zeferino González, zu Theil geworden sei (in einer natürlich ultra-katholischen Geschichte der Philosophie), versichert er mit Nachdruck, daß er ein aufrichtiger und überzeugter Anhänger der parlamentarischen Regierungsform, ein eifriger Vertheidiger der politischen Freiheit, ein Enthusiast für den Fortschritt wie keiner sei. Sehen wir, wie weit seine Schriften diese Selbstschätzung bestätigen.

Den ersten seiner Vorträge im Athenäum hat er am 26. November 1870 gehalten. Er hat für uns um so größeres Interesse, weil er gleichsam durchzittert ist von den weltumwälzenden Ereignissen, die sich damals unter dem sprachlosen Entsetzen der romanischen Nationen vollzogen hatten. Er vergleicht diese Ereignisse sofort mit dem Fall von Constantinopel, dem westfälischen Frieden, den Schlachten von Mühlberg und Nördlingen. Er sieht mit Staunen, wie Italien in ihm unbegreiflicher Weise im Begriff ist, mit eigener Hand den Vorzug zu zerstören, den es bis dahin vor allen anderen Völkern hatte, nämlich in Rom den Mittelpunkt der ganzen katholischen Welt zu besitzen. Das Beste von unserer Geschichte, sagt er, wird von jetzt ab „alte Geschichte" sein (historia antigua, mit dem Doppelsinn von Geschichte des Alterthums). Deutschland ist im Begriff, an die Spitze aller Nationen zu treten. Es ist aus, zunächst mit der universalen Macht des Papstthums, ferner aber auch mit dem Uebergewicht der lateinischen Rasse. Er zieht die Möglichkeit in Betracht, daß der Sitz der Päpste nach Köln verlegt, die deutschen Herrscher (noch war das Kaiserthum nicht proclamirt) auch die katholische Kirche regieren könnten. Denn, er spricht

es mit den bestimmtesten Worten aus, die Größe Deutschlands, wie sie sich auf den Schlachtfeldern von Wörth, Metz, Sedan geoffenbart hat, trägt alle denkbaren Anzeichen der Dauer an sich (S. 24). Die große Lehre, die hierin liegt, ist ihm ein Beweis dafür, daß die historischen Keime nicht untergehn, auch wenn sie Jahrhunderte lang scheinbar todt sind. Deutschland ist zu voller Manneskraft gelangt, „seine Augen sind weit geöffnet, sein Körper gewappnet von Kopf bis zu Fuß . . . .; Keiner weiß mehr, Keiner vermag mehr als Deutschland; Keiner weiß besser, was er will, noch will mit mehr Nachdruck, was er kann" (S. 28). Und, in einem raschen Ueberblick über Deutschlands geschichtliche Entwicklung (der freilich so einseitig wie möglich ist), „wohin man blickt, Grund mehr als zu viel, um die germanische Rasse zu beneiden, vor der die ganze lateinische erniedrigt ihr Haupt beugt" (S. 41). Aber gegenüber der germanischen Machtentfaltung, die auf der bewunderungswürdigen Vereinigung von der Freiheit des Individuums mit der Disciplin beruht, nimmt er für die lateinische Rasse die größere Fähigkeit in Anspruch, die reine Idee der Gottheit und die ewigen Grundbegriffe des Schönen und Guten in sich aufzunehmen und zu entwickeln (S. 50). Nach diesen Zielen zu streben ermahnt er seine Landsleute, besonders die Lehrer der Jugend.

Grade ein Jahr später, am 25. November 1871, hielt er unter dem frischen Eindruck des Commune-Aufstandes in Paris den zweiten Vortrag, „Ueber den Pessimismus und den Optimismus in Beziehung auf die Probleme der Gegenwart". Er bezeichnet die einzelnen Abschnitte mit den Ueberschriften „Begriff und Bedeutung einer populären Theodicee; der Staat an sich und in seinen Beziehungen zu den Rechten der Individuen und der Corporationen; über die Staatsformen im Allgemeinen und über die constitutionelle Monarchie in England", und schließt mit einer Uebersicht über die im Laufe des Jahres im Athenäum gehaltenen Vorträge. Er kennt Cavour und Bagehot, Stahl und Frantz. Bei Gelegenheit einer Ausführung über die verschiedene Begabung der Rassen erwähnt er ein Gespräch mit Cherbuliez, der unter seinem bekannten Pseudonym J. Valbert die nachher zu erwähnende Schrift von Cánovas über Serafin Estébanez in der „Revue des deux Mondes" besprochen hatte, und schildert, wie der eigentlich leichte und umgängliche Charakter seiner Landsleute erst durch ihre Stellung als Herrscher in Italien und den Niederlanden jene castilianische Gravität angenommen habe, die in der sprichwörtlichen Standhaftigkeit der spanischen Infanterie ihren höchsten Ausdruck fand.

Der dritte Vortrag, wieder nach einem Jahr gehalten, am 26. November 1872, behandelt in elf Abschnitten, weit eingehender als der zweite, die Stellung der Religion zum Staat und zu den socialen Fragen. Keineswegs vom Standpunkt unserer Christlich-Socialen, auch nicht vom bloß ultramontanen Standpunkt aus; sondern von der volkswirthschaftlichen Seite, mit Rücksicht auf die modernen Theorien der Naturwissenschaft, auf Liebig und Darwin, auf Malthus und die neueste Schule der Anthropologen, und mit Seitenhieben auf Schopenhauer und Krause, den jetzt endlich auch in Spanien um sein Ansehn gekommenen Vertreter eines katholisirenden Pantheismus. Auch der Spiritismus erhält seine Abfertigung. Cánovas schließt mit einer Verherrlichung der katho-

lischen Religion —: „die katholischen Glocken, die noch über unseren Häuptern hängen, wenn sie den Einen langsam das letzte Geleit geben, scheinen den Anderen zuzurufen, daß auch sie langsam den Weg aus dem Leben gehen; und verrückt oder verrucht muß der sein, der sie hört, und wenn er auch kein gläubiger Christ ist, nicht ein oder das andere Mal still steht, um an die unbekannten und ewigen Dinge zu denken. Gott, die Seele, die Vergangenheit und die Zukunft, das Loos des Menschen vor und nach dem Tode, nein, sie sind nicht leere Worte, für keinen höher gebildeten Verstand, für kein rechtes Gewissen". — (S. 202).

In dem vierten Vortrag, vom 25. November 1873, handelt Cánovas von der Freiheit und dem Fortschritt in der modernen Welt. Er unternimmt es, den Nachweis zu führen, „daß der Materialismus, der Positivismus, der Darwinismus und der Pantheismus" darin einig sind, daß sie Freiheit und Fortschritt aus der Wissenschaft verbannen. Er geht dazu die philosophischen Ansichten von Spinoza und Hegel durch, berührt zahlreiche moderne Systeme, von den Deutschen Strauß und Hartmann, Vogt, Moleschott und Büchner, Haeckel und Wundt (die er meist aus französischen Berichten kennt), von den Franzosen Littré, Renan und Caro, von den Engländern Stuart Mill und Herbert Spencer, von den Italienern Vera, und stellt ihnen Augustinus, Fray Luis de Leon und die heilige Therese entgegen. Man wird vielfach anderer Meinung sein als der Redner, dessen Schilderung oft einseitig ist: aber man fühlt, hier spricht nicht bloß ein Einzelner, sondern dies ist die Ueberzeugung eines großen und sicher des besten Theils seines Volks.

An diese vier Vorträge schließen sich anhangsweise zwei kurze Artikel aus Zeitschriften, „Ueber die Arbitristen," betreffend verschiedene financielle Projecte zur Erhöhung des Wohlstandes und zur Hebung der Finanzen, wie sie seit Philipp's III. Regierung in Spanien aufgetaucht sind, und „Ueber einen anderen Vorläufer von Malthus". Anknüpfend an des Belgiers Thonissen Mittheilung über den Abbé Mann, den er als einen Vorläufer von Malthus entdeckt hatte, wird ein spanischer Anonymus aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt, welcher bereits dieselbe Ansicht über die Uebervölkerung aufgestellt hat wie Malthus. In diesem Aufsatz findet sich eine bemerkenswerthe Stelle über die Sucht der Spanier, sich und ihrer Nation alle möglichen Verdienste zuzuschreiben. Dies ist auch eine Seite des „Quijotismus" seiner Landsleute, wie er ihn anderswo nennt. Er knüpft daran die Warnung (S. 332), gefallenen Nationen, wie faulen und armen Adligen, damit nicht in ihrer Unthätigkeit noch Vorschub zu leisten, statt sie zum Erringen neuer Verdienste und Auszeichnungen anzuspornen. Im Anhang zu diesem Artikel ist die Uebersetzung einer darauf bezüglichen neuen Aeußerung Thonissen's gegeben.

Den Beschluß des ersten Bandes bilden Stücke aus Parlamentsreden „Ueber die Internationale" aus dem Jahr 1871, Ergänzungen zu den Vorträgen von 1872 und 1873; lebendige und interessante Beispiele von der schlagfertigen Beredsamkeit des Verfassers.

Zwischen den Vorträgen des ersten und denen des zweiten Bandes liegt fast ein Decennium. Die inzwischen, Dank in erster Linie den Bemühungen des Redners, erfolgte Wiedereinsetzung der Dynastie, welche in der zielbewußten Persön-

lichkeit des jungen Königs damals noch die sichersten Aussichten auf eine lange Dauer zu bieten schien, das sichtbare Aufblühen von Handel und Industrie und der in dem endlich errungenen inneren Frieden langsam, aber sicher steigende Wohlstand der Nation geben dem Redner größere Zuversicht und seinen Worten höheren Schwung.

In dem ersten der damals im Athenäum gehaltenen Vorträge, vom 6. November 1882, findet sich neben Aeußerungen über die bescheidene Stelle, welche Spanien unter den europäischen Mächten gegenwärtig zukomme (S. 83), auch die Ueberzeugung in beredten Worten ausgedrückt (z. B. S. 93), daß dieses Land noch zu einer für die Menschheit nützlichen Rolle in der Geschichte berufen sei, vorausgesetzt, daß es in seinen Individuen die sittliche Regeneration vollziehe, welche besonders auf wirthschaftlichem Gebiete so nothwendig sei. Der Vortrag knüpft an die bekannten sieben Thesen an, welche E. du Bois-Reymond in seinem Leipziger Vortrag aufgestellt hatte über die Grenzen des philosophischen Erkennens. Cánovas nimmt Act von der Unfruchtbarkeit der Speculation über die letzten Dinge und wendet sich den näher liegenden Problemen zu, indem er die Begriffe „Nation, Nationalität und Vaterland" in ihrer historischen Entwicklung und in ihrer besonderen Anwendung auf Spanien einer Erörterung unterzieht, die durchweg von gesundem Urtheil zeugt.

Die folgenden Vorträge haben ein enger begrenztes nationales Interesse. So der im Athenäum am 31. Januar 1884 gehaltene über die hervorragendsten Redner und Lehrer, die seit 1835 in jener Anstalt öffentlich gesprochen haben: Lista, Pacheco, Alcalá, Galiano, Pidal, Pastor Diaz, Lopez und Andere. Der bei der Aufnahme des Verfassers in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften (dies ist auch eine Nachahmung der gleich benannten französischen Akademie) am 5. Juli 1881 gehaltene ergänzt und erweitert die in dem Vortrag von 1872 entwickelten Gedanken nach neuen Seiten hin. Er zeigt wiederum eine bemerkenswerthe Beherrschung der neuesten französischen und englischen Literatur auf allen Gebieten der Volkswirthschaft und Anthropologie. Neben dem energischen Ausdruck des unwandelbaren Festhaltens an seinen conservativen und religiösen Grundsätzen begegnen darin sehr unbefangene Urtheile über Land und Volk.

Den Beschluß dieses Bandes bilden wiederum kürzere Aufsätze. Die Einleitungen zu den Werken Moreno Nieto's, auch eines der bekanntesten Redner des Athenäums, und seines Gegners Manuel Revilla (aus den Jahren 1882 und 1883) sind kleine Meisterstücke der literarischen Charakteristik. Ein kritischer Excurs über die antike Beredsamkeit ist angeknüpft an die sehr unselbständigen Bücher Arcadio Roda's über die griechischen und römischen Redner (von 1874 und 1882). Es ist von hohem Interesse zu sehen, wie sich in der Anschauung dieser geist- und redeverwandten Romanen der Eindruck griechischer und römischer Redekunst widerspiegelt. Mir ist nie zweifelhaft gewesen, daß sie weit geeignetere Werkzeuge des Fühlens und Denkens besitzen, um die ursprüngliche Wirkung von Reden des Demosthenes und Cicero zu würdigen, als die meisten unter uns kältern und anders gearteten Nordländer. Voll echt spanischen auf Ideen und Namen, aber nicht auf Thatsachen gegründeten Stolzes ist die zur dreihundertjährigen Geburtstagsfeier des Sebastian del Cano, eines der Nach-

folger des Columbus, am 31. Mai 1879 in Gegenwart des Königs in der geographischen Gesellschaft zu Madrid gehaltene Rede. Ebenso der kurze Vortrag, mit welchem Cánovas am 12. November 1883 einen geographischen Congreß schloß. Diese beiden Documente lassen wie manche ähnliche, von im Ganzen ruhig denkenden Männern ausgehende, die Stellung auch der conservativen Partei zu der unglücklichen Carolinen-Angelegenheit in dem Lichte erscheinen, in welchem sie bei uns zu unserem Schaden nicht überall gesehen worden ist. Endlich die in einer parlamentarischen Discussion vom 22. April 1882 entwickelten „Ideen über den Freihandel und die Volkswirthschaft im Allgemeinen, bei Gelegenheit eines Handelsvertrags", nämlich des jüngst mit England abgeschlossenen, der eine bemerkenswerthe, auch für Deutschland wichtige Phase in den Beziehungen beider Länder zu einander bezeichnet. Wären diese Handelsverbindungen nicht von so erheblichem Umfang (der Import aus Deutschland hat seit den letzten zwanzig Jahren eine große Bedeutung erlangt und ist in stetem Steigen begriffen), so würde die Entscheidung in der Carolinen-Angelegenheit wahrscheinlich erheblich anders ausgefallen sein. Das Eigenthümliche von Cánovas' Auseinandersetzung besteht in der Lebendigkeit, mit welcher die Grundsätze des Freihandels, entsprechend der Richtung der Zeit, auch vom Standpunkte der besonderen Interessen Spaniens aus bekämpft werden.

Das ist die zweite und wichtigste Sammlung von Schriften des Verfassers, aus denen uns die Höhe seines politischen und literarischen Lebens in voller Deutlichkeit entgegentritt.

IV.

In der chronologischen Folge geht den zeitgenössischen Problemen ein anderes Werk von Cánovas voran; aber nur um ein Jahr. Ich verspare es absichtlich bis zuletzt, weil es uns den Schriftsteller von einer neuen und liebenswürdigen Seite kennen lehrt. Schon öfter habe ich seinen Oheim Serafin Estébanez Calderon erwähnt. Cánovas hat es nie unterlassen, wo sich Gelegenheit dazu bot, das Verdienst dieses Mannes hervorzuheben. Die Sammlung der „spanischen Schriftsteller," in welcher auch Cánovas' Schriften erschienen sind, veranstaltet, sicherlich nicht ohne seinen Einfluß, eine neue Ausgabe der Werke von Estébanez. Drei Theile derselben sind bisher erschienen, die „andalusischen Scenen", zuerst 1836 gedruckt, und die „Chronik von der Eroberung und dem Verlust Portugals", in zwei Bänden, bisher ungedruckt[1]). Dies gab Cánovas den erwünschten Anlaß, über das Leben und die Werke seines Oheims in einer ausführlichen Darlegung, im Rahmen der Zeitgeschichte, zu berichten[2]).

Gleich in den ersten Worten spricht sich das volle Behagen aus, mit dem der Verfasser an die Bearbeitung dieses Stoffes gegangen ist. „Keine Aufgabe", sagt er, „konnte meinen Erinnerungen ein so weites Feld öffnen, noch solche Erregung in meinem Herzen hervorrufen". Dem Kenner der römischen Literatur wird die Aehnlichkeit des Stoffs mit dem der Lobschrift des Tacitus auf seinen

[1]) Serafin Estébanez Calderon, Escenas anduluzas, Madrid 1883 (VIII und 386 S.) 8., und De la Conquista y Perdida de Portugal, zwei Bände, Madrid 1885 (350 und 416 S.) 8.

[2]) A. Cánovas del Castillo, „El Solitario" y su tiempo, biografia de D. Serafin Estébanez Calderon y critica de sus obras, zwei Bände, Madrid 1883 (341 und 410 S.) 8., mit dem wohlgelungenen Bildniß von Estébanez.

Schwiegervater Agricola nicht entgehen. Cánovas hat diese Schrift wahrscheinlich nie gelesen. Er verwahrt sich energisch dagegen, daß er eine blinde Apologie seines verstorbenen Verwandten schreibe. Nur um die Wahrheit sei es ihm zu thun; um keinen Preis will er seine wohlerworbene literarische Stellung und die Achtung seiner Mitbürger aus persönlichen Beweggründen auf das Spiel setzen. Eins nur fürchtet er, daß der Bericht zu lang geworden; mit Unrecht. Er habe einen Prolog schreiben wollen, und es sei ein Buch daraus entstanden. Und nun erzählt er, mit Namen und Geburt beginnend, von der in Malaga verlebten Jugend; von den Studien in Granáda (schon mit neunzehn Jahren war Estébanez daselbst Professor des Griechischen; daß er je τύπτω conjugiren konnte, bezweifle ich); von den ersten Gedichten und Schriften seines Helden; von seinem Eintritt in die Advocatur und seiner ersten Betheiligung an der Politik, bei der französischen Occupation von 1823; endlich von seiner Uebersiedelung nach Madrid im Jahre 1830. Dies bildet den Inhalt des ersten Capitels.

Mit vollendeter Kunst ist der Stoff auf die folgenden Capitel vertheilt, davon der erste acht, der zweite sechs enthält. In dem Rahmen dieser vierzehn Capitel rollt sich ein wahrheitsgetreues Bild auf von dem Leben und der literarischen Thätigkeit von Estébanez. Es gibt Cánovas Gelegenheit, seine genaue Kenntniß zu beweisen von den literarischen Bewegungen unseres Jahrhunderts im weitesten Sinn des Worts. Estébanez ist einer der Begründer der romantischen Schule in Spanien, aber zugleich im edleren Sinn Naturalist. Cánovas verfolgt, um dies zu erläutern, den „Romanticismus" seit Chateaubriand und Victor Hugo und den „Naturalismus" bis auf Balzac und Zola in ihren wichtigsten Aeußerungen durch fast alle Literaturen. Petronius, Appuleius und Wilhelm Meister werden citirt. Ich vermisse nur Boccaccio; von den griechischen Urtypen der Gattung weiß der Biograph nichts. Bis auf die Tracht war Estébanez ein leidenschaftlicher Verehrer alles Einheimischen (er hat eine humoristische Verherrlichung des spanischen Mantels, der Capa, des letzten Restes der römischen Toga, geschrieben), ein liebevoller Beobachter des Volkslebens, das er in seinen andalusischen Scenen geschildert hat und in dem Roman Christen und Mauren; im Stil Purist und Gegner des französischen Classicismus, obgleich er das Französische ziemlich beherrschte, Nachahmer des Góngora und des Quevedo; der erste malaguenische Dichter von einiger Bedeutung; ein echter Sohn seiner andalusischen Heimath, mit den glänzendsten Gaben für die gesellschaftliche Unterhaltung (obgleich er sich in seinen 1831 erschienenen Gedichten „den Einsamen" nannte), unerschöpflich an Witz und Laune, so erscheint der Mann auch denen, die ihn nie gesehen[1]), durch die Schilderung von Cánovas in plastischer Bestimmtheit. Durch seine literarische Thätigkeit, seine scharf ausgeprägten politischen Ueberzeugungen, und seine gewinnende Erscheinung in der Gesellschaft, besonders in dem Salon der Gräfin von Montijo, der Mutter der Kaiserin Eugenie, hat sich Estébanez eine bedeutende Stellung errungen. Den Krieg gegen Don Carlos hat

---

[1]) Der Schreiber dieser Zeilen machte im Jahre 1861 seine persönliche Bekanntschaft, um eine in seinem Besitz befindliche handschriftliche Aufzeichnung für wissenschaftliche Zwecke zu benutzen.

er seit 1833 als General-Auditeur des die längste Zeit von dem General Don Luis Fernandez de Córdova befehligten Heeres und zugleich als Gouverneur von Logroño mitgemacht. Oft hat er an den militärischen Actionen entscheidenden Antheil genommen und daneben Zeit gefunden, seine in Madrid begonnenen arabischen Studien im brieflichen Verkehr mit Gayangos fortzusetzen. Als Gouverneur von Sevilla im Jahr 1838, bei dem dort gegen Espartero durch die ihm befreundeten Generale Córdova und Narváez in Scene gesetzten Pronunciamento, hat Estébanez allerdings nicht gerade hervorragenden Muth gezeigt; eine Eigenschaft, die bekanntlich auch unter den romanischen Nationen zuweilen vermißt wird. Doch hat sein Biograph die Flucht des Gouverneurs von seinem Posten wenigstens mit plausiblen Gründen zu erklären gesucht. Der Bericht über seine Verwaltungsthätigkeit in Sevilla gibt ein ungemein charakteristisches Bild aus der neuesten Geschichte Spaniens. In tiefem Verdruß zog sich Estébanez danach vom öffentlichen Leben zurück und fand dafür in der Anfang 1839 in Malaga geschlossenen Ehe mit einer seit langen Jahren von ihm leidenschaftlich geliebten Frau, der Tochter eines der dort ansässigen englischen Kaufleute, das reinste Glück. Der Erinnerung an diese Frau, einem Muster der dort nicht seltenen höchst anmuthigen Mischung von germanischem und romanischem Naturell, widmet Cánovas einige Seiten voll schöner Empfindung.

Estébanez lebte seitdem von der Politik zurückgezogen in Madrid. Durch die Verwandtschaft mit Don José de Salamanca, dem späteren Eisenbahnkönig, fehlte es ihm nicht an einer einträglichen Stelle bei der Verwaltung des Salzmonopols. Er konnte sich dem Studium der älteren spanischen Literatur, dem Sammeln seltener Bücher, seiner Passion für die Stiergefechte, über die er lange Jahre hindurch von den Kennern viel bewunderte Berichte schrieb, für die nationalen Gesänge und Tänze und für Alles, was sonst national und spanisch, ungestört hingeben. In Salzgeschäften machte er im Jahre 1843 eine Reise, seine erste Reise in das Ausland, nach Paris und London, wo er Gayangos, noch im Exil, antraf. Die Spanier sind in ihrem nationalen Selbstbewußtsein für die Eindrücke des Fremden im Ganzen wenig empfänglich. Estébanez scheint der Reise nur soweit Interesse abgewonnen zu haben, als er unterwegs seltene spanische Bücher kaufen konnte. Geschrieben hat er damals wenig; nur einige neue andalusische Scenen, in denen er, wie in seinen Berichten über Stiergefechte, dem Unmuth über die politischen Zustände seines Vaterlandes oft den schärfsten satirischen Ausdruck gibt. Daneben setzte er die arabischen Studien fort und unterrichtete in dieser Sprache mehrere lernbegierige Schüler, jetzt angesehene Orientalisten.

Schon damals, im Jahre 1844, begeisterte er sich für das chimärische Project einer Eroberung Marocco's durch Spanien. Cánovas gibt diese gutmüthige Täuschung seines Helden Gelegenheit zu einer lebendigen Digression über die wahren Ursachen von Spaniens Verfall. Zu jeder Zeit sind es dieselben gewesen: „Täuschen wir uns nicht, unsere zum großen Theil natürliche Armuth, unser Mangel an ökonomischem Sinn, unsere unordentliche öffentliche wie private Vermögensverwaltung, unsere lasterhafte Verschwendung, kurz, das Mißverhältniß zwischen unseren Kräften und unseren Absichten, sie erklären hinlänglich den Gang unserer Geschichte von Philipp II. bis auf heute". Die prosaische, aber

bittere Lehre, nie mehr auszugeben, als man wirklich bezahlen kann, sei stets außer Acht gelassen worden. Erst wenn dieser einfachen Forderung nach guter Rechnungsführung genügt sein wird, — und wann wird es geschehen? —, könne man daran denken, den lange verlorenen Pfad des besonderen, nationalen Fortschritts wieder einzuschlagen, der durchaus nicht identisch sei mit dem allgemeinen Fortschritt, an dem auch Spanien nothwendiger Weise Theil nehme. Daher ruft er seinen Landsleuten die nicht genug zu beherzigenden Worte zu: „Arbeitet, spart, legt zurück ohne Unterlaß; denkt mehr darauf, zu erhalten als zu gewinnen; baut nur auf euch selbst und nicht auf das Glück; nehmt nicht Namen oder äußeren Schein für Wirklichkeit; verlangt nicht, daß Wundermenschen euch regieren; gebt nicht zu, daß Die, welche euch regieren, euern Fehlern schmeicheln und sie damit noch vergrößern; schiebt nicht auf Institutionen oder Individuen, so mächtig sie auch seien, die Fehler der Gesammtheit, sei es Aller, sei es der Mehrheit; eure Vaterlandsliebe sei still, demüthig, geduldig, aber zielbewußt, beständig, unerbittlich; so werdet ihr zwar gewiß nicht das alte Uebergewicht wieder gewinnen, denn das war ein zufälliges und kann nie wiederkehren; wohl aber werdet ihr noch mehr als genug in dieser Welt zu thun finden; so nur werdet ihr euch derer werth zeigen, von denen ihr abstammt, und mit gerechtem Stolz den ruhmvollen Namen Spanier führen".

Unter dem Einfluß jener politischen Strömungen schrieb Estébanez damals, mit Benutzung der älteren arabischen und spanischen Literatur über den Gegenstand, sowie eines bekannten Werkes des sardinischen Consuls in Tanger, Gråberg von Hemsö, eine Beschreibung Marocco's im Chronikenstil, die er sich als „Handbuch für die Officiere in Afrika" verwendbar dachte. Dies Buch verschaffte ihm einen Platz in der Akademie der Geschichte.

Im Jahr 1849 ging Estébanez, wieder als General-Auditeur, mit dem spanischen Expeditionscorps unter dem General Don Fernando Fernandez de Córdova, dem Bruder seines alten Freundes Don Luis, nach Gaëta, um die weltliche Macht des Papstes gegen die italienische Revolution schützen zu helfen. In ihr sah ja die conservative spanische Politik damals die nothwendige Grundlage für die universale Macht der katholischen Kirche. Cánovas verzichtet darauf, die wenig angenehme Rolle eingehender zu schildern, welche jene kleine Armee in Italien spielte. Er beschränkt sich darauf, die Reiseeindrücke wiederzugeben, die Estébanez erhielt und die er besonders in Briefen an den General Narváez, den Urheber der Expedition, niedergelegt hat. Darunter befindet sich unter anderem ein gelungenes Porträt des Cardinals Antonelli (S. 155).

Um dieselbe Zeit, angeregt durch den Verkehr mit den Truppen, deren guten Geist er nicht genug zu rühmen weiß, begann Estébanez die Materialien zu sammeln zu einer größeren historischen Arbeit, einer „Geschichte der spanischen Infanterie", oder eigentlich der gesammten Truppenmacht, von den Zeiten Ferdinand's und Isabella's bis zum Ende des Unabhängigkeitskrieges. Leider ist sie niemals vollendet worden. Nur einen Theil dieser größeren Arbeit bildet das oben genannte historische Werk, die „Chronik von der Eroberung und dem Verlust von Portugal". Mit seinem Verständniß ahmt er darin den Stil der Chronisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nach, etwas alter-

thümelnd, aber immer lebendig. Ihm standen dafür zur Benutzung alle Archive offen; zahlreiche Excurse und Aktenstücke, alle von hohem Interesse, sind beigegeben. Es ist kein Werk historischer Kritik, wie wir sie verlangen; aber als künstlerische Leistung nimmt es eine hohe Stellung ein. Cánovas, der später selbst, durch Estébanez angeregt, auf diesem Gebiete gearbeitet hat (seine Aufsätze über die Schlachten von Pavia und Rocroy und über den Sacco di Roma sind so entstanden) hebt mit Recht hervor, daß zur Lösung einer solchen Aufgabe Estébanez eine Reihe der glänzendsten Eigenschaften in sich vereinigte.

Früher schon hatte ihn der von Adolfo de Castro in Cadiz unter dem Namen des Cervantes edirte Buscapié (eigentlich Fußsucher, oder Feuerwerksfrosch, der Titel einer satirischen Schrift, in welcher Cervantes selbst den Schlüssel zu seinem Don Quijote gegeben haben sollte) in einen unerquicklichen Streit verwickelt mit dem gallsüchtigen Kritiker Bartolomé José Gallardo, welcher Estébanez, wegen seiner Meisterschaft im alterthümlichen Stil, als den Fälscher bezeichnete[1]). Der Streit führte zu gegenseitigen Klagen und Prozessen, die sich durch mehrere Jahre hinzogen. Der fünfundsiebzigjährige Gallardo entging der Vollstreckung des über ihn verhängten Spruches nur durch seinen 1852 erfolgten Tod. Es ist eine für die literarischen Kreise von Madrid interessante Episode; ein Miniaturbild, in das sich diejenigen vertiefen werden, die künftig einmal die neueste Geschichte der spanischen Prosa verfolgen wollen. So etwa, wie Maxime du Camp's literarische Erinnerungen und Thomas Carlyle's Leben von Froude dereinst Quellen ersten Ranges für die Geschichte der französischen und englischen Prosa sein werden.

Noch einmal erfüllte des alten Patrioten Herz mit höchster Freude die maroccanische Expedition des Generals O'Donnell im Jahre 1859 und 1860. Doch war er mit dem durch Spaniens Schwäche gebotenen Frieden von Wad-Rás keineswegs zufrieden; Cánovas führt aus, daß es das Klügste war, auf die dauernde Besetzung des eroberten Tetuan zu verzichten und sich den durch seine Schwäche werthvollen Nachbar als Freund zu erhalten.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens, seit dem tiefbeklagten Tod seiner Gattin im Jahre 1856, hat Estébanez still verlebt. Er gehörte dem Staatsrath und dem Senat an; hier konnte er noch einmal, im Jahre 1857, bei der Grenzregulirung zwischen den Provinzen Guipúzcoa und Navarra einerseits und Frankreich andererseits, sein geschichtliches Wissen leuchten lassen. Auch berichtet Cánovas über eine Tischrede, die Estébanez für ein ihm, dem neu ernannten Minister, zu Ehren in Malaga im Jahre 1864 veranstaltetes Festmahl verfaßt hatte. Es gibt auch aus diesen letzten Lebensjahren noch eine Anzahl theils schon gedruckter, theils noch ungedruckter kleiner Schriften von Estébanez. Sie sind vorwiegend humoristisch-satirischen Inhalts und werden hoffentlich mit der Zeit veröffentlicht werden. Eine führt die Ueberschrift „Stiergefecht im Salon de Oriente"; so hieß der Saal, in welchem damals die Cortes tagten. Man kann sich demnach eine

[1]) In George Ticknor's Geschichte der spanischen Literatur (dritte amerikanische Ausgabe, Boston 1864, Bd. III S. 423 ff.) findet man das Nähere darüber. Doch wußte der gelehrte und vortreffliche Verfasser dieses Werkes nichts von dem Antheil, den Estébanez an dem Streite genommen hat.

ungefähre Vorstellung von ihrem Inhalt machen. Auch an Poesien aus dieser Zeit fehlt es nicht. Am 5. Februar 1867 starb Estébanez; noch auf seinem Todtenbette ließ er sich einige der Stellen voll tiefer Resignation aus dem Don Quijote vorlesen.

Cánovas schließt die literarische Biographie mit schönen Worten über die Pflicht der Dankbarkeit, die er mit dieser Schrift habe erfüllen wollen, unbekümmert um das Urtheil der Menge. „Vieles ist auch für mich schon vergangen; Anderes steht im Begriff, mit eiligen Schritten davonzugehn; aber täglich sehe ich mit größerer Deutlichkeit, daß nur Eines dauert, während alles Uebrige im Leben schwindet: das Bewußtsein, keine Pflicht unerfüllt gelassen zu haben".

Den Schluß des Buches bilden eine Reihe von Anhängen: einige Proben der naturalistischen Sittenschilderungen von einem der Vorgänger von Estébanez, Juan de Zabaleta, allerdings weit tiefer stehende Productionen; die Briefe von Estébanez an Narvaez aus Italien; Briefe desselben an Gayangos, auf die Bücherleidenschaft und die arabischen Studien bezüglich, und an einige andere Freunde; einer an Prosper Merimée, den alten Freund aus der Tertulia der Gräfin von Montijo; endlich einige Actenstücke aus dem Streit über den Buscapié.

So ist Cánovas' letzte größere literarische Arbeit beschaffen; hoffentlich unternimmt kein Stümper, sie in das Deutsche zu übersetzen. Mit der Sprache wird ihr der größte Reiz abgestreift.

Ich kehre zum Schluß noch einmal zu Cánovas selbst zurück, der inzwischen fast ganz hinter Estébanez zurückgetreten ist. Es ist keineswegs ein ausschließlich literarisches Interesse, das sich an seine Person knüpft. Wie die Dinge in Spanien liegen, kann es sehr bald zu Katastrophen kommen, welche dem Führer der conservativen Partei noch einmal die Aufgabe aufzwingen, den Staat zu retten. Es handelt sich darum, dem jetzt einjährigen Sohn König Alfons' XII., dem kleinen Alfons XIII., in dessen Namen die Königin-Regentin regiert und die Parteien herrschen, den Thron zu erhalten. Und zwar gegenüber den Republikanern und den ehrgeizigen Generalen der liberalen Partei, die sich selbst, wie einst Espartero und Serrano, zu Regenten zu machen wünschen. Don Carlos, der jetzige wenig hervorragende Prätendent dieses Namens, kommt erst in dritter Linie in Betracht, wenngleich auch diese Gefahr nicht gänzlich zu unterschätzen ist. Die letzte zusammenhängende Aeußerung von Cánovas über seine Politik, die mir vorliegt, ist die Rede, die er im Juli 1886 in den Cortes gehalten hat, in der großen Debatte, in welcher sich die monarchischen und republikanischen Parteien offen den Fehdehandschuh zuwarfen. Indem er sich gegen des Republikaners Salmeron Vorwurf vertheidigt, ein Torquemada zu sein, legt er ausführlich dar, wie es gekommen, daß nach dem Tode des Königs im November 1885 die Königin-Regentin nicht ihn, sondern Sagasta, den Führer der Liberalen, mit der Neubildung des Cabinets beauftragt habe. Es galt in diesem kritischen Augenblick, alle monarchischen Parteien um den Thron zu vereinigen; das konnte nur durch seinen Rücktritt erreicht werden. Die republikanischen Verschwörungen, bis dahin völlig machtlos, gewannen von dem Moment an, wo der Monarchie das bewußt und energisch handelnde Haupt fehlte, an Bedeutung. Wie sehr diese Ansicht gerechtfertigt war, hat die Erhebung vom 19. September 1886 gezeigt. Aber dieselbe Rede enthält zugleich die bestimmte

Erklärung, daß der Friede zwischen den Parteien zwar ein hohes Ziel sei, daß es aber noch ein Höheres gebe, die Monarchie. Sobald diese auf dem Spiele steht, wird Cánovas nicht zögern, seine letzte Kraft für sie einzusetzen. Ob sie ausreichen wird, wer will es vorher sagen? Nicht bloß Staatsmänner nutzen sich im Süden schneller ab als im Norden. Auch unter den Freunden von Cánovas hört man die Besorgniß äußern, daß er nicht mehr der Alte sei. Jüngere Staatsmänner der conservativen Partei, wie der letzte Justizminister Don Francisco Silvela, werden als die schneidigsten Werkzeuge für Rede und That bezeichnet. Die monarchische Partei hat einen großen Verbündeten: die völlige Apathie der durch die unaufhörlichen Störungen des geschäftlichen Lebens jeder gewaltsamen Aenderung des Bestehenden durchaus abgeneigten Bevölkerung. Sie allein, nicht die gänzlich fehlende Energie des liberalen Cabinets, hat die letzte republikanische Erhebung zu kläglichem Scheitern gebracht.

Gelingt es der conservativen Partei, gleichviel ob unter der Führung von Cánovas oder der eines Anderen, gestützt auf die überwiegende Mehrzahl des Volkes in den meisten Provinzen (nur die großen Städte, Catalonien und ein Theil von Andalusien sind zweifelhaft) den Einfluß des französischen Vorbildes, der sich in dem Anwachsen der republikanischen Bewegung äußert, wenn auch mit Anwendung von Gewalt noch einmal zurückzudrängen, so ist damit wenigstens das Fundament gerettet, auf dem weiter gebaut werden kann. Gegenüber dem trostlosen Pessimismus der meisten Liberalen kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Programm der Conservativen, mit allen den nationalen Fehlern und Schwächen, die es verunzieren, dennoch allein die Zukunft für sich hat. Nur im Verein mit dem gebildeteren Theile des Clerus kann die entsetzliche Verwahrlosung des Unterrichtswesens nach und nach gehoben werden, kann die in das bedenklichste Schwanken gerathene öffentliche und private Moral einigermaßen gefestigt werden. Die unfruchtbare Negation der Radicalen führt immer tiefer abwärts auf dem Weg der Zersetzung jedes Gefühls für die elementarsten Gebote der Pflicht. Noch ist dies leichtlebige Volk nicht reif für eine tiefere Wirkung der protestantischen Mission, die von England aus mit äußerem Erfolg, von Deutschland mit opferfreudigem Idealismus betrieben wird. Noch weniger vermag der kategorische Imperativ der philosophischen Ethik die Trägheit und Genußsucht der oberen Classen zu brechen. Immer aber wird, wer auf dem von König Alfons XII. betretenen Wege fortschreitet, den besseren Theil der Nation für sich haben. In welchem Sinn und Geist dann die Regierung geführt werden wird, daran kann kein Zweifel sein. Der Geist monarchischer, katholischer, eminent nationaler, aber zugleich dem geistigen und materiellen Fortschritt durchaus geneigter Gesinnung; das Vertrauen auf die eigene Kraft und eine gewisse ängstliche Abgeschlossenheit allen fremden, auch den deutschen Elementen gegenüber; die stille Hoffnung, Spanien dereinst einmal den Spaniern ganz zurückgeben zu können (Marocco, Gibraltar, selbst Portugal schweben dabei der patriotisch erregten Phantasie vor); der ernstliche Wille sich zusammenzunehmen und die alten Fehler zu vermeiden — dies und noch vieles Andere ist einbegriffen in dem Namen von Cánovas del Castillo.

Die Gletscher Neuseelands.

Von

Dr. R. von Lendenfeld.

In allen Gebieten, in welchen die jährlich fallende Schneemenge bedeutend und die Temperatur so niedrig ist, daß die Sonnenwärme nur einen Theil des gefallenen Schnees thauen kann, muß sich der Schnee von Jahr zu Jahr immer höher aufthürmen, und es würden auf diese Weise die Gletscherberge bis in den Himmel wachsen, wenn nicht die mächtigen Eisströme, welche von den alpinen und polaren Regionen herabziehen, einen natürlichen Abfluß der accumulirenden Schneemassen bildeten.

Die oberen Schichten thauen an warmen Tagen, und das Schmelzwasser dringt in die Luftströme des porösen, darunter liegenden kalten Schnees ein, wo dasselbe alsbald gefriert. Der leichte schwammige Schnee verwandelt sich hierbei in hartes, solides blaues Eis. Alle Stadien dieser Verwandlung treten dem Bergsteiger entgegen, wenn er über die Gletscher empordringt zu den Feldern ewigen Schnees im Hochgebirge. Das Eis ist nicht so spröde und unbeweglich, wie man anzunehmen geneigt wäre, oder ist es doch nur bei hoher Kälte; mit zunehmender Temperatur wird es biegsam und geschmeidig und ist dann in seinem physikalischen Verhalten eher einer sehr zähen und dickflüssigen Substanz als einem starren Körper vergleichbar. Die natürliche Folge dieser Beschaffenheit des Eises ist, daß an den Berghängen, wo Schneemassen sich ansammeln, durch die Schwere und den Druck des Eises selbst eine Bewegung der ganzen Masse thalabwärts beginnt. Die Unregelmäßigkeiten der Bodenfläche verursachen eine Unregelmäßigkeit in der Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit verschiedener Theile der zusammenhängenden Eismasse. Hier hemmt eine Klippe das stete Fortschreiten, dort bewirkt ein steiler Absturz raschere Bewegung. Die Eismassen schieben sich aneinander vorüber, und es entstehen tiefgehende Sprünge, senkrecht zur Richtung der Spannung. Diese erweitern sich und werden zu klaffenden Schründen, die bis an den Grund der mächtigen Eismasse hinabreichen. Der Gletscher sammt dem Schrunde bewegt sich vorwärts und frische Eismassen

kommen an die Stelle, wo nun die constant wirkende Ursache die gleiche Wirkung — einen Spalt parallel zu dem ersten — hervorbringt. So bilden sich ganze Systeme gleichlaufender Spalten, und ist der Boden besonders uneben, dann wird der Gletscher zu einer chaotischen Masse wilder Eistrümmer von schwankender Gestalt und Größe zersplittert. Unterhalb verschmelzen die isolirten Stücke wieder, und nichts verräth hier in dem soliden Eise die einstige Existenz einer so gewaltigen Zerklüftung.

Von den ausgedehnten Abhängen, welche über der Schneegrenze liegen, strömt fortwährend Gletschereis zu Thal. Hier vereinigen sich die Eismassen zu einem großen Strome, der durch das Hauptthal langsam hinabzieht. Der höheren Temperatur der Luft und des unterliegenden Erdbodens in dieser Region ausgesetzt, schmilzt der Gletscher rasch zusammen. Wasserläufe bilden sich auf der Oberfläche, fressen sich tief in das Eis ein und ergießen sich schließlich, durch einen Schrund hinabstürzend, auf den Boden des Thales. Hier sammeln sie sich zu einem beträchtlichen Strome, der am Ende des Gletschers unter dem Eise hervorbricht.

Der Gletscher schreitet constant vor, genährt von den Schneefeldern an seinem Ursprunge, und er schmilzt constant ab mit zunehmender Geschwindigkeit, je tiefer er herabkommt in das wärmere Tiefland. Der Punkt, bis zu welchem der Eisstrom reicht, wird demnach durch zwei entgegengesetzt wirkende Ursachen bestimmt. Seine Tiefe steht im umgekehrten Verhältniß zur Temperatur des Ortes und im directen Verhältniß zur Menge des Schneefalles und der Ausdehnung der Firnfelder, von welchen der Eisstrom entspringt, sowie zur Steilheit des Gletscherbettes. Wenn wir die außerordentlich schwankende Ausdehnung der Gletscher in verschiedenen Erdtheilen verstehen wollen, so müssen wir alle diese Umstände ins Auge fassen. Indem wir vom Aequator gegen die Pole, von warmen nach kalten Gebieten vorrücken, treffen wir immer tiefer herabziehende Gletscher an, bis uns endlich Eisströme entgegentreten, die bis ans Meer reichen. Alle polaren Gletscher baden ihre Stirne im Meer; unterwaschen vom wärmeren Seewasser, brechen große Eismassen vom Gletscher los und treiben dann, von Meeresströmungen fortgeführt, als Eisberge im Ocean. Hinge die Ausdehnung der Gletscher von der Temperatur allein ab, so würden die absoluten Höhen der Enden von Gletschern, welche in Isothermen liegen, alle gleich sein; dies ist jedoch nicht der Fall, und gerade Neuseeland macht hiervon eine auffallende Ausnahme.

In den europäischen Alpen reichen die Gletscher, an der Isotherme von + 10° in der Breite von 47° nicht unter 1200 Meter über dem Meer herab, während in Neuseeland, wo die Berge niedriger sind und die Mitteltemperatur an der Küste ebenfalls + 10° beträgt, die Eisströme in einer Breite von 44° bis zu 200 Metern über dem Meer herabziehen.

Die Mitteltemperatur im Gebirge — auf den Gletschern — ist jedenfalls sowohl in Europa, wie auch in Neuseeland viel niedriger. Ich glaube, daß in Neuseeland die Temperatur mit zunehmender Höhe rascher abnimmt, als im continentalen Europa. Dies hilft das Paradoxon erklären, daß die Gletscherentwicklung in Neuseeland in der Breite von 44°, welche etwa der der Pyrenäen entspricht, eine so viel ausgedehntere ist als die der Alpen in einer Breite

von 47°, und der von Norwegen in einer Breite von 64° gleichkommt, wo die Isotherme von + 8° angetroffen wird.

Der Grund hierfür liegt jedenfalls in der weit größeren Schneemenge Neuseelands. Genau im Mittelpunkte der Halbkugel der größten Wassermasse gelegen und weit entfernt von ausgedehnten Landstrichen, bilden die auf dem schmalen Sockel der Insel aufgebauten Alpen eine Mauer, welche eine ungeheure Masse von Niederschlägen auf sich herabzieht. Die mit Wasserdunst gesättigte Luft, welche auf dem unendlichen Weltmeere lagert, bewegt sich im Winde horizontal über das Meer hin; stößt sie an das neuseeländische Gestade, so wird sie nach aufwärts abgelenkt. Die Luft folgt den Berghängen, und der horizontale Wind verwandelt sich in einen aufwärts wehenden. Die Luft dehnt sich hierbei aus, wodurch so viel Wärme gebunden wird, daß sich dieselbe sehr rasch abkühlt. Mit der Temperatur sinkt auch die Feuchtigkeitscapacität, und das Wasser, welches die warme Luft in gesättigter Lösung vom Meer mit herauf ins Gebirge gebracht, wird condensirt und fällt als Regen oder Schnee schließlich herab.

Die außerordentlich große Schneemenge, welche auf die Höhen fällt, bedingt die ungewöhnliche Größe der Gletscher, welche weder mit der geographischen Breite ihrer Localität noch mit der Höhe des Gebirges, von dem sie herabziehen, im Verhältnisse stehen.

Der höchste Punkt Neuseelands, Mount Cook, hat eine Höhe von 3768 Metern. Die meisten übrigen Gipfel im Gebiete der neuseeländischen Alpen übersteigen 3000 Meter nur um weniges. Ausgedehnte Hochplateaus gibt es überhaupt nicht. Die Gipfel und Grate sind scharf, die Bergabhänge steil und die Thäler tief eingeschnitten, so daß das ganze Gebirge durchaus nicht massig erscheint. Die Configuration des Gebirges ist demnach einer ausgedehnten Gletscherentwicklung keineswegs günstig, und es muß daher die Wirkung der besonders bedeutenden Schneemenge auf die Gletscherausdehnung sehr hoch angeschlagen werden. Das Gebirge der neuseeländischen Alpen erstreckt sich horizontal nicht sehr weit; es ist eine schmale, dem westlichen Rande der Mittelinsel folgende Bergkette. Der centrale Theil derselben ist hoch und vergletschert. An dem Aufbau des Gebirges nehmen ausschließlich alte geologische Formationen Theil. Der westliche Abhang ist durchaus granitisch. Der Granit reicht jedoch nirgends bis zum Hauptkamme hinauf. Dieser, sowie der obere Theil der östlichen Hänge wird von einer stark metamorphosirten Sedimentformation gebildet, welcher devonisches Alter zugeschrieben wird. Das Gebirge ist demnach viel älter als die europäischen Alpen, indem mesozoische Formationen an der Faltung nicht theilnehmen. Länger jenen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt welche fortwährend an der Nivellirung der Erdoberfläche arbeiten, als die europäischen Alpen, bietet dieses neuseeländische Gebirge ein ganz anderes Aussehen dar. Breite Thäler mit ebener flacher Sohle reichen bis ins Herz des Gebirges hinein. Enge Gräben und Schluchten sind im Hochgebirge sehr selten. Der Charakter, der in Europa erst von den Hauptthälern, wie z. B. dem Rhônethal erreicht ist, tritt uns in Neuseeland schon in den Seitenthälern entgegen. Die steilen Hänge tauchen unvermittelt unter die flachen, 5—10 Kilometer breiten Geröllhalden, welche die Sohlen der Thäler ausfüllen. Ein Netz

ewig wechselnder Ströme durchzieht dies öde, graue, baumlose Thal. Die Hochgipfel sind klippig, wild und zerrissen; die unteren Partien der westlichen Hänge bewaldet, während im Osten des Hauptkammes sich kein Wald findet. Dichtes, undurchdringliches Dorngesträuch, vorzüglich Discaria- und Aciphylla-Arten bekleiden hier die steileren Abhänge. In bedeutenderer Höhe werden Zwergwachholder und alpine Gräser angetroffen. Phanerogamen reichen kaum bis 1600 Meter hinauf. Die Alpenblumen sind fast alle weiß. Auffallend ist besonders der großblättrige Ranunculus Lyelli. Eine Art Gnaphalium (G. anceps), welche unserem Edelweiß sehr ähnlich ist, kommt häufig vor.

Die Thierwelt des Gebirges ist sehr arm. Bekanntlich besitzt Neuseeland überhaupt keine einheimischen Säugethiere. Unter den Vögeln fällt besonders ein sehr großer Papagei, Nestor notabilis auf, der Keo, dessen gellender, wie Keo klingender Ruf der einzige thierische Laut ist, welcher zuweilen die Ruhe des Hochgebirgs stört. Dieser Papagei verfolgt die Schafe, deren Nieren er verzehrt, nachdem er dieselben dem lebenden Thiere mit seinem mächtigen Schnabel entrissen. Wir tödteten während unserer Expedition viele Keos mit Stöcken in solchen Gebieten, welche vorher noch nicht von Menschen besucht worden waren und dieser Papagei daher noch nicht gelernt hatte, sich vor ihnen zu fürchten. Das Fleisch der Keos ist überaus schmackhaft, und Keosuppe war für uns ein großer Leckerbissen.

Die außerordentliche Gletscherentwicklung und die Fremdartigkeit des ganzen Gebirges nährten in mir umsomehr den Wunsch, eine Forschungsreise nach dem Centralstocke der neuseeländischen Alpen zu unternehmen, als keiner der Hochgipfel noch erstiegen und der eigentliche Kernpunkt des Ganzen, der Hintergrund des großen Tasmangletschers, von eines Menschen Fuß nie zuvor betreten worden war. Der Tasmangletscher liegt östlich vom Hauptkamme und wird von den höchsten Spitzen der neuseeländischen Alpen umrandet. Der größte Gletscher Neuseelands besitzt eine Länge von 28 Kilometern und ist somit um 3 Kilometer länger als der Aletschgletscher, der größte Eisstrom in den europäischen Alpen. Das Ende desselben liegt in einer Seehöhe von 730 Metern.

Diesen Gletscher wählten wir zum Ziel unserer Reise. Wir beabsichtigten denselben trigonometrisch zu vermessen und die Höhen der Berge in seiner Umrandung zu berechnen, um eine Karte dieses mächtigen Eisstromes herstellen zu können.

Der Tasmangletscher ist bis jetzt viermal besucht worden, und es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, mittheilen zu können, daß in allen diesen Fällen Deutsche es waren, unter deren Führung die Expeditionen stattfanden. Er wurde im Jahre 1862 von Dr. von Haast entdeckt, damals jedoch nicht genauer untersucht. Im Jahre 1869 unternahm derselbe Forscher abermals eine Expedition nach dem Tasmangletscher. Er drang diesmal bis gegen die Mitte desselben vor und entwarf eine vorzügliche Kartenskizze desselben mit Hülfe des prismatischen Compasses. In seiner Begleitung befand sich ein Photograph, dessen gelungene Aufnahmen die großartige Gebirgswelt in der Umgebung des Tasmangletschers einem weiteren Kreise bekannt machten.

Rev. Mr. Green aus Dublin reiste im Jahre 1882 unter Führung der Grindelwalder Kaufmann und Baß nach dem Tasmangletscher. Sein Zweck

war ein rein alpiner und kein wissenschaftlicher. Er beabsichtigte, die höchste Spitze des Mount Cook zu ersteigen, was ihm jedoch nicht gelungen ist. Er campirte einige Zeit am Tasmangletscher und veröffentlichte hernach mehrere Beschreibungen seiner Reise.

Im Jahre 1883 endlich unternahm ich die oben erwähnte Expedition in Begleitung meiner Frau, die vorher in Tyrol und der Schweiz genügende Beweise ihrer alpinen Leistungsfähigkeit abgelegt hatte. Es gelang uns, die gestellte Aufgabe zu lösen und auch einen der Eisgipfel im Centralstocke der neuseeländischen Alpen, den Hochstetter-Dom, zu besteigen, bis jetzt die einzige Spitze jenes Gebietes, die bestiegen worden ist. Im Folgenden will ich eine Schilderung dieser Expedition entwerfen.

In Christchurch, der Hauptstadt der Provinz Canterbury in Neuseeland, trafen wir die Vorbereitungen für unsere Expedition und verließen am 28. Februar die Stadt. Abends langten wir in Albury am Ende der Eisenbahn an und setzten von hier aus die Reise zu Wagen fort. Wir fuhren in westlicher Richtung. Anfangs hatten wir die große alluviale Ebene zu überschreiten, welche sich von Christchurch nach Süden ausdehnt und einen breiten Saum zwischen dem östlichen Fuß des Gebirges und dem Meere bildet. Später kommt man in hügliges Terrain, welches ebenso wie die Ebene völlig baumlos ist.

Ein Theil dieser Hügel wird von den Moränen der alten Gletscher der Eiszeit gebildet, welche in Neuseeland allenthalben deutliche Spuren einstiger Wirkung zurückgelassen haben. In einem kleinen Orte auf diesen Hügeln trafen wir mit den Männern und Pferden zusammen, welche ich vorher engagirt hatte. Die Expedition bestand aus meiner Frau, mir, vier Mann, sechs Pferden und einem großen Karren, in dem vorläufig unsere Instrumente &c. untergebracht wurden. Meine Leute waren Schäfer, und einem jeden folgten einige getreue Hunde. Der Moränengürtel ist außerordentlich breit, wir fuhren den ganzen Nachmittag quer über denselben. Die Flüsse, die vom Hochgebirge herabkommen, müssen diesen Riesenwall durchbrechen; sie werden von demselben gestaut, und eine Reihe lieblicher Alpenseen ist auf diese Weise am Innenrande des Moränengürtels entstanden. An dem östlichsten derselben liegt ein Wirthshaus, unser Ziel. Hier schliefen wir zum letzten Male in einem Bett. Andern Morgens wurde zeitig das Tekapowirthshaus verlassen. Während einige von uns im Wagen der Straße folgten, welche quer durch die alten Moränen zum Tasmanthale führt, ritt ich über dieselbe in kürzerer Linie, da ich am Wege einige Skizzen und Messungen machen wollte. Ich hatte Gelegenheit, die außerordentliche Geschicklichkeit der Pferde zu bewundern, wie sie im Galopp zwischen den stachligen Aciphyllabüschen, den scharfen vorstehenden Steinen und den verborgenen Löchern der alten Moräne einen förmlichen Eiertanz ausführten.

Hier zeigte sich zum ersten Mal der Mount Cook in seiner ganzen Herrlichkeit, und gegen Mittag wurde das breite, tief eingeschnittene Tasmanthal erreicht. Bis zu uns herauf scholl das dumpfe Rauschen des vielverzweigten Tasmanflusses, der seine milchig trüben Gletscherwasser durch dieses Thal in den südlicher gelegenen Pukakisee ergießt.

Ich arbeitete hier an dem Rande des Thalhangs einige Stunden vom schönsten Wetter begünstigt, und wir begannen dann hinabzureiten ins Thal. Unten steht ein Gehöfte, recht primitiver Art, wo wir mit dem Wagen hätten zusammenkommen sollen. Aber er war nicht da, und erst nach einigem Suchen fanden wir ihn gegen Abend, schwerbeladen im zähen Schlamme steckend. Alles wurde abgeladen und mit vieler Mühe der Wagen flott gemacht. Eine Strecke oberhalb schlugen wir unsere zwei Zelte auf und verbrachten hier die Nacht. Wir befanden uns auf der linken, östlichen Seite des Tasmanflusses. Andern Tags stellte ich mein Instrument an der letzten Triangulirungsstation der Landesvermessung im Tasmanthale auf und begann meine trigonometrischen Arbeiten. Ich brauchte nämlich Winkel zu dem Zwecke, um die später auszuführende Triangulirung des Gletschers mit der Landestriangulirung zu verbinden.

Der Tasmanfluß durchschneidet das Thal, und Mr. Green war deswegen genöthigt worden, über denselben zu setzen, da er auf der linken Thalseite nicht fortkommen konnte. Bei der Gelegenheit hat er Schiffbruch gelitten, indem sein Karren vom Flusse fortgerissen und er nur durch die Unerschrockenheit der Führer gerettet wurde. Wir entgingen einem ähnlichen Geschick dadurch, daß in Folge des Föhnwindes, welcher eben wehte und in Neuseeland wie in Europa durch rasches Thauen der Eisfelder die Gletscherabflüsse in die Höhe treibt, der Fluß derartig geschwellt war, daß an ein Hinüberkommen nicht gedacht werden konnte.

Wir mußten daher unsere Zelte aufschlagen und die Nacht an Ort und Stelle zubringen. Der Himmel trübte sich, und es wurde früh finster. Es bildeten sich keine isolirten Wolken, und die Nebelbildung schien langsam und continuirlich vor sich zu gehen. Eine ähnliche Himmelstrübung ohne Wolkenbildung wurde später nochmals von uns beobachtet. In Europa habe ich etwas Derartiges nie gesehen. Der Luftdruck sank unaufhörlich, und das Wetter war auch am folgenden Morgen sehr schlecht. Wir verbrachten den ganzen Tag im Zelte. Andern Tags, als sich das Wetter nicht besserte und das laute Rauschen des Tasmanflusses deutlich verkündigte, daß derselbe noch nicht gesunken sei, machten wir einen Versuch, der linken Thalseite folgend, den Gletscher zu erreichen. Wir folgten zu Pferde dem flachen Thalboden bis zu einer Stelle, wo der Hauptstrom des Tasmanflusses sich dicht an den Berghang herandrängt, verließen hier die offene Ebene und begannen unseren Weg durch das Dornengestrüpp zu Fuß fortzusetzen. Mehrere Stunden kämpften wir mit den stachligen Büschen, mußten jedoch endlich unser Vorhaben aufgeben, da wir deutlich erkannten, daß es ganz unmöglich sein würde, unseren Bagagetrain hier fortzubringen. Geschlagen und aus zahllosen Wunden blutend, langten wir Abends im Regen wieder bei den Zelten an. Am zweiten Tage besserte sich das Wetter ein wenig, wir untersuchten einige Gletscherschliffe hoch an der Thalwand, wo in einer Höhe von 700 Metern über der Thalsohle die vorragenden Felsen einer Terrainnase abgerundet und polirt sind durch den mächtigen Gletscher, der zur Eiszeit das ganze Tasmanthal ausfüllte.

Am andern Morgen, 8. März, heiterte der Himmel sich endlich auf, zwei meiner Leute recognoscirten den Tasmanfluß und berichteten, daß der Uebergang am nächsten

Tage unternommen werden könnte. Ich maß eine Basislinie und nahm Winkel und Ansichten auf. Das schöne Wetter erfüllte alle mit frischem Eifer, und neues Leben herrschte im Lager. Zeitig am Morgen des 9. war Alles in Bewegung, die Zelte wurden abgebrochen und der Karren gepackt. Einige von uns setzten sich hinein. Drei Pferde wurden eingespannt, und drei Männer ritten voran, um die Furthen zu recognosciren. Um neun Uhr Vormittags waren wir bereits in der Mitte des Stromnetzes.

Ueber die langen, schmalen Geröllinseln auf- und abfahrend, suchten wir den einen Arm hier und den andern dort an den breitesten und seichtesten Stellen zu überschreiten. Um elf ein halb Uhr kamen wir an den Hauptstrom, und Jeder erkannte, daß dies die Hauptschwierigkeit sein würde. Der Strom war tief und reißend. Die hohen Räder des Karrens verschwanden bald in den trüben Fluthen. Bis an die Schultern der Pferde hinan reichte das milchige Wasser, dessen Wogen an uns prallten und dann mit schwindelnder Eile an uns vorbeischossen. Das betäubende Rauschen wurde noch übertönt von dem dumpfen Gepolter der dem Grunde entlang rollenden Felstrümmer. Wir schienen gar nicht vorwärts zu kommen, und nur an den sich bewegenden Schultern der Pferde war zu erkennen, daß wir nicht standen. Zweimal wurde der Karren ganz umgedreht, indem der Hintertheil hinabgeschwemmt wurde. Endlich wurde das Wasser seichter und um ein Uhr, nach anderthalbstündiger Arbeit, waren wir drüben. Die Pferde verdienten das höchste Lob für diese Leistung, und es ist erstaunlich, daß sie solche Stromschnellen durchschreiten können, ohne schwindlig zu werden, während der Anblick derselben auf das sympathische Nervensystem des Menschen häufig eine solche Wirkung ausübt, daß die Herzthätigkeit beeinträchtigt wird, ja momentan sogar ganz stockt. Die neuseeländischen Schäfer, welche öfters reißende Flüsse durchreiten müssen, geben an, daß man sich gar nicht daran gewöhnen könne und daß sogar der Schwindel um so heftiger eintrete, je öfter man solche Passagen ausgeführt hat. Diese wilden Bergströme in Neuseeland stellen dem Reisen sehr bedeutende Hindernisse entgegen und haben schon viele Opfer gefordert. Beide Männer, welche Dr. von Hooſt auf seinen Reisen in Neuseeland begleiteten, haben in den reißenden Fluthen solcher Ströme ihr Grab gefunden.

Denselben Abend überschritten wir noch den Hookerfluß, einen von Westen kommenden Nebenfluß des Tasman, und schlugen unser Zelt oberhalb desselben auf. Am 10. März betraten wir endlich den Tasmangletscher selbst.

Er füllt das sieben Kilometer breite, flache Thal fast vollständig aus und endet mit halbkreisförmig vorgeschobener Stirne im ebenen Thal. Unterhalb des Gletschers bricht der Tasmanfluß hervor. Das Ende des Gletschers ist von Felstrümmern gänzlich bedeckt, so daß das Eis selbst nirgends zu Tage tritt.

Die Zunge ist etwa hundert Meter dick. Der thalwärts gekehrte Rand fällt steil ab. Vor dem jetzigen Gletscherende mit seiner terminalen Moräne liegt eine alte halbkreisförmige, mit Gras und Sträuchern bewachsene. Zwischen der alten und gegenwärtigen Moräne befindet sich ein kleiner See. In dem Winkel zwischen der alten Moräne und der westlichen Thalwand schlugen wir ein Zelt auf und errichteten hier ein permanentes Depôt. Hier auch

blieben unsre Pferde zurück. Den Wagen hatten wir schon südlich vom Hookerfluß deponiren müssen. Mit Mühe bahnten wir uns einen Weg durch das Dorngesträuch und kamen an dem erwähnten See vorüber zur steil abfallenden Moräne und über den Abhang hinauf auf die Oberfläche des Gletschers.

Wir wollten ein Lager auf der Westseite desselben, und zwar möglichst weit oben, beziehen und dieses zur Basis unsrer Operationen machen. Zwei der Männer sollten fortwährend Proviant vom Depôt dorthin bringen, während einer mit den Pferden Mehl und Schaffleisch von dem nächsten, eine Tagereise entfernt gelegenen Gehöfte bis zum Depôt heraufzuschaffen hatte.

Wir brauchten mehrere Tage, um vom Depôt aus bis zu dem Platze vorzurücken, den wir gewählt hatten, da das Fortschaffen der Instrumente, Zelte u. s. w. über die losen Felsen der Moräne und durch das dichte Dorngesträuch mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden war. Gleichzeitig untersuchten wir den unteren Theil des Gletschers. Auffallend sind zunächst die ungeheuren Moränen, welche an Ausdehnung diejenigen der großen europäischen Gletscher um ein Vielfaches übertreffen. Das Gestein, welches von den steilen Berghängen durch Frost und Lawinen losgebrochen wird, stürzt auf den Gletscher herab, der unten im Thal langsam an dem Fuße des Abhanges vorüberzieht. Hier bleiben die Trümmer am Rande liegen. Der Gletscher bewegt sich fort und trägt die Felsen auf seinem breiten Rücken hinab ins Thal. So entsteht ein Streifen von Gesteinstrümmern, der von dem Bergabhang in jener Linie bis zum Gletscherende herabzieht, und in welchem jeder Theil der ganzen Masse sich bewegt. Diese Moränen können nur an den Seiten des Gletschers entstehen. Wenn sich zwei Eisströme zu einem einzigen vereinigen, dann vereinigen sich auch die Seitenmoränen der einander zugekehrten Ränder der beiden zusammenkommenden Gletscher zu einer, dann natürlich in der Mitte des Hauptgletschers herabziehenden, sogenannten Mittelmoräne. In den höheren Regionen, oberhalb der Schneegrenze, gelangen Gesteinsmassen mit Schnee vermischt auf den Gletscher herab — in den Lawinen — und diese Felstrümmer kommen dann erst weit unten zum Vorschein, nachdem der Schnee, welcher sie bedeckte und hernach in Gletschereis verwandelt wurde, aufgethaut und verschwunden ist. Nach dem Gletscherende hin nehmen daher die Moränen an Ausdehnung zu, und es vereinigen sich schließlich alle die Felstrümmerstreifen zu einer continuirlichen Endmoräne, welche die Gletscherstirne bekleidet. Diese Endmoräne ist auf den europäischen Gletschern, sowie auch auf den neuseeländischen, welche nach Westen herabziehen, sehr schmal, etwa 1/4 Kilometer breit.

Am Tasmangletscher und an den übrigen großen Gletschern am Ostabhange der neuseeländischen Alpen hingegen ist diese Endmoräne viel größer und speciell am Tasmangletscher sechs Kilometer breit: das ganze untere Ende des Gletschers ist mit Felstrümmern übersät. Ebenso sind die Mittel- und Seitenmoränen viel ausgedehnter als die der europäischen Gletscher. Da das Gehen auf diesen Moränen sehr unangenehm und gefährlich und das Fortschaffen des Proviants über dieselben zeitraubend und schwierig ist, suchten wir eifrig nach Streifen blanken, moränenfreien Eises am Ende des Gletschers, um diese als Straße zu benutzen, jedoch vergebens: die Endmoräne ist völlig ununterbrochen.

Zu beiden Seiten des Gletschers, zwischen den, von den seitlichen Moränen verschütteten steilen Seitenabhängen und den Thalseiten, findet sich je ein an achtzig Meter tiefes Längsthal, welches den Gletscher durchaus von den Bergseiten trennt. Diese Seitenthäler werden dadurch gebildet, daß das Eis am Rande des Gletschers in Folge des Reflexes von dem Berghange erwärmt und geschmolzen wird. Ihre Existenz beweist, daß sich der Gletscher nur sehr langsam bewegt; denn er müßte, wenn er so rasch wie die europäischen fortschritte, sich rascher ausbreiten als er seitlich abschmilzt: an den Rändern europäischer Eisströme werden solche Seitenthäler nicht angetroffen. Die außerordentliche Langsamkeit der Gletscherbewegung wird auch von der ungeheuern Ausdehnung der Moränen bewiesen, und es haben in der That meine directen Messungen dargethan, daß der Gletscher im unteren Theile nicht über 30 Millimeter per Tag fortschreitet.

Wir wählten zu unserm Lagerplatz denselben Ort, wo vor uns Mr. Green campirt hatte. Von hier waren die großen Papageien, die Keos, durch Mr. Green's Verfolgung vollständig verscheucht. Zu unsrer großen Freude fanden wir eine Axt und eine Laterne vor, welche Mr. Green zurückgelassen hatte. An einer nahegelegenen Stelle bricht ein kleiner Bach aus dem Gletscher hervor. Dieser versorgte uns mit Wasser. Wenig unterhalb befindet sich ein Riß in dem Berghange, durch welchen Lawinen knorrige Stämme von Juniperus herabgebracht hatten. Diese lagen in hoher Schicht über den Boden verstreut und dienten als Brennholz. Vor uns erhob sich der steile Abhang des Gletschers und rückwärts die Bergwand, so daß wir vor den Unbilden des Wetters gut geschützt waren.

Wir langten hier am 13. März an. Das Wetter war theilweise wieder recht schlecht und blieb zweifelhaft. Am 14. unternahmen wir eine ausgedehnte Recognoscirung und beschlossen zunächst, eine markante Felsspitze am westlichen Thalhange zu besteigen, welche südlich vom Lindagletscher liegt und dementsprechend von mir Lindagrat genannt wurde. Von hier hoffte ich einen Einblick in den Hintergrund des Tasmangletscherbeckens zu gewinnen. Während meine Leute um Proviant zum Depôt hinabgingen, arbeitete ich an der Triangulirung des mittleren Theils des Gletschers und seiner Umgebung. Diese von trübem Wetter beeinträchtigten Arbeiten nahmen mehrere Tage in Anspruch, so daß wir erst am 17. nach dem Lindagrat aufbrechen konnten.

Zwei Träger, meine Frau und ich verließen, schwerbeladen mit Instrumenten, Herd, Decken und Proviant, um zehn Uhr zehn Minuten Vormittags unser Lager, kletterten über die Moräne hinauf, durchquerten einige Spalten und kamen bald auf ebeneres Eis. Das Wetter war schön, und die Berge und Firnfelder in unserer Umgebung strahlten im Sonnenglanz. Wir folgten dem Gletscher in nördlicher Richtung, vorüber an dem Ballgletscher und Hochstettergletscher. Der letztere, der größte Zufluß des Tasman, fesselte uns besonders durch seine Schönheit, und ich nahm mehrere photographische Ansichten desselben auf. Die Firnmassen auf dem Plateau östlich vom Mount Cook ergießen sich durch ein verhältnißmäßig enges Thor über einen tausend Meter hohen Abgrund. Der Hochstettergletscher ist unten 1½ Kilometer breit, und es besteht der ganze

Gletschersturz aus einem wüsten Chaos ungeheurer Eistrümmer, welche vielfach zerklüftet, geborsten und übereinandergethürmt, äußerst phantastische Gestalten annehmen.

Einzelne schwarze Felsen unterbrechen diese chaotische Masse, und über diese herab stürzen sich die losgelösten Splitter der an zweihundert Meter dicken Eismasse mit dröhnendem Schall und zersplittern mit hellem Geklirr in Millionen schimmernder Stücke, die, hochaufgeschleudert, sich weithin zerstreuen. Die nördliche Einfassung des Hochstettergletschers bildet der Lindagrat. An der Ecke, wo sich jener Gletscher mit dem Hauptstrome vereinigt, ist das Eis stark zerklüftet und das Fortkommen erschwert.

Der Lindagrat selbst ist in seinen unteren Partieen von Wachholder und Alpengras bekleidet, durch welches wir nun rasch ansteigen. Mit jedem Schritt aufwärts entfaltet sich das Panorama der Spitzen im Hintergrunde des Tasmangletschers prächtiger. Die Wachholderbüsche verschwinden und hochalpine Blumen nehmen deren Stelle ein. Hier trafen wir auf das erste Edelweiß und begrüßten die Blume mit Jubel als alte Freundin vom fernen Heimathland. Nach oben hin wird der Grat scharf felsig und schlecht gangbar, sodaß wir nach Norden ausbogen und unseren Weg über die Bergbreite fortsetzten. Trotz der gewichtigen Bagage, die wir schleppen mußten, und trotz der stellenweise recht bedeutenden Neigung des Hanges ging es rasch aufwärts. Hier sind wir schon oberhalb der Vegetationsgrenze. Nur einzelne unscheinbare Krustenflechten kleben an den braunen Silurfelsen. In einer Höhe von etwa 1750 Metern nimmt die Neigung des Hanges plötzlich ab, und wir treten hinaus auf eine mäßiger geneigte, von kolossalen Felstrümmern bestreute Halde, die zum Gipfel des Lindagrates emporzieht. Während einer kleinen Rast merkten wir, daß sich das Wetter geändert hatte und jetzt höchst bedenklich aussah. Einzelne wechselnde Windstöße heulten durch die Klippen, und feuchtkalte Nebelfetzen jagten an uns vorüber.

Als wir über die Trümmerhalde anstiegen, wurde das Wetter zusehends schlechter; bald waren wir in Nebel gehüllt, und es begann früh zu dunkeln. Wir kamen an Mr. Green's Biwaksplatz. Hier ließen wir unsere Bagage und gingen, um einen geeigneteren, geschützteren Platz zu suchen; denn es war klar, daß wir auf böses Wetter gefaßt sein mußten. Dicht unterhalb des Gipfels fand ich eine Art Höhle zwischen zwei aneinandergelehnten Felstrümmern, welche wir uns zur Nachtherberge erkoren. Ich ebnete den Boden, während die Anderen die Sachen heraufbrachten; eine Theerdecke benutzten wir als Dach, eine andre als Fußboden und krochen dann hinein. Drei hatten in der Höhle Platz, der Vierte mußte die Beine aus dem Eingange hervorstrecken. Der Petroleumherd wurde in Thätigkeit gesetzt, und bald brodelte unsere Oxtailsuppe auf demselben. Nach beendeter Mahlzeit brauten wir aus einem Eisstücke, das einer meiner Träger von dem nahen Firnfelde geholt hatte, einen wärmenden Grog. Fröhlich kreiste der dampfende Becher in dem engen Raume der nur von einer kleinen Petroleumlaterne erleuchteten Höhle, während draußen das Brausen des Sturmes sich mit dem unablässigen Donner des Alpengewitters zu einer prächtigen Tafelmusik vereinte, unter welcher der alte Berg zitterte. Von Zeit zu Zeit trieb ein besonders heftiger Windstoß einen Schwall von Regen und Schnee in unsere

enge Behausung. Gleichwohl schliefen wir bald ein und ruhten angenehm bis zum andern Morgen. Unsere zwei Pelzdecken bewährten sich prächtig, und obwohl das Minimumthermometer während der Nacht bedeutend unter 0° gesunken war, fühlten wir uns ganz warm und behaglich.

Da das Wetter am folgenden Morgen wieder schlecht war, so mußten wir wegen Proviantmangels unverrichteter Dinge vom Lindagrat absteigen. Wir ließen die Instrumente in der Höhle zurück. Zum Abstiege wählten wir einen besseren Weg als zum Aufstiege und kamen Nachmittags bei unserem Zeltlager an. Nach zwei Tagen waren wir frisch verproviantirt und brachen bei schönem Wetter abermals nach dem Lindagrat auf. Weniger schwer beladen, erreichten wir schon um ein Viertel vor drei Uhr Nachmittags unsere Höhle, nahmen die Sachen auf und stiegen zur Spitze hinan. Wir wollten bis auf die Höhe des Plateaus vordringen und dort in den Felsen die Nacht zubringen, um am nächsten Morgen die nöthigen topographischen Arbeiten von dort aus machen zu können. Die Partie bestand aus meiner Frau, mir und drei Trägern.

Der Lindagrat zweigt von dem Hauptkamme der neuseeländischen Alpen in der östlichen Richtung ab; er trennt den Linda- von dem Hochstettergletscher und zeigt eine deutliche Terrassenbildung, da er durch drei vorspringende Nasen unterbrochen ist. In der untersten derselben liegt unsere Höhle. Die mittlere Nase, eine breite Firnkuppe, ist unser nächstes Ziel. Der Grat, welcher von unserem Standpunkte zur Firnkuppe emporzieht, ist abwechselnd vereist und felsig, indem er aus einem, durch gewaltige Klippen unterbrochenen Firngrat besteht.

Das Jahr 1883 war in Neuseeland sehr schneearm, und es erschienen daher die Felsen von dem Eise durch ungeheure Randklüfte getrennt, deren Ueberschreitung mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Vier Felsthürme sind es, die drohend aus diesem Theile der Kammlinie aufragen. Der Kamm selbst schien so ungangbar, daß wir beschlossen, den Versuch zu wagen, über die furchtbar zerklüfteten Firnhänge, welche nördlich zum Lindagletscher hinabziehen, aufzusteigen. Ein riesiger Bergschrund wurde auf einer sehr schwächlichen Schneebrücke überschritten. Jenseits haute ich Stufen in den steilen Firn. Wir waren alle an einem Seil. Oberhalb des Schrundes mußte ich zwischen zwei Spalten durchgehen, fand aber, daß hier kein Fortkommen sei; denn ich erkannte bald, an der Vereinigungsstelle der Spalten angelangt, daß wir uns auf einer dünnen, keilförmig zugehenden Eismauer befanden. Rasch mußten wir umkehren, und über die Schneebrücke wieder hinab. Ich sah ein, daß wir an diesem Tage wegen des Zeitverlustes ohnedies nicht mehr unser Ziel würden erreichen können und schickte zwei Leute zu dem zweiten Felsthurme mit der Bagage hinab. Hier wollten wir übernachten. Wir Drei suchten nun doch über den Grat einen Weg, und es gelang uns, eine Stelle zu finden, wo die Randkluft unterhalb des letzten Felsthurmes überschreitbar schien. Hier war der gähnende Schrund theilweise von einer spitzenähnlich durchbrochenen Masse von Eis, dem Rest einer alten Lawine, ausgefüllt — über diese Brücke ging der Weg. Während meine Frau und der uns begleitende Träger, am Eise mit den Pickeln festgeankert, mich am Seile hielten, stieg ich hinab zu der durchbrochenen Brücke, überschritt dieselbe und berührte nun die jenseitige Felswand, eine senkrechte, glatte Platte. Nach einigem Suchen

gelang es, einen schmalen Vorsprung zu finden, an welchem ich mich emporarbeitete; oben ging es besser, und ich erreichte bald einen sicheren Platz, wo ich das Seil um eine Klippe legte und den Andern herüberhalf. Wir folgten einem Felsbande und betraten den Firn ob des Schrundes. Ueber diesen hauten wir schief aufwärts Stufen und kamen schließlich an den Absturz der Firnkuppe. Ein gähnender Spalt trennte uns auch hier von den Felsen. Ich stand in einem Lawinenriß. Kleine Steinchen sausten an mir vorüber, jenseits eine Felsplatte ohne jeglichen Halt — wir mußten abermals zurück.

Beim Abstieg folgten wir dem nämlichen Wege und gelangten bei einbrechender Dunkelheit zu unserem Biwakplatze. Es war eine exponirte Klippe zwischen steil abschießenden Eishängen. Wir legten uns nach eingenommener Mahlzeit dicht zusammen, wickelten uns in die Pelze und deckten eine Theerdecke darüber. Die Nacht war klar und windstill, aber sehr kalt. Das Minimum-Thermometer war während der Nacht unter — 6° gesunken.

Der andre Tag war sehr schön, und ich konnte endlich meine topographischen Arbeiten ausführen. Ich nahm von hier aus auch einige große Photographien des Tasmangletscherbeckens auf. Nach vollendeter Arbeit begannen wir den Abstieg und langten spät bei unserem Zelte an.

Der Gipfel des Lindagrates gewährt eine sehr instructive Aussicht, und ich erkannte deutlich, was unsere Hauptaufgabe sein würde. Um einen Einblick in den Zusammenhang der Kammsysteme zu gewinnen und die gänzlich unbekannten entlegensten Theile des oberen Tasmanfirn zu erforschen, war es nothwendig, eine Spitze im Hintergrunde des Gletscherbeckens zu ersteigen. Am oberen Ende des Tasmangletschers liegt eine abgerundete Firnkuppe, welche zuerst von v. Hooft im Jahre 1869 gesehen und von ihm nach seinem berühmten Freunde Hochstetter-Dom genannt worden ist. Diese Kuppe war das Ziel unserer letzten Excursion. Vom Lindagrat aus zeigte ich dieselbe jenem Träger, den ich mit mir nehmen wollte. Er meinte, es würde leicht sein, da hinauf zu kommen. Als wir jedoch den einzuschlagenden Weg genauer mit dem Fernrohre untersuchten, erkannten wir, daß ungeheure Firnspalten zu überwinden sein würden. Besonders war es ein, den Gipfel gürtelförmig umziehender Spalt, der ununterbrochen schien und einem absolut unübersteiglichen Hindernisse gleichsah.

Der Tasmangletscher füllt den oberen Theil des gleichnamigen Thales aus. Dasselbe ist ein Längsthal und läuft dem Hauptkamme eine Strecke parallel, weiter unten wendet es sich ein wenig von der Gebirgskammrichtung nach links ab. Da der Hauptkamm und der nächste östliche Parallelkamm, zwischen denen das Tasmanthal liegt, in nordöstlich bis südwestlicher Richtung verlaufen, so zieht das nach Süden fallende Thal in seinem obersten Theile in südöstlicher und weiter unten in streng südlicher Richtung. Die obersten 23 Kilometer desselben werden von dem, durchschnittlich sieben Kilometer breiten Gletscher eingenommen, welcher natürlich der erwähnten Thalbiegung folgt. Hier, an der Biegungsstelle, ist der Gletscher durch riesig große und dicht aneinandergereihte Querspalten in eine Serie wilder Eismauern zerlegt — eine Spaltenbildung, welche durch die Veränderung der Bewegungsrichtung bewirkt worden ist. Etwas unterhalb jener Biegungsstelle mündet von Osten in das Hauptthal und von dem Tasman-

gletscher quer abgeschnitten, ein Seitenthal mit grasreichem Boden, welches ich, weil es von der stattlichen Felspyramide des Mount Malte-Brun herabkommt, Malte-Brunthal nannte. Dieses Thal ersahen wir uns zum Biwak, und um es zu erreichen, hatten wir zunächst das Spaltengewirr an der Biegungsstelle zu durchschreiten, später über den glatten, oberen Tasmanfirn anzusteigen, uns zwischen den Riesenspalten am Fuße des Hochstetter-Dom hinzuarbeiten, den Gürtelschrund zu überwinden und schließlich die höhere Spitze seines Doppelgipfels, die ihrerseits wieder durch eine Querspalte in einen niedrigeren östlichen und höheren westlichen Theil getrennt ist, zu erklimmen. Wir hatten am Lindagrat Gelegenheit gehabt, den Weg genau zu recognoscieren. Die Tage, welche wir dort im Zeltlager verbrachten, waren dazu benützt worden, um eine Basislinie, der geraden Moränenschneide entlang, genau zu messen und von drei sicher festgestellten Punkten aus Alles, was vom mittleren Theile des Tasmangletschers sichtbar ist, anzuvisiren und zu fixiren. Diese ausgedehnte Triangulation war nun beendet, und am 23. März brachen wir schwer beladen nach dem Malte-Brunthale auf. Seile, Theerdecken, Petroleumherd u. s. w., die wir am Fuße des Lindagrates deponirt hatten, nahmen wir im Vorbeigehen auf und keuchten nun auf gewohnte Weise unter schwerer Last über den höckerigen Gletscher. Proviant und Kleidung gingen schon ihrem Ende entgegen, und ich hatte einige Mühe, die Disciplin bei den an eine solche Arbeit nicht gewöhnten Leuten aufrecht zu erhalten. Das Beispiel meiner Frau bewirkte, was kaum ein Feldherr zuwege gebracht hätte: daß jeder Mann bis zum Schlusse der Expedition seine Pflicht that.

Wir biwakirten bei dauernd schönem Wetter unter einem überhängenden Felsen am Rande des flachen Bodens im freundlichen Malte-Brunthal.

Wenn immer der Tasmangletscher den Bach, welcher dieses Thal durchfließt, absperrt, bildet sich hier natürlich ein Eissee von gleicher Höhe wie der Gletscher. Zahlreiche Terrassen an der Thalwand deuten auf eine Reihe von Seebildungen in abnehmender Höhe des Wasser-, also auch Gletscherstandes, hin. Der 24. März wurde mit trigonometrischen Arbeiten verbracht, der 25., Ostersonntag, war für die Ersteigung des Hochstetter-Doms bestimmt. Ich wählte diesen Tag, weil Vollmond war und wir wohl vermutheten, daß wir nicht vor Einbruch der Nacht zu unserem Biwak würden zurückkommen können.

Bis zu diesem Punkte war von Haast im Jahre 1869 vorgedrungen. Das vor uns liegende Gebiet war unbetreten und unbekannt.

Es war ein herrlicher Morgen, als wir um fünf Uhr Morgens unser Biwak verließen und über das Spaltengewirr in der Gletscherbiegung hinsteuerten.

Wir gingen bis zur Mitte des Gletschers hinaus, wo die Spalten etwas leichter überschreitbar sind. Die Sonne hatte die Ränder der Eismauern abgeschmolzen und zugeschärft. Oefters mußten solche Schneiden rittlings passirt werden. Zwischen den Spalten lavirend, hie und da eine kleinere überspringend, kamen wir nur langsam vorwärts. Die Sonne bestrahlte die Gipfelmassen des Mount Cook dunkelroth. An den Hängen kroch das Licht, immer gelber werdend, rasch herab und breitete sich im Thale aus.

Je weiter wir kamen, um so gangbarer wurde der Firn, bis wir schließlich jene glatte, spaltenfreie Fläche erreichten, welche sich im obersten Theile des

Tasmanthales ausbreitet. Ueber dieselbe ging es in scharfem Trabe hinauf. Hier war es noch recht kalt, — 4°, so daß uns die rasche ungehemmte Bewegung sehr wohlthat. Immer großartiger erscheinen die Berghänge. Die Gestaltung der Firnmassen ist eine fremdartige und trägt den polaren mehr als den alpinen Charakter an sich. Die Dimensionen der Spalten und Schründe sind viel bedeutender als in den europäischen Alpen, was auf eine größere Dicke der Firnmasse zurückgeführt werden muß. Die Spitzen in unserer Umgebung, Mount Delabeche, Haidinger Spitze, Mount Green, Hochstetter-Dom und Mount Darwin ragen hoch in den Himmel. Zwischen den Schollen ihres gewaltigen Firnpanzers treten an einzelnen Stellen dunkle Felsen hervor, die einzige Unterbrechung der Eiswelt, die uns umgibt. Am Fuße des Mount Green, einer schönen schlanken Spitze, welche ich zu Ehren des Rev. Mr. Green so benannt habe, hielten wir eine halbstündige Rast von 9½ bis 10½ Uhr Vormittags und frühstückten. Das schöne Wetter hielt an, und die vor uns liegenden Schwierigkeiten sahen so unbedeutend aus, daß wir in der besten Stimmung unseren Weg fortsetzten.

Von hier, am Fuße des Hochstetter-Doms, zum Gipfel hinauf zieht eine undulirende Eisfläche. An allen convexen Stellen finden sich ungeheure Klüfte. Zu einer Bildung von Eisnadeln kommt es jedoch nicht. Aehnlich dem Firn an den Hängen, die wir passirt hatten, zeigt auch dieser Hochstetterfirn einen völlig polaren Charakter. Westlich vom Hochstetter-Dom, gegen den Sattel hin, welcher unseren Berg vom Mount Eli de Beaumont trennt, liegt eine Schulter, eine Terrasse im Grat, gegen welche wir uns nun zunächst wandten. Wir hielten uns möglichst an die Tiefen und folgten den spaltenärmeren Schluchten im Gletscher. Hie und da mußten Stufen in die steileren Partien des harten Firns gehauen werden, gleichwohl kamen wir gut vorwärts, bis uns ein ungeheuerer Schrund in den Weg trat, welcher den ganzen Abhang quer durchzog. Ich schätzte mittelst der Zeit, welche das Echo brauchte, um von der jenseitigen Eiswand zu uns zu gelangen, die Breite desselben auf achtzig Meter. Dem unteren Rande in westlicher Richtung folgend, fanden wir endlich eine Schneebrücke, die aber ihrerseits wieder von kleinen Spalten schräg durchzogen war, was darauf hinweist, daß dieser Riesenspalt Firnpartien trennt, welche sich aneinander vorüberbewegen. Wir überschritten die Schneebrücke und folgten dann dem oberen Rande des großen Schrundes in östlicher Richtung, bis wir an das untere Ende zweier Längsspalten kamen, zwischen denen eine spaltenfreie Eiszunge hoch hinaufführte. Ueber diese wurden Stufen gehauen. Oben angelangt, verwickelten wir uns in ein Labyrinth kleinerer, theilweise von dünnen, trügerischen Schneebrücken bedeckten Spalten. Dieses gefährliche Terrain erforderte große Vorsicht; mehrere Schneebrücken mußten wir kriechend überwinden. Immer nur Einer durfte sich auf einmal bewegen, während die anderen Beiden ihn am Seile vorsichtig hielten. Nach West und Ost lavirend kamen wir langsam vorwärts, bis zuletzt einzelne Spitzen über den Sattel emportauchten, und um 12½ erreichten wir nach kurzer Arbeit die Schulter. Hier wurde ein Aufenthalt von zehn Minuten gemacht, um uns für die Kälte auf der exponirten Höhe einzurichten. Vor uns lag ein sanft geneigter Schneehang, der zu einer gürtelförmigen Spalte hinaufzog. Diese war zwar größtentheils von Lawinenschnee ausgefüllt, die jenseitige steile Wand

derselben überragte jedoch den unteren Rand sehr bedeutend. Sie war gegen achtzig Meter hoch und sehr steil. Wir überschritten den Spalt auf einer Schneebrücke, und ich ging sofort der jenseitigen Eiswand mit der Axt zu Leibe. Schief aufwärts wurden Stufen in dieselbe gehauen. Da das Eis außerordentlich hart war, machte ich nur langsamen Fortschritt. Das Seil wurde zu voller Länge entfaltet. In der Mitte der Wand und am Ende des Seiles angelangt, hieb ich eine große Stufe und verankerte mich fest mit dem Pickel, über dessen Klinge ich das Seil gleiten ließ, während die Anderen folgten. Bei mir angelangt, verankerten sich die Beiden, und ich setzte meine Arbeit mit der Hacke fort. Nach Verlauf von genau einer Stunde war dieses erste Bollwerk des Berges überwunden, und ich trat auf den flacheren Firm oberhalb der Schulter hinaus. Die Andren folgten am Seil. Ich war ermüdet und Dew, der Träger, trat an die Tête. Ueber sanft geneigten Firn stiegen wir hinauf und kamen bald, unterhalb des Sattels zwischen den beiden Gipfeln des Hochstetter-Doms, an jenen Gürtelschrund, den wir vom Lindagrate aus gesehen hatten und der uns schon damals als ein großes Hinderniß erschienen war. Wir machten zunächst unterhalb des Sattels einen Versuch. Der Spalt war von staubigem, höchst unverläßlichem Schnee überbrückt. Von den Anderen am Seile gehalten, betrat ich vorsichtig die Schneebrücke, überschritt den Spalt und stand vor der jenseitigen Eiswand. Ich begann in dieselbe Stufen und Griffe für die Hände zu hauen. So lange ich noch auf der Schneebrücke stand, ging das ganz gut; dann aber, in einer Stufe der Eiswand stehend und mit einer Hand an dieselbe geklammert, konnte ich keine weiteren Stufen mehr hauen — ich mußte zurück.

Vom Lindagrat aus hatten wir noch eine zweite, vielleicht eher überwindliche Stelle des Gürtelschrundes gesehen, an jenem Orte nämlich, wo der transversal durch den Gipfel, von Nord nach Süd ziehende Spalt auf den Gürtelschrund trifft. Allein auch hier mußten wir uns bald überzeugen, daß keine Möglichkeit sei, hinauf zu kommen, und es blieb uns nur noch die eine Chance, den ganzen Berg im Osten zu umgehen und die Nordseite zu versuchen, die wir noch nicht gesehen hatten. Wir folgten dem Gürtelschrunde bis auf die Kammhöhe östlich vom Hochstetter-Dom; tief unten lag das Becken des Wataroathales, von einem großen Gletscher erfüllt, den ich Whympergletscher genannt habe. Sogleich erkannte ich, daß der Schrund, der uns so viel Schwierigkeit machte, hier gegen die Tiefe zu kleiner wird, insofern als die Wand auf der Bergseite die Wand der Thalseite nicht so sehr überragt. Stufen hauend stiegen wir den nach unten hin immer steiler werdenden Hang in nördlicher Richtung im Zickzack hinab, bis wir an eine Stelle kamen, wo wir den Uebergang zu wagen beschlossen. Während meine Frau und Dew sich fest am Eishange verankerten, überschritt ich, am Seil gehalten, die Schneebrücke, haute mehrere Stufen vor mir und Griffe für die Hände, stieg hinauf und konnte, hoch auslangend, das Pickel oberhalb der Eiswand einhauen und, nach mehreren vergeblichen Versuchen, fest machen. Ein Ruck bringt mich auf das steile Firnfeld, an welchem ich nun über dem Schrunde in kauernder Stellung hänge. Ich arbeite mit den Füßen eine kleine Stufe aus, löse das Pickel, haue eine bequeme Stufe, stelle mich hinein — das zweite Bollwerk unseres Berges ist gefallen, und es winkt uns der Sieg. Es liegt jedoch noch Arbeit vor uns, und es ist

schon vier Uhr vierzig Minuten Nachmittags. Nach zwölfstündiger harter Arbeit sind wir auch nicht mehr so frisch wie am Morgen. Ich haue einige Stufen, veranlere mich aufs Neue, und die Anderen folgen am Seil. Wir mußten nun über den steilen Firn oberhalb des Schrundes hinauf auf den Kamm. Stufen hauend erreichten wir denselben endlich und klommen der Spitze zu. Der Kamm ist flach und leicht gangbar. Unseren Fortschritt hemmte nun der Gipfeltransversalspalt, der in derselben Weise im Norden umgangen werden mußte, wie der Gürtelschrund. Ein sehr steiles Firnfeld zog von der Stelle, wo wir diesen Schrund überschritten, hinauf zur Spitze des Hochstetter-Doms. Die Sonne hatte glücklicherweise tagsüber diesen Hang beschienen und erweicht, so daß das Stufenhauen leichter war als anderwärts. Die Sonne neigte sich schon dem Horizonte zu, als ich mit aller Energie diesen Hang mich hinaufarbeitete. Mehrmals mußte ich absetzen. Seit einer halben Stunde hat Niemand mehr ein Wort gesprochen, jeder denkt das Gleiche, und es ist darum nicht nöthig, die Gedanken auszutauschen. Das Rauschen, welches die Eisstücke verursachen, wenn sie losgebrochen ihren Weg in die dunkle Tiefe, 1200 Meter unter uns, beginnen, und das Scharren des Pickels am Eise sind die einzigen Laute, welche die absolute Stille des Hochgebirges unterbrechen.

Endlich, als ich zu einem Hiebe aushole, erglänzt die Klinge — die Sonne scheint über den Gipfel — und um fünf Uhr fünfzig Minuten betrete ich den messerscharfen Eisgrat, welcher die höchste Spitze des Hochstetter-Doms bildet. Wir nehmen rittlings auf derselben hintereinander Platz, und ich beginne sofort, die wichtigsten Theile des Panoramas zu skizziren, während meine Frau mir von Zeit zu Zeit Chocolade oder einen Becher Champagner zum Munde führt.

Nach Nordost und Südwest erstreckt sich der lange Zug der Alpen Neuseelands. Gar manche Spitze trägt ein Diadem von Eis und Schnee. Besonders fesseln die kühnen Spitzen in unserer nächsten Umgebung den Blick. Der massive Mount Eli de Beaumont im Westen, dann Mount Green, schlank und scharf. Südlicher das vielgipflige Massiv des De la Bèche und weiter der dachförmige Gipfelgrat des Mount Cook.

Im Osten imponiren die gewaltigen Felsabstürze des Mount Darwin und der Haeckelspitze. Nach Süden zieht sich der lange Tasmangletscher hinaus zu den duftigen begrasten Höhenzügen in der Umgebung der Seen. Im Osten sehen wir zwischen den kühnen Spitzen der Malte-Brunkette hinan auf das flache Land und erkennen darüber als dunklen Streifen das östliche Meer. Tief unter uns im Norden liegt der flache Whympergletscher, wir sehen das Wataroathal und die lagunenreichen Tiefebenen an der Westküste. Zwischen den Gipfeln des Hauptkammes blickt der östliche Ocean zu uns herauf. Die Sonne taucht in den Horizont des Meeres, das dunkelorange und violett in Interferenzfarben blendend aufleuchtet, während die Gipfel unserer Umgebung im Lichte der scheidenden Sonne glühen. Ueber das östliche Tiefland breitet sich ein dunkelblauer Schatten, der an den Hängen der Berge emporkriecht zu den Gipfeln. Hoch hinauf in den Aether wirft die Erde einen kalten Schatten im Osten, während im Westen Himmel und Meer in wechselnden Farben schimmern.

Jetzt geht wohl die Sonne in der deutschen Heimath auf und sendet einen

freundlichen Gruß uns von dort! Einen Gruß der Spitze, auf der wir stehen, und die durch ihren Namen ein dauerndes Denkmal der vaterländischen Forschung in diesem fernen Lande geworden; einen Gruß auch uns, der eine dämmernde Ahnung des Unendlichen wachruft.

Nach einstündigem Aufenthalte begannen wir den Abstieg. Es war sehr wichtig, noch bei Tageslicht die schlimmsten Stellen zu passiren. Wir eilten deshalb so schnell als möglich hinab und überwanden die untere Eiswand beim letzten Dämmerlichte des scheidenden Tages. Alsdann setzten wir uns in den Schnee und warteten eine halbe Stunde auf den Mond. Es war nun hell und windstill, und wir kamen rasch abwärts. Durchaus folgten wir den Spuren vom Morgen und waren an einzelnen Stellen sogar in der Lage, einen besseren Weg zu finden als beim Aufstieg. Gegen Mitternacht langten wir am ebenen Gletscher an. Hier fanden wir keine Spuren und verfehlten die Richtung ein wenig, so daß wir bald in ein wahres Chaos von Spalten verwickelt waren. Erst zu spät bemerkten wir unseren Fehler. Wir suchten, die Gletschermitte zu gewinnen, verloren aber viel Zeit. Die hochaufragenden Eismauern, Zinnen und Nadeln glitzerten hell im Mondschein, während die gähnenden Spalten dazwischen, in tiefe Finsterniß gehüllt, drohend zu uns heraufblickten. Wir befanden uns in der Region der östlichen Seitenmoräne; die Zinnen der Eismauern waren mit Felstrümmern beladen. Hie und da stürzte ein Block herab und verschwand mit dumpfem Gepolter in dem schwarzen Abgrund. Wir waren sehr ermüdet. Nach zweiundzwanzigstündigem Marsche, fast ohne Nahrung in der Monotonie dieser Eismauern und Klüfte gefangen, mußten wir alle unsere Energie zusammennehmen, um nicht einzuschlafen — es wäre ein langer Schlaf geworden. Ich dachte mich in ein Zauberland versetzt; die glitzernden Eisnadeln erschienen als ein Heer von Riesen, die auf ihren mächtigen Schultern die Berge ins Thal hinabtrugen. Schon dämmerte der Tag, als wir immer noch in den Spalten herumirrten. Die Sonne ging auf und vergoldete den Gipfelgrat des Mount Cook, als eben der volle Mond mit bleichem, grünlichen Lichte hinter dem roth flammenden Berge verschwand. Wir kamen jetzt endlich der Gletschermitte nahe und rascher vorwärts, trafen bald darauf mit den Trägern zusammen, die ausgegangen waren, uns zu suchen, und langten um acht Uhr nach continuirlichem Marsche von siebenundzwanzig Stunden in unserem Biwak an. Hier schliefen wir drei Stunden und brachen dann nach unserem Zeltlager auf, das um vier Uhr Nachmittags erreicht wurde.

Folgenden Tags wurde das Lager abgebrochen, und wir marschirten hinaus zum Depôt. Es war schon ganz dunkel, als wir über die Moränenkante plötzlich das helle Feuer und die Zelte unter uns sahen. Wir hatten nach unserer Rückkehr vom Hochstetter-Dom im Zeltlager gar nichts mehr zu essen gehabt, und das Prasseln in der Pfanne war jetzt für uns die schönste Musik. Als ich meinen schweren Pack auf den Boden warf und mich neben dem Feuer auf meinen Pelz hinstreckte, hatte ich ein Gefühl des Dankes und der Befriedigung, welches zu beschreiben mir noch schwerer fein würde, als die Mühseligkeiten und Gefahren, welche wir glücklich überwunden!

Rathsmädelgeschichten.

Von
Helene Böhlau.

Zweite Geschichte.

Handelt von der alten Kummerfelden.

So ungebunden das Leben unserer Rathsmädel sich gestaltete, so geschah es doch, daß sie hin und wieder ernstlich angehalten wurden, etwas Erhabeneres zu treiben.

Was sich irgend für die beiden Mädchen thun ließ, das ist von den Eltern für sie gethan worden; — redlich, mit dem Streben, die Töchter für das Leben brauchbar und das Leben ihnen angenehm zu machen. Die Mutter sah ihre Kinder als vollgiltige Geschöpfe an, deren Willen und Neigungen man berücksichtigen mußte. Gegen das Erlernen von fremden Sprachen und Musik hegten sie von früh an, wie gegen etwas völlig Ueberflüssiges und Zeitverderbendes, einen heftigen unüberwindlichen Widerwillen, der nach manchem Versuch, die Mädchen anders zu überzeugen, geachtet worden war. Man hatte sie in der stark ausgesprochenen Neigung, ihren Geist von jedem Ballast frei zu halten, schließlich nicht mehr gehindert.

Frau Rath war der ruhigen Ueberzeugung, daß ihre Mädchen mit Schönheit und mit gesundem Menschenverstand ziemlich gut versorgt seien, so daß sie das Darum und Daran zur Noth entbehren konnten, ja, daß man kaum bemerken würde, daß ihnen etwas, worauf Andere großen Werth legen, fehle. Sie dankte ihrem Gott dafür, daß die beiden Rangen zu Handarbeiten einige Neigung zeigten und war froh, daß es sich mit ihnen so und nicht anders gestaltet hatte, denn hätten sie in Musik und schönen Sprachen bis über die Ohren gesteckt, und dabei ihrer Hände Arbeit verächtlich von oben herab behandelt, so wären sie für Frau Rath ein paar rechte Sorgenkinder geworden, denn diese baute alle Hoffnung für eines Mädchens Glück und Zufriedenheit auf deren Fleiß, Ordnungsliebe und kluger Selbstthätigkeit im Hause, mochte das Mädchen dann sein wie sie wollte, sie würde sich sicher als Frau dem Manne doppelt nützlich

machen, denn wo auch Schönheit, Leidenschaft vergeht, bleibt Ordnung, Behagen, Fleiß als liebgewordene Gewohnheit zurück und tritt in volle Rechte ein. — Und Frau Rath erkannte bei allem Uebermuthe und aller Unart ihrer Mädchen dennoch einen guten Vertrauen erweckenden Kern in ihnen. In kluger Einsicht hatte sie neben dem kärglichen Schulunterricht, den die Beiden genossen, für tüchtige Kräfte gesorgt, die ihnen Anweisung in der Kunst weiblicher Handarbeit ertheilen sollten. — Da war zuerst die Jungfer Concordia, die mit aller Liebenswürdigkeit ihrer sanften Person auf unsere Beiden eingewirkt hatte und ihnen auch mit mancherlei Kenntnissen unvermerkt beigekommen war.

Später, als Jungfer Concordia von Kränklichkeit oft heimgesucht wurde, und die Mädchen nicht immer um sich haben konnte, rieth dieselbe der Mutter, Röse und Marie zu der alten Kummerfelden zu thun, die in jeder Weise eine vertrauenerweckende Persönlichkeit sei.

Und so geschah es; unser Capitel soll von der alten wunderlichen Kummerfelden handeln und ihrer damals weit berühmten Nähschule. Die besagte Madame Kummerfelden war, wie männiglich bekannt, früher Schauspielerin gewesen — und zwar eine große Künstlerin, vortreffliche Darstellerin der Julia, Ophelia. In Hamburg, Frankfurt, Leipzig und Weimar hatte sie einen guten Namen gehabt. Jetzt saß sie in einem kleinen Häuschen, das sie in Weimar den Entenfang nannten. „Entenfang", weil es an einem Wassergraben lag, in dem die Enten der Flederwischmühle ihr Wesen trieben und vor einer Schleuse in der Nähe des Häuschen Halt machen mußten.

Diese Schleuse, die in einem versteckten, von dichtem Buschwerk überwachsenen Winkel lag, hatte den Müller schon um manchen fetten Braten gebracht, denn verdächtiges Gesindel wußte von diesem Versteck aus die Enten, die sich dort gern aufhielten, da sich daselbst allerlei Vorzügliches für ihren Geschmack staute, zu beschleichen und wegzukapern.

So wohnte die Kummerfelden im Entenfang, und im Entenfang hielt sie ihre vielbesuchten Nähstunden. — Das kleine Haus hatte sich jedenfalls ein närrischer Kauz nach seinem Behagen und Geschmack erbaut, und der Geschmack bewies, daß der Besitzer desselben einiges überflüssige Geld besessen, denn auf die sonderbarste Manier hatte er an unmotivirte Stellen und Ecken des Häuschens kleine Säulen, die nichts trugen und stützten, anbringen lassen. Wo es ihm beliebt hatte, klebte an der Wand, auf einem Consol oder irgend einem Vorsprung, ein Säulchen, auch über den Thüren standen sie zu dreien und vieren; alle hatte man, wie die Wände, gleichmäßig gelb übertüncht, und sie waren der Aerger der Kummerfelden, so lange dieselbe das Häuschen bewohnte.

Sie hatte in einer erbosten Stunde berechnet, daß an die dreihundert Reichsthaler durch die verwünschten Säulen und Säulchen an den Wänden und in den Ecken verbaut waren, und dieser todte Schatz war ihrem praktischen Sinn ein wahrer Ekel. —

Was ihr das Haus aber lieb und werth machte, mochte eine Einrichtung sein, die sie sich für ihre Zwecke gar nicht besser wünschen konnte — und von der sie sich nicht ausreden ließ, daß der Erbauer des Häuschens diese schon in der Vorahnung ihrer künftigen Existenz darin habe treffen müssen.

Denn auch die Kummerfelden, wie jeder gute Sterbliche, hielt ihr eigenes Dasein für den Punkt, auf den alle Linien zu liefen. Die Einrichtung, die sie so erfreute und die allerdings großen Einfluß auf ihre Art zu leben und zu wirken hatte, war folgende: Die beiden Hauptzimmer des Hauses, ein größeres und ein kleines, lagen wohl neben einander wie das gebräuchlich ist, aber sie lagen nicht auf gleichem Niveau, sondern von der kleinen Stube führten breite Stufen in das große Zimmer hinab. — Das war eine verzwickte Bauart — aber wie es sich herausstellen wird, für die Zwecke unserer Kummerfelden nützlich und segensreich.

Die Alte hatte in dem oberen kleinen Zimmer ihr Bett, das ein rothgeblümter Vorhang umschloß, einen Schrank voll Raritäten, darüber hingen ihre Lorbeerkränze, die glückliche Jahre ihr eingebracht hatten, wie Erntekränze von der Decke herab.

Ferner hatte sie in diesem oberen Reich ihre Destillation. — Sie war die Erfinderin des Kummerfeld'schen Wasch- und Schönheitswassers, das bis heute noch in jeder Apotheke Deutschlands und weit über Deutschland hinaus zu haben ist. — Und die Alte war der lebende Beweis, daß ihrer Erfindung zu trauen sei, denn trotz ihrer Jahre hatte sie ein frisches blühendes Aussehen, und hielt viel auf sich. Sie trug eine Haube mit Ohrenklappen und mächtigen Bändern, wie außer der ihren keine weiter im Städtchen anzutreffen sein mochte. Ihre Kleidung war von altem, bewährtem Schnitt, der von allerlei leichtfertigen Erfindungen längst überholt war, dem sie aber mit vollem Selbstbewußtsein treu blieb. Das Muster ihrer Kleidung mußte stets ein geblümtes sein; sie liebte es, einen freundlichen Eindruck zu machen, und ein geblümtes Kleid war ihr das erste Erforderniß, um solch einen Eindruck hervor zu bringen.

Die Möbel der Kummerfelden verriethen sammt und sonders, daß sie einer praktischen, zugleich lebhaften Person, die es mit dem Leben leicht nahm, angehörten. Die Commode zum Beispiel gab Zeugniß davon. Diese stand auf drei Kugelbeinen, das vierte ersetzte seit einer Reihe von Jahren ein vorzüglich passender, rother irdener Blumentopf, und genügte beiden, der Commode und der Kummerfelden, auf das Beste. An einer lila Schnur, die mit einem Nagel an dem Commodenrand befestigt war, hing eine zweizinkige Gabel herab, die als Brecheisen und Hebel dienen mußte, um den Schlüssel zu ersetzen.

Mit dieser stach die Kummerfelden mit einer ausgezeichneten, nie fehlenden Sicherheit in die drei Fächer hinein, ohne das Möbel jemals lebensgefährlich zu beschädigen, und jedes Fach zeigte, was dem Verfahren nach natürlich war, eine Stichfläche, ähnlich der, die die linken Finger einer fleißigen Näherin kennzeichnet.

Als Schmuck des Zimmers schien die Künstlerin ihre geblümten Gewänder zu betrachten, die in aller Unschuld und Fröhlichkeit an den Wänden umher hingen.

Es machte den Eindruck, als liebe die Kummerfelden sie um sich versammelt zu sehen. Der einzige Stuhl des Zimmers stand vor dem Himmelbette, war ein Lehnstuhl mit großen Ohren, und hatte ein außerordentlich freundschaftliches und gutmüthiges Aussehen. Ueber dem Bette, von dem Himmel herab, hingen die auserwähltesten Lorbeerkränze, mit gewaltigen Schleifen, die jedenfalls aus

tiefen Gründen diesen Ehrenplatz erhalten hatten. Außerdem aber hing über dem Bette ein rothseidener verblichener Beutel, der das Schnupftuch für die Nacht barg, eine Ledertasche, in der sich zu jeder Zeit Zwieback und ein stärkendes Schlückchen befand. Die Kummerfelden litt, wie viele alte Damen, an momentanen Schwächezufällen, die zu Zeiten in merkwürdig kurzen Pausen wiederkehrten.

In einem anderen Beutel über dem Kopfkissen, der an einer Schnur sich bis auf das Bett herabziehen ließ, lag ein Gebetbuch und das Testament der alten Künstlerin.

In dem Gebetbuch, an der Stelle, wo die Stoßgebete für das letzte Stündlein standen, hatte sie, der Vorsorge wegen, eine dicke Schnur gelegt, daß, wenn es einmal unvermuthet ans Sterben kommen sollte, sie sich mit leichter Mühe einigermaßen Trost verschaffen konnte.

Einsame Menschen müssen sich für die Nachtzeit in allen Dingen vorsehen, denn es lebt und stirbt sich beschwerlich allein, und die sonderbarsten, bequemsten und vortheilhaftesten Einrichtungen ersetzen zu manchen Stunden die kärglichste Gesellschaft nicht.

In dem oberen Stübchen blieb sie allein Herrin, kein fremder Fuß durfte es betreten, in dem unteren hingegen war das Reich ihrer Schülerinnen, ihrer Elevinnen, wie sie dieselben vorzugsweise gern benannte.

Da wurde genäht, gestickt, gestrickt und gestopft und endlos geplaudert.

Die Kummerfelden saß während der Unterrichtszeit auf der zweitobersten Stufe der Treppe, welche die beiden Zimmer miteinander verband, und hatte sich dort einen höchst behaglichen Sitz eingerichtet, mit Kissen und Polstern. Das Stück Stufe, das ihr zum Sitz diente, war von ihr selbst, um es sicher und bequem zu haben, etwas verlängert worden durch ein festgenageltes Brett; und von diesem Throne herab überwachte sie ihre Mädchen, von da herab tönte ihr munteres Lachen, ihre Verweise, ihre Aufforderung zu einem Gange ins Freie, wunderbare Erzählungen aus ihrem bewegten Künstlerleben. Von hier aus las sie ihnen vor, declamirte ihre alten Rollen. Es war ein ganz prächtiger Platz, um die Schülerinnen zu überblicken. Die Kummerfelden hatte scharfe Augen, so leicht entging ihr nichts. Sie kannte ihre Mädchen. Außerdem hatte sie eine ganz besondere Schlauheit angewendet, um genau zu wissen, was vorging, und das war folgende: Sie hatte sich von jeher als schwerhörig angestellt, damit die unten ungestört Alles und Jedes laut miteinander plaudern konnten in dem Glauben, ihre Meisterin verstände nichts. Dabei aber waren die Ohren der Alten unter der Mütze wie Luxohren so scharf, und sie lachte sich ins Fäustchen, wenn die von ihr Getäuschten ganz ungenirt und laut Dinge sprachen, die wohl eigentlich gar nicht in ihrer Nähe oder doch im Flüsterton verhandelt worden wären. Doch hatte sie diesen Betrug nicht aus Bosheit, sondern aus wahrem Interesse an ihren Zöglingen ausgespielt und lachte manchmal in sich hinein über die närrische Welt, denn jede neue Generation, die auf ein Jährlein oder zwei bei ihr eingethan wurde, um zu lernen, benahm sich genau wie die vorhergehende. Eine jede behandelte mit unerhörter Wichtigkeit Dinge, von denen man der Art nach, wie die Mädels darüber sprachen, an-

nehmen mußte, daß diese Dinge überhaupt zum allerersten und unwiderruflich letzten Male auf Erden Statt finden würden.

„Hört einmal, ihr Sakramenter," rief die Kummerfelden von ihrem Throne herab eines Tages, als sie es ihr da unten zu toll trieben, es war zur Zeit, als auch die Rathsmädchen bei ihr saßen. „Hört einmal, Ihr da unterhaltet Euch doch nicht etwa von Liebesgeschichten? — Ihr macht mir gerade solche Gesichter." —

„J' bewahre," rief eine Schülerin lustig, „was denkt die Madame?"

„Ei, Du!" murmelte die Alte in ihre große Haubenschleife hinein, „daß Dich doch! — Das lügt nun einmal, so lange die Welt steht!" Damit beruhigte sich die Kummerfelden wieder, da sie doch nichts an der Welt daran ändern konnte.

„Aber," sagte sie, „im Falle Ihr einmal von Liebesgeschichten sprechen solltet, und weil wir einmal darauf gekommen sind, will ich Euch doch meine Geschichte mit dem Schauspieler Krakow erzählen. Es ist zwar nicht viel daran, aber doch genug, um zu sehen, daß man auf Alles gewärtig sein muß im Leben.

Also denkt Euch: Ich verlobe mich mit besagtem Herrn Schauspieler. Er war ein recht schöner Mensch von guten Gaben, war auch nichts gegen ihn einzuwenden, daß ich wüßte. Zurückgelegt hatte er noch nichts, das hatte ich gethan, und Alles schien so leidlich in Ordnung.

Mir war von ihm ein goldener Aufsteckekamm verehrt worden, und ich gab ihm eine perlengestrickte Börse. Sie liegt noch oben in meinem Schrankkasten, denn er mußte mir, wie er das einem anständigen Frauenzimmer nicht verweigern konnte, bei der Auflösung unserer Verbindung die Börse zurückgeben, und unsere Verlobung löste sich, durch Gottes Schickung, folgendermaßen:

Mein Verlobter übersandte mir zu meinem Geburtstag ein Körbchen mit Mandeln und Rosinen, dazu ein Verschen, über das Ihr staunen werdet, da es bis jetzo noch nicht zutrifft, und recht zeigt, was für ein verrätherischer und verleumderischer Mensch mein Verlobter war. Schickt mir also das Körbchen, und der Vers war so:

„Runzlich zwar, doch süße!"
Nimm sie und iß' se.

Diesen Vers, wenn man das abgeschmackte Ding so nennen kann, verehrte er mir.

Natürlich ist das „runzlich, doch süße", eine Anspielung auf meine Person gewesen. Ich war damals die Jüngste nicht mehr, doch weit entfernt von dergleichen, was er andeutete; was ihr mir glauben werdet, wenn ihr bedenkt, wie ich jetzt, nachdem so viele Jahre darüber vergangen sind, noch aussehe.

Aber weiter," sagte die Kummerfelden: „Ich konnte natürlich die Beleidigung nicht auf mir sitzen lassen und schrieb ihm den Absagebrief, wie es einem anständigen Frauenzimmer geziemt. Er hat ihn auch ohne Weiteres angenommen und ist kurze Zeit darauf mit der Soubrette durchgegangen, so daß die ganze Angelegenheit den Anschein einer rechten Verrätherei trug. Mir hatte das Schicksal in diesem Falle wohl gewollt, wenn man bedenkt, daß er sich

später sein Lebtag mit der Soubrette geprügelt hat, und daß er alles durchbrachte, was irgend sich durchbringen ließ.

Ihr seht," fuhr sie fort, „daß es mit Liebesgeschichten seinen Haken hat. Schwatzt nicht so viel darüber, das lockt das Böse an.

Nehmt's wie es kommt und grämt Euch nicht, wenn es nichts wird, der ganze Handel ist des Aufhebens nicht werth, den man darum macht. Nehmt Euch ein Exempel an mir, wie ich es mit dem Schauspieler Krakow machte. Alles kurz und bündig und keine Zerrerei, wenn es nichts wird.

Kommt Ihr zu einer Heirath, mir soll's recht sein; aber besser ist es allemal, es kommt nicht dazu; das heißt, wenn man ein resolutes Frauenzimmer ist und weiß, was man will.

Und ich bin eine Verheirathete und sag das. Merkt's Euch, kein solch' Ding von einer Jungfer, die von Angelegenheiten schnackt, die sie nicht kennt."

Ob Madame Kummerfeld durch ihre Erzählung und ihre Ermahnungen in Wahrheit glaubte, Eindruck auf die übervollen Herzen um sie her zu machen? Wohl schwerlich.

Sie war zu sehr durch langjährige Erfahrungen von der Unverbesserlichkeit ihrer Schülerinnen überzeugt. Es mochte ein launiger Einfall sein, der sie dazu veranlaßt hatte, und übrigens stimmte sie mit den Schülerinnen im Grunde des Herzens überein; auch sie fand, daß es eine schöne Sache um das Lieben und Geliebtsein sei. Sie hatte auch das Ihre genossen, war aber seit lange vollkommen mit ihrer Herzensruhe einverstanden, wünschte es nicht besser, und hatte ihren Spaß an denen, die noch mitten darin steckten, oder gar eben erst begannen. Diesen liebte sie es, ein paar herbe Bissen, wie eben jetzt, vorzuwerfen.

Was brauchten die Mädchen zu wissen! — Sie würden es schon erfahren. Eine dumme alte Gans, die es jungen Dingern läpperig macht!

Solcher Art waren die Ansichten der Kummerfelden. —

Ja, man sollte sie einmal hören, wie unterschiedlich sie mit einem Mädchen sprach, kurz vor deren Hochzeit, und mit einem, bei dem vor der Hand noch nichts in Aussicht stand.

Die Kummerfelden war, wie alle klugen, liebevollen Leute, doppelzüngig, im guten Sinn, und richtete deshalb im Verkehr mit den Mädchen gar wenig Unheil an; trotz ihrer Geschwätzigkeit. —

Sie hatte für ihre Schülerinnen eine warme und theilnehmende Liebe, führte auch in ihrem Tagebuch für jedes der Mädchen eine Rubrik, in die sie ihre Wahrnehmungen und ihr Urtheil über die Betreffende eintrug. Da standen auch die Rathsmädel kurz und bündig als ihre Lieblinge verzeichnet, ohne jeden weiteren Zusatz; den hielt die Kummerfelden in dem Falle, in welchem sie ihren höchsten Ehrentitel gab, für unnöthig.

Was für liebenswerthe Schuleinrichtungen und Gesetze hatte die prächtige Frau für ihre Mädchen gut geheißen und erfunden.

Einrichtungen, die so ganz dem Empfinden der Jugend angepaßt waren. Da gab es einen Lohn, der das lobenswerthe Geschöpf, dem er zuertheilt wurde, mit heiligem Schauer überrieselte. Wer ganz vorzüglich gearbeitet und dies ununterbrochen eine Zeitlang durchgeführt, diese Auserwählte durfte während einer

Unterrichtsstunde in den weißen Schuhen der Julia, Shakespeare's Julia auf den Treppenstufen erhöht sitzen. Diese Schuhe hatte die Kummerfelden in ihrer guten Zeit als Julia im Sarge getragen. Keine der Mädchen konnte sich etwas Geheimnißvolleres als diese weißen Atlasschuhe denken, und die Glückliche, die sie tragen durfte, fühlte sich durch dieselben und durch die Art wie die Kummerfelden sie ihr feierlich anlegte, aus den profanen Lebenskreisen gehoben. Mit den Schuhen der Julia an den Füßen, war dem Mädchen ein schönheitsvolles Reich eröffnet, in das es nur einzutreten brauchte, um Wunder zu erleben. Julia's Zauber, Julia's Liebe, Julia's selige Sprache sank auf sie nieder, und sie fühlte sich geweiht und allem Anderen entrückt. Die Kummerfelden hatte die Schülerinnen wahl eingeführt in die Bedeutung dieser Attribute.

Sie hatte ihnen, von ihrem Sitzplatze auf der Treppe aus, ihre alte Rolle wiederhalt deklamirt, so wie sie es sonst in ihren jungen begeisterungsvollen Jahren gethan.

Und die Julia in der großen Haube mit Ohrenklappen, in dem geblümten Kleide, hatte ihre Zuhörerinnen ganz hingenommen, und zu Thränen gerührt und tief erschüttert. —

Welche zaubervollen Stunden verstand die Gute den Mädchen zu bringen, und wäre sie noch sonderbarer, noch bei weitem grotesker und befremdender gewesen, ihr gutes reines Herz, ihre freundliche Gesinnung, ihr heller Geist wäre durch Alles durchgedrungen, und hätte sich durch jedes Hinderniß hindurch offenbart.

Ein weiterer Ansporn für Fleiß und Betragen war von den Schülerinnen selbst ersonnen, von der Meisterin gut geheißen, und hatte sich als Tradition von einer Classengeneration auf die andere fortgeerbt. Die Mädchen waren immer mit Eifer dahinter her, daß so viel Hemden wie möglich zu gleicher Zeit fertig wurden. Das Zuschneiden und vollendete Nähen dieser wichtigsten Kleidungsstücke lehrte die Kummerfelden mit Weihe und Gesetzesstrenge, denn es erschien ihr als oberstes und erstes Erforderniß weiblicher Bildung, die untadelhafte Vollendung eines Hemdes. Ein Mädchen, das in dieser Wissenschaft nicht auf erwünschter Höhe stand, schien ihr ein Greuel, deshalb war es ihr recht, daß sich aus dem Empfinden der munteren Geschöpfe selbst, eine Art Feier, die die Vollendung eines solchen Meisterwerkes begrüßte, herausgebildet hatte.

Die Mädchen sorgten nämlich dafür, wie schon gesagt, daß so viel Hemden wie möglich zu gleicher Zeit fertig wurden und richteten dies aus kluger Berechnung ein, um diese Hemden nach der Lehrstunde alle miteinander über die Kleider zu ziehen, um der Art ausstaffirt durch die Straßen, möglichst mit einem Umweg, nach Hause zu gehen.

Wenn die weißangethane fröhliche Schar, im Gefühle ihres Fleißes und einer schönen Errungenschaft, bei der Kummerfelden aufbrach, da blickte ihnen diese wohlwollend nach und freute sich über die Hemden, die sie übergezogen hatten. Weder bei ihr, noch bei den Schülerinnen kam ein Zweifel, ob dieser muntere Triumphzug auch ganz in den Regeln des Anstandes sich bewegte. Die Mädchen zogen im Schmucke ihrer vollendeten Kunstwerke unangefochten durch die Straßen, hörten wie ein paar verständnißvolle Frauen, an denen sie vorüber kamen, sagten: „Herrjes, da sind die Kummerfeld'schen schon wieder mit ihren Hemden fertig!" Die Gassenbuben riefen ihnen nach:

„Kummerfeld'sche Hemdenmätze!"

Man schaute ihnen nach, Jung und Alt; aber durchaus nur wohlgefällig. Die Einrichtungen der Kummerfelden hatten den Charakter einer Sitte angenommen, und einer Sitte bezeugt Jedermann Verständniß und Achtung.

Außerdem machte der Zug der Hemdenmätze Propaganda für die Nähschule. Das wußte die kluge Kummerfelden ganz wohl. Auf ihren Vortheil war sie sehr bedacht.

Doch mochte sie eine jener gesegneten Frauen sein, bei denen jede Regung sich in Liebenswürdigkeit verwandelt. Berechnung in artige Laune und Schrullenhaftigkeit im Reiz. Sie war so glücklich, alle ihre Eigenschaften für andere angenehm gestalten zu können, und es mochte wohl keines unter ihren Mädchen sein, dem sie nicht eine liebe Erinnerung durchs ganze Leben geblieben ist.

Wenn sich nach langen, langen Jahren, die über das Grab der Alten hingegangen waren, alte Weimaranerinnen auf der Straße begegneten, die in ihren jungen Jahren bei der Kummerfelden genäht, und sich vielleicht seit jener Zeit kaum wieder gesprochen hatten, da stiegen ihnen so liebwerthe Bilder auf, und die Gestalt der Madame hielt ihnen gleichsam ihre schöne Jugendzeit wie ein gutes Lieblingsgericht, an dem sie nun schon lange nicht mehr gekostet, wehmüthig lächelnd entgegen.

Als unsere Röse eine alte prächtige Frau geworden war, Großmutter und Urgroßmutter, da kam ihr einmal Nachts die Erinnerung an eine wunderschöne Geschichte: „Die Abtei Balderoni", die die Kummerfelden stückweis vorgelesen hatte, und die sie nie zu Ende gebracht, denn sie war darüber gestorben. Und die Urgroßmutter dachte noch mit Bedauern daran, daß die Kummerfelden damals nicht zu Ende hatte kommen können.

Die Erzählung, die die junge Röse entflammt, und die Art des Vortrags, die sie hingenommen hatte, wirkte in der alten Frau, über die ein reiches Leben hingegangen war, in der dunkeln einsamen Nacht noch fort, und sie fühlte sich überströmt von Erinnerungen, die ein paar Wenige noch mit ihr theilten.

Es war ein unbedingt durchdringender Eindruck, den die Nähmeisterin auf ihre Mädchen ausübte. Sie mochte vorschlagen, was sie wollte, man war immer dabei, ihre Ideen durchzuführen.

So veranstaltete sie Spaziergänge mit ihren jüngsten Schülerinnen, und zwar ging sie mit ihrer Schar in den Park zu bestimmten Stunden, während denen die Herrschaften dort zu promeniren pflegten. Da legte sich die Kummerfelden mit ihren Elevinnen in Hinterhalt, wie der Jäger auf dem Anstand und lauerte, ob sich etwas Fürstliches zeigen würde, und wenn sich etwas näherte, da kamen sie Alle vor und gingen entgegen, und die Kummerfelden machte einen so ausgezeichneten unübertrefflichen Knix, „staugte so tief," wie die Mädchen sich ausdrückten, daß sie immer erst nach einer langen Weile, wenn man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sie wieder zu sehen, in die Höhe kam, mit einem unnachahmlichen würdevollen Ausdruck, als wäre nichts geschehen.

Sie hatte übrigens während ihrer Versunkenheit Alles um sich her bemerkt, und besonders das, daß die Mädchen sich gewöhnlich ihr Vorbild nicht zu Herzen genommen, und einen äußerst leichtsinnigen Knix zu Stande gebracht hatten.

„Denkt Ihr denn,“ sagte sie dann aufgebracht, „daß ich die Knixerei für mich mache? Daß ich nur zur Uebung auf die Herrschaften warte, ihr Dummhüte? Das nächste Mal, wenn wir sie wieder habhaft werden, bitte ich mir Gehorsam aus, — hört Ihr —! Ich könnte Euch ja auch vor Stühlen Eure Knixe machen lassen, und weshalb nicht; aber ich bin nicht für etwas Halbes, erst wenn man in der Patsche sitzt, weiß man wie man sich benimmt. Also das nächste Mal aufgepaßt!“

Excellenz von Goethe bekam auch so manchen Knix von der Kummerfelden mit ihrer Schar. Für ihn hatte sie besonders weihevolle, doch nicht so tiefe Verbeugungen wie für die Herrschaften in Bereitschaft. „Jedem das Seine“, sagte sie. „Geistige Größe ist aller Achtung werth, so lange wir aber im Fleisch und nicht im Geiste wandeln, muß sie zurückstehen.

Im künftigen Leben ist das dann anders,“ versicherte sie ihren Zuhörerinnen. — „Dann kommen dergleichen Unsinnigkeiten nicht mehr vor. Hier müssen wir es mit machen, und wer es nicht thut, zeigt, daß er keine rechte Auffassung und Würdigung des Lebens hat, weder des irdischen noch des himmlischen.

Macht Einer hier Verstöße, wird er sie auch dort machen, denn es kommt Alles auf die Klarheit an, daß man die Dinge so ansieht wie sie sind, und wie sie hier angesehen werden müssen.

Wer das thut, ist ein kluger und anständiger Mensch, gegen den sich nichts sagen läßt.“

Das waren weise Regeln der Kummerfelden.

Sie war aber eine nachsichtige Frau, und ließ um sich her Dinge geschehen, die eine andere verpönt haben würde.

Während der Nähstunden trieb sich nämlich vor den Fenstern des Entenfangs allerlei lose Gesellschaft umher.

Die Kummerfelden gebrauchte deswegen eine Vorsicht, sie setzte in die Nähe des Fensters immer die Jüngsten, den Jahren nach die Unschuldigsten, von denen sie wußte, daß sie noch keine Liebesgeschichten anzettelten.

Die Rathsmädel hatten diesen Vorposten inne; aber wie es so geht in Ermangelung eines anderen Weges, wurde so manches Briefchen geheimnißvoll durch das offene Fenster, oder durch eine Spalte geschoben und von den Rathsmädchen der Besitzerin zugesteckt.

Röse und Marie selbst empfingen allerlei niedliche Sächelchen auf diesem Weg, eine Blume, ihre aus Papier ausgeschnittenen Namen: Marie und Therese (Budang war in dieser Kunst Meister), eine Düte mit allerfeinsten Malzbonbons, aber keine Briefchen; bis dahin hatten es unsere Beiden noch nicht gebracht. Sie überreichten der Kummerfelden die schönsten der zugesteckten Bonbons, die sich dafür bestens bedankte, und selbige ganz munter auf ihrem Throne zerknackte, denn sie hatte gute Zähne.

Das war die Kummerfelden mit ihrer Nähschule, ihrem Verständniß für die liebe Jugend, ihren kräftigen Ausdrücken und ihrer klugen freundlichen Seele.

Durch Madame Kummerfeld hatte Röse eine werthvolle Bekanntschaft gemacht, nämlich die des Thürmers Kesselring, der mit der Nähmeisterin in Verwandt-

schaft stand, und zu dem Röse verschiedene Male auf den Thurm wegen einer Ausrichtung geschickt worden war. Er schrieb Noten und Manuscripte ab, und da die Kummerfelden noch immer ihre Verbindungen mit dem Theater hatte, konnte sie ihrem Vetter allerlei Arbeit vermitteln und besorgen, was sie getreulich that, und so wurde Röse verschiedene Male zu ihren Ausrichtungen benützt. Die hatte sich, wie sie es überall that, wo es ihr gefiel und wo sie sich wohl fühlte, auch bei dem Thürmer Kesselring und seinen Leuten einzuschmeicheln gewußt, und war auf der Höhe des Stadtkirchen-Thurms eine immer gern gesehene Erscheinung.

Der Thürmer wartete des Amtes, das sein hoher Titel bezeichnet, war nebenbei Abschreiber, Schuhflicker, alles in einer Person, ein fleißiger Mann, der auch allen Grund zu seinem Fleiße haben mochte, denn es galt für ein Häuflein Kinder, die in dem Thurme eingenistet waren, zu sorgen. Kesselrings waren zufrieden und ordentliche Leute, und machten sich das Leben so angenehm, wie es in ihrer Lage irgend möglich war, feierten ihre Weihnachten im Thurmstübchen mit aller Festlichkeit, buken zu Ostern und Pfingsten große Kuchen, die sie durch die Thurmwinde, mit der sie Wassereimer und Holzbedarf sich heraufleierten, hinabließen, damit sie im Backhause vollendet würden, die leierten sie dann wieder gebacken herauf, daß ihnen der süße Geruch in die Nase stieg.

Röse, die diese Bekanntschaft merkwürdiger Weise allein unterhielt, hatte bei den Thürmern schon Weihnachten mitgehalten, und alle anderen Festlichkeiten, auch die Taufe des jüngsten Thürmerleins.

Wie merkwürdig geheimnißvoll und für ein junges Gemüth tief anziehend aber war ein Weihnachten auf dem Thurm!

Wie in Wolken, von fallendem Schnee umgeben, saßen die guten Leute und der Gast in dem behaglichen Stübchen bei dem brennenden Christbaum und einem Karpfengericht. Der Wind trieb die Flocken an die Fenster, und verdeckte und überzog sie fast. Tief unten in der Stadt leuchteten Lichter durch den Schneenebel, kein Geräusch klang herauf — Alles, was den Thurm umgab, war Weichheit, Reinheit, Frische, und der Thürmer Kesselring blies am offenen Fenster einen Choral in den sprühenden Schnee hinaus.

Und welches Behagen, welche Lebensfreude war in dem engen hellen Raum, dem einzigen belebten Orte in solcher Höhe! Von Elementen umbraust, hockte es sich so behaglich da oben. Röse kauerte mit den Kindern in einer Ecke, und sie sahen dem Erlöschen der Lichter am Baume zu.

Da brannte eins noch hell, das Stümpfchen war verzehrt; — es flackerte auf, es zischte ein wenig, und flackerte wieder und flackerte noch einmal, und glimmte dann; ein würziger Rauch wie von einem kleinen Opfer stieg auf, und noch ein Glimmen und es war verlöscht — verlöscht für ein Jahr. Denn bis wieder die Lichter angezündet wurden, mußte ein Frühjahr hingehen, ein Sommer, — ein Herbst, ein langes langes Leben.

Was konnte dazwischen geschehen? Die Frage that Röses Herzen wohl; was kommen konnte, war nur Wiederholung von dem, was bis jetzt geschehen, und das war so gut, so schön gewesen!

Und wie unbeschreiblich war es bei Kesselrings; wie sonderbar sich die Karpfen auf Thurmeshöhe und auf dem ärmlichen Tisch ausnahmen; so ganz

fremdartig, weihevoll und feierlich, und wie sie dufteten, als wären es die schönsten Spiegelkarpfen, und waren doch so kleine ruppige Dinger, denen man, um ihnen Wichtigkeit für den Magen zu verschaffen, eine tüchtige Portion Kartoffeln zur Begleitung beigeben mußte.

Sie thaten aber, so klein sie waren, ihre volle Schuldigkeit, brachten über Alle, die um den Tisch saßen, herrlichste Weihnachtsgefühle, waren für aller Augen unantastbar vorzügliche Weihnachtskarpfen, an denen zu kritteln ein Vergehen gewesen wäre. Wie undeutliche, zum Herzen sprechende Offenbarungen lagen sie auf dem Tisch und verkündeten Unaussprechliches, göttlich Unbestimmtes, und verschwanden wie Erscheinungen in den rosigen Mündchen der Kinder, um nur Gräten und angenehme süße Erinnerung an ihre Gestalt und ihr ganzes weihevolles Wesen zurückzulassen. —

Der Pfefferkuchen, die Aepfel, die Nüsse, die unter dem Baume lagen, waren auch für alle Anwesenden nicht gewöhnlicher Pfefferkuchen — nicht gewöhnliches Obst, Gott bewahre! Das waren mystische Dinge, die Lebensfreude, die Seligkeit, die Ueberfülle bedeuten und gläubig und fröhlich hingenommen wurden. Weihnachten bei guten armen Leuten ist etwas Wundervolles, Segensreiches! —

Auf dem Thurme war die beschwerliche Einrichtung, daß jede Stunde zur Stadt herab getutet werden mußte, und nicht nur jede volle Stunde, sondern jede Viertelstunde mit größter Genauigkeit. Ein Uhrwerk gab es noch da oben nicht. Das war eine Einrichtung, die ganz nach Röschens Geschmack sein mochte.

Sie steckte oft ganze Nachmittage, ganze lange Abende hindurch oben bei Kesselrings, zu keinem andern Zweck, als um pünktlich den Lauf der Zeit der Stadt zuzublasen, dabei machte sie sich ihre Gedanken und kam sich unbeschreiblich wichtig vor. Und so manche Stunde, in welcher in der Stadt Weimar Begeisterungerweckendes, auf Dauer Hinstrebendes geschaffen wurde, so manche dieser Stunden hat ein schöner Mädchenmund vom Thurme herabverkündet.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Kaiser Wilhelm feiert am 22. März seinen neunzigsten Geburtstag. Ueberall, wo deutsche Herzen schlagen, rüstet man sich, diesen bedeutsamen Tag festlich zu begehen; gilt es doch, der Verehrung und Hingebung für unseren greisen Heldenkaiser Ausdruck zu leihen. Wie er das vaterländische Heer von Sieg zu Sieg geführt, wie er Deutschland wieder geeinigt, hat Kaiser Wilhelm später seinem Volke auch die Segnungen des Friedens zu erhalten vermocht. Wenn persönliche Huldigungen dem trotz aller Verdienste bescheidenen Sinne des Monarchen ohnehin wenig gemäß sind, entspricht es diesmal auch seinem Bedürfnisse der Ruhe und Schonung, auf solche Beweise der Theilnahme zu verzichten. Durch eine officielle Bekanntmachung des Reichskanzlers ist deshalb allen Betheiligten nahegelegt worden, directe und persönliche Kundgebungen dieser Art zurückzuhalten, um dem Kaiser jede Anstrengung zu ersparen. Die Segenswünsche der deutschen Nation werden um so aufrichtiger und inniger sein, als der Monarch trotz seines hohen Alters in der jüngsten schwierigen Zeit mit unvergleichlicher Pflichttreue seinen hohen Beruf erfüllte, indem er, der alten preußischen Tradition treu, sich als den ersten Staatsdiener betrachtete. Wie treffend zeichnet Gustav Freytag in seinen unlängst veröffentlichten Lebenserinnerungen die Eigenart unseres Kaisers mit den Worten: „Diese Fürstengestalt von mildem Wesen und starkem Willen, welche in einer Nothzeit des preußischen Staates herangewachsen war, besaß in einziger Weise die Regententugenden, welche der deutschen Art wohlthun sollten: die Bescheidenheit und neidlose Anerkennung fremder Verdienste, die Arbeitsamkeit und besonnene Klugheit, welche das Wesen der Macht höher achtet als den Schein. Auch die ganze Anlage seines Gemüthes, die Heiterkeit, die Leutseligkeit, der kameradschaftliche Sinn, die fürstliche Umsicht, welche Jedem bereitwillig die gebührende Ehre zu erweisen sucht, waren genau, was unsere stolzen Fürsten und was das warmherzige Volk von dem Oberherrn eines deutschen Staates begehrten."

Ein „Mehrer des Reiches", darf Kaiser Wilhelm mit voller Genugthuung auf seine Regierungszeit zurückblicken; auch ist es bezeichnend, wenn der Statthalter Fürst von Hohenlohe in Straßburg bei dem zu Ehren des Landesausschusses am 9. Februar veranstalteten Festmahle die erhabenen Eindrücke schilderte, die jeder Deutsche erhalten muß, sobald er von der Plattform des Münsters auf die für Deutschland wiedergewonnene Stadt Straßburg und ihre Umgebung herabschaut. Allerdings knüpfte der Statthalter ernste Betrachtungen an diese Schilderung, indem er nicht bloß dem Gefühle der Anhänglichkeit an das Elsaß, sondern auch dem Wunsche Ausdruck gab, daß dasselbe vor jeglicher Trübsal bewahrt, daß es insbesondere vor den Schrecknissen eines neuen blutigen Krieges behütet bleiben möge. Wenn Fürst von Hohenlohe auch nicht den Krieg für nahe bevorstehend ansieht, so verhehlt er sich doch nicht, daß die Gefahr besteht und so lange bestehen wird, als die Franzosen sich nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß der durch den Friedensvertrag geschaffene Rechtszustand ein dauernder sei. Der kaiserliche Statthalter unterließ nicht, auf die bevorstehenden Reichstagswahlen als ein Mittel hinzuweisen, durch welches im versöhnlichen Sinne gewirkt und die staatsrechtliche Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den übrigen deutschen Staaten gefördert werden könne. Das Reich würde in der That

keinen Grund mehr haben, diese Gleichstellung Elsaß-Lothringen vorzuenthalten, sobald die Ueberzeugung gewonnen wäre, daß die Bevölkerung des Landes den geltenden Rechtszustand rückhaltlos anerkennt, und sobald der „Protest“ bei den Wahlen verschwindet.

Die Wahlbewegung behufs Erneuerung des am 14. Januar d. J. aufgelösten Deutschen Reichstages wies diesmal einen besonders lebhaften Charakter auf. Den Mittelpunkt dieser Bewegung bildete vor Allem die Frage des Septennates. Während die Nationalliberalen, deren Führung Rudolf von Bennigsen wieder übernommen hat, sowie die conservativen Fractionen daran festhielten, daß die Friedensstärke des deutschen Heeres an Mannschaften für die Zeit vom 1. April 1887 bis zum 31. März 1894 fixirt werden müsse, wollten die Deutschfreisinnigen und das Centrum in dem Triennate, durch welches die volle Regierungsforderung, aber nur auf drei Jahre bewilligt wurde, eine genügende Bürgschaft für die Erhaltung des deutschen Heeres auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit erblicken. Befanden sich die Widersacher des Septennates mit ihrer Auffassung in einem schroffen Gegensatze zu den hervorragendsten militärischen Sachverständigen Deutschlands, so kann man sich auch nicht verhehlen, daß die ganze Streitfrage dem Auslande in gewissem Sinne als „querelle d'Allemand“ erscheinen mußte. Eine ganz eigenartige Episode in der an Zwischenfällen reichen Wahlbewegung bildete die zuerst von der Wiener „Politischen Correspondenz“ veröffentlichte Depesche des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini an den päpstlichen Nuntius di Pietro in München, laut welcher Papst Leo XIII. ein bezügliches Schreiben des Reichstagsabgeordneten, Freiherrn von Franckenstein, unter Anderem dahin beantworten läßt, daß triftige Gründe für die Annahme vorlägen, der endgültigen Revision der Maigesetze wäre ein mächtiger Impuls und eine große Berücksichtigung von Seiten der deutschen Regierung zu Theil geworden, falls die Letztere durch das Benehmen des Centrums bei der Abstimmung über das Septennat befriedigt worden wäre.

Wie wenig sympathisch auch die Einmischung des Papstes in innere Angelegenheiten Deutschlands allen Denjenigen erscheinen muß, welche in dem Kaiserhause Hohenzollern den Hort des Protestantismus erblicken, muß die Kundgebung Leo's XIII. doch auf die katholische Bevölkerung Deutschlands einwirken. Da der päpstliche Nuntius in München überdies ausdrücklich ersucht wird, die Ansichten des Papstes dem Freiherrn von Franckenstein zu übermitteln, sowie ihn zu beauftragen, dieselben zur Kenntniß der Mitglieder des Centrums zu bringen, darf man darauf gespannt sein, welche Stellung die letztere Partei gegenüber dem bestimmt ausgesprochenen Wunsche Leo's XIII. einnehmen wird.

Eine Auflösung des Centrums, die früher oft als unmittelbare Folge der Beendigung des „Culturkampfes“ bezeichnet wurde, steht auch nach der Depesche des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini keineswegs bevor. Vielmehr erklärt die römische Curie auf die Anfrage des Freiherrn von Franckenstein, ob der Papst der Ansicht sei, daß der fernere Bestand des Centrums im Reichstage nicht mehr für nothwendig gehalten, in welchem Falle er selbst nebst der Mehrzahl seiner Collegen auf ein Mandat verzichten werde, ausdrücklich, daß vom Vatican die Verdienste nach wie vor anerkannt werden, welche das Centrum und seine Leiter sich bei der Vertheidigung der katholischen Interessen erworben haben. Im Namen des Papstes wird zugleich die Aufgabe der Katholiken, ihre religiösen Interessen zu schützen, als noch nicht abgeschlossen bezeichnet, vielmehr soll die Thätigkeit der Katholiken im Reichstage nunmehr darin bestehen, auf die vollständige Beseitigung der „Kampfgesetze“ hinzuwirken, die legitime Auslegung der neuen Gesetze zu vertheidigen und deren Ausführung zu übernehmen. Eine Spitze gegen Italien muß darin gefunden werden, daß das Centrum ausdrücklich als eine katholisch-parlamentarische Partei bezeichnet wird, welche für die „unhaltbare Lage“ des Oberhauptes ihrer Kirche Mitgefühl habe, so daß sie eine passende Gelegenheit benutzen könne, um die Wünsche ihrer katholischen Landsleute zu Gunsten des Papstes auszusprechen und zur Geltung zu bringen. Trotzdem wäre es durchaus verfehlt, anzunehmen, daß Deutschland, dessen Existenzbedingungen in gewissem Sinne dieselben sind wie diejenigen des Königreichs Italien, sich jemals bereit finden lassen würde,

unmittelbar oder auch nur mittelbar zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes mitzuwirken. Ueberdies kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Vatican selbst kaum noch ernsthaft daran gedacht wird, den Zustand der Dinge vor dem 20. September 1870, dem Tage des Einzuges der Italiener durch die Bresche der Porta Pia, wiederherzustellen. Von einem hervorragenden Diplomaten in Rom wurde in diesem Sinne die Aeußerung eines mit den vaticanischen Verhältnissen wohlvertrauten Monsignore berichtet, welcher, im Hinblick auf die umfassenden, der Architektur nach zum Theil wenig stilgerechten Neubauten in der italienischen Hauptstadt, nicht ohne Ironie bemerkte, daß die päpstliche Regierung gar nicht wissen würde, was sie mit allen diesen „Kasernen" anfangen sollte.

Das erwähnte Schreiben des Cardinals Jacobini darf also keineswegs als eine ernsthafte Kriegserklärung gegen den Quirinal angesehen werden. In hohem Grade bemerkenswerth ist jedoch, daß diesem Schreiben bereits unter dem 3. Januar d. J. ein anderes vorangegangen war, in welchem der Papst unter dem Hinweise, daß der Entwurf zur schließlichen Revision der preußischen kirchenpolitischen Gesetze demnächst vorgelegt werden würde, den Wunsch betonte, das Centrum möchte die Vorlage des Septennates in jeder möglichen Weise begünstigen. Zugleich wurde darauf hingewiesen, daß diese Partei sich um das Vaterland, sowie um die Humanität und um Europa sehr verdient machen würde, falls es durch ihre Mitwirkung gelingen sollte, die Gefahr eines nahen Krieges zu beseitigen.

Für den entgegengesetzten Fall verhehlt der Cardinal-Staatssecretär dem päpstlichen Nuntius nicht, wie man nicht verfehlen werde, ein feindseliges Verhalten des Centrums als unpatriotisch zu betrachten, und wie eine Auflösung des Reichstages auch dem Centrum nicht unbedeutende Verlegenheiten und Unsicherheiten bereiten dürfte. Der Nuntius wurde deshalb damals schon aufgefordert, die Führer des Centrums aufs Lebhafteste dafür zu interessiren, daß sie ihren ganzen Einfluß bei ihren Collegen aufbieten und dieselben versichern, wie sie durch Unterstützung des Septennates dem Papste eine große Freude bereiten und der Sache der Katholiken dienen würden. Als Aequivalent für die von den Letzteren zu übernehmenden neuen Lasten und Beschwerlichkeiten wurde die Herbeiführung des vollständigen religiösen Friedens, des „höchsten aller Güter", bezeichnet. Hervorgehoben zu werden verdient, daß in diesem Schreiben ausdrücklich Herr Windthorst als derjenige genannt wird, welcher dem Nuntius seine Zweifel in Bezug auf die Revision der preußischen Kirchengesetze unterbreitete. Ob ausschließlich Rücksichten der parlamentarischen Tactik maßgebend waren, wenn die erste Aufforderung von Seiten der römischen Curie, für das Septennat zu stimmen, den Mitgliedern des Centrums durch ihre Führer vorenthalten wurde, mag dahingestellt bleiben. Ihre Position haben sie dadurch keineswegs verstärkt, während der Papst von Neuem seine friedfertige Gesinnung an den Tag legte, so daß die katholische Bevölkerung Deutschlands sicherlich nicht mehr lange in der Täuschung wird erhalten werden können, daß der Kampf zwischen der Staatsgewalt und der römischen Curie in ungeschwächter Weise fortdauere.

Zu wünschen bleibt jedenfalls, daß das Septennat sich thatsächlich als eine feste Bürgschaft für den europäischen Frieden erweisen möge. Was die Gefahr eines nahe bevorstehenden Krieges anlangt, so haben sich die friedlichen Aussichten in jüngster Zeit glücklicherweise vermehrt. Dies geht unter Anderem aus den Erklärungen hervor, welche der österreichische Minister Freiherr von Ziemialkowski in Vertretung des Ministerpräsidenten, Grafen von Taaffe, im Reichsrathe am 5. d. Mts. ertheilte. Auf die Anfrage einiger Abgeordneten, ob die Beziehungen der österreichischen Monarchie zu den auswärtigen Mächten in letzter Zeit sich geändert haben, und ob die Regierung auch noch gegenwärtig die begründete Hoffnung hege, den Frieden aufrecht zu erhalten, erwiderte der Minister, die Beziehungen Oesterreichs zu den auswärtigen Mächten seien durchaus befriedigend, auch in letzter Zeit hierin namentlich keinerlei dem Frieden nachtheilige Aenderung erfolgt.

Wie in der österreichisch-ungarischen Monarchie und in Rußland wurde auch in

Deutschland und Frankreich die öffentliche Meinung während der letzten Wochen durch militärische Maßregeln beunruhigt. Mochten diese Maßregeln, einzeln betrachtet, keineswegs den Charakter von „Kriegsrüstungen" haben, als welche sie von politischen Schwarzsehern ohne weitere Prüfung bezeichnet wurden, so wirkte doch eine ganze Reihe von Factoren zusammen, die Situation zu einer unbehaglichen zu gestalten. Daß durch Ordre vom 27. Januar 1887 zum Behufe der Ausbildung mit dem neuen Repetirgewehre 68 200 Mann Reserve der Infanterie sowie 4800 Mann von den Jägern und Schützen, einschließlich der vom preußischen Kriegsministerium festzusetzenden Zahl von Unterofficieren, für die Zeit vom 7. bis zum 18. Februar d. J. einberufen wurden, mußte im Hinblick auf die Einführung der neuen Waffe in der deutschen Armee durchaus natürlich erscheinen. Ebensowenig darf das Pferdeausfuhrverbot der deutschen Regierung als ein kriegerisches Symptom angesehen werden. Vielmehr war dasselbe nur eine Vorsichtsmaßregel, welcher ähnliche Anordnungen der russischen sowie der österreichisch-ungarischen Regierung folgten. Eine größere Bedeutung wurde den französischen Barackenbauten an der deutschen Grenze beigemessen, zumal da für dieselben einander widersprechende Motive angeführt wurden. Trotzdem darf daran festgehalten werden, daß, wie in Deutschland, auch in Frankreich die öffentliche Meinung, abgesehen etwa von Paul Déroulède und seinen „Myrmidonen", der Erhaltung des Friedens geneigt ist. Wenn hervorgehoben wird, daß die Journale, die zum Theil früher die chauvinistische Note anschlugen, sicherlich nur einem von der Regierung ausgegebenen Losungsworte folgten, so wird übersehen, wie wenig disciplinirt gerade in Frankreich die Presse ist.

Eine Anzahl monarchistischer, insbesondere bonapartistischer Organe sowie ultraradikale Blätter vom Schlage des „Intransigeant" Henri Rochefort's würden auch nicht einen Augenblick Bedenken tragen, die Kriegsfanfare ertönen zu lassen, wüßten sie nicht, daß die französische Bevölkerung in ihrer weit überwiegenden Mehrheit den Frieden erhalten sehen will. Daß auch verschiedene heißblütige Elemente, welche den französischen Chauvinismus hegen zu dürfen glaubten, zur Besinnung sowie zur Erkenntniß der von ihnen leichtfertig mit heraufbeschworenen Gefahr gelangten, als Feldmarschall Graf von Moltke und Fürst Bismarck im deutschen Reichstage ihre Warnungen vernehmen ließen, kann nicht überraschen. Andererseits darf nicht außer Betracht bleiben, daß ein so ausgezeichneter Kenner der französischen Verhältnisse und des französischen Volkscharakters wie Fürst Bismarck in seinen bedeutsamen Reichstagsreden vom 11. Januar d. J. die Eventualitäten klar bezeichnet hat, in denen Deutschland von Frankreich angegriffen werden könnte. Vor Allem verdient der Hinweis des Reichskanzlers beherzigt zu werden, daß die Entschließungen Frankreichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten und nicht durch die Majoritäten und das ganze Volk bewirkt worden sind. Obgleich Fürst Bismarck sein festes Vertrauen zu den friedlichen Gesinnungen der gegenwärtigen französischen Regierung äußerte und betonte, daß der Ministerpräsident, Goblet, und der Minister des Auswärtigen, Flourens, keineswegs den Krieg gegen Deutschland wünschten, vielmehr die Absicht hegten, „ehrlich mit uns zu bleiben", kann er sich doch nicht der Wahrnehmung verschließen, wie dieses Vertrauen auf die friedlichen Gesinnungen der französischen Regierung, auf die friedlichen Gesinnungen eines großen Theils der französischen Bevölkerung uns nicht bis zu dem Grade von Sicherheit einwiegen dürfe, daß gesagt werden könnte: Wir haben einen französischen Krieg gar nicht mehr zu fürchten. Nicht minder verdient beherzigt zu werden, was Fürst Bismarck in Bezug auf die Möglichkeit einer französischen Regierung von militärischen Neigungen bemerkte. Daß hierbei mit Kaiser Napoléon III. exemplificirt wurde, welcher den Feldzug von 1870 lediglich unternahm, weil er glaubte, daß dies seine Regierung im Inlande befestigen würde, erscheint durchaus zutreffend. Nicht minder berechtigt war die Frage, weshalb nicht z. B. General Boulanger, „wenn er ans Ruder käme", dasselbe versuchen sollte.

Allerdings erachtet der deutsche Reichskanzler die gegenwärtige Stellung des französischen Kriegsministers keineswegs schon für eine maßgebende, da er ausdrücklich in

hypothetischer Form in Erwägung zieht, was geschehen könnte, „wenn" jener „ans Ruder käme". Darf man verschiedenen unbefangenen Berichten Glauben schenken, so wäre die Position des Generals Boulanger, abgesehen von den ihm unbedingte Heeresfolge leistenden Ultraradikalen, durchaus nicht unerschütterlich. Hieran wird auch nichts durch die Thatsache geändert, daß die französische Deputirtenkammer am 8. Februar den Credit von 86 Millionen Francs für das Kriegsministerium bei der Berathung des außerordentlichen Budgets ohne jede Debatte genehmigte. In diesem Beschlusse darf um so weniger ein besonderes Vertrauensvotum für den General Boulanger erblickt werden, als Letzterer ursprünglich weitergehende Forderungen erhoben hatte. Ueberdies ist es in der französischen Deputirtenkammer seit geraumer Zeit Sitte, die Credite zum Behufe der Steigerung der Wehrkraft, sobald dieselben von der Budgetcommission geprüft und genehmigt worden sind, ohne Weiteres zu beschließen, wie denn auch am 8. Februar die für das Marineministerium verlangten dreißig Millionen Francs „ohne jede Debatte" bewilligt wurden.

Mag aber immerhin die Stellung, welche General Boulanger jetzt bereits einnimmt, von seinen radikalen Anhängern sowie auch von einem Theile seiner Gegner überschätzt werden, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß der unberechenbare Charakter des französischen Kriegsministers ein Element der Beunruhigung bleiben muß. Ist es nicht bezeichnend, daß in einem Pariser Blatte jüngst dem General, der wie einst Emile de Girardin täglich eine „neue Idee" hat, allen Ernstes die Absicht zugeschrieben wurde, ein directes Schreiben an den Kaiser von Rußland zu richten? Später hieß es allerdings, daß General Boulanger sich nur mit dem russischen Kriegsminister durch Vermittelung des französischen Militärbevollmächtigten in Petersburg habe in Verbindung setzen wollen, daß aber der Minister des Auswärtigen, Flourens, mit Fug gegen diese seltsame Abweichung von den Gewohnheiten des diplomatischen Verkehrs Verwahrung einlegte, indem er zugleich gegen jede ohne sein Wissen gepflogene Korrespondenz mit fremden officiellen Persönlichkeiten protestirte. Der Conflict zwischen dem Minister des Auswärtigen und seinem schreib- und redseligen Collegen im Kriegsministerium wurde zwar, wie weiter zur Mittheilung gelangte, durch die Verzichtleistung des Generals Boulanger auf die von ihm geplante Anknüpfung directer „internationaler Beziehungen" beseitigt, man darf jedoch darauf gespannt sein, welcher Art die nächste vom Kriegsminister inscenirte Ueberraschung sein wird.

Die officiellen Persönlichkeiten Rußlands können in keiner Weise für die abenteuerlichen Anwandelungen des Generals Boulanger verantwortlich gemacht werden; allenfalls darf derselbe bloß auf die Unterstützung des Herrn Katkow rechnen, der erst unlängst wieder eines seiner zahlreichen Pronunciamientos veröffentlichte. Der unermüdliche panslawistische Schriftsteller richtete seinen Angriff diesmal nicht nur gegen die angebliche Expansivpolitik Oesterreichs im Oriente, sondern er unterzog auch die Politik des Fürsten Bismarck einer übelwollenden Beurtheilung. Während jeder unbefangene Politiker zugeben muß, daß der deutsche Reichskanzler, indem er die ebenso undankbare wie schwierige Rolle eines Vermittlers zwischen Rußland und Oesterreich übernahm, der Sache des europäischen Friedens die besten Dienste leistete, daß ferner bei den einander widerstreitenden Interessen der übrigen Großmächte Deutschland allein im Stande war, ernsthafte Conflicte unter denselben zu verhüten, spricht Katkow in seiner abgeschmackten Art von einer Allerweltsdictatur, von welcher Fürst Bismarck sich lossagen müßte, indem er sich darauf beschränkte, seine Laufbahn mit der Befestigung des Erreichten zu schließen. In Bezug auf die so segensreiche Vermittlerrolle Deutschlands bemerkt der panslawistische Heißsporn, daß Fürst Bismarck sich diese angemaßt und im Sinne der Verdrängung Rußlands sowie zur Erhöhung des österreichisch-ungarischen Einflusses benutzt habe. Dem Leiter der deutschen Politik wird dann der wohlwollende Rath ertheilt, das bisherige „Bündnißspiel" einzustellen und sich auf einfache gute Beziehungen zu Rußland zu beschränken, woraus einem friedlichen, aller unberechtigten Ansprüche sich enthaltenden Deutschland keine Gefahr erwachsen werde. Das „Wohlwollen" des Herrn Katkow für den Fürsten Bismarck geht sogar soweit,

demselben zu gestatten, daß er auch zu anderen Mächten, selbst zu Oesterreich-Ungarn thatsächlich freundschaftliche Beziehungen unterhalte, und wird mit dieser „Erlaubniß" die Warnung verknüpft, Oesterreich nicht zu einer angreifenden Politik im Oriente aufzumuntern, woselbst es früher oder später unbedingt mit Rußland zusammenstoßen müsse.

Läge die Entscheidung bei der panslawistischen Presse Rußlands, so wäre letzteres sicherlich sehr bald in ernsthafte Conflicte verwickelt, während es doch gerade unter den obwaltenden Verhältnissen einer gewissen moralischen Unterstützung durch die öffentliche Meinung Europa's bedarf. Statt dessen greifen die panslawistischen Organe, die allerdings mit den leitenden Kreisen Rußlands nicht verwechselt werden dürfen, der Reihe nach die Regierungen Oesterreichs, Deutschlands, Englands und Italiens an, die gewissermaßen als im Complotte gegen die russische Politik befindlich dargestellt werden. Weil Italien unter Anderem in der bulgarischen Angelegenheit, insbesondere aus Anlaß des gegen den Fürsten Alexander von Bulgarien gerichteten Handstreiches sich nicht unbedingt der russischen Auffassung anschloß, wird auch die bedauernswerthe Niederlage, welche die italienischen Expeditionstruppen jüngst bei Massowah erlitten, von einem Theile der russischen Presse mit offener Schadenfreude als eine gerechte Strafe bezeichnet. Daß die italienische Colonialpolitik zunächst Schiffbruch gelitten hat, muß zwar ohne Weiteres zugegeben werden; vom Gesichtspunkte der Civilisation aus darf man jedoch hoffen, daß es den Italienern gelingen möge, die erlittene Schlappe sobald als möglich wieder wettzumachen, sowie vor Allem die durch den König von Abessinien bedrohten Expeditionstruppen am Rothen Meere aus ihrer mißlichen Lage zu befreien. Allerdings werden die militärischen Befehlshaber ihrer Aufgabe besser gewachsen sein müssen, als einige Mitglieder des Cabinets Depretis in der jüngsten parlamentarischen Campagne es vermochten; daß der Minister des Auswärtigen, Graf Robilant, noch vor Kurzem die von Seiten der Abessinier drohende Gefahr in bedenklicher Weise unterschätzte, indem er von „vier Straßenräubern in der Umgegend von Massowah" sprach, darf dem Minister nicht als ein allzu schlimmes Vergehen angerechnet werden, zumal er seinen Irrthum später im Parlamente selbst offen eingestand. Dagegen bekundete der Kriegsminister Ricotti auch nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaften aus Ostafrika eine eigenthümliche Auffassung der dortigen Verhältnisse, als er allen Ernstes versicherte, man wäre auf den Ueberfall nicht vorbereitet gewesen, weil die Abessinier unterlassen hätten, an Italien den Krieg zu erklären. Die durch die parlamentarischen Vorgänge hervorgerufene Ministerkrisis hat mit der Neubildung des Cabinets Depretis ihren Abschluß erhalten.

Im Gegensatze zu den Italienern, die bei Massowah eine schwere Schlappe erlitten, glaubt die englische Regierung durch die von Sir Henry Drummond Wolff der Pforte übermittelten Vorschläge die ägyptische Angelegenheit der Lösung nähergeführt zu haben. Hiernach soll Aegypten, abgesehen davon, daß es an die Türkei einen Tribut entrichtet, seine Selbständigkeit erhalten und mit gewissen Einschränkungen neutralisirt werden. Letztere lassen sich dahin zusammenfassen, daß englische Kriegsschiffe zu jeder Zeit den Suezcanal passiren dürfen, daß ferner auch der Landweg von den Truppen gewählt werden darf, und daß England sich das Recht vorbehält, Aegypten wieder zu besetzen, falls die öffentliche Ordnung daselbst gestört würde. Diese „Mission" der Engländer würde dadurch erleichtert werden, daß die ägyptische Armee zumeist von englischen Officieren befehligt werden soll; auch würde die gegenwärtige Occupation erst dann aufhören, sobald die erwähnten Vorschläge von sämmtlichen Mächten angenommen sind. Da außerdem die Capitulationen und die ägyptische Jurisdiction in ihrer bestehenden Form umgestaltet werden sollen, erscheint die von England vorgeschlagene Neutralisirung des Nillandes in einer eigenthümlichen Beleuchtung. Mit Recht vergleicht das „Journal des Débats" einen derartigen Zustand der Dinge mit der Lage, in die etwa Belgien kommen würde, falls Frankreich oder Deutschland mit dem vertragsmäßigen Rechte ausgestattet würde, den Befehl über die Soldaten des Königs Leopold II. zu übernehmen, Belgien von einem Armeecorps durchziehen zu lassen, sowie im Falle eines Aufstandes Antwerpen, Brüssel und Lüttich zu besetzen.

Literarische Rundschau.

Literatur- und Kunstgeschichte.

Herder's Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. XXIV. Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1886.

Wenn Herder jetzt, über achtzig Jahre nach seinem Tode, in Suphan's Ausgabe den Deutschen gleichsam neu geschenkt wird, so trifft das Erscheinen seiner Werke, die in dieser Gestalt wie zum ersten Male überhaupt herauskommen, zusammen mit dem Bedarf seiner Persönlichkeit und mit der Fähigkeit, ihn seinem Werthe nach immer lebendiger aufzunehmen und zu beurtheilen. Der vorliegende Band enthält den Abschluß der Adrastea, dieser in ihrer Zeit fast wirkungslosen Zeitschrift, von der Schiller im März 1801 an Goethe schrieb, sie sei ein „bitterböses Werk". „Der Gedanke an sich," fährt er fort, „war nicht übel, das verflossene Jahrhundert, in etwa einem Dutzend Heften, vorüberzuführen, aber das hätte einen anderen Führer erfordert. — Herder verfällt wirklich zusehends" — wir lassen das Uebrige fort, worin Schiller es an Bitterbösigkeit Herder noch zuvorthut. Die Adrastea ist als Ganzes dann von Heyne gar nicht in Herder's Werke aufgenommen, sondern, in einzelne Aufsätze zerstückt, hier und da untergebracht worden.

Wie wenig denken wir heute daran, auf das Urtheil der Zeitgenossen Herder's Rücksicht zu nehmen. Herder's Weltstandpunkt, der sich bei den ersten Aufzeichnungen (den Gedanken, die ihn bewegten, als er zu Schiff seine Heimath verlassen hatte) geltend macht, der in den Ideen dann so großartig durchbricht und den er nie und nirgends verlassen hat, zeigt sich auch in der Adrastea. Zuerst sollte sie Aurora heißen. Herder sollte den Deutschen, indem das neue Jahrhundert aufdämmerte, eine Ahnung geben, was sie am nun vollendeten achtzehnten gehabt. Uns heute sind diese Anschauungen von hoher Wichtigkeit. Wir verlassen das 18. Jahrhundert nicht als etwas zum Ueberdrusse Bekanntes, sondern kehren zu ihm als etwas zu Erforschendem zurück. Wir construiren die Stelle, von der Goethe ausging, und Herder ist einer der unentbehrlichsten Factoren dabei. Herder war launisch, einsam, vom Gefühl eines verfehlten Lebens erfüllt. Mit Goethe war er unheilbar auseinandergekommen. Nur Einzelne noch, Leute nicht völlig ersten Ranges, hörten auf ihn und schlossen sich ihm an. Goethe und Schiller verlangten nicht besser, als abseits von den weltbewegenden Stellen, wie auf dem Lande zu leben und ihre eignen Gedanken zum Boden zu machen, den sie bearbeiteten und dem sie ihre Ernten verdankten. Ihr eignes Wachsthum genügte ihnen. Herder dagegen fühlte sich in Weimar wie in der Verbannung. Er hatte in seiner Jugend Paris gestreift. Er übersah mit historisch objectivem Blicke, was die Deutschen bedürften, um im kommenden Jahrhundert vollgerüstet eine Stellung unter den Nationen einzunehmen, und suchte, unbekümmert um das, was in nächster Nähe bei ihm vorging, diese großartige Betrachtung der Dinge festzuhalten. Wie schön sind die Stücke der Adrastea, welche nach seinem Tode sein Sohn als Abschluß noch drucken ließ: übriggebliebenes Material, das Herder's Gedanken in wahrer Freiheit zeigt, denn

was er bei seinen Lebzeiten gedruckt hatte erscheinen lassen, war, wo wir nachrechnen können, ja oft genug nur der abgeschwächte gezähmte Rest ursprünglich höchst energisch lautender Sätze. Herder's Augen blickten um ein Jahrhundert in die Zukunft. Diese Aufsätze der Adrastea, die Schiller veraltet und abgestanden klangen, nehmen heute erst den rechten Ton an, weil die Zustände eingetreten sind, deren Resonanz sie brauchen. In der Reihe der aus dem Nachlasse zusammengesuchten Papiere tritt besonders leuchtend der Aufsatz über Winckelmann hervor. Man fühlt, wie Goethe's Winckelmann mit Herder's Gedanken zusammenhing. Man glaubt sogar zu entdecken, wie Goethe, als er nach Schiller's Tode wieder allein im Leben einhergehen mußte, nun erst inne ward, daß er Herder verloren habe, und in dessen, weniger den Tag als das Jahrhundert vor Augen habende Anschauung der Dinge selbst wieder zurückfiel.

Das freilich ist zu bedenken: wenn Herder in der Adrastea dem scheidenden Jahrhundert ein Loblied singen wollte, so that er es als Jemand, dessen ganzes eignes Leben natürlicher Weise hinein gehörte. Er hatte nichts Modernes wie Schiller, der ja auch das 18. Jahrhundert nur um wenige Jahre überdauerte und doch so völlig ein Bürger des neunzehnten war. Herder würde, wenn wir den Vergleich von der Kunst der italienischen Blüthezeit nähmen, zu den Signorelli, Donatello, Lionardo gehören, deren Kunst im Quattrocento wurzelte und in ihm beschlossen blieb. In diesem Sinne war für die eigne Zeit die Adrastea ein Werk der vergehenden Generation, und der neuaufkommenden Welt mußte ihr herber Schulton als die unfruchtbare Härte eines Mannes klingen, mit dem nicht zu transigiren war. Schiller's Briefstelle — deren schlimmste Wendungen wir unabgedruckt ließen — erhält, so betrachtet, eine natürliche Berechtigung. Goethe aber hat sich in seiner Antwort auf Schiller's Aeußerungen nicht dazu hinreißen lassen, voll einzustimmen, obgleich Herder ihn beleidigt hatte und auch wohl beleidigen wollte. Goethe wußte, daß Herder vor allen Dingen dazu geschaffen war, Schule zu halten, und hatte selbst sich ja als seinen Schüler bekannt. In hohem Alter ist Goethe mehr und mehr zu dieser Anschauung zurückgekehrt. —

Herder's Werke, wenn sie erst in vollendeter neuer Ausgabe eine Zeit lang dagelegen haben, werden, scheint mir, einen Umbau unserer Deutschen Literaturgeschichte von Grund aus nach sich ziehen. Geblendet und verführt von dem beinahe täglich sich mehrenden Reichthume an persönlichen Kundgebungen unserer großen Dichter, haben wir uns völlig in die Rolle gefunden, ihre Werke nur als Material für Bestätigung ihres inneren, individuellsten Seelenlebens anzusehen, während uns die Aufgabe, den ästhetischen Betrag dieser Schöpfungen als unabhängig und gleichsam für sich bestehender Erscheinungen zu ergründen, ferner liegt und auch die Betrachtung ihres Zusammenhanges mit der großen Masse der allgemeinen Entwicklung uns in geringerem Maße anzieht. Die chronologische Entstehung des Faust, der Nachweis einer Succession sprachlich zu unterscheidender Bestandtheile reizte Scherer's Scharfsinn, doch mir scheint, als habe man in dieser Richtung nun endlich genug gethan und als müssen andere Gesichtspunkte neue Einblicke in den großartigen Schatz der Werke unserer Dichter bieten. Herder, losgelöst von dem beengenden, kleinlichen, mühevollen Dasein, das ihn umgab und in unharmonische Stimmungen hineinquälte, wird dann in der reinen Atmosphäre erscheinen, die das eigentliche Element war, in dem seine Seele wohnte.

Die Entstehung der neueren Aesthetik von Dr. K. Heinrich von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1886.

Eine Kritik von Kunstwerken und ein Bewußtsein, warum sie Kunstwerke seien, hat es gegeben solange wahrscheinlich, als Kunstwerke selbst hervorgebracht wurden. Denn überall, soweit wir zu erkennen vermögen, haben deren Schöpfer selbst über ihre Kunst nachgedacht. Homer — die äußerst zarte und überlegte Art seiner Compositions-

weise erlaubt dies vorauszusetzen — kannte und discutirte (schlimmsten Falles mit sich selber) die Principien seiner Kunst und wandte sie an. Dante, Shakespeare und Goethe waren nachdenkende Aesthetiker. Mit dieser Aesthetik jedoch beschäftigt sich Heinrich von Stein in seinem Buche nicht. Er spricht von der „modernen Aesthetik". Er untersucht nicht die stille eigene Ueberzeugung der Künstler, sondern die des Publicums: diese will er insoweit erkennen, als sie von Einfluß auf die Schöpfungen der Kunst war. Sagen wir also: der Verfasser beginnt damit, nachzuweisen, wie Mitte des 17. Jahrhunderts in Paris das heutige Publicum sich bildete, wie es als ästhetisch urtheilende Macht sich seiner Stärke an dieser Stelle zum ersten Male bewußt wurde. Gezeigt wird dann, wie diese Stärke und Macht ihre Interpreten fand und wie deren Einfluß von jetzt an die schaffenden Geister zu beeinflussen begann. Boileau war der erste moderne Kritiker. Eine, welthistorisch genommen, neue, unerhörte Erscheinung. Ein Anfang, mit dem eine neue Art von schöpferischer Beurtheilung begann. Eigentlich enthält das Buch nur die Geschichte Boileau's, wie er aufkam, herrschte, abkam und endlich verschwand. Der Verfasser hält hier inne. Er geht nicht weiter als bis zu Winckelmann. Der Leser aber fühlt, daß der Rest, von Winckelmann bis Goethe und von diesem bis heute, H. von Stein wohl bewußt war. Man könnte das Buch als die geschriebene Vorrede eines ungeschriebenen Werkes ansehen, in welchem die Geschichte der Aesthetik von Winckelmann bis auf die neueste Zeit behandelt wird.

Stein beginnt mit „Boileau" also und „seinen Vorgängern". Mit diesem. in der That, setzt die neuere Literatur ein. Boileau war neben Corneille, Racine und Molière (doch kommt der Letztere, wenngleich der Höchste unter ihnen, vielleicht eben deshalb am wenigsten hier in Betracht) der Vierte im Bunde. Boileau war. mächtiger als sie. Nun bemerken wir historisch, daß von Boileau bis heute die Kritik überhaupt mächtiger gewesen sei als die schaffende Kunst, denn die Kunst in reiner, unmittelbarer Wirkung wendet sich in den letzten drei Jahrhunderten stets nur an die seltenen, auf einer gewissen Höhe stehenden Geister; die den Genuß der Werke vermittelnde Kritik aber an die größere Masse derer, welche folgerichtig zu urtheilen sich im Stande fühlen. Was Boileau's Macht ausdehnte, war der Umstand, daß er selbst eine Art dichterischer Kraft besaß. Er wußte seinen Aussprüchen die besonders wirksame Kraft zu verleihen, welche Goethe und Schiller den Xenien etwa durch die poetische Form gaben, in der sie hier versificirte literarische Kritik übten. Boileau begnügte sich auch nicht hierbei: sein „Lutrin" wird Jedem, der den Feinheiten des Gedichtes nachzugehen vermag, den Eindruck einer dichterischen Schöpfung machen. Boileau besaß sein Französisch völlig. Es verlieh seinen Urtheilssprüchen den Reiz sprachlichen Klanges, der sie sogar denen als Orakel ins Ohr schmeichelte, die sie vielleicht nur zur Hälfte verstanden. Mit diesem Manne, dem ich keinen anderen zu vergleichen wüßte, beginnt die Mitarbeit der gelehrten Kritik bei den Werken der Dichter, eine Mitarbeit, die, weil ein völlig anderer Zustand eingetreten ist, heute allerdings ihr Ende erreicht hat, da das politisch mündige Publicum, sich seit dem Cinquecento zum ersten Male wieder über die überlieferte Gelehrsamkeit erhebend, zu dem unbefangenen Genusse der früheren Jahrhunderte zurückkehrt.

Boileau hat viel geschrieben, und wer sich mit ihm beschäftigt, kann ihn von mancherlei Seiten in Betracht ziehen. Stein sucht nach den Formeln der fundamentalen Gedanken Boileau's, mit heutigem Maße gemessen, und findet „die Correctheit". Correct zu sein im Sinne der Alten, war die Forderung, welche Boileau seine Zeit stellen lehrte. Was bedeutet „Correctheit" im Sinne der Alten? Vahlen hat in seiner Berliner Rectoratsrede im Herbst 1886 vom „Philologischen Sinne" gesprochen. Er erhebt diesen „philologischen Sinn" zu einem ethischen Gebote, ohne dessen Beobachtung unserer Erkenntniß überhaupt Etwas mangeln würde. Boileau war der, der diesen Gedanken begründete. Er wurzelte die Ueberzeugung ein, nothwendig sei für den Dichter, zu wissen, was die Alten wollten. Sodann: die Gebote der Alten richtig zu interpretiren. Endlich: sie schöpferisch anzuwenden. Vahlen's Gedanke ist

ein viel höherer, weiterumfassender: die französischen Philologen des 17. Jahrhunderts jedoch hatten die Mühe, die Forderung als kategorische zuerst aufzustellen, daß zu wissen und zu verstehen sei, was die Alten gewollt hätten. Denn soweit geht unserer Tage auch Bahlen kaum, einen „philologischen Sinn" anzuerkennen, der von den antiken Sprachen und von den Werken absähe, die darin verfaßt vorliegen.

Nun weiß H. von Stein sehr hübsch darzulegen, worin Boileau seinen Vorgängern über war, die sich in Formulirung ihres ästhetischen Credo von nichts bereits Bestehendem beschränken ließen und an nichts binden wollten. Unter ihnen Ronsard, der nur Phantasie und, als ihr Product, Ueberraschung des Lesers gelten ließ. Ronsard ist noch Shakespearianer. Man muß seine Gedichte und nicht allein seine Grundsätze kennen. Bei ihm strömt es über. Boileau fertigt diesen Reichthum verachtungsvoll ab. Confusion! Keine Principien! Keine Vernunft! Mit Boileau beginnt der Cultus der „Raison", der göttlichen Vernunft, des Begriffes, dem die Revolution, einhundertundfünfzig Jahre später, als französischer Nationalgöttin officiell huldigte. Man könnte H. von Stein's Buch auch die „Geschichte der französischen Raison in dichterischen Angelegenheiten" nennen. Denn Winckelmann, mit dem er abschließt, war der Erste, der sie, wenn auch nicht zu bekämpfen, doch zu ignoriren suchte. Descartes wird, nachdem Boileau den Religionsstifter abgegeben, als der erste Priester dieser Göttin im zweiten Capitel vorgeführt; das dritte dann behandelt den „französischen Classicismus", als aus Vermählung der Raison und Dichtkunst hervorgehend, und liefert zugleich den Abschluß des ersten Abschnitts des Buches, dessen zweiter sich als dessen eigentliche Mitte darstellt; denn der dritte ist nur als Anhang anzusehen. Der zweite Abschnitt erst, „Die Richtung auf das Natürliche", macht H. von Stein's Buch zu der Lectüre, die für uns von Wichtigkeit und von Belehrung ist. Denn hier handelt es sich um ein Problem, das unsere eigene Zeit wieder angeht.

Das erste Capitel zieht die „ästhetischen Formeln der Periode" in Betracht. Boileau's Wirkungen werden in den ästhetischen Ueberzeugungen einzelner bedeutender Naturen nachgewiesen. Was uns heute vorab in Erstaunen setzt, ist die Wichtigkeit dieser Gedankenspiele für die damalige Welt. Wir zum historischen Objectivismus bestimmten Bürger unserer Zeit sehen in diese Bewegung hinab wie in das Durcheinanderkribbeln von Ameisen, bei deren Beobachtung wir nicht leugnen, daß jede aufs Angestrengteste mit specieller Arbeit beschäftigt sei, deren Ziel und Nutzen uns aber nicht klar ist. Welche Leidenschaft in jenen durch Generationen sich hinziehenden Discussionen der vornehmsten Geister des 18. Jahrhunderts! Werden vielleicht einmal wieder Zeiten kommen, denen gleichfalls diese Streitigkeiten wichtiger erscheinen werden als vieles Andere? H. von Stein hat offenbar hier Büchermassen durchgearbeitet, die, Justi vielleicht ausgenommen, meines Wissens Niemand heute in ähnlicher Weise öffentlich beherrscht. Es will das etwas heißen, wenn wir die Mitgift trockener Breite und Sprachseligkeit in Rechnung bringen, die auch dem lebendigsten Verkehr jener Tage eigen waren. Diese Leute, auch wo sie athemlos streiten, haben immer unendliche Zeit übrig. Die Briefe nehmen kein Ende, die Romane haben gehörigen Umfang. Wir hätten die Geduld nicht, die feinen Unterschiede zu machen, mit denen damals gerechnet wurde, und unsere Seele so stille hinzuhalten, damit Leben und Schicksal ihre verschnörkelte Schrift aufmerksam und in zögerndem Nachdenken darauf niederzeichneten. Trotzdem, auch uns betrifft noch, was damals gedacht worden ist.

Shaftesbury ist der Mann, der dem englischen ästhetischen Nationalgefühl die Zunge löst, damit es sich unabhängig erkläre. Er und Boileau sind bei Weitem mehr jedoch aus den Nationen, denen sie angehören und aus den politischen Gesinnungen heraus, für und gegen welche sie eintraten, zu erklären als in Stein's Darstellung hervortritt. H. von Stein thut diese Seite der Dinge zu kurz ab, oder, um ganz deutlich zu sein, discutirt sie nicht ihrem vollen Umfange nach. Ein Vorwurf ist ihm daraus nicht zu machen; im Gegentheil, seine Art, die Dinge zu behandeln und das Ziel, das er auf dem Titel seines Buches bekennt, nöthigen ihn sogar dazu: hätte er einem weiteren Leserkreise aber volleres Verständniß der Dinge darbieten

wollen, so hätte sich hier schöne Gelegenheit geboten, eine breite Umschau über die Cultur beider Nationen zu gewähren. Die Bemühungen Richelieu's und Ludwig's XIV. mit Colbert neben ihm gingen dahin, Frankreich als Monarchie auf ganz moderner Grundlage neu aufzubauen, und in den Kreis dessen, was man dafür bedurfte, gehörte auch die nationale Aesthetik: eine Theorie zu schreiben und Geschriebenes zu beurtheilen, die in original-französischer Besonderheit von nun ab als die officiell herrschende gelten sollte. Bei der Aufrichtung einer nationalen bildenden Kunst aber (verbunden mit der Erfindung sogar eines eigenen französischen menschlichen Ideales), traten diese von Erfolg gekrönten Bemühungen viel schärfer hervor als bei Schriftstellerei und Dichtkunst: es machte sich eine geistige Machtentfaltung geltend, die in ihrer Art ebenso inhaltsvoll auf dem Publicum lastete als vier Jahrhunderte früher die scholastische Philosophie. Ihr setzten die Engländer, wiederum in allen Positionen, sich entgegen. Shaftesbury's Lehre von der Souveränetät des „Genies" verneinte alle Regeln und ließ alle Willkür zu, indem sie deren Erfolge nur davon abhängig machte, daß eine übergewaltige Persönlichkeit sich im Reiche der Phantasie schöpferisch aufwürfe. Diese Lehre war es, die Voltaire zuerst aus England nach Frankreich brachte, ohne sie jedoch sich selbst bei den eigenen Arbeiten zu Nutze machen zu können; denn so revolutionär Voltaire gesinnt war, so völlig lag er, was das Formale anlangt, in den Banden der Lehren Boileau's. Der eigentliche Apostel der englischen Genielehre für Frankreich war Diderot, und durch diesen, sowie durch Rousseau, der sie in eigner Weise ausbeutete, kam sie in Deutschland zu höherer Entfaltung.

Im Folgenden nun liegt das, was Winckelmann aus Shaftesbury's (ich nenne der Kürze wegen ihn allein) Lehre zog. Shaftesbury, obgleich er mit echt englischer Großartigkeit die Freiheit des genialen Schaffens aus der Tiefe reinmenschlichen Gefühls heraus predigte (für meinen Geschmack etwas zu behaglich und selbstgefällig), hatte in ebenso echt englischer Beschränktheit doch eigentlich nur die eigene Nation dabei im Auge, die dem an sie ergehenden Appell auch Ehre gemacht hat. Dichter, Schriftsteller und Maler ungewöhnlichen Talentes erhoben sich und zogen die breite und sichere Straße, auf der die heutige englische Production noch, gewiß nicht zu ihrem Nachtheile, sicher und breit einhergeht. Hatte sich hundert Jahre früher das französische Nationalideal auf Befehl eines Königs gebildet, so formte das englische jetzt sich aus der Machtvollkommenheit eines freien Volkes. Um England und Frankreich aber handelte es sich (neben dem herabgekommenen Italien) in der ästhetischen vornehmen Welt damals allein. Jetzt nimmt Winckelmann die Lehre vom Genie in der großartig umfassenden Liberalität auf, deren nur die Deutschen fähig sind: nicht etwa ein „Deutsches Ideal" stellt er neben jenen beiden als drittes auf, sondern, geleitet von dem welthistorischen Instincte, der uns die Europa bewohnenden Völker als eine enggefügte, intellectuelle Einheit zeigt, untersucht er den Bestand dieses europäischen Gemeinvolkes und findet die Griechen der alten Zeit als diejenigen heraus, die den Anspruch auf die Herrschaft im Reiche der ästhetisch schöpferischen Arbeit in Anspruch nehmen dürfen. Winckelmann geht nicht aber im Sinne der Boileau'schen Correctheit auf sie zurück, sondern er weist nach, daß, wenn irgendwo innerhalb der europäischen Welt das unabhängig schaffende, nur dem eigenen inneren Gesetze gehorchende Originalgenie nach allen Richtungen hervorgetreten sei, die alten Griechen genannt werden müßten. Das griechische Ideal läßt er als Product eines herrlichen, uns verwandten Volkes vor unseren Blicken sich erheben, und Franzosen und Engländer fallen der neuen Lehre zu. Winckelmann führt uns in die wunderbare Traumwelt griechischer Größe und Schönheit zurück, gegen die heute angekämpft wird, als ob sie eine Täuschung sei.

Der Verfasser läßt das Buch durch den Titel, den er ihm gibt, nicht zu seinem Rechte gelangen. Lauten hätte der Titel müssen: Genesis, oder — wir wollen einmal puristisch sein: Werdegeschichte der ästhetischen Gedanken, mit denen Goethe und seine Jugendgenossen operirten. Dies ist für mich der Inhalt der rasch und lebendig uns mitführenden Capitel. Sie zeigen, wie in Ludwig's XIV. Blütheepoche die Anschauungen der Schriftsteller und Dichter über die beste Art, wie geschrieben werden

müsse, sich bildeten. Dann treten die Engländer ein. Dann fluthet die Gedankenmasse nach Frankreich zurück. Von da aus empfängt Deutschland dann sein Theil. Der Verfasser bleibt bei Winckelmann stehen. Hätte er sein Buch mit weniger Ehrfurcht vor der sogenannten wissenschaftlichen Vollständigkeit geschrieben, so würde eine gewisse Entlastung an Stoff ihm vortheilhaft gewesen sein. Goethe sagt, viele Bücher würden nur deshalb geschrieben, damit die Welt erfahre, was ihr Autor weiß. Vielleicht daß Anfänger heute genöthigt sind, diese Lage der Dinge als einen Zwang zu berücksichtigen. Ich gestehe, hätte H. v. Stein weniger Kenntnisse gezeigt, so würde ich ihm deren vielleicht noch mehr zugetraut haben. Heute aber schon wird Vieles in ihm weiter gewachsen sein und andere, zugleich vollere und einfachere Form gewonnen haben.

Wenige Leser, auch aus dem Kreise derer, die das vorige Jahrhundert aus den Quellenschriften kennen, werden das Buch ohne das Geständniß aus der Hand legen, daraus gelernt zu haben. Es gibt sehr brauchbare Bücher, bei denen man jedoch sich sagt, Jeder habe sie schreiben können. Jeder nämlich, der gelehrt genug gewesen wäre, ohne daß es einer Individualität bedurft hätte. Bei anderen dagegen fühlt man sich anfangs weder ihnen noch ihrem Verfasser günstig gesinnt: aber gesteht sich, es seien Anschauungen besonderer Art, die gerade nur dieser Autor zu liefern im Stande gewesen sei. Bei jenen erstgenannten Arbeiten pflegt man allmälig in der Werthschätzung abwärts zu gehen, bei diesen dagegen zu steigen.

Wir haben das Buch des H. v. Stein mit dem Bedauern aus der Hand gelegt, nicht in einem zweiten Theile die Fortsetzung des so vortrefflich Begonnenen zu finden. In dem von Boileau, Shaftesbury und Winckelmann bearbeiteten Boden breitet Goethe nun seine Wurzeln aus. Schon oben sprachen wir von dem Buche, das jetzt zu begehren wäre: wir würden darin lesen, wie zunächst Herder's Ideen zu diesen Gedanken sich verhalten. Gezeigt würde dann werden, wie Lessing eingriff, woher Schiller seine Ueberzeugungen nahm und mit welcher Sorgfalt die Hand der Vorsehung immer wieder Goethe zwischen diesen Elementen sicher hindurchleitete, der von allen Seiten aufnimmt, nach allen Seiten sich neigt, niemals sich aber fangen läßt und seine Freiheit keiner Theorie zum Opfer bringt.

Mag H. v. Stein nun dieses Buch schreiben oder nicht, das Verdienst wird ihm bleiben, die Prolegomena dafür geliefert zu haben. Herman Grimm.

Doña Perfecta.

Doña Perfecta. Roman von Perez Galdos. Aus dem Spanischen von E. Reichel. Einzig autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1886.

Perez Galdos gehört zu den fruchtbarsten Romanschriftstellern des modernen Spaniens und steht auf einem wesentlich anderen Standpunkte als derjenige Schriftsteller, welcher in unseren Tagen die Blicke in erster Linie auf sich lenkt, Pedro Antonio Alarcon. Während Alarcon ein stark idealistisches, oder manchmal romanhaftes Element für die Schlingung des Knotens und die Composition der Fabel verwendet, steht Galdos lediglich auf dem Boden der Wirklichkeit und ist durch und durch realistisch, wobei man freilich nicht an die Art von Realismus denken darf, welche Goncourt und Zola ausgebildet haben.

Nachdem Galdos zahlreiche historische Romane (sämmtlich auf spanische Geschichte bezüglich) verfaßt hatte, wandte er sich dem heutigen spanischen Leben zu, welches er in allerdings etwas trockener Weise, aber doch vortrefflich schildert. Es ist kein Zufall, wenn dabei der springende Punkt in den meisten seiner Romane der Einfluß der Geistlichkeit auf die Bevölkerung ist: die Peripetieen, welche sich aus diesen, meist unter der Oberfläche, aber eben deshalb um desto wirksamer mächtigen Kräften in ihrem Conflicte mit den Forderungen des modernen Lebens, und der, wie Galdos sich selbst wohl ausdrückt, „europäischen“, d. h. nicht spanischen Weltanschauung ergeben, schildert

Galdos mit bewunderungswürdiger psychologischer Schärfe und eindringendster Sachkenntniß.

Zu dieser Gattung von Romanen gehört „Doña Perfecta", welche uns in einer jüngst erschienenen Uebersetzung von E. Reichel zur Besprechung vorliegt. Unseres Wissens ist der Roman, außer in der vorliegenden Uebertragung, deutsch schon zwei Male, unabhängig von einander, in politischen Zeitungen erschienen; eine französische Uebersetzung brachte die von de Gubernatis herausgegebene internationale Revue.

Doña Perfecta (Galdos ist besonders stark in der Namengebung und nennt die alte Heuchlerin deshalb Perfecta) lebt in einer von der Geistlichkeit beherrschten Landstadt, hat große Verpflichtungen gegen ihren Bruder, und läßt dessen Sohn zu sich kommen, der ihre Tochter heirathen soll. Mit Hilfe der Geistlichkeit wird der Held in die unangenehmsten Lagen versetzt, und endlich, da er bei Ausbruch des Bürgerkrieges durch die einrückenden Regierungstruppen Unterstützung erhält und nahe daran ist, sein Ziel, die Hand seiner Cousine zu erreichen, auf Veranstaltung seiner frommen Tante ermordet.

Diese einfache Fabel ist in vortrefflicher Weise durchgeführt, meisterhaft ist besonders die Schilderung des den Helden umgarnenden Pfaffen, dem niemals irgend Etwas anzuhaben ist, und der doch alle Fäden des Complottes in der Hand hält und die einzelnen handelnden Personen nach Gefallen spielen läßt.

Ist aber auch der Gegenstand ernst, so behandelt ihn doch Galdos mit zum Theil unwiderstehlichem Humor, der um so komischer wirkt, mit je größerem Ernste er vorgetragen wird. So sind z. B. die Einwohner der kleinen Landstadt, in welche die Scene verlegt ist, besonders stolz auf ihren Knoblauch, von dem sie behaupten, er habe auf der Londoner Weltausstellung den ersten Preis erhalten: garlic in England!

Was die vorliegende Uebersetzung anlangt, so begnügen wir uns damit, einige Einzelheiten anzuführen, welche uns aufgestoßen sind, und aus denen man sich selbst ein Urtheil bilden möge.

Band I S. 1: „Ja, wir sind in Villahorrenda, erwiderte der Schaffner, dessen Stimme von dem Gackern der Hühner, die man eben aus dem Thierwagen befreite, fast übertönt wurde," im Originale que en aquel momento eran subidas al furgon, das heißt gerade umgekehrt: die in diesem Augenblicke in den Gepäckwagen gebracht worden waren.

I 90. Im Original wird der Virgilische Vers (Bucolica, I, 73): Insere nunc, Meliboee, piros, pone ordine vites citirt. In der deutschen Uebersetzung steht Insere nunc Melibaeo mit einem prosodischen Fehler, und übersetzt wird: „pfropfe die Birnen, lieber Melibeo, beschneide die Weintrauben," wo also erstens aus dem lateinischen Vocativ Meliboee (von Meliboeus) die falsche Form Melibaeo gemacht, und diese dann in ein noch unrichtigeres Melibeo verwandelt ist; ferner heißt ponere nicht beschneiden, sondern stellen, legen, setzen, vitis nicht die Weintraube, sondern der Weinstock und pirus nicht die Birne, sondern der Birnbaum.

Auf der folgenden Seite der Uebersetzung wird der spanische Name Jacinto (im Deminutiv Jacintillo), wie durch das ganze Buch, mit Zacintillo wiedergegeben.

I, 126 heißt es in der Uebersetzung: „diese Räuber des Tages erkühnen sich zu allem," was nicht recht zu verstehen ist, da von einem gottseligen Jüngling gesprochen wird. Im Originale heißt es estos rapaces...; rapaz heißt Bursche, Junge.

Auf der folgenden Seite heißt es: „so werde ich noch den dritten Band der Concilio's mitnehmen", es ist die Rede von einer Sammlung von Concilbeschlüssen.

I 129 „ich ziehe Notizen aus einer Denkschrift . . ."; im Originale „estoy sacando apuntes para . ." das heißt „ich sammle Notizen für": das Buch sollte eben erst geschrieben werden.

I 180. Im Originale führt der Priester aus dem ersten Verse von Virgil's Aeneide ganz richtig an:

Trojae qui primus ab oris,

in der Uebersetzung wird daraus Troya.

II 33. „Indessen, Du bist ein Heiliger", im Originale en cambio, tu .. das heißt: „du dagegen .."

II 188 „Sie müssen auf dem Titelblatt einen Helm mit Emblem über dem Worte tractado finden und bei dem X der Jahreszahl MDLXII muß der Grundstrich gedreht sein." Mit Titelblatt ist übersetzt el colophon. Unter Kolophon versteht man das Gegentheil des Titelblattes, nämlich eine auf dem letzten Blatte enthaltene Bezeichnung des Druckortes und anderer dahin gehöriger Angaben. Mit Grundstrich ist das spanische rabillo Schwänzchen übersetzt; der Witz des Originals liegt darin, daß der Bücherliebhaber Auftrag gibt, eine Ausgabe des von ihm gewünschten Buches zu kaufen, in welcher einer der beiden wagerechten, kleinen, unteren Striche des X torcido, d. h. beim Setzen zum Theil abgesprungen ist; da dies natürlich in Wahrheit kein bibliographisches Kennzeichen ist, so will er damit eine gewisse Incunabelnmanie lächerlich machen.

γλ. **Erdgeschichte** von Dr. Melchior Neumayr. Erster Band: Allgemeine Geologie. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.

Der Mensch von Dr. Johannes Ranke. Zweiter Band: Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1887.

Wiederum liegen uns zwei Bände der in rascher Folge erscheinenden „Allgemeinen Naturkunde" vor, durch deren Herausgabe die berühmte Verlagshandlung des Meyer'schen Conversations-Lexikons aufs Neue ihre glänzende Leistungsfähigkeit beweist. In dem erstgenannten Bande hat Neumayr den überaus gelungenen Versuch gemacht, in allgemein verständlicher Sprache und ohne Voraussetzung größerer Vorkenntnisse seitens des Lesers den von uns bewohnten Planeten zu schildern. Wir lernen dessen Stellung im Weltraum kennen, werden von der physischen Beschaffenheit unseres Himmelskörpers unterrichtet und angeleitet, die Wirkung derjenigen Kräfte zu begreifen, welche seine Oberfläche gestaltet haben. Diesem Inhalte gemäß gliedert sich das Werk in die drei Abschnitte der physikalischen Geologie, der dynamischen Geologie und der Gesteinsbildung. Die höchst fesselnde Einleitung enthält eine Erläuterung geologischer Grundbegriffe und einen Abriß über die geschichtliche Entwicklung der behandelten Disciplin. Das Buch repräsentirt den wirklichen Stand unseres jetzigen Wissens auf diesem Gebiete der Forschung. Die Darstellung des Autors ist streng, doch einleuchtend und faßlich, sein Stil ist fließend. Die Illustrationen des Bandes, welche durchweg prächtig gelungen sind und die auch in diesem Theil der „Allgemeinen Naturkunde" in fast unerhört reicher Zahl das Buch zieren, beleben anschaulich den Text und erläutern ihn auf die wirksamste Weise. Ein populäres Werk, das die allgemeine Geologie in gleicher Ausführlichkeit, Gediegenheit und Schönheit gibt, existirte bis jetzt nicht. Das hier Gebotene wird ohne Zweifel in ganz hervorragendem Maße dazu berufen sein, geologische Kenntnisse in weite Kreise zu tragen. Und davon wird, abgesehen von der Vergrößerung unserer theoretischen Einsicht, das praktische Leben bedeutenden Nutzen ziehen. Man braucht nur auf Bergwesen, Eisenbahn- und Kanalbau, landwirthschaftliche Bodenkunde und Wasserversorgung hinzuweisen, um die Wichtigkeit des geologischen Wissens für die Praxis zu kennzeichnen.

Der andere Band der Naturkunde enthält den zweiten, abschließenden Theil des unseren Lesern bereits bekannten J. Ranke'schen Werkes „Der Mensch" und behandelt die Rassenkunde. In erschöpfender Weise finden sich die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts ausgeführt und diejenigen des Menschen gegen die menschenähnlichen Affen betont. Letztere Differenz ist auch nach des Verfassers Ansicht so bedeutend, daß sie „die große Unterbrechung der organischen Stufenreihe zwischen dem Menschen und seinen nächsten Verwandten, den anthropomorphen Affen herstellt, welche von keiner ausgestorbenen oder lebenden Species überbrückt werden kann (Ch. Darwin)." Wir haben schon bei der Besprechung des ersten Theiles erwähnt, daß Ranke lediglich auf die festgestellten Thatsachen Gewicht legt und Hypothesen gar nicht berücksichtigt. Das kommt in der Rassenkunde zu fast noch schärferem Ausdruck. Aber jeder Belehrung Suchende wird gerade hierfür dem Verfasser besonderen Dank wissen. Daß nicht allein die lebenden Rassen, sondern auch die Urrassen Darstellung gefunden haben, versteht sich. Fast die gesammte zweite Hälfte des Werkes ist der Ausführung unserer Kenntnisse vom Diluvium bis zur ersten Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa gewidmet. Alle Vorzüge des ersten Bandes besitzt auch dieser zweite. Das Ganze ist eine Leistung ersten Ranges.

γλ. **Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde.** Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Eulenburg. Zweite Aufl. Wien und Leipzig, Urban & Schwarzenberg. 1886.

Von dem schönen Werke, das wir bei seinem Erscheinen bereits anzeigten, liegen uns jetzt die sechs ersten Bände (bis zum Buchstaben E. einschließlich) vor. Sie behandeln alle irgend in die Medicin einschlagenden Gegenstände mit gediegener Gründlichkeit, großer Klarheit und in einfacher, von allen unnöthigen fachmännischen Floskeln gereinigter Sprache. Die Bedeutung, welche dieser Encyklopädie zukommt, überschreitet weit die eines bloßen Nachschlagebuches für Aerzte. Denn, indem sie den ganzen Stand des jetzigen medicinischen Wissens vorführt, bringt sie auch die großen Lücken unserer derzeitigen Kenntnisse recht deutlich zum Bewußtsein und regt dadurch das Streben nach Ausfüllung derselben nicht wenig an. Besonders dürfte dies für das Gebiet der Heilung innerer Krankheiten zutreffen. Ferner aber ist durch die enge Verknüpfung der Hygiene mit der Medicin ein anderes Moment gegeben, welches den Kreis der Interessenten dieses Werkes sehr erweitert, zumal dort gerade den hygienischen Fragen eine sehr ausführliche Behandlung zu Theil wird. Besonders aus diesem Grunde hielten wir es für äußerst nützlich, wenn die Real-Encyklopädie in öffentlichen Bibliotheken auch einem größeren Publicum zugänglich gemacht würde.

εν. **Lebenskunst und Kunstleben.** Von H. Ehrlich. 2. Aufl. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur. 1886.

Dieses bereits in zweiter Auflage erschienene Buch des bekannten Musikers und Kritikers fesselt den Leser durch eine Fülle feiner Beobachtungen und durch die anmuthige Darstellung einer freundlichen Lebensphilosophie. Der Verf. behauptet, daß die rechte Auffassung und Verwendung der gesellschaftlichen Lebensformen weit mehr dazu beitrage, den Werth des Lebens zu erkennen, als die gründlichsten Erörterungen eines Pessimisten über die Nichtigkeit des Daseins. Darum muß der nach Besserem strebende Mensch die Lebenskunst erlernen, muß durch Erziehung, Selbstbildung und Verkehr mit Menschen aller Stände sich gewinnen, was die Sprache in mannigfachen Abstufungen Benehmen, Anstand, Lebensart, Takt und Geschmack nennt. Viele interessante Fragen erhalten hier ihre Erledigung. Da der Einfluß der Frauen auf die gesellschaftlichen Formen sehr groß ist, gibt der Verf. zunächst einen kritischen Ueberblick über die

verschiedenen Arten, wie in England, Frankreich und bei uns die Töchter zu Damen herangebildet werden. Er verwirft die „geniale“ Vernachlässigung der Lebensformen als unweiblich und ungraziös. Hiernach schildert er die Einwirkung der verschiedenen Stände auf die Gestaltung des Lebens. Der höhere Adel erscheint ihm berufen, im Verein mit den Gelehrten und Künstlern einen gesellschaftlichen Lebensstil zu schaffen, der nach und nach in allen Gauen unseres Vaterlandes angenommen werden könnte. Dann wird die Berechtigung der vielverspotteten Etiquette besprochen, das Familien- und Wirthshausleben des Bürgerstandes, die Stellung des Parvenüs und der unebenbürtigen Frauen in der Gesellschaft. Der Haupttheil des Buches giebt praktische Winke über das Benehmen, im Umgange mit sich selbst und der Welt, namentlich auch darüber, wie man die „Gesellschaften“ und allerlei Vergnügungen edel gestalten und genießen kann. Recht zeitgemäß sind die Betrachtungen über die Stellung der Hausfrau und die stilvolle Einrichtung des Hauses, über Luxus und Mode, über die „Kunst des Reisens und des zu Hause Bleibens.“ Zum Schluß wird die Stellung der Künstler in der Gesellschaft gezeichnet und die Frage behandelt, welche Pflichten sie zu erfüllen haben gegenüber der Nation und ihren Ständen, damit die Lebenskunst durch das **Kunstleben** auf das Höchste gesteigert werde. Das Buch ist sehr lesenswerth. Der Verf. weiß anregend zu erzählen aus eigner, reicher Lebenserfahrung, aus der Gesellschaft, aus der Culturgeschichte, und entwickelt seine Ansichten in durchaus ruhiger und überzeugender Weise.

κ. **La Dame aux Camélias** par Alexandre Dumas fils, de l'Académie française. Préface de Jules Janin et nouvelle préface inédite de l'auteur. Illustrations de A. Lynch. Paris, Maison Quantin.

Ein Band von vollendeter typographischer Schönheit, welcher, in einer nur beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt, bestimmt ist, wie die Verlagshandlung mit einigem Stolze sagt, für die Bibliophilen der Zukunft eine der großen Seltenheiten des 19. Jahrhunderts zu werden. In Großquart, auf dem feinsten, eigens für diese Ausgabe angefertigten Velinpapier von pergamentartiger Stärke gedruckt, ist das Werk mit einer Reihe vorzüglich ausgeführter Illustrationen nach Entwürfen von A. Lynch geschmückt, und zwar mit einem in den zartesten Farben gehaltenen Titelblatt, mit dreißig mattgetönten Kupferstichen im Text, an den Capitelanfängen, und zehn Stahlstichen außerhalb des Textes. Ueber das Buch selbst etwas zu sagen, ist kaum nothwendig. „Die Cameliendame“ hat ihrer Zeit in Deutschland als Buch und als Bühnenstück nicht weniger Glück gemacht als in Frankreich, eine Thatsache, welche wir zu constatiren, und hier nicht zu commentiren haben. Das Drama, welches einst Abend für Abend große Auditorien weinen machte, ist längst von unseren Brettern verschwunden; aber von dem Roman, aus welchem jenes hervorgegangen, kann man, trotz seiner bald vierzig Jahre — einer verhängnißvollen Zahl für Damen und Romane — nicht sagen, daß er veraltet, ja nicht einmal, daß er gealtert sei. Man wird sich davon überzeugen, wenn man diesen Band durchblättert und Alles aus einer so langen Vergangenheit mit der ursprünglichen Frische wieder auftauchen sieht. Es war eine wirkliche und typische Gestalt des neueren Pariser Lebens, welche der jüngere Dumas — er zählte damals vierundzwanzig Jahre — mit außerordentlicher Kraft und unnachahmlicher Grazie dargestellt hat. Erscheinungen dieser Art sind dem deutschen Leben glücklicherweise fremd, wenigstens insoweit, als sie niemals irgend welche Herrschaft über dasselbe ausgeübt haben, und kein bedeutender deutscher Schriftsteller wird sich daher ernsthaft mit ihnen zu beschäftigen den Beruf fühlen; hier aber in Frankreich, in Paris haben wir es mit einer wirklich anerkannten, socialen Existenz zu thun, die wir moralisch noch so sehr verwerflich finden mögen, ohne doch an ihr von Künstlerhand entworfenes Bild einen anderen als den künstlerischen Maßstab anlegen zu dürfen. So betrachtet, gewinnt „die Cameliendame“ für unser Jahrhundert dieselbe Geltung, welche „Manon Lescault“ für das vergangene hat. Beide, die Courtisane des 18., wie die des 19. Jahrhunderts waren keine bloßen Geschöpfe der Phantasie. Das Original der Cameliendame war eine Berühmtheit der vierziger Jahre, deren Anmuth, Geist und frühen Tod Jules Janin in der dieser Ausgabe vorangestellten Skizze rührend geschildert hat; und Dumas selber erzählt uns in der neuen Vorrede, unter welchen Umständen ihm einst, auf der Terrasse von St. Germain, wo er so oft mit ihr promenirt, der Gedanke gekommen sei, sie zur Heldin eines Romans zu machen. Es erhöht den Werth der vorliegenden Prachtausgabe, daß wir auf diese Weise genau verfolgen können, wie der Roman sich zu der wahren Geschichte des schönen Mädchens verhält, von welchem Dumas sagt, daß sie auf sein literarisches Leben einen so großen Einfluß gehabt habe, weil er ihr seinen ersten Erfolg im Roman und seinen ersten Erfolg im Drama verdanke.

λ. **Weimar-Album.** Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof. Eine geschichtliche Schilderung von August Diezmann. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

In zweiter, vollständig unveränderter Auflage liegt hier ein Werk vor uns, welches zum ersten Male vor einer Reihe von Jahren erschien und damals eine weite Verbreitung fand. Seit langem vergriffen, wurde diese zweite Auflage von den Verlegern veranstaltet, weil in Folge der Gründung der Goethe-Gesellschaft von Neuem das Interesse der gesammten gebildeten Welt nach der lieblichen Residenz an der Ilm gelenkt worden ist. Auf eigentlich literarhistorischen Werth darf das Werk keinen Anspruch erheben; in knappen, gefälligen Strichen gibt es jedoch ein erfreuliches Bild der Blüthe-Epoche Weimars und berührt uns besonders angenehm durch die warme Hingebung, mit welcher sich der Verfasser seiner Aufgabe gewidmet hat. Die Stahlstiche, zumeist nach Photographien, sind theilweise ausgezeichnet, einigen von ihnen haftet freilich etwas Antiquirtes an, sie sind für unseren Geschmack veraltet.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12 Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adolf. — Schlimme Geschichten. Drei Novellen von Gustav Adolf. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Alberti. — Ohne Schminke. Wahrheiten über das moderne Theater von Conrad Alberti. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Bahr. — Die neuen Menschen. Ein Schauspiel von Hermann Bahr. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Bleibtreu. — Das Geheimniß von Wagram und andere Studien von Karl Bleibtreu. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Brand. — König Zeit und Königin Ewigkeit. Ein Märchen für große und kleine Kinder von Silvia Brand. Dresden, Conrad Weiske. 1886.

Bunge. — Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von G. Bunge. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1887.

Carneri. — Entwicklung und Glückseligkeit. Ethische Essays von B. Carneri. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1886.

Clasen. — Gelebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers. Von Lorenz Clasen. Leipzig, Eugen Peterson. 1887.

Crescenzia. — Eine Feuerprobe. Von Amalie Crescenzia. Wien, Karl Konegen. 1887.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Neue Folge. Erster Jahrgang. Heft 11: Anleitung zum Guten. Von August Lammers. Heft 12: Strafgesetz und Moral. Von Max Ostermeyer. Heft 13: Das Universitätsstudium und insbesondere die Ausbildung der Juristen in England. Von Dr. P. F. Aschrott. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Edlinger. — Aus deutschem Süden. Schilderungen aus Meran von Anton Edlinger. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Toni Grubhofer. Meran, S. Pötzelberger (F. W. Ellmenreich.) 1887.

Ehrenfels. — Melusine. Ein dramatisches Gedicht von Christian von Ehrenfels. Wien, Karl Konegen. 1887.

Eicho. — Goldene Schwingen. Roman in drei Bänden von Rudolf Eicho. Zweite Aufl. Berlin, Freund & Jeckel. 1887.

Endrulat. — Gedichte von Bernhard Endrulat. Auswahl aus den älteren Sammlungen und dem handschriftlichen Nachlaß. Mit einem Lebensabriß des Dichters. Posen, Joseph Jolowicz. 1886.

Falkmann. — Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe, aus archivalischen Quellen von A. Falkmann. Fünfter Band. Detmold, Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung (H. Denecke).

Fischer. — Lessing's Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst. Von Heinrich Fischer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1887.

Fischer. — Ein Fideikommiß der Arbeiter. Die Baarzahlung im Kleinverkehr. Eine kritische Analyse des Flürscheim'schen Vorschlages: die Verstaatlichung von Grund und Boden betreffend, von Johannes Fischer. München, Joh. Fischer.

Fünfzig Jahre der Verlagshandlung Bernhard Tauchnitz 1837–1887. Leipzig, 1. Februar 1887.

Heine. — Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. 1. Lfg. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1887.

Herrig. — Luxustheater und Volksbühne von Hans Herrig. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1887.

Hirth. — Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. Von Georg Hirth. München & Leipzig, G. Hirth. 1887.

Horawitz. — Wilhelm Scherer. Ein Blatt der Erinnerung von Prof. Dr. Adalbert Horawitz. Wien, 1886.

Jahn. — Wegewart. Gedichte von Hermann Jahn. Deerselben, Reinhard's Verlag.

Knebel. — Antiqua oder Fraktur? Von Ernst Knebel. Danzig, Franz Axt. 1887.

Köhler. — Joseph Bärenfuß. Eine Märchenerzählung für die Jugend von Heinrich Köhler. Leipzig, Eugen Peterson. 1886.

Kunow. — Theoderich, König der Ostgothen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ewald Kunow. Berlin, Mayer & Müller. 1886.

Mackay. — Schatten. Novellistische Studien von John Henry Mackay. Leipzig, Eugen Peterson. 1887.

Mancini-Galeotti. — Norme ed usi del Parlamento italiano. Trattato pratico di diritto e procedura parlamentare degli avvocati Mario Mancini ed Ugo Galeotti. Roma, Tipografia della Camera dei Deputati. 1887.

Meyer. — Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen von Jürgen Bona Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1887.

Michailow. — Die Familie Obnoslow. Roman von Michailow. Aus dem Russischen übersetzt von Ed. Gottheiner. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Paulus. — Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Von Eduard Paulus. Mit 14 Illustrationen von Gustav Closs. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Karl Krabbe. 1887.

Pfeiffer. — Sonnets. By Emily Pfeiffer. London, Field & Tuer.

Phantasms of the living. By Edmund Gurney, Frederic W. H. Myers and Frank Podmore. 2 vols. London, Rooms of the society for psychical research. Trübner & Co. 1886.

Rethwisch. — Papst Leo XIII. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. Zweite umgestaltete Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1887.

Reuling. — Distichen. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts. Politisches und Unpolitisches. Von Wilhelm Reuling. Leipzig, Veit & Co.

Rocca. — Altdeutschland. Ein Schauspiel aus großer Zeit von Otto Rocca. Breslau, Louis Köhler's Hofbuchhandlung. 1887.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Erste Serie. Heft 13: Ueber Veränderungen am Fixsternhimmel. Vortrag von F. K. Ginzel. Heft 14: Ueber Staatswirthschaft in den altorientalischen Staaten. Von G. A. Saalfeld. Heft 15: Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben. Von Dr. Arthur Richter. Heft 16: Deutschland's Vogelwelt im Wechsel der Zeit. Von Dr. William Marshall. Heft 17: Wilhelm von Humboldt. Von Dr. Karl Bruchmann. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Schubin. — Etiquette. Eine Rococo-Arabeske von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Schumann. — Schumann-Album. Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von Robert Schumann. Band I. Braunschweig, Henry Litolff's Verlag.

Schumann. — Robert Schumann's Compositionen für das Pianoforte, kritisch revidirt, phrasirt und mit Fingersatz versehen von Conrad Kühner. I. Braunschweig, Henry Litolff's Verlag. 1887.

Semmig. — Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. Herman Semmig. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Eugen Peterson. 1887.

Stern. — Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung. Von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Stifter. — Adalbert Stifter's Ausgewählte Werke. Lfg. 9/12. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Wasserschleben. — Die drei metaphysischen Fragen nach Immanuel Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, beantwortet von F. W. von Wasserschleben. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1887.

Weber. — Fünf populäre wissenschaftliche Vorträge von Dr. Heinrich Weber. Mit 84 Illustrationen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1887.

Weitbrecht. — Adalbert Stifter. Ein Bild des Dichters von Immanuel Weitbrecht. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Wildenbruch. — Der Fürst von Verona. Trauerspiel in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel. 1887.

Wlislocki. — Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedirten Originaltexten übersetzt von Dr. Heinrich von Wlislocki. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. (R. Stricker.) 1886.

Woeikof. — Die Klimate der Erde. Von Dr. A. Woeikof. Nach dem Russischen. Vom Verfasser besorgte, bedeutend veränderte deutsche Bearbeitung. Mit 10 Karten &c. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Suisse. LAUSANNE. Rosemont.

Pensionnat et externat de jeunes filles (8 à 18 ans). Education soignée et complète. Nombre limité d'élèves. Les meilleurs professeurs et des institutrices résidentes, française, anglaise et allemande. Très bonnes références. Vaste jardin. [144]

Directrice Madame Eytel-Hubbé.

Neuerschienene

Lagercataloge:

No. 177 Aeltere architekton. Werke und Ornamentbücher.
" 178 Neuere kunstgewerbl. und architekton. Werke.
" 179 Alsatica (Suppl. z. Lagercatalog 166).
" 180 Ungarn u. die südslavischen Länder.
" 181 Bibliographie.
" 183 Jurisprudenz, I. Geschichte und Quellen des Rechts.
" 184 Jurisprudenz, II. Privatrecht etc.
" 172 Jurisprudenz, III. Strafrecht.
" 189 Jurisprudenz, IV. Kirchenrecht und Kirchengeschichte.
" 185 Malerei, Kupferstichkunde, Holzschnittwerke.
" 186 Aegyptologie u. Assyriologie.
" 187 Geologie, Mineralogie, Palaeontologie.
" 188 Bibliotheca biographica I.
" 191 Nationalökonomie
" 192 Spanische u. portugiesische Geschichte.
" 193 Numismatik und Sphragistik.
" 194 Architektur und Kunstgewerbe (Suppl. z. Lagercatalog 177—178).

Fach-Anzeiger.

Nr. 357 Mythologie, Sagen, Märchen, Legenden.
" 361 Grössere historische Werke und Zeitschriften.
" 365 Deutsche Literatur.
" 367 Deutsche Sprache.

Mit Ausnahme von Cat. 188 (Preis: 50 Pf.) stehen obige Cataloge gratis zu Diensten.

Frankfurt a. M. [147]

Joseph Baer & Co.,
Buchhändler u. Antiquare.



ad Kreuznach

Jod- u. Bromhaltige Kochsalzquelle.

Vorzügliche Kureinrichtungen. Bäder in sämmtlichen (über 100) Hôtels u. Logirhäusern. Douchen, Dampf- u. electr. Bäder; Inhalationssaal. Grosses Inhalatorium. Trinkkur an der Elisabethquelle. Molken. Milchkuranstalt. Heilgymnastik. Massage. Conversations- und Lesesäle. Treffliches Orchester. Theater. Herrl. Gegend. Alle Annehmlichkeiten eines Bades ersten Ranges bei mässigen Preisen. [141]

Officielle Kurzeit vom 1. Mai bis 30. September. Winterkur.

Wer sich für Rudern, Segeln, Eislauf,

Schwimmen, Canoefahren, Dampfyachting, Seewesen und Marine **interessirt**, bestelle eine **Probenummer** des **„Wassersport"** gratis und franco vom **„Wassersport" Berlin S. 14.** [143]

Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen [140]

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. Stumme Violine zum Studiren (Patent).

Zithern in allen Formen. Guitarren u. Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelmj, Sarasate, Tua u. v. A. Ausf. Preiscourante werden gratis u. franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, Kreuznach.

Hellfrisch's weisses Vaseline *ist die anerkannt wirksamste und reinlichste aller Salben zur Pflege des Körpers und der Haut, in neuester Zeit mit bedeutendem Erfolge angewandt gegen Haemorrhoiden und Fussschweiss. Vorräthig in allen Apotheken und Droguenhandlungen. Jede Dose (50 Pf. u. 1.75 M.) trägt unsre volle Firma, andere Verpackungen weise man ausnahmsl. zurück.*

Carl Hellfrisch & Co.,
[138] Offenbach a. M.

Elegante Einbanddecken zur Deutschen Rundschau

liefert jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.50. — Ausgegeben wurden bisher solche für **Band I — L.**

LIEBIG Company's Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *in BLAUER FARBE trägt.*

[136]

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dreizehnter Jahrgang. **Heft 6.** März 1887.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, A. Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universität-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & Mc Gee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchh. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gautier'sche Buchh. — Neapel, Heinrich Detken. U. Hoepli's Buchh. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Carl Ricker, H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirahmi & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Austral.), F. Basedow. — Tiflis, C. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß.

März 1887.